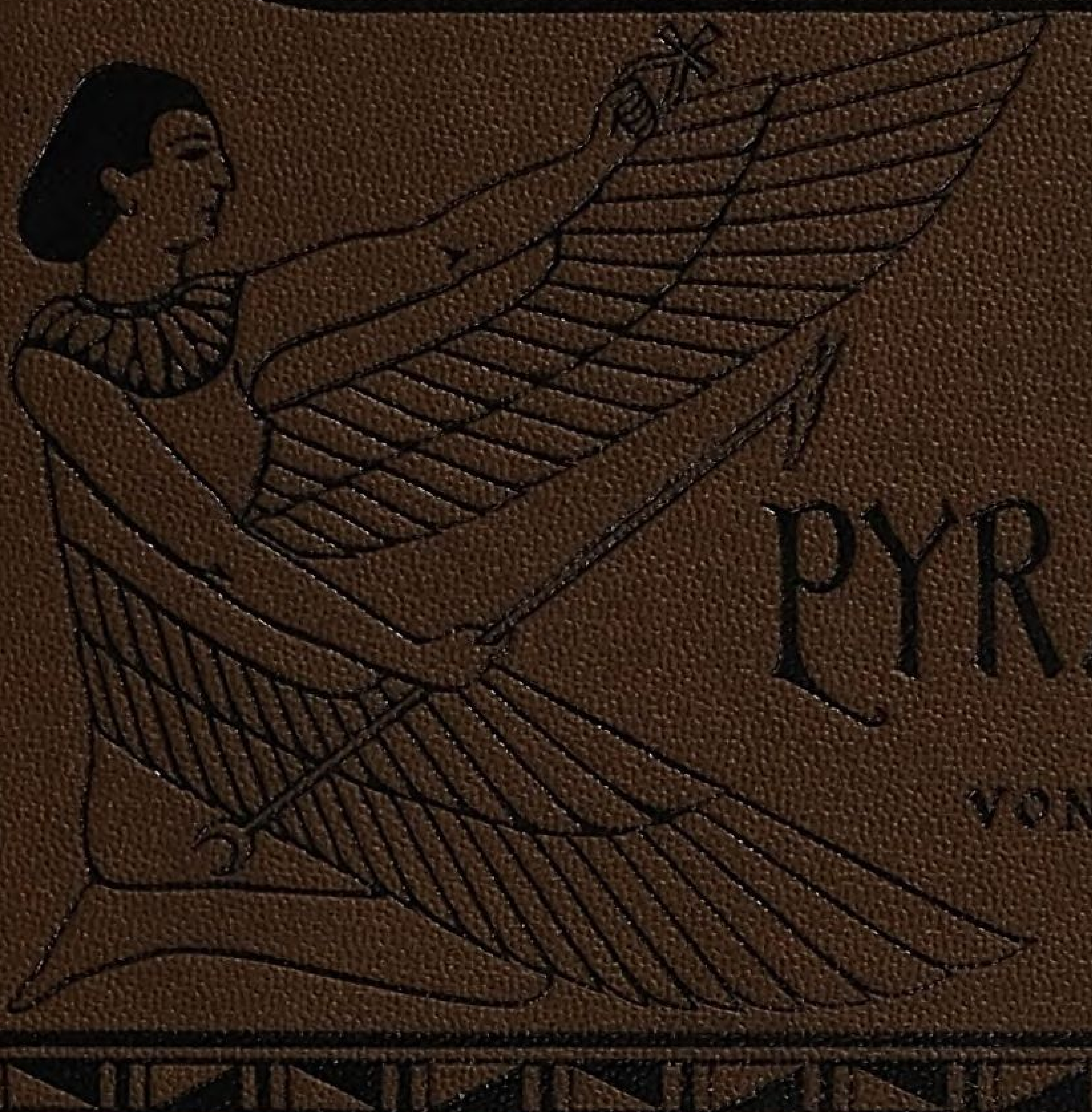
DAS ALTE WUNDERLAND DER PYRAMIDEN.



VON

Dr. KARL OPPEL.


Ex libris
Fide, sed cui vide.
Freiherr
Emanuel von Korff



<36608083260018

Das

Alte Wunderland der Pyramiden.

Vierte Auflage.

Otto Spamer's
Jugend- und Hausbibliothek.

Mit vielen Tonbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, kolorirten Bildern, Karten 2c.

Dritte Serie.
Sechster Band.

Erzählungen aus dem Alterthum
oder
Vor tausend und abertausend Jahren.

I.
Das alte Wunderland der Pyramiden.

Von
Dr. Karl Oppel.

Vierte umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Buntbildern, Karten u. s. w.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.
1881.



Das Land der Pyramiden. 4. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Blick in einen Säulenhof.

Das

Alte Wunderland der Pyramiden.

Geographische, geschichtliche

und

kulturhistorische Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte

sowie

des Verfalls des alten Aegyptens.

Von

Dr. Karl Oppel.



Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 200 Text-Abbildungen und Karten, einem Hieroglyphen-Alphabete sowie 4 Buntbildern.

Nach Zeichnungen von C. F. Klimsch und Anderen.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.
1881.



Das Land der Pyramiden. 4. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Blick in einen Säulenhof.

Das

Alte Wunderland der Pyramiden.

Geographische, geschichtliche

und

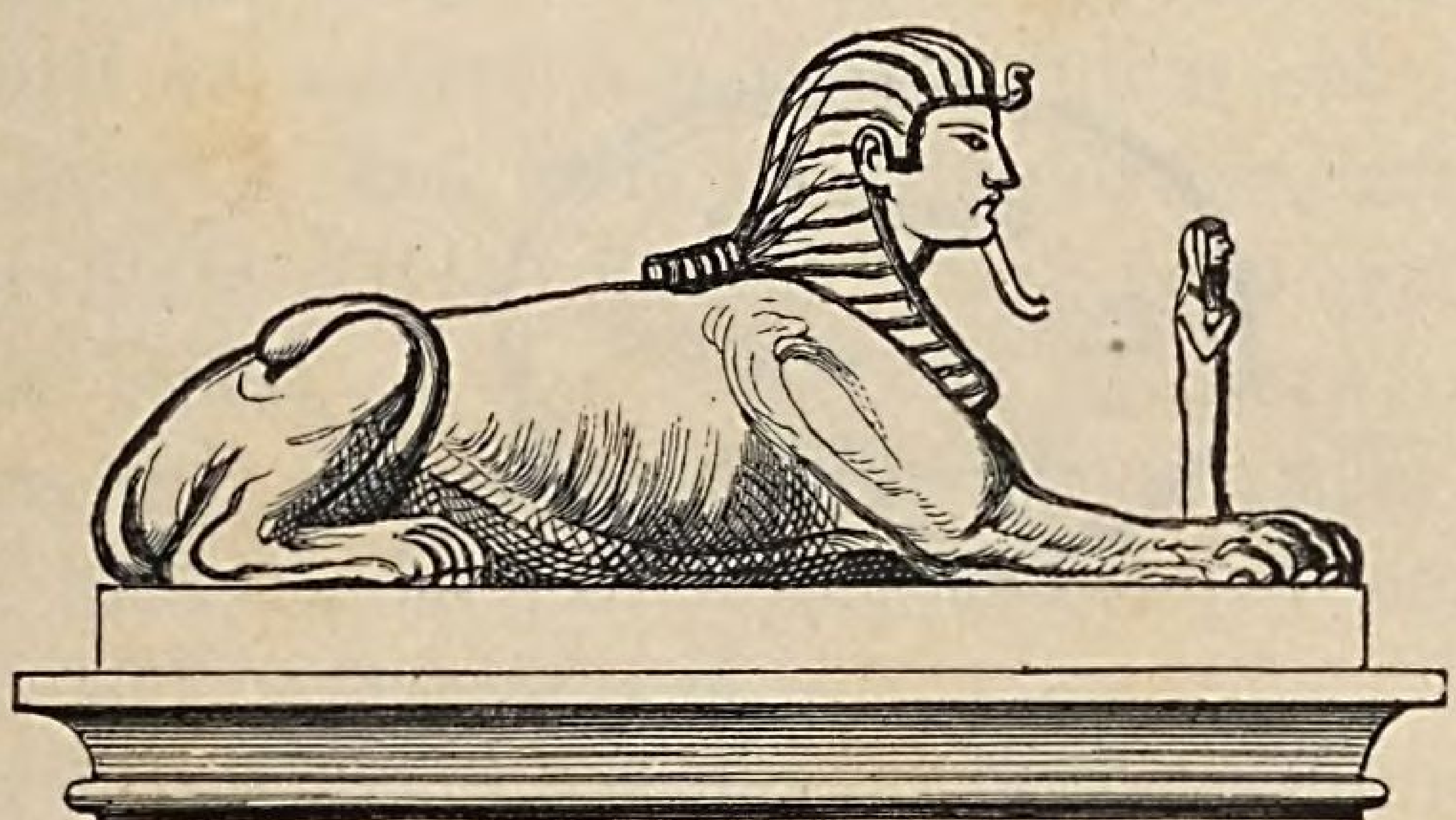
kulturhistorische Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte

sowie

des Verfalls des alten Aegyptens.

Von

Dr. Karl Oppel.



Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 200 Text-Abbildungen und Karten, einem Hieroglyphen-Alphabete sowie 4 Buntbildern.

Nach Zeichnungen von C. F. Klimsch und Anderen.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1881.

Papier der München-Dachauer Aktiengesellschaft für Papierfabrikation in München.

Vorwort
zur vierten Auflage.

Zur richtigen Würdigung vorliegender Arbeit fühle ich mich gedrungen, Folgendes zu sagen:

Der Zweck dieses Buches ist, in weiteren Kreisen aufmerksam zu machen auf jenes merkwürdige Volk, von welchem alle anderen Völker um das Mittelmeer den größten Theil ihrer Kultur erhalten haben, und das somit selbst auf unsere moderne Gesittung von dem wesentlichsten Einflusse war. — Das Buch ist nicht für Gelehrte bestimmt, sondern für Gebildete aller Stände, namentlich auch für die Jugend. Darum besteht es aus einzelnen Bildern, welche sich aber gegenseitig ergänzen; darum habe ich mich auch bemüht, lebendig und anziehend zu schildern; die Lektüre des Buches soll nicht blos Belehrung bieten, sie soll ein Genuß sein.

Nicht minder habe ich aber auf Gründlichkeit, Wahrheit und Treue gehalten. Mit Sorgfalt habe ich die Nachrichten der alten Schriftsteller sowohl mit den Werken der neueren als auch mit den Wandgemälden verglichen; habe zu richtigem Verständnisse altägyptischen Lebens die ägyptischen Museen in London, Paris, Berlin, Frankfurt, Genf rc. — zum Theil wiederholt — besucht, so daß ich mit Zuversicht hoffen darf, es kommt in dem ganzen Werke nicht ein Zug vor, der sich nicht auf zuverlässige Gewährsmänner oder eigene Anschauung stützte.

Auch hinsichtlich der unbedeutendsten Nebendinge bin ich vorsichtig und streng gewesen. Ich würde Seite 183 nicht von elfenbeinernen Würfeln gesprochen haben, wenn ich sie nicht in den erwähnten Sammlungen mehrfach gefunden hätte; würde Seite 230 keinen Bären erwähnt

haben, wenn er sich nicht in einem Grabmale bei Gurnah (im Gebiete des alten Theben unter den Thieren) abgebildet fände, die dem siegreichen Könige vorgeführt werden; der „fischende Lord" Seite 18 ist genau nach einem ägyptischen Wandgemälde geschildert, welches Wilkinson (III. 52) wiedergegeben hat 2c.

Ich sage, Hapi (Apis) hatte einen weißen Fleck in Gestalt eines auf seiner Spitze stehenden Dreiecks auf der Stirn — und nicht eines Vierecks, wie uns von Plinius berichtet wird; denn ich habe unter den ägyptischen Alterthümern Bronzestatuetten des Hapi gefunden, welche die Figur eines Dreiecks, nirgends aber solche, die ein Viereck auf der Stirn hatten. — Bei Ramessu III. lasse ich (Seite 249) den beiden Wachtposten nicht die Bärte abrasiren, wie Herodot (II. 121) erzählt, sondern das Hauptthaar. Ersteres war gar nicht möglich, da in Aegypten niemand seinen natürlichen Bart trug; letzteres aber lag sehr nahe, da nicht nur die Priester, sondern alle Wohlhabenderen, Gebildeteren sich aus Reinlichkeitsrücksichten den Kopf kahl schoren; man trug dann entweder ein anliegendes Käppchen oder nur das bekannte Kopftuch, oder — sehr häufig — eine Perücke.

In Nitakert wird man das Urbild unserer Aschenbrödel finden. Diese ägyptische Sage ist unter mancherlei Modifikationen in die Sagenwelt verschiedener europäischer Nationen übergegangen.

Einige Male habe ich mir — aber nur in durchaus unbedeutenden Nebendingen — eine kleine Auslassung oder Aenderung erlaubt, weil sich Manches heute nicht sagen und wiedergeben läßt, was die Alten ohne Scheu erzählen konnten, wie z. B. der Gruß, welchen (Herodot II. 162) Aahmes dem Könige Uahabra schickt.

Im übrigen sind alle Hauptsachen streng historisch erzählt, die Nebendinge aber getreu nach altägyptischem Leben und Sein geschildert.

Hinsichtlich der Namen habe ich jedesmal sorgfältig verglichen, wie sie in den Hieroglyphen lauten, und demnach Har statt Horus, Pilak statt Philä u. s. w. geschrieben. Warum soll man die Namen falsch lesen, wenn man weiß, wie sie richtig gelesen werden? Und wozu wären denn die Ergebnisse der Geschichtsforschung, wenn sie nie aus den Werken der Gelehrten in die für die Laien bestimmten übergehen sollten? In dieser Beziehung sind in den letzten zehn Jahren die erfreulichsten Fortschritte gemacht worden; der Name Kemi für Alt-Aegypten ist geläufig geworden; auch die Schulbücher sprechen nicht

mehr von Cheops oder Suphis, sondern von Chufu, nicht mehr von Cephren oder Chabryes, sondern von Chafra ꝛc.; und nachdem dem Leser in vorliegendem Buche Gelegenheit geboten ist, mit eigenen Augen die hieroglyphischen Namen zu lesen und die richtige Form selbst festzustellen, wird er gern auf Rhampsinitos und Psammecherites verzichten und Ramessu und Psamtik dafür nehmen.

Es ist dem Buche von mancher Seite her viel Ehre erwiesen, ja es ist in mehrere fremde Sprachen, ins Russische, Schwedische, Französische ꝛc. übersetzt worden. Fürwahr, mehr Anerkennung, als ich je gehofft hatte! Mein redliches Streben bei dieser vierten Auflage ist dahin gegangen, das Werk auch zu verbessern, so weit meine Kräfte und der vergönnte Raum es verstatteten. Es sind nicht nur ganz neue Kapitel (Das erste Jahrtausend des Reiches — Siebzehn Jahrhunderte weiter — Die Zeit der Wirren ꝛc.) hinzugefügt, sondern auch die alten — namentlich durch Benutzung hieroglyphischer Texte — erweitert worden. Die in den letzten Jahren erschienenen trefflichen Werke (Brugsch' „Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen", Klunzingers „Bilder aus Oberägypten", Dittmers „Kemi und das Nilsystem", Ebers' „Aegypten" und so viele andere) boten dazu reichen Stoff.

Der Abschnitt: „Der Chediw" und die ausführlichen Fingerzeige und Rathschläge für Nilreisende werden dem Leser willkommen sein. Das Kapitel über die Hieroglyphen hält sich an die 1872 erschienene „Hieroglyphische Grammatik" von Heinrich Brugsch-Bey. Es ist in dieser vierten Auflage bedeutend vergrößert worden, Leseübungen sind beigefügt, und die gewonnene Kenntnis wird fortlaufend stets wieder aufgefrischt.

Zu ganz besonderem Dank bin ich dem Herrn Professor Joseph Lauth in München verpflichtet; nicht nur habe ich aus seinen trefflichen Werken („Manetho", „Chufu's Bau und Buch", „Die Pianchi-Stele ꝛc.) mannigfache Belehrung geschöpft, er hatte auch die Güte, mir in speziellen brieflichen Mittheilungen den reichen Schatz seines Wissens zu öffnen. Dafür spreche ich ihm hier meinen Dank aus.

Aber auch in anderer Beziehung ist das Buch sehr wesentlich verbessert worden. Mit großer Bereitwilligkeit hat der Herr Verleger nicht nur Alles an Karten und anderen neueren Illustrationen bewilligt, was gewünscht wurde — er hat das Buch der Hauptsache nach ganz neu illustrirt und mit wissenschaftlicher Genauigkeit und Sorgfalt

Farbenbilder ausführen lassen, die — wie der Leser sogleich erkennen wird — mehr sind als nur ein bunter Schmuck.

Das Buch, welches ursprünglich zwanzig Bogen kleineren Formates hatte, ist nun auf sechsundzwanzig Bogen dieses größeren Formates gebracht, die Zahl der Illustrationen von 142 auf 204 vermehrt worden.

Verleger und Verfasser haben auch diesmal mit einander illustrirt. Ueberhaupt wird der Leser leicht herausfühlen, daß das ägyptische Alterthum ein Steckenpferd von uns Beiden ist, und daß er in dem vorliegenden Buche ein mit Hingebung und Sorgfalt gehegtes Schoßkind vor sich hat.

Möge es auch diesmal wieder bei dem Publikum freundliche Aufnahme finden!

Dr. **Karl Oppel.**

Inhalt des Buches.

I.

Land und Volk.

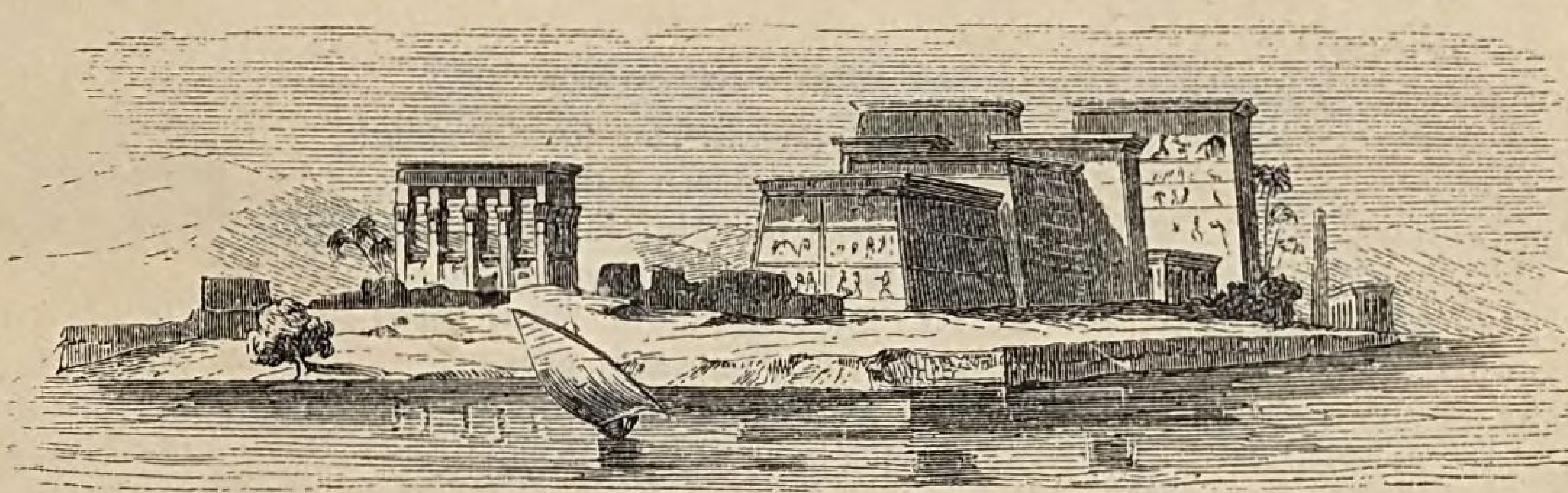
II.

Sagen und Geschichtliches.

Buntbilder:

Das

Land der Pyramiden.



I.

Land und Volk.

Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunklem Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün;
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel, —
O, wie gern zög' ich dahin!

Schiller.



Vor dreitausend Jahren.

1. Das gesegnete Wunderland Aegypten.

Die alte Sprache. — Der heilige Hapi. — Orientirung. — Die Granitregion. — Pilak. — Aegyptische Bauart. — Die Wasserfälle. — Ein Inselmeer. — Sun, die Festung, und ihre Steinbrüche. — Die Sandsteinregion. — Fruchtbarkeit. — Weinkultur.

Ein unvergleichlicher Hochgenuß ist es, plötzlich in eine andere Welt versetzt zu sein, in ein anderes Klima mit fremden Produkten, zu anderen Menschen mit fremden Sitten und Gebräuchen, in eine Zeit, die nicht mehr ist. Und diesen seltenen Hochgenuß wollen wir uns jetzt bereiten. Versetzen wir uns im Geiste um dreitausend Jahre zurück, schwingen wir uns mit den Fittichen der Phantasie nach dem Thale des Nils, dem gesegneten Lande, in welchem es keinen Winter giebt, in welchem man nichts weiß von Schnee und Eis, in welchem auch um die Jahreswende der üppigste Blumenflor uns entgegenlacht und die Rosen lieblich duften; in jenes Land, in dem die Hundertjährigen keine Seltenheit sind! Kehren wir ein in das alte Aegypten, das Land der Wunder, das Schatzhaus uralter Weisheit, aus welchem Phöniker, Griechen und Römer ihr Wissen geholt, aus dem selbst ein großer Theil unserer heutigen Kultur stammt. Denn schon vor vier Jahrtausenden lebte dort ein hochgebildetes Volk; also zu einer Zeit, da unser Vaterland noch von einem Ende zum andern mit finsterem Urwalde bedeckt war, in dem der Bär und der Ur hausten; zu einer Zeit, da noch kein Rom stand, da selbst über Griechenland noch nicht die Sonne der Gesittung aufgegangen war.

Dorthin wollen wir im Geiste ziehen, sehen, was in weiter Ferne von einem untergegangenen Volke Gewaltiges unternommen worden ist, wie man in jenen alten Zeiten dort im Lande der Pyramiden dachte und fühlte, wie man lebte, genoß und wieder einkehrte in die ewigen Wohnungen der Mutter Erde. Wir wollen mit einander den heiligen Fluß befahren, wandeln an seinen Ufern in den Palmenhainen, besuchen die belebten Städte und die lieblichen

Dörfer, einkehren in die Läden und Wohnungen der Geschäftsleute, in die Paläste der Könige, in die Tempel und die stillen Gemächer der Weisen; wir wollen eindringen in die Pyramiden, in die Felsengräber und tief hinunter in die Katakomben.

Wohlan denn! Die Phantasie thut das Ihre — es sind dreizehnhundert Jahre vor Christi Geburt, und wir stehen an der Südgrenze Aegyptens, also ungefähr am 24. Breitegrade. Hier in der Nähe muß die vielberühmte Insel Philä sein. Dort steht ein Landmann in seinem Spargelfelde, der mag uns zurechtweisen. Ha — sind das Spargel! Drei Fuß lang und so dick, wie der Knotenstock eines Handwerksburschen! Doch — lassen wir das! Wir sehen uns noch näher um auf den Feldern. Guter Freund, wo ist die Insel Philä?

„Philä? Das kenne ich nicht."

Nun, wo geht's denn nach dem Nil?

„Nil? Nil?" Er schüttelt wieder sein ernstes Haupt. „Nil kenn' ich nicht."

Das ist sonderbar! Ein Aegypter und kennt den Nil nicht. — „Guter Freund, du bist wohl nicht aus Aegypten?"

„Aegypten? Kenn' ich nicht."

Halt, halt, jetzt haben wir's! Wir müssen erst die altägyptischen Namen wieder einführen, dürfen nichts anders nennen als die Eingeborenen. Das ist eine eigenthümliche Sache. Die Beschreibungen des alten Aegyptens, welche aus der Vorzeit auf uns gekommen sind, wurden von Griechen verfaßt. Diese haben die alten Eigennamen von Städten, Personen, Göttern 2c. zum Theil bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, zum Theil ins Griechische übersetzt, zum Theil nur mit einer griechischen Endsilbe bedacht, und es bedurfte der ernstesten Studien und des ganzen Scharfsinnes der Aegyptologen, die alten, echten Namen wieder herzustellen. Ganz ist es bis zu dieser Stunde noch nicht gelungen.

Fragen wir jetzt den Landmann, ob er aus Kemi sei, so wird er uns ein freudiges Ja zurufen, denn Kemi hieß das Land, der Name des Flusses aber war Hapi. Im gewöhnlichen Leben jedoch gebrauchte man diesen Eigennamen fast nie, sondern sagte kurzweg Aur oder Jaro, welche beiden Worte nur allgemein Strom bedeuten. Es gab ja in ganz Aegypten kein anderes fließendes Wasser, und ein Mißverständnis war nicht möglich. Der uns geläufige Name Aegypten ist griechisch (Aegyptos), und Nil ist das hebräische Nahal, welches auch nur allgemein Fluß bedeutet. Das Volk aber nannte sich selbst: Rutu (Einzahl: Rut).

Gehen wir nun zu Schiffe, das ganze Land von Süden nach Norden auf den Fluten des Stromes zu durchziehen. Da steht ja schon die Barke zu unserer Reise bereit. Steigen wir ein!

Wir fahren abwärts. Rüstige Ruderer beschleunigen den Lauf des Schiffchens, daß es pfeilschnell auf dem Wasser dahinschießt. Der geschickte Steuermann da hinten sorgt schon, daß uns kein Leid widerfährt. Hier zu Lande giebt es die besten Schiffer der Welt; wird ja doch während der Ueberschwemmung monatelang fast aller Verkehr durch Nachen vermittelt. Lassen wir uns zum Schutze vor der glühenden Sonne unter diesem Baldachin nieder und orientiren wir uns zuerst ein wenig!

Kemi, das alte Aegypten, ist im Norden begrenzt von dem Mittelländischen Meere, im Osten von der Landenge von Sues und dem Rothen Meere, im Süden von Nubien. Hier läßt sich die Grenze nicht in ihrer ganzen Länge scharf bestimmen, da sie durch öde, unbewohnte Gegenden geht; doch können wir ziemlich genau den 24.° nördlicher Breite annehmen. Im Westen fällt die Grenze in das Libysche Gebirge, war also nie wirklich erkennbar, denn hier ist es wüst, kahl, durchaus unangebaut; Grenznachbarn konnten sich kein Stück Landes streitig machen, denn — es gab und giebt keine Grenznachbarn.

Der Flächenraum des Wunderlandes, welches wir durchreisen, beträgt circa 8000 Quadratmeilen, also beinahe die Größe des Königreichs Spanien; bewohnt und angebaut sind aber nur etwa 750 Geviertmeilen, d. i. ungefähr so viel wie die Provinz Schlesien.

Mitten durch das Land fließt von Süden nach Norden in einer Länge von 320 Stunden der Jaro, der einzige Fluß des Landes; und nur das enge Stromthal, durchschnittlich nicht breiter als vier bis sechs Stunden, ist bewohnt und angebaut. Rechts, also nach dem Rothen Meere zu, erheben sich steile Felsberge, die so kahl sind, daß nicht ein einziger Baum, nicht ein Grashalm auf ihnen zu sehen ist. Sie sind von trockenen Querthälern durchschnitten, halten sich ziemlich in gleicher Höhe und fallen am Rothen Meere wieder steil ab.

In gleicher Weise erheben sich links die Libyschen Berge — nicht minder öde, einsam und todt. Doch sind hier die Abhänge schiefer, so daß das Gebirge an den meisten Stellen erstiegen werden kann. Es reicht bis zur Libyschen Wüste und ist einigermaßen Schutzmauer gegen den Alles begrabenden Sand. Von den Querthälern, die sich auch hier finden, führen einige zu den Oasen.

Der Fluß hat sein Bette meist auf der rechten, östlichen Seite des Thales. Etwa 40 Stunden vom Meere entfernt treten die Berge nach beiden Seiten zurück und lassen so eine Ebene zwischen sich frei, die immer breiter wird und ungefähr die Gestalt eines Dreiecks hat. Der Fluß theilt sich erst in zwei, später durch weitere Theilungen in sieben Arme, von denen der östlichste vom westlichsten an der Mündung etwa 50 Stunden entfernt ist. Der Weg, den der Nil nach seiner Theilung durchfließt, beträgt wegen der vielen Krümmungen immer noch 70 Stunden; von der ersten Theilung bis zur Südgrenze sind es 250 Stunden.

Die Eintheilung in Ober-, Mittel- und Unterägypten, welche in unseren heutigen Lehrbüchern der Geographie beliebt wird, kannten die alten Aegypter nicht; bei ihnen gab es nur Tares, das „Südland", reichend bis zur Theilung des Flusses, und Tameh, das „Nordland", also der Theil, welchen wir heute das Delta nennen, und welcher damals auch den Namen Tamera, „Land der Ueberschwemmung", führte.

Halten wir an und betrachten uns die Gegend! Wir sind noch immer an der Südgrenze Aegyptens. Der Nil hat hier durchschnittlich eine Breite von einer Viertelstunde. Von beiden Seiten treten die steilen Felsberge, welche namentlich rechts fast senkrecht wie eine Wand abfallen, bis auf 70 m und darüber nahe ans Ufer, ja, manchmal bleibt nur nothdürftig Raum zu einem Fahrwege.

Hier sehen wir auf einer Länge von vier Stunden nur Granitgestein, das von der Stadt Syene den Namen Syenit erhalten hat. Das ist derselbe prachtvolle rothe Stein, aus dem alle Obelisken, eine Menge Särge und andere kolossale Steinmetzarbeiten gemacht werden; dieser im ganzen Alterthume weit und breit berühmte Stein, der so überaus beliebt war wegen seiner Farbe, seiner Dauerhaftigkeit und der herrlichen, spiegelglatten Politur, die man ihm hier in Aegypten zu geben weiß. Das schöne Roth wird meist nur in den Bruchstellen sichtbar; die Außenseite der Felsen hat eine dunklere, braunrothe Färbung angenommen; aber die Steinmassen inmitten frischgrünender Bäume gewähren einen überaus malerischen Anblick.

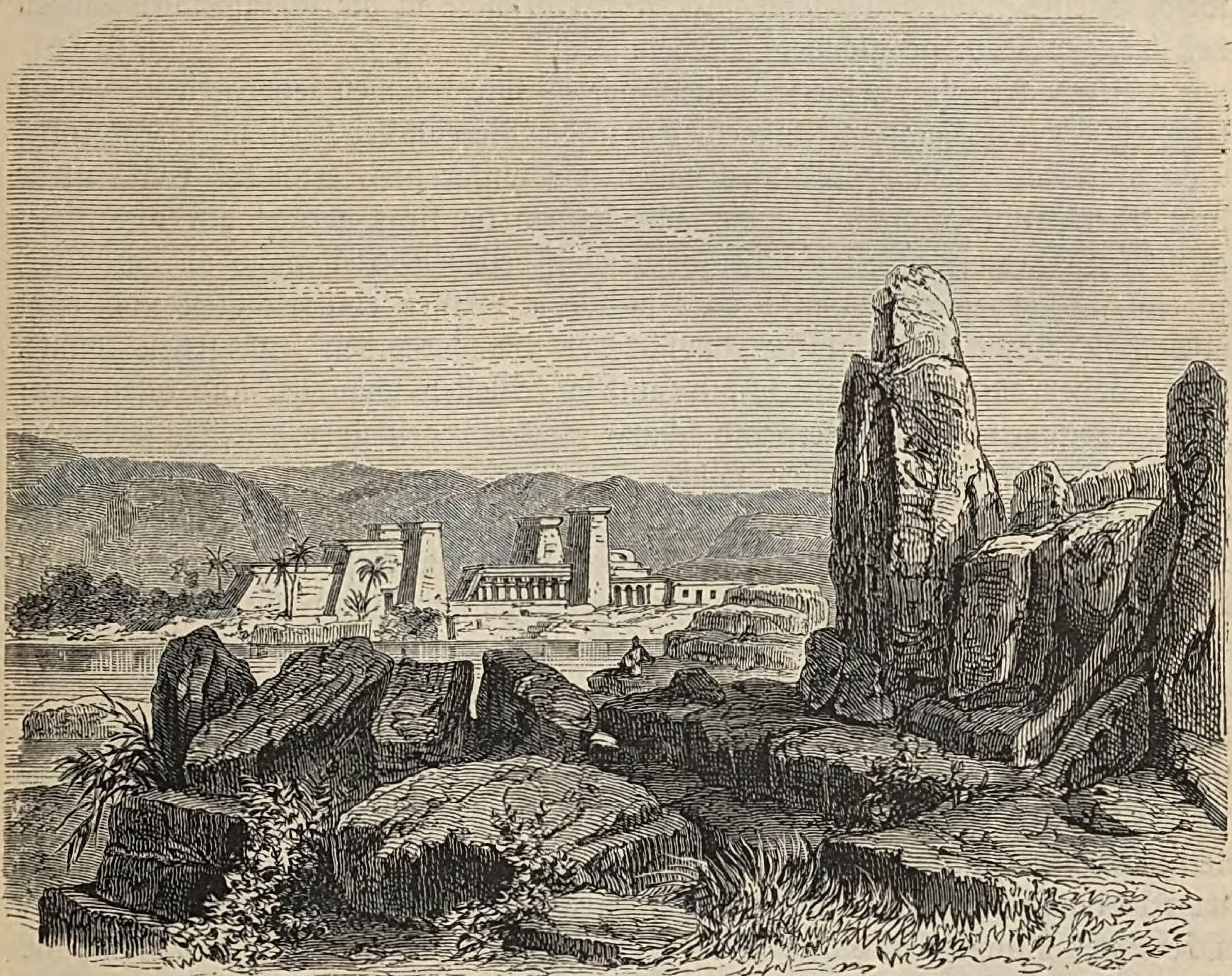
An manchen Stellen ist der Granit heller — graugelblich — an anderen wechselt die Farbe noch mehr, wird schwärzlich. Hier ist er grau mit grünen Punkten, da schwarz mit weißen Punkten, dort dunkelgrün. Die letztgenannten Sorten sind besonders beliebt zu Bildhauerarbeiten, Bildsäulen der Götter und Könige, Sphinxen 2c.

Aber jetzt müssen wir einen Blick auf den Fluß selbst werfen! Siehe, er erweitert sich, nimmt zu an Breite, und Inseln treten aus ihm hervor; wir sind in eine wahre Inselwelt hineingerathen. Auf einem Wege von drei Stunden erheben sich über 160 größere und kleinere Inseln aus dem Flusse, meist kleine Felseninseln — auch wieder rother Granit — zum Theil aber auch größere, ebene Flächen, die angebaut und bewohnt sind; die kleinsten mögen kaum 100 m lang und etwa eben so breit sein; die größte aber — und an diese kommen wir zuerst — ist über 20 Minuten breit und gegen drei Viertelstunden lang.

Wir halten uns nun rechts; denn drüben am linken Ufer ist es ganz unmöglich, durch alle jene Klippen hindurchzukommen. Plötzlich entrollt sich vor unseren Augen ein neues, herrliches Bild! Das ist der erste Tempel, den wir sehen! Dort taucht die Insel Philä auf. Sie heißt eigentlich P-i-lak, d. h. „die äußerste Insel", also die Grenzinsel; uns aber ist die griechische Form des Namens geläufiger. An sich ist sie ein unbedeutendes Inselchen, von Nordwest nach Südost in ihrer größten Ausdehnung nur 330 m lang, 120 m breit. In einer Viertelstunde kann man längs des Ufers die ganze Insel umschritten haben. Aber wie viel ist darauf zu sehen! Vor allem der große, weit berühmte Osiristempel mit seinen Säulenhallen, mit den hohen Thorflügeln, den Obelisken, mit all dem Bildwerk, den ungezählten Reliefdarstellungen auf seinen Wänden! — Nur Priestern ist hier der Eingang gestattet: jedem Andern sind die ehernen Pforten unwandelbar verschlossen — denn hier, hier schläft der große Osiris, hier ist er begraben. Daneben steht auch noch ein kleiner Tempel der Isis, seiner Gemahlin. Von Süden her nahten in Menge die frommen Wallfahrer; hier ist die große Landungstreppe, neben welcher die Boote, groß und klein, kostbar und bescheiden, anlegten, daß ihre Insassen auch einmal im Leben die heilige Insel besuchen und daselbst im Tempelhofe opfern und beten konnten. Welche Masse von Prachtbauten, Priesterwohnungen und Nebengebäuden! Bei den Einzelheiten können wir uns nicht aufhalten, aber einige Punkte wollen wir uns gleich hier merken:

1. Von den vielen Säulen an dem großen Tempel ist nicht eine wie die andere; sie haben sehr verschiedene Kapitäle, und dennoch — welche Harmonie! Das erinnert uns an die gothische Bauweise, bei der wir ja Aehnliches finden — Verschiedenheit im einzelnen und Einheit im ganzen.

2. Alle Wände sind — viele tausend und aber tausend Quadratfuß groß — mit Bildern bedeckt, von denen die auf der Außenseite der Wände nicht nur mit bunten Farben gemalt, sondern auch erhaben sind. Aber weder die Farbe noch das Relief stört den Eindruck der einfachen, großartigen Architektur, denn die Erhabenheiten sind zu flach, um Schatten zu werfen, und sie und die Farben stören nicht mehr, sobald man sich so weit entfernt hat, daß man den Tempel im ganzen überblicken kann.



Blick von Senem (Bigeh) nach Pilak (Philä).

3. Höchst merkwürdig ist die Art, wie die Ufer der Insel durch Mauerwerk gegen das allmähliche Herabrutschen der Erde und das Abspülen durch den Fluß gesichert sind. Die Mauern, welche sich jedoch nicht über die Fläche der Insel erheben, bilden gleichsam Gewölbe, die gegen das Wasser konkav, nach dem Innern der Insel konvex sind. So widerstehen sie dem Druck der Erdmassen von Jahrtausend zu Jahrtausend und bleiben für jeglichen Wasserbaumeister ein Musterwerk.

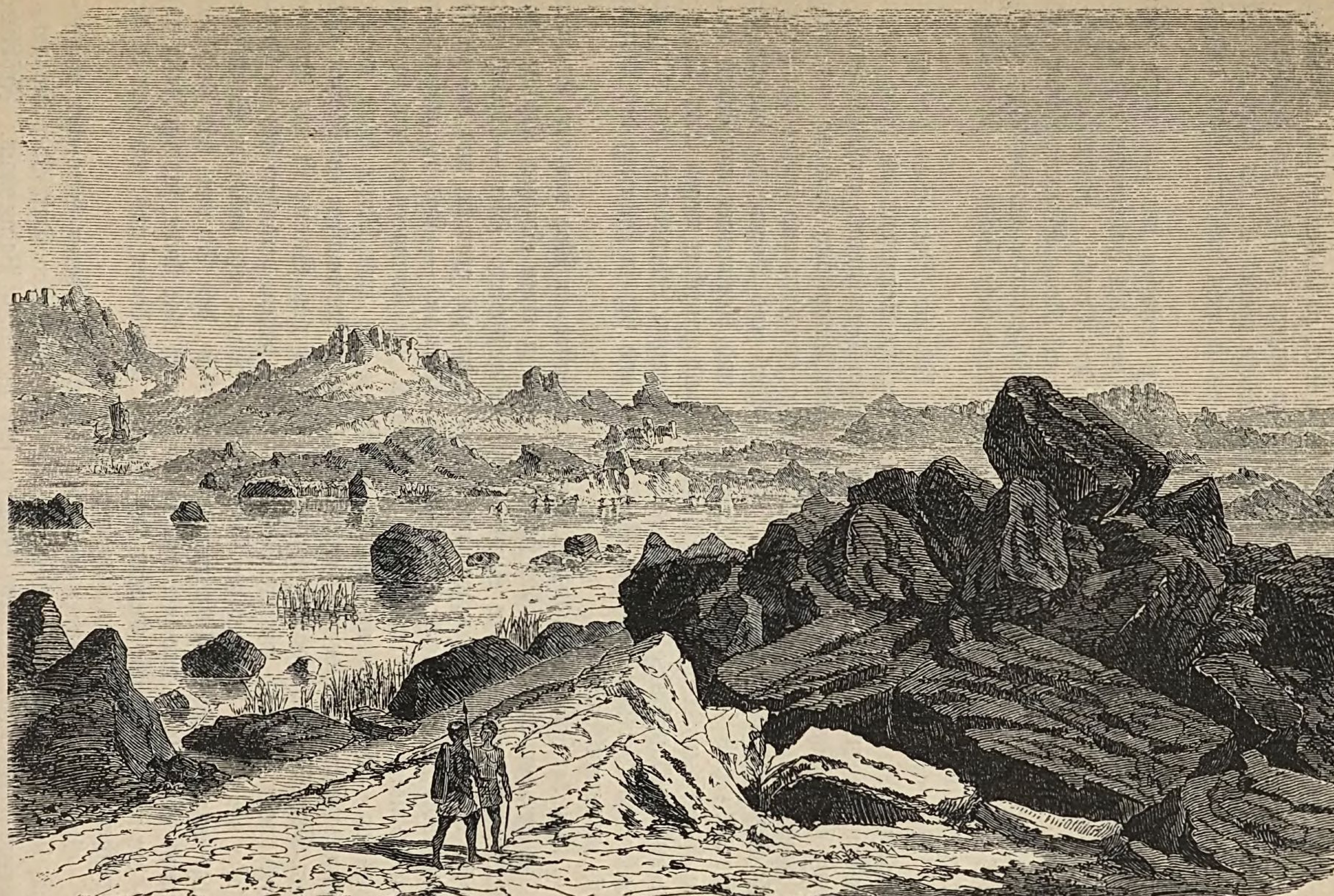
Westlich von Pilak, nur durch einen kleinen Nilarm von ihr getrennt, liegt die größere Insel Senem, heutzutage Bigeh genannt, von alten Zeiten

her ein berühmter Wallfahrtsort mit stattlichem Tempel. Von hier hat man den schönsten Blick auf die Prachtbauten Pilaks, welche zwischen schlanken, duftigen Palmen, die nahen Felsberge im Hintergrunde, die dunklen Steinbrüche im Vordergrunde, ein äußerst malerisches Bild bieten.

Den Schluß dieser Inselgruppe macht das Inselchen Ab, „Elfenbeininsel", Griechen und Römer gaben ihr später den Namen Elefantine. Hier sind die Tempelbauten noch viel prachtvoller, großartiger und ausgedehnter als auf Pilak, aber nicht in gleichem Grade ehrwürdig. Doch ist hier die Hauptstadt der südlichsten Provinz; hier steht der Tempel des widderköpfigen Gottes Chnum, und neben ihm verehrt man noch die beiden Kataraktengöttinnen Anke und Sati. Alljährlich wird ihnen ein siebentägiges Fest gefeiert, bei welchem eine goldene und eine silberne Trinkschale in die schäumenden Wogen des heiligen Hapi geschleudert werden.

Setzen wir unsere Reise weiter fort — wir kommen jetzt in den romantischsten Theil des ganzen Flußgebietes, in den Bereich der berühmten Katarakte. Den breitesten Theil des Flusses haben wir hinter uns, denn bei Philä ist er drei Viertelstunden breit — die wildeste Partie liegt gerade vor uns. In grotesken Formen rücken die Felsberge von beiden Seiten nahe an das Ufer, so daß sie hier und da unmittelbar aus dem Wasser emporstarren und nicht eine Hand breit Boden lassen, wohin der Wanderer den Fuß setzen könnte. Das Wasser aber zischt und braust, und die Wellen schäumen und tosen; unzählige Klippen, Felsbrocken und scharfe Zacken ragen über den Wasserspiegel hervor oder sind dicht unter seiner Oberfläche verborgen, dem unkundigen Schiffer Tod und Verderben drohend. Ein weißer Schaum bedeckt den Fluß, und über eine Stunde weit reiht sich Strudel an Strudel und Wirbel an Wirbel. Das Schifflein wird von einer Stromschnelle in die andere gejagt. — Das sind die Wasserfälle des Nil, die freilich keine Aehnlichkeit haben mit Dem, was wir gewöhnlich unter einem Wasserfalle verstehen. Wir verlangen, daß das Wasser haushoch oder wenigstens zimmerhoch senkrecht herabstürzt — Derartiges ist hier nicht zu finden. Der Strom rauscht über eine Masse von Felsblöcken und bildet so ungezählte Wasserfällchen, von denen aber keines höher als 15, höchstens 20 cm ist. So geht's fünf Viertelstunden weit fort. Einmal auch kommt eine Stelle, an der wenige Zacken über die Oberfläche blicken, die ganze Wassermasse aber in einer Breite von mehr als einer Viertelstunde (demnach noch etwas breiter als der berühmte Niagarafall) 9 m weit in einem Winkel von 15 Grad hinabschießt. Der Fall beträgt auf 9 m Länge also etwa gut 1 m in der Höhe. Auch das ist kein Wasserfall nach unserer gewöhnlichen Vorstellung, sondern nur eine außerordentliche Stromschnelle — aber es ist denn doch ein gewaltiges Hinderniß für die Schiffahrt.

Bei der Fahrt stromaufwärts steigen die Schiffer hier aus und ziehen, am felsigen Ufer gehend, das Boot an Seilen hinauf. Thalwärts geht's lustiger; gewandt steuert man die Barke nach der Mitte des Flusses, und — in einem Nu ist sie hinabgeschossen und jagt pfeilgeschwind dahin in die tosenden Wasser, daß die Wellen zischend hineinspritzen und der Fremdling, der solche Fahrt mitmacht, wohl ängstlich die Hände faltet, weil er nicht weiß, wie ihm geschieht.



Die Wasserfälle des Nils in der Granitregion.

Denn hundert Klippen drohen ihm den Tod, und er begreift nicht, wie es möglich ist, sie bei solcher Windesschnelligkeit zu vermeiden; er fürchtet in jeder Sekunde, das Schifflein müsse zerschellen. Freilich, zu solchen Fahrkunststückchen gehören ägyptische Schiffer! Sieh, wie der unsere so ruhig und gelassen an seinem Steuer steht und sich ein lustiges Liedlein pfeift! Er hat schon oft mit seinem Boote auf den Wellen getanzt, und es ist nicht das erste Mal, daß er diese gefährliche Stelle passirt.

Mitten in diesen Strudeln und Wirbeln verlassen wir das rechte Ufer und steuern quer hinüber nach dem linken — denn das Fahrwasser will es so. Wir kommen gewissermaßen vom Regen in die Traufe! Rechts und links, vor uns und hinter uns erheben sich große und kleine Klippen, Zacken und Felsenspitzen die Menge. Bei sehr hohem Wasserstande verschwinden allerdings die meisten, dann aber bilden sich über ihnen tiefe Wirbel — Warnungszeichen für die Schiffer.

Wir bleiben nun auf dem linken Ufer bis zur Stadt Sun drüben am östlichen Gestade. Da liegt sie, die alte Grenzfeste Aegyptens mit ihren hohen Backsteinmauern, ihren festen Thoren, prächtigen Tempeln und großen Kasernen! Denn sie ist eine Garnisonstadt, sintemal dem äthiopischen Nachbar doch nicht zu trauen ist. Da sehen wir die Regimenter exerziren und fechten mit Lanze und Schwert, Beil und Sichel, Keule, Pfeil und Bogen; da wirbeln die Trommeln und schmettern die Trompeten, und Regimenter marschiren auf. Die ägyptischen Krieger sind weit berühmt und gefürchtet wegen ihrer Tapferkeit und Leistungsfähigkeit; war es doch ihr ganzer Lebensberuf, sich fähig zu machen zur Vertheidigung des Vaterlandes und sich in Führung der Waffen stets zu vervollkommnen.

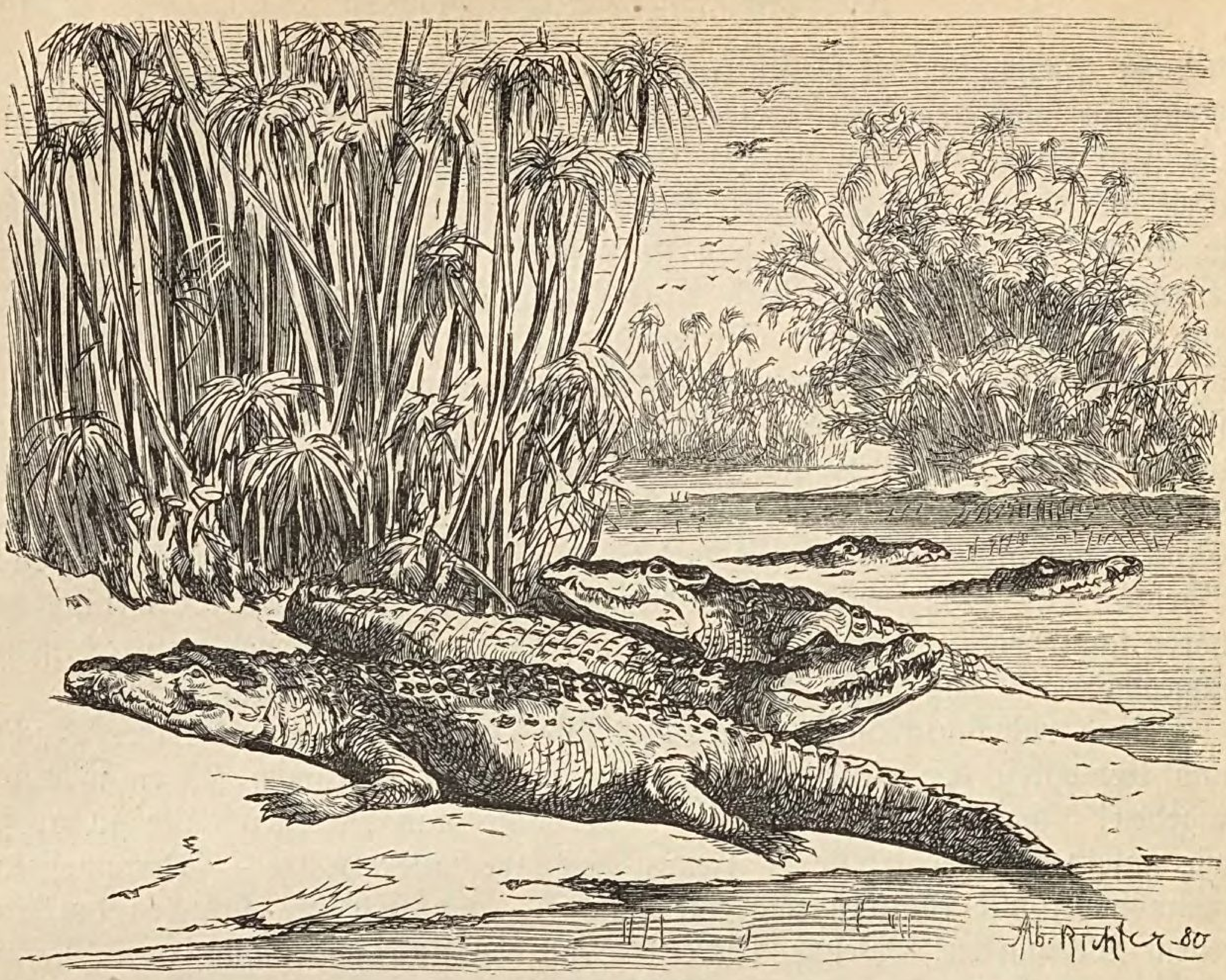
Von der Insel Pilak bis hierher ist zu Wasser ein Weg von drei Stunden — in gerader Linie nur die Hälfte — aber in einer einzigen Stunde sind wir hinuntergefahren; der Strom fließt pfeilgeschwind. Hier — östlich und südlich von Sun (die Griechen haben Syene daraus gemacht, und das elende Araberdorf, welches heute dort steht, heißt Assuan) — sind die großartigen Granitbrüche, die sich meilenweit in Gängen und Kammern in dem Gebirge hinziehen. Von hier an hat die Schiffahrt bis zum Meere keine weitere Schwierigkeit; von hier kann man die kolossalen Steinmassen auf Flößen nach allen Gegenden des Landes schaffen. Nördlich von Syene ist kein Granitbruch mehr. Sobald wir die Stadt hinter uns haben, verändert sich die Landschaft; die Stelle braunrother Granitfelsen nehmen jetzt hellgelbe Sandsteinberge ein; der Strom fließt ruhiger. Kein Riff, kein Strudel, kein Felsblock hemmt seinen Lauf; nur hier und da taucht noch eine flache, sandige Insel auf — die wildromantische Gegend des Granits liegt hinter uns; wir sind in die lieblichere Sandsteinregion eingetreten.

Nun labe deine Augen an diesen Rosenfeldern, deren Sträucher mannshoch sind mit handgroßen Blumen, die den lieblichsten Duft über die ganze Gegend verbreiten! — Jetzt kommen wir an einen Palmenhain. Fröhliche Menschen tummeln sich in munteren, lustigen Spielen zwischen den schlanken Stämmen der Dattelpalmen. Dort liegt eine anmuthige Gruppe im Schatten

saftiger Oelbäume. Ueberall der üppigste Pflanzenwuchs, den sich unsere Phantasie vorstellen kann. Getreidefelder mit $2^1/_2$—3 m hohen Halmen, 200 bis 300 Körner in jeder Aehre! Und was für Wiesen! Das Gras ist handbreit und so hoch, daß der größte Stier nicht darüber hinaussieht. Hier kommt ja gerade eine Herde Rinder von jener Meierei dort drüben am Rande der Berge. Welch stattliches Vieh! Eine Anzahl Hirten begleitet die Herde, und ein Oberaufseher mit einem Stocke in der Hand springt hierhin und dorthin, die Saumseligen anzutreiben und die Langsamen flink zu machen. Solch strenge Aufsicht ist aber auch nöthig, denn die Herde besteht ja beinahe aus tausend Stück, und wenn sich eine Kuh, oder ein Ochse, oder so ein munteres Kälblein nicht am Rande der Wiese hält, sondern hineinspaziert in das hohe Gras, dann ist's schwer, es wieder herauszufinden. Zwar ist jedem Thiere aus Vorsorge eine bronzene Schelle an den Hals gehängt, damit man es wenigstens hören kann, wenn es in dem 2 m hohen Grase unsichtbar geworden ist; dessenungeachtet geht das Jahr über doch manches schöne Stück Vieh verloren.

Und wahrlich, es fällt uns schwer, Alles, was wir an wunderbarer Pracht und Ueppigkeit der Vegetation vor uns erblicken, in kurzen Zügen wiederzugeben! Gurken, 50 cm lang — Kürbisse und Melonen, alle so groß wie unsere Centnerkürbisse — Feigen von fabelhafter Größe — Brennnesseln mannshoch, mit Blättern wie eine Hand — und sieh' die Trauben dort in jenem Weingarten! Welche Beeren! Nun, es sind zwar nicht zwei Mann nöthig, eine solche Traube zu tragen, aber es ist jedenfalls mehr als einer nöthig, um sie aufzuessen. Aegypten ist berühmt durch seinen guten Wein; machen sich doch verschiedene Städte den Rang streitig, welche von ihnen den besten liefert. Die Weintrauben, Elel, wurden in große Säcke geschüttet und diese, in ein Gestell gespannt, mit Hebeln zusammengewunden, zusammengedreht, so daß auf diese Weise der Saft ausgepreßt wurde und in untergestellte große Gefäße träufelte. Der Wein, Arp, aber wurde in mannshohen thönernen, mit Blasen und Leder zugebundenen Krügen aufbewahrt, bei Tische in prachtvollen Porzellankannen aufgetragen und aus bronzenen und goldenen Bechern, oder auch aus gemalten Porzellanschalen getrunken.

Gerade diese südlichste Region des Landes erzeugt den besten und stärksten Wein, sie hat deshalb auch im Munde des Volkes den allgemein bekannten Namen Weinland bekommen, und der Wein von Sun, Arp en Sun, prangt auf der Tafel des Königs.



Das Krokodil.

2. Von Syene bis Theben.

Das Krokodil und der Ichneumon. — Der erste Engpaß. — Chennu. — Atho und die Straße nach dem Rothen Meere. — Der zweite Engpaß.

Halt! Was taucht denn dort aus dem Wasser auf und verschwindet wieder? Das ist doch kein Fisch? — O nein! das ist ein Krokodil.

Es sind gefährliche Bestien, die Krokodile. Im Schilfe verborgen, lauern sie mit unermüdlicher Geduld, bis eine Magd kommt, Wasser zu schöpfen, oder bis ein Wanderer, den die Hitze des Tages niederdrückt, Erquickung und Labung in den Fluten des gesegneten Niles sucht. Unser Schiffer erzählt uns: „Wenn das Krokodil einen Menschen erblickt, fängt es an bitterlich zu weinen, weil es weiß, daß der arme Mensch nun gefressen wird; und dann schießt es auf ihn zu und verschlingt ihn. Es ist auch so klug, daß es den abschüssigen Rand des Ufers mittels seines Schwanzes mit Wasser bespritzt, ja, in seinem Rachen Wasser hinaufträgt, um den Boden schlüpfrig zu machen, damit die Mägde mit ihren Krügen und Kannen ausgleiten, hinabstürzen und ihm leichter zur Beute werden.“

Aber so klug auch das Krokodil ist, die Menschen sind doch noch klüger. Sie werfen dem Thiere Schlingen um den Kopf, ziehen es so ans Land und bringen es da um, indem sie ihm so lange ihre Messer in den Leib und in die Augen stoßen, bis es vor Schmerz und Blutverlust stirbt. — Oder man befestigt ein Stück Fleisch an einen großen eisernen Angelhaken und legt es in die Nähe des Ufers.

In einiger Entfernung wird dann ein kleines Thier — Lämmchen, Spanferkel oder dergleichen — zum Schreien gebracht. Das ist eine liebliche Musik für das Krokodil! Sogleich erscheint es und schießt nach der Gegend, von wo es die einladenden Töne vernommen. Da liegt ihm gerade der fette Bissen im Wege! Den will es natürlich auch mitnehmen, beißt zu — und ist im Augenblicke gefangen. Die verborgenen Männer ziehen das an dem Angelhaken befestigte Seil an, laufen mit großer Schnelligkeit davon und schleifen das arme, verrathene Thier mit sich, bis ihm Hören und Sehen vergeht. Dann werfen sie ihm nassen Nilschlamm auf die Augen und schlagen es schließlich mit eisernen Stangen todt.

Den größten Theil des Tages bringen die Krokodile, truppweise im Schilfe liegend, schlafend zu, während eines von ihnen Wache hält; dagegen geht es Nachts bei ihnen munter und lustig her. Sieh', dort auf jener flachen, sandigen Insel liegen wohl dreißig beisammen und lassen sich die warme Sonne in den offenen Rachen scheinen. Dabei liegen auch ihre Eier; sie sind nicht größer als Gänseeier, aber die Thiere, welche aus ihnen hervorkriechen, werden, sind ausgewachsen oft über 6 m lang. Die Jungen verlassen ihr Gehäuse, nachdem die Eier einen ganzen Monat von der glühenden Sonne durchwärmt worden sind, wenn nämlich die Ichneumon und die Nil-Eidechsen sich nicht früher über sie hergemacht und sie aufgefressen haben. Besonders die letzteren sind dem Krokodil gefährlich; sie fressen nicht blos seine Eier, sondern auch seine Jungen.

Man hat mancherlei Fabeln von dem Ichneumon erzählt, z. B. er krieche dem schlafenden Krokodile in den offenen Rachen und durch den Schlund bis in den Magen, dann fresse er Magen und Gedärme auf, nage ein Loch in die Seite des Thieres und komme so wieder an das Tageslicht; — das ist nun freilich nicht wahr, aber er frißt doch so viele Krokodileier auf, daß er dadurch zum Wohlthäter der Bewohner des Nilthales und deshalb von diesen auch hoch verehrt und einbalsamirt wird. Er findet sich an der ganzen Küste von Nordafrika, ist ein äußerst scheues und furchtsames Thier, welchem ein Mensch nicht leicht nahe kommen kann, läßt sich aber mit geringer Mühe zähmen und giebt dann ein sehr sanftes Hausthier, das bald die Stimme seines Herrn erkennt, ihm wie ein Hund folgt und in kurzer Zeit das Haus von Mäusen und Ratten vollständig gereinigt hat. Die Bauern bringen das junge Thier auf den Markt, und man kauft es gern, weil es als Mäusejäger trefflich zu gebrauchen ist. Noch lieber als Vierfüßer frißt der Ichneumon kleine Vögel — Tauben, Hühner und dergleichen, am liebsten aber Eier — sie brauchen nicht gerade von einem Krokodile zu sein, Hühnereier und Enteneier sind ihm eben so lieb.

So wenig angenehm dem Krokodil der Ichneumon ist, so liebe Freunde sind ihm die kleinen Vögel, Regenpfeifer genannt. Sobald es nämlich auf das Land kommt, fallen Schwärme von Schnaken und derartigen Insekten über dasselbe her, fliegen ihm in den Mund und setzen sich ihm ans Zahnfleisch.

Aber wenn das Ungethüm mit offenem, lippenlosem, stets gegen den Wind gekehrtem Rachen daliegt und schläft, und die kleinen Thierlein saugen ihm das Blut aus, dann kommt der leichte Regenpfeifer herbei, fliegt ohne Scheu in das Maul des Ungeheuers und frißt, ohne um Erlaubnis zu fragen, alle Schnaken und Mücken rein auf. Das Krokodil läßt sich das gern gefallen,

obwohl es zu dieser Arbeit eigentlich des Regenpfeifers nicht bedarf, denn es kann sich mit den Zehen seiner Hinterfüße sehr gut das Zahnfleisch selbst reinigen.

Fleisch und Fett dieses Thieres riechen und schmecken zwar sehr stark nach Bisam, werden aber doch gern gegessen; sein Blut ist ein Mittel gegen Schlangenbiß und gegen Flecken auf den Augen; das Fett wird auf Wunden gelegt, gegen Fieber, Zahnweh, Schnakenstich ꝛc. angewendet, die Asche der verbrannten Haut stillt, wie man glaubt, den Schmerz bei Brand- und Schnittwunden.

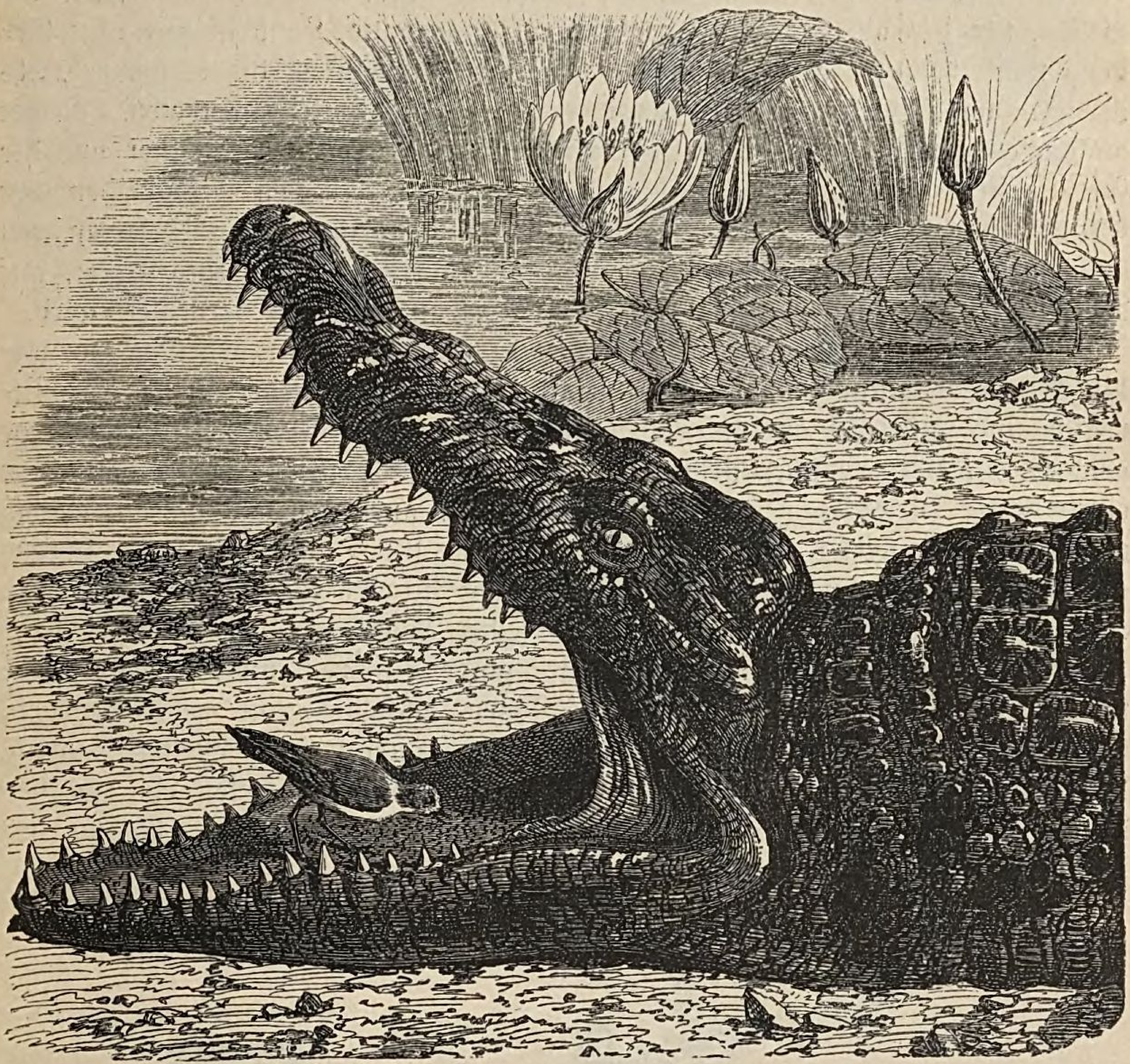
Zehn Stunden stromabwärts liegt auf einer Anhöhe des rechten Ufers eine bedeutende Stadt, welche den Namen Nubi, „Goldstadt", führt. Nicht daß hier Gold gegraben würde, aber es geht von hier eine viel befahrene Straße nach den großen Goldbergwerken in der Gegend des Rothen Meeres; Nubi ist also der Platz, wo das Ergebnis des Bergbaues eingebracht und von wo es dann weiter versandt wird, gewissermaßen der Hafenplatz der Bergwerke. Ein kleiner Tempel, zu welchem eine schöne Treppe vom Strome aus hinauf führt, steht in der Nähe des Ufers; ein großer Doppeltempel, durch eine Mauer in der Längsachse in zwei gleiche Theile getheilt, weiter landeinwärts.

Wir sind weiter gefahren und kommen jetzt an den ersten Engpaß. Von Sun bis hierher hatte das Flußthal durchschnittlich eine Breite von anderthalb Stunden, aber hier, 15 Stunden nördlich von der Südgrenze, rücken beide Gebirgsreihen so nahe an einander, daß nur Raum für den Fluß selbst und für einen Fahrweg zu beiden Seiten übrig bleibt. Dieser Engpaß hat eine Länge von 18 Minuten, und weil die Sandsteinfelsen so nahe am Ufer sind, daß der Landtransport ganz wegfällt, sind hier die größten Sandsteinbrüche des ganzen Landes zu finden und — vielleicht die großartigsten der ganzen Welt. Senkrecht erheben sich die Felsen bis zu einer Höhe von 17 m und darüber; sie bilden eine Viertelstunde lang rechts und links haushohe Mauern.

Da sehen wir kolossale Blöcke liegen, die mit meisterhafter Geschicklichkeit abgesprengt sind. Aber das Wunderbarste ist, wie sich diese Steinbrüche als Höhlen in die Felsen hineinarbeiten und diese Höhlen wiederum als Versammlungshäuser, Tempel, Gräber u. s. w. benutzt werden. Da wird ein riesenhafter Saal mit majestätischem Eingange in den Felsen gehauen; alle Wände sind mit erhabenen, gemalten Figuren bedeckt; der Eingang ist mit Säulen geziert; aber was man herausgehauen, ist Alles in Gestalt behauener Werkstücke (z. B. Tragbalken von 7 m Länge) auf großen Flößen den Strom hinuntergeschafft worden und dient dort unten in Theben oder in Memphis vielleicht zur Errichtung eines Königspalastes. Mit denselben Steinen, die, hier herausgemeißelt, einen unterirdischen Tempel übrig lassen, wird in weiter Entfernung ein überirdischer gebaut. Das Haus der Todten liefert das Material für das Haus der Lebendigen. In der Nähe liegt auf dem linken Ufer die Universität Chennu, wohl die älteste Hochschule der Welt. Von ihr zeugt heute noch eine Kalksteinplatte des Antiquariums zu München, welche die (nun 3000 Jahre alte) Ermahnung eines Vaters an seinen Sohn enthält zum fleißigen Betriebe seiner Studien auf der Universität zu Chennu.

Die Araber der Jetztzeit nennen diese schönen gelben Sandsteinfelsen, welche von beiden Seiten den Fluß wie Mauern einschließen: Dschebl Selseleh

und behaupten, hier sei in alten Zeiten der Fluß durch eine quer über ihn gespannte Kette (Selseleh) in Kriegszeiten abgesperrt worden; aber davon wissen die Rutu, die alten Aegypter, nichts, und Chennu heißt „Schifferstadt" und deutet nur den lebhaften Handel an. Nun erweitert sich das Flußthal wieder. Rechts bleibt zwar auf eine lange Strecke hin immer dieselbe steile, mauerartige Felswand; links aber sind sanfte, wellenförmige Anhöhen. Eine erquickliche Fahrt bringt uns nach der Stadt Atbo am westlichen Ufer. „Apollinopolis magna" sagten die Römer; heute liegt ein Araberdorf da, welches Edfu heißt.



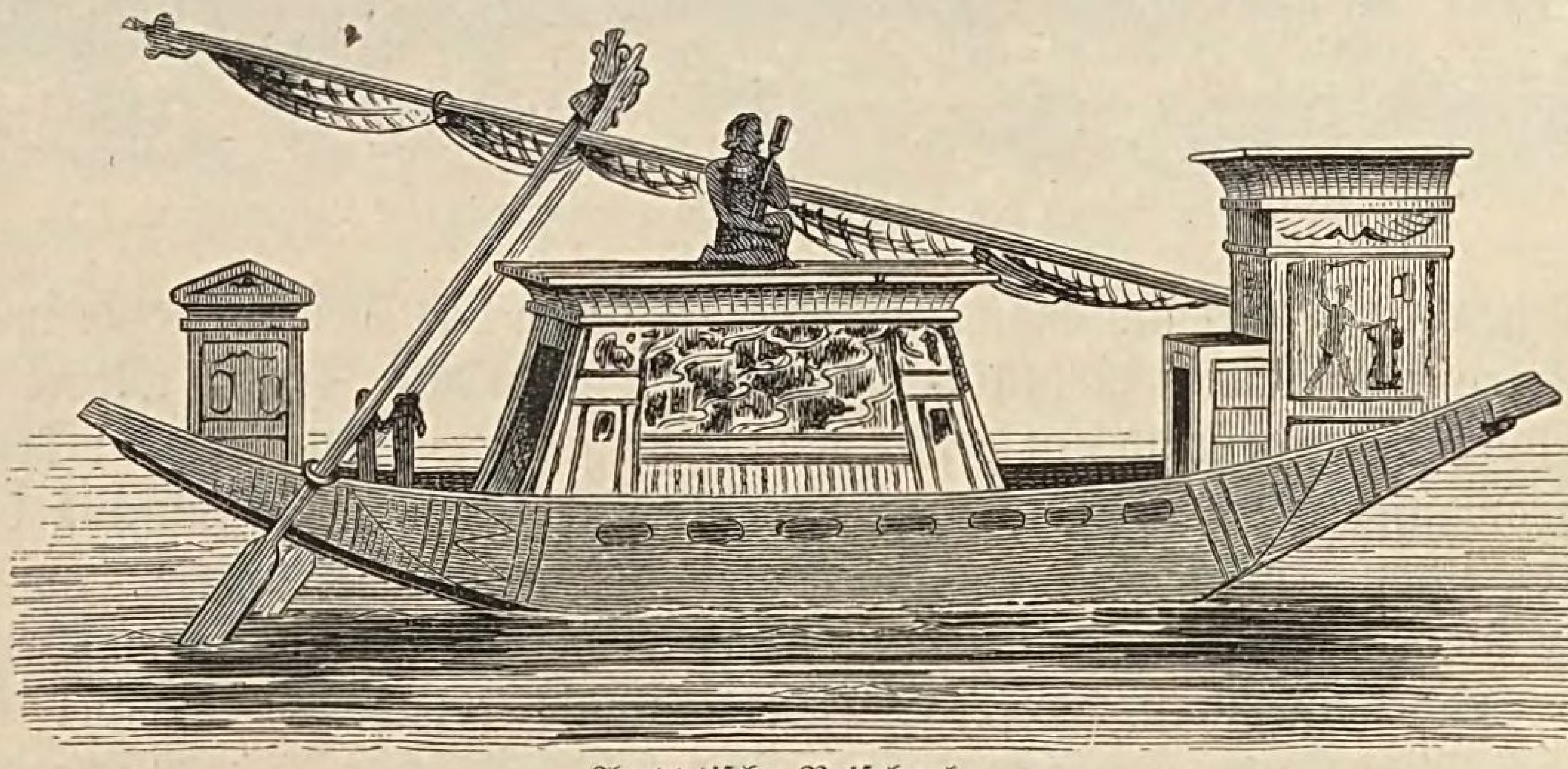
Regenpfeifer im Rachen des Krokodils. Im Hintergrund die Lotosblume.

Gegenüber öffnet sich das erste Querthal durch das Gebirge, eine wichtige Handelsstraße, welche in südöstlicher Richtung bis zu dem Rothen Meere führt. Es ist eine außerordentlich gut gepflegte Landstraße. Von neun zu neun Stunden sind Karawansereien erbaut, die dem Wanderer Obdach und Erquickung bieten. Hier ließ schon König Seti I., der Vater des großen Sesostris, um seine Arbeiter in den Goldbergwerken mit Wasser zu versehen, einen tiefen Brunnen graben. Von einem in dieser Bergwerkskolonie errichteten Tempel stehen heute noch zwei Kammern; alle Wände sind mit bildlichen Darstellungen und

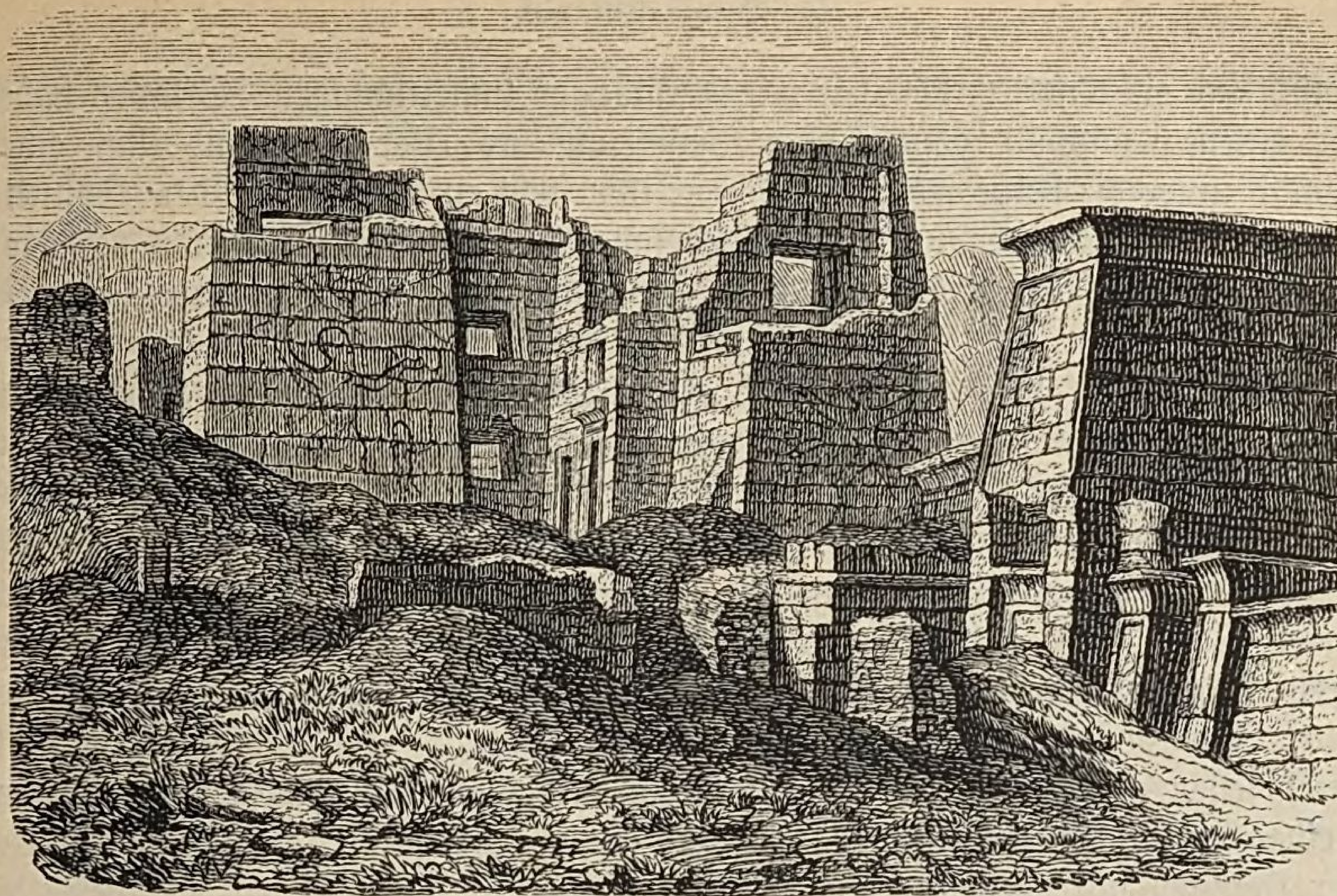
Inschriften bedeckt, welche nun entziffert sind und den ganzen Verlauf der damaligen Arbeit genau angeben. Da heißt es unter Anderem: „Jahr 9, den 20. Epiphi, unter der Regierung des Königs Seti I. An diesem Tage beschäftigte sich Seine Majestät mit den Gegenden, welche nach der Seite des Gebirges liegen. Sein Herz wünschte die Bergwerke zu sehen, aus welchen Gold ausgeführt wird. Als der König mit den im Wasserwesen Sachverständigen hinaufstieg, machte er unterwegs Halt, um stille bei sich zu überlegen. Er sprach bei sich: „Das ist kein Weg, ohne Wasser! Es ist ein Ort, wo die Reisenden unterliegen durch die Vertrocknung ihrer Kehlen. Wo wäre die Stelle, um ihren Durst zu löschen? Das (angebaute) Land ist fern, die Gegend wüste." Und so weiter in lebendiger Ausführlichkeit, bis es heißt: „Als der Bau vollständig fertig war, kam der König, die Götter anzubeten. Neiget gnädig euer Angesicht, ihr Götter und Herren, die ihr den Himmel und die Erde besitzet in euren Herzen", und so fort. — An den Felswänden der Straße ausgehauene und bemalte Reliefbilder mit erläuternden Unterschriften bringen Nachrichten über die Gründer und Vollender dieser Heerstraße, auf der ein großer Theil des so wichtigen Handels mit Indien vermittelt wird.

Nach einigen Tagereisen gelangt man an große Marmorbrüche; weiterhin tritt Porphyrgestein zu Tage, dann kommt man wieder in die Granitregion und schließlich an die großen Heliotropgruben (fälschlich Smaragdberge genannt), die den schönen grünen, roth punktirten Edelstein liefern, aus dem eine Menge Luxusgegenstände der ägyptischen Frauen gemacht wird. — Noch etliche Stunden weiter — und wir sind zwischen den Dünen und treten hinaus an das Rothe Meer. Hier ist die Hafenstadt für die nach Indien gehenden und von dort kommenden Seeschiffe — sieben Tagereisen von Atbo.

Doch wir verlassen den Fluß nicht, sondern fahren immer weiter nordwärts, an Sni vorüber (die Griechen sagen Latopolis, und heute liegt ein Städtchen da mit Namen Esne) und gelangen nun an einen zweiten Engpaß. Mit diesem Defilé endigt die Sandsteinregion, und wir treten ein zwischen die ebenfalls gelben Kalkberge, welche uns nun bis zur ersten Theilung des Flusses begleiten.



Aegyptische Reisebarke.



Aus Thebens Trümmern. (Aus dem Palaste Ramses' III. zu Medinet-Abu.)

3. Die Hundertthorige.

Größe der Stadt. — Am Hafen. — Die Todtenstadt. — Werke der Kunst. — Kebt. — Der Wasserochse. — Sonderbare Fische.

Das Thal erweitert sich, die Berge treten mehr zurück, die Felder dehnen sich aus, und — dort — dort tritt jetzt die große Königsstadt, die hundertthorige, die hochgepriesene, hervor, der Sitz der mächtigen Beherrscher des gebildetsten Volkes im ganzen Alterthume. Die Griechen und Römer nennen sie Thebä oder Diospolis magna, aber die Aegypter sagen Tape; bei uns ist der aus dem Griechischen genommene Name Theben gebräuchlich. Sie hat eine Ausdehnung von zwei Stunden in der Länge, liegt an beiden Ufern des Flusses und reicht von einem Gebirge hinüber bis zum andern, hat somit eine Breite von drei bis vier Stunden.

Ja, das ist eine Stadt, mit der keine andere des ganzen Landes auch nur den Vergleich aushält! Ein guter Fußgänger braucht über zehn Stunden, bis er einmal die Promenade um die Mauern gemacht hat. Unser Fährmann behauptet, die Stadt könne 20000 Kriegswagen ausrüsten und 70000 streitbare Männer ins Feld senden. Mag das auch übertrieben sein — und daran ist kein Zweifel — so bleibt es doch unumstößlich, daß Tape nicht nur das Haupt aller Städte in Aegypten, sondern auch die Krone aller Städte ihrer Zeit ist. Daran mahnt uns Alles, was wir erblicken — der Luxus der Spaziergänger — die einladenden Promenaden in den Palmenwäldchen — die Eile und Geschäftigkeit der Vorübergehenden — das Leben auf dem Flusse und — das Erscheinen der reichen Müßiggänger. Hier läßt sich Einer, während er ruhig schläft, von seinen Dienern in einer Sänfte spazieren tragen; — dort rudert ein Anderer in einem vergoldeten kleinen Boote; — da drüben

bemüht sich ein Dritter, die Zeit mit Fischfangen todtzuschlagen. Sklaven haben ihm einen prachtvoll gepolsterten Sessel an das Ufer getragen, ihm einen Teppich unter die Füße gelegt, und hinter ihm steht ein Diener mit dem Sonnenschirm und ein zweiter mit dem Fliegenwedel. Es geht eben in Aegypten wie überall auf der Welt: wer die Zeit recht gut anwenden würde, hat sie nicht, und wer sie hat, weiß nicht, was er damit machen soll.

Jetzt fahren wir zwischen die ersten Häuser hinein in die Königsstadt. Gleich rechts haben wir das alte Hafenquartier. Welch reges Leben! Welch buntes Treiben! Da liegen die Handelsschiffe mit Töpferwaaren aus Atbo und mit Webereien aus Sni, mit Luxusartikeln aus Memphis und mit Weinen aus verschiedenen Gegenden. Hier wird gekauft und verkauft den ganzen Tag. Eine große Reihe von Läden ist am Ufer aufgeschlagen, und in tollem Gedränge wogen die Menschen durch einander. Das ist ein lebendiges Bild! Hier würfeln zwei Matrosen mit einander — da läßt sich ein Seiltänzer sehen — dort schallt lauter Gesang aus einem Weinhause. Und welches Treiben erst auf dem Flusse! Hunderte von Frachtschiffen liegen vor Anker oder kommen oder gehen; und noch viel größer ist die Zahl der Gondeln, die zur Ueberfahrt auf das andere Ufer oder zu Lustfahrten dienen. Die Schiffer in Tape haben ein einträgliches Geschäft; auf einer Strecke von zwei Stunden fahren fortwährend die Nachen hinüber, herüber, und so geht's vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Und der Nil ist hier noch 380 m breit! — Aber noch zahlreicher als die Schifferboote sind die Luxusfahrzeuge, die prachtvollen Gondeln der Reichen, welche zum Theil in einem Farbenglanze strahlen, der das verwöhnteste Auge blendet.

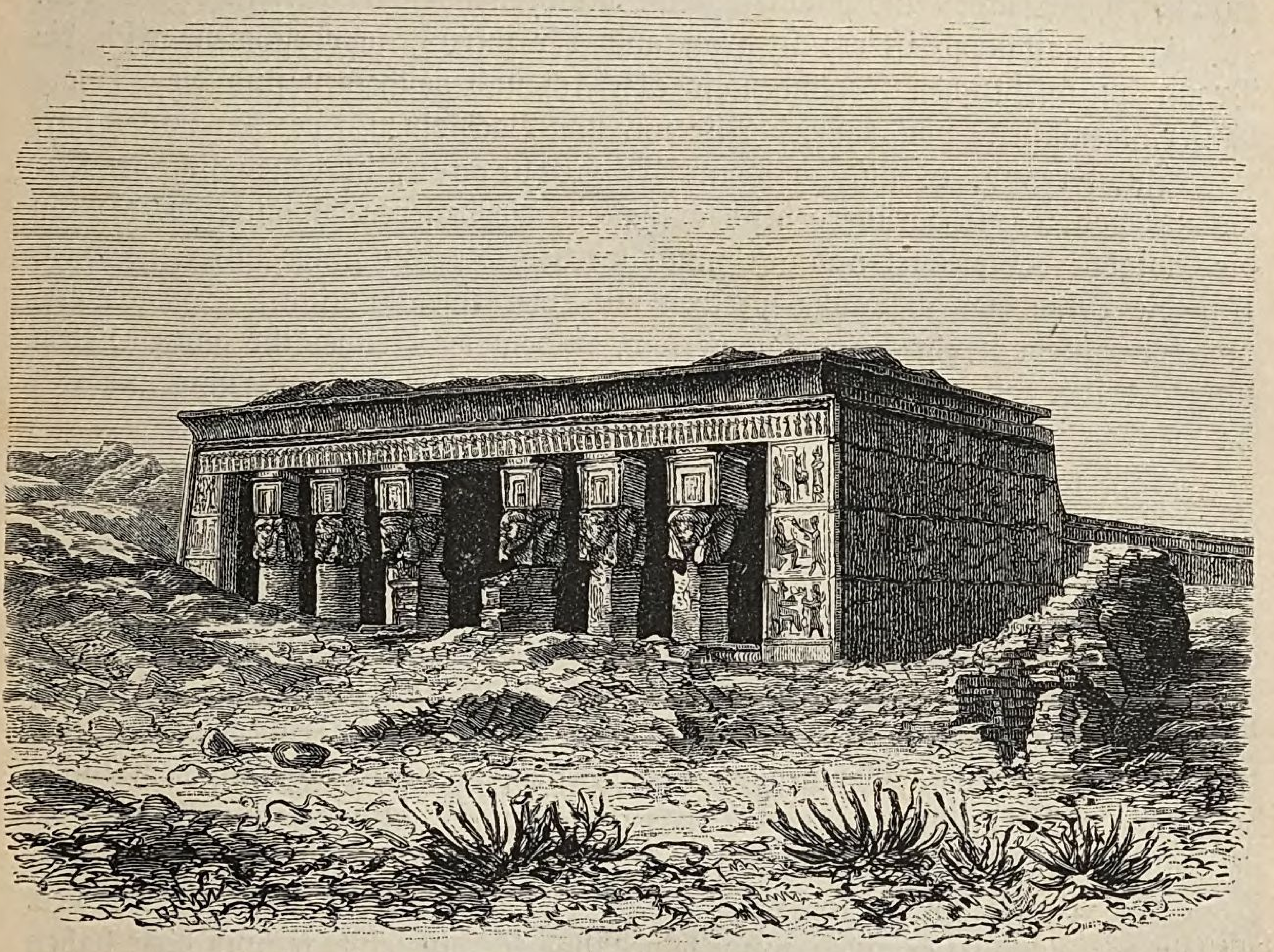
Doch — fahren wir weiter, weiter, immer hindurch bis an das Nordende der Stadt. Dann steigen wir auf ein paar Stündchen aus, wandern hinüber nach jenen Bergen im Westen und blicken von da herab auf das königliche Tape mit seinen Herrlichkeiten, seinen Tempeln und Palästen, seinen Wohn- und Kaufhäusern, seinen Kasernen und Gefängnissen.

Und in diesen Bergen da drüben liegt auch eine Stadt, eine Stadt, die noch größer ist als jene, die noch weit, weit mehr Einwohner zählt; aber dort erfüllt kein Getümmel mehr die Straßen, da wird nicht mehr gehandelt und gefeilscht, da tönt kein lustiger Gesang mehr, da ist's still und todt — denn es ist die Todtenstadt.

Das Kalksteingebirge im Westen fällt hier 95—125 m ziemlich steil ab, an einzelnen Stellen bildet es förmlich senkrechte Wände, und in allen Höhen ist es von Stollen und Galerien durchzogen. Zwei Stunden weit ist es durch eine ungemessene Zahl von Gängen ausgehöhlt, die mehrere Hundert Fuß tief eindringen, sich verzweigen, wieder von Quergängen durchschnitten sind, zum Theil in Kammern oder auch in ziemlich geräumige Säle auslaufen, zum Theil in sich selbst zurückführen. Hier sind die ewigen Wohnungen Derer, die da drunten in der Stadt ihre Herbergen aufgeschlagen haben.

Unten, noch am Fuße der Berge, sind die Privatgräber der Vornehmen — mit prachtvollen Eingängen, innen mit farbenstrahlenden Skulpturen geschmückt; da liegen die Leichen in Särgen von Alabaster, Marmor

oder Granit. Höher hinauf sind die Gräber, in welchen man sich einen Platz kaufen kann. Es ist ein ziemlich einträgliches Geschäft, Grabbesitzer zu sein, und Manche leben nur von Dem, was ihnen die Gräber eintragen.... Hier sieht man zumeist nur hölzerne, manchmal auch noch steinerne Särge, dann sind sie jedoch nur von Kalkstein oder Sandstein. — Beschwerliche, steile Fußpfade führen noch höher hinan. Dort oben sind die öffentlichen, allgemeinen Gräber; da ruht der ärmere Theil der Bevölkerung, der sich mit dem bescheidensten Sarge begnügen — ja, auch ganz darauf verzichten muß. Tausende und aber Tausende von Mumien sind nur auf ein Bret gebunden und in Reih und Glied hier innen aufgeschichtet.



Tempelruinen von Tantarer.

Stehen wir hier auf diesen Bergen und blicken wir nach Osten, so haben wir hinter uns den kahlen, todten Fels, eine steinige Wüste, in der kein grünes Hälmchen zu sehen ist, die kein Blatt schmückt, in der kein Tropfen Wassers zu finden. Um uns ist Alles still und öde; kein Thierlein schlüpft über den Boden; nicht ein Käfer, nicht eine Fliege summt hier um uns. Und unter unseren Füßen, im Boden selbst, ruhen die Hunderttausende, die vor uns gewesen sind, in ihren dunklen Kammern. Aber nach Morgen breitet sich vor unseren Blicken das Bild des Lebens aus.

Siehe, da liegt es, weithin sich ziehend, das herrliche Tape! Worte reichen nicht hin, zu schildern alle die Pracht und Herrlichkeit, welche es einschließt. Da drüben der große Tempel im Nordosten hat eine Länge von

350 m, und wer die Runde um die Mauer machen wollte, die auch noch den Tempelhof einschließt, brauchte mehr denn eine halbe Stunde dazu. Dort ragen zwei Obelisken hervor, jeder 20 m hoch — aber weiter hinten stehen noch andere, die sind über 25 m hoch, aus einem einzigen Granitblocke gehauen! Jene sitzenden Bildsäulen, die den König und seine Gemahlin vorstellen, messen 13 m, und hier ganz in der Nähe am Fuße des Berges stehen noch zwei, die haben eine Höhe von 17 m und sind aus einem einzigen Steine gemeißelt. Millionen Pfunde wiegt ein jeder; auf Flößen wurden sie von Sun bis hierher transportirt. Die Hundertthorige wird die Stadt genannt, doch bezieht sich dieser Name nicht auf die nach außen führenden Stadtthore, sondern auf die hohen Tempel- und Palasteingänge mit ihren thurmartigen Flügelgebäuden.

Aber auffallend ist es: so groß auch der Luxus, so verschwenderisch die Pracht an öffentlichen Gebäuden, so einfach und bescheiden sind die Privathäuser, wenigstens von außen! Alle nur von Backsteinen, jedes Schmuckes bar.

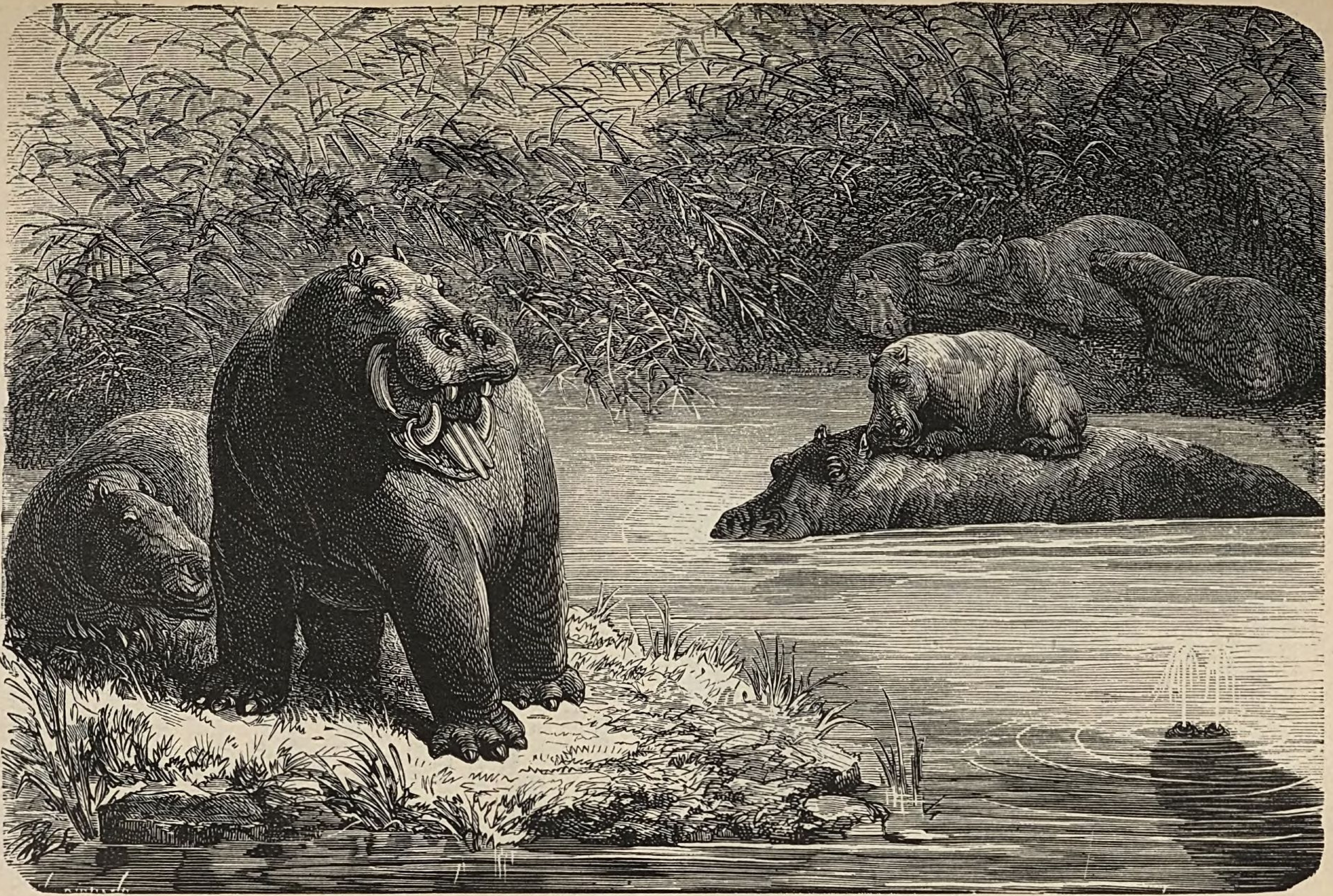
Ja, Freund, es sind auch nur die Herbergen, in denen sich die Bewohner von Kemi vorübergehend aufhalten; die besseren Wohnungen, die für die Ewigkeit hergerichtet und geschmückt werden, die sind unter unseren Füßen. Und die Leute hier zu Lande sprechen mit einer eigenthümlichen Schwärmerei von der Einkehr in ihr Schlafkämmerlein, an dem die Reichen ihr ganzes Leben lang arbeiten lassen, um es auszuschmücken. Es schläft sich gar ruhig und still da drinnen im kühlen Schoße der Berge.

Wir wollen hinuntersteigen, zur Stadt zurückkehren und unsere Fahrt stromabwärts fortsetzen.

Etwa neun Stunden nördlich von Tape wendet sich der Fluß plötzlich in einer starken Krümmung nach Westen. Hier liegt auf dem rechten Ufer die Stadt Kebt (das Koptos der Griechen). Von hier zieht sich wieder ein Querthal durch die Berge, das nach einem Wege von 40 Stunden an das Rothe Meer führt. Nachdem wir abermals eine Strecke nördlich gefahren sind, kommt abermals eine Flußbiegung nach Westen, und hier liegt auf dem linken Ufer die alte berühmte Stadt Tentyra (eigentlich altägyptisch: Tantarer) mit ihren prachtvollen Tempeln.

Die Vegetation ist überall gleich üppig, das Land ein wahres Paradies. Allein das Schönste ermüdet, wenn keine Abwechselung eintritt, und diese haben wir nicht, bis wir in die Gegend von Memphis, an die Pyramiden kommen. Aber dorthin sind es noch mehr denn 150 Stunden. Glücklicherweise findet sich Manches, uns die Zeit zu verkürzen, und die Fahrt stromab geht sehr schnell.

Schaue dort das Riesenthier am Flußufer stehen und im Strome die sonderbare Gruppe, alt und jung! Das ist kein Krokodil. Es ist das Nilpferd, der Behemoth der Bibel, bei den Aegyptern Tebt genannt. Seine Stimme soll eine Spur von Aehnlichkeit haben mit dem Wiehern des Pferdes; der griechische Geschichtschreiber Herodot erzählt auch, daß es genau so groß sei wie ein Pferd, einen Schweif habe wie ein Pferd und eine lange Mähne am Halse. Das finden nun die Aegypter nicht (und andere Leute auch nicht), daher nennen sie das Thier auch kein Pferd, sondern, obwohl es keine Hörner hat, aber doch brüllt wie ein Büffel und sehr plump ist, lieber Wasserochse.



Das Nilpferd oder der Wasserochse.

Die Jagd auf dieses ca. 4 m lange Ungeheuer ist übrigens äußerst einträglich. Von den jungen Thieren ist das Fleisch sehr schmackhaft, von den alten zwar hart und schwer verdaulich, aber doch immer besser als gar keins; und wenn man es auch billig verkaufen muß, kommt doch ein schönes Sümmchen dabei heraus, denn so ein Thier wiegt seine dreißig Centner. Das Fett wird bei der Zubereitung der Speisen benutzt; die Knochen kauft der Dreher; die Zähne werden zu Elfenbeinschnitzereien verwendet und theuer bezahlt, zum Theil im Lande selbst verarbeitet, zum Theil nach Phönikien geschickt; aus der Haut macht man Schilde, Helme und, wenn sie recht hart getrocknet ist, sogar Lanzenschäfte.

Nicht nur weil die Jagd so einträglich ist, verfolgt man das Thier, sondern auch darum, weil es so großen Schaden verursacht. Obwohl es kein Fleisch frißt, ist es doch den Badenden und Denen, welche Wasser schöpfen oder in kleinen Booten den Fluß befahren, sehr gefährlich. Nachts geht es heraus auf die Getreidefelder, frißt den vierten Theil des größten Ackers kahl ab, dann macht es sich noch eine kleine Bewegung nach dem Essen und zertrampelt die übrig gelassenen Saaten mit seinen ungeschlachten Füßen.

Jenseit Memphis kommt das Nilpferd seltener vor; dort gehört es zu den sogenannten heiligen Thieren und wird so leicht nicht getödtet.

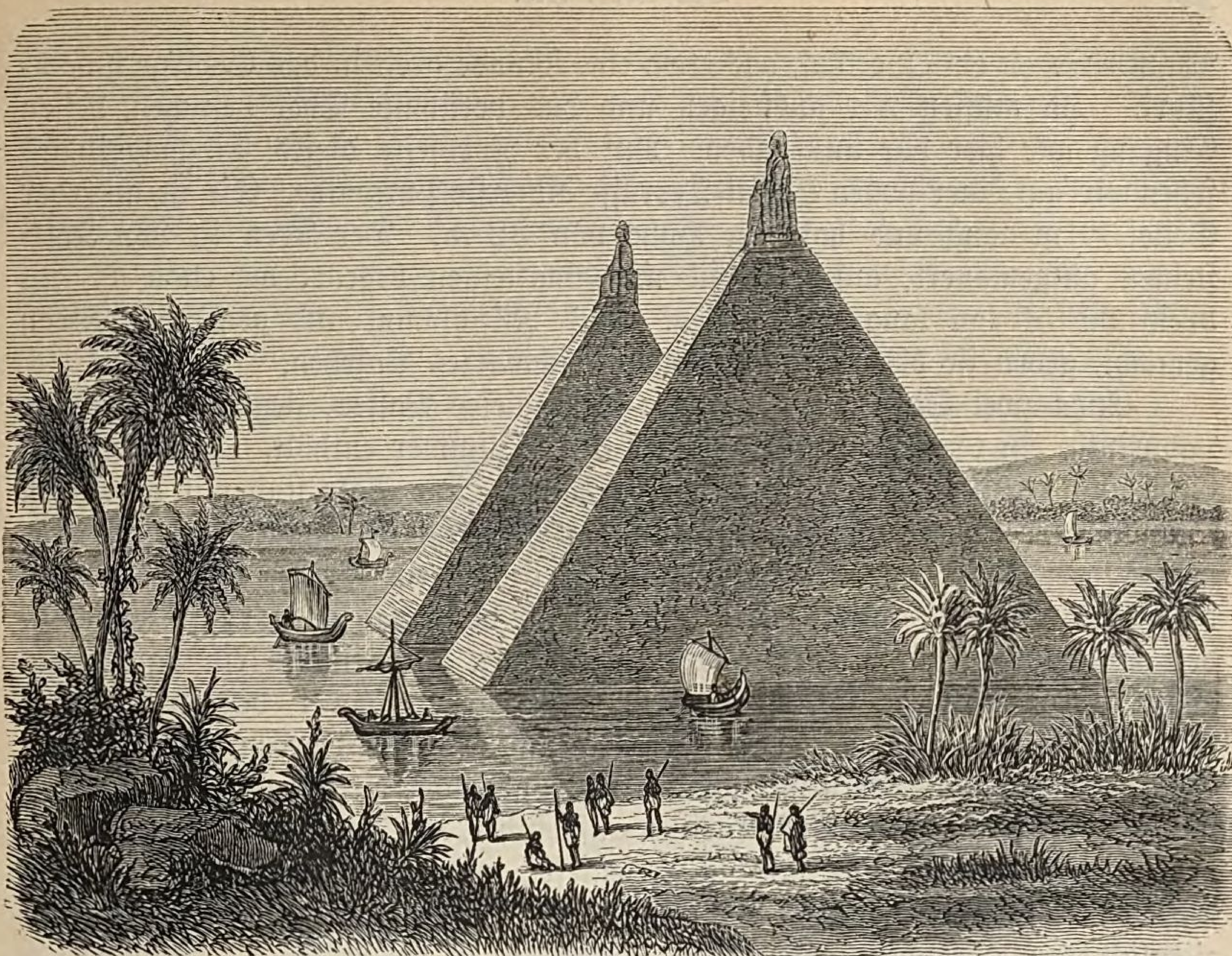
Die Ufer zeigen uns im Augenblicke nichts Neues; bald aber werden sie uns des Interessanten so viel bringen, daß wir es nicht vom Schiffe aus genügend sehen können, sondern aussteigen müssen. Benutzen wir vor der Hand also noch die Zeit, das Leben im Flusse zu beobachten.

Sieh' doch diese unsägliche Menge von Fischen! Und sonderbare Bursche mitunter. Da ist einer, der ist $^2/_3$ m lang und hat die Gestalt einer Schlange, spritzt aber das Wasser aus wie ein Walfisch. Seine Schuppen sind so hart, daß man ihn nicht durchschneiden kann; deshalb röstet man ihn auf heißen Platten; dadurch schrumpft das Fleisch zusammen, löst sich von dem harten Schuppenpanzer los, und nachdem man den Kopf abgebrochen hat, kann man den Fisch aus seiner Haut ziehen, wie einen Dolch aus seiner Scheide.

Die stacheligen Kugeln, welche dort schwimmen, sind auch Fische. Durch die Stacheln schützen sie sich, wie die Igel, gegen ihre Feinde; so rund, wie sie jetzt aussehen, sind sie aber nicht immer. In der Regel sind sie länglich; sie haben jedoch die Fähigkeit, sich so aufzublasen, daß sie förmliche Kugeln werden. Bleiben sie in dieser Gestalt bei den Nilüberschwemmungen nach dem Rücktritte des Wassers auf dem Lande liegen, so werden sie, sobald sie todt sind, von den Kindern gesammelt, getrocknet und — nachdem die Stacheln abgebrochen sind — als Bälle benutzt. Sie haben übrigens auch ein sehr vortreffliches Fleisch.

Was kollert denn dort so sonderbar auf dem Wasser umher? Es scheint zu rollen. — Das ist eine Nilschildkröte. Diese Thiere werden 1 m lang, geben eine schmackhafte Speise und haben die seltsame Gewohnheit, sich, wenn sie oben auf dem Wasser erscheinen, um sich selbst zu drehen, so daß man bald ihren Rücken, bald den Bauchschild sieht.

Aber nun müssen wir wieder die Ufer betrachten.



Der Meri-See mit seinen Pyramiden. (S. 26.)

4. Der Meri-See.

Landschaft. — Die erste Pyramide. — Das Labyrinth. — Piom und die großartigsten Wasserbauten der Welt. — Amenemha und sein See. — Wie es heute dort aussieht.

Bei Tantarer wendet sich der Fluß nach Westen, und etwa zehn Stunden weiter zweigt sich links ein sehr breiter Kanal von ihm ab, der sich dicht am Rande der Libyschen Berge hinzieht und dadurch einen — je nach der Bodengestaltung — zwei bis fünf Stunden breiten Landstrich abgrenzt, der — östlich vom Nil, westlich vom Hauptkanal eingeschlossen und in seiner ganzen Länge von einer unnennbaren Zahl kleiner Querkanäle durchschnitten — gerade der schönste und fruchtbarste Theil des ganzen Nilthales ist. Der große Kanal hat eine Länge von 160 Stunden und mündet unterhalb der ersten Theilung des Flusses in den linken, westlichen Arm.

Das östliche Gebirge rückt sehr nahe, meist bis auf drei Viertelstunden, ja bis auf eine halbe Stunde Entfernung an den Fluß; aber auf der linken Seite dehnt sich ein fünf bis sechs Stunden breiter Garten aus, darüber hinaus bilden die gelben Kalkberge den Hintergrund des Gemäldes, und an diesen erscheinen wieder von Zeit zu Zeit die schwarzen Eingänge zu den Felsengräbern. Das steile Gebirge des Ostens ist häufig von Querthälern durchschnitten; auf dem linken Ufer kommen wir aber erst 24 Stunden vor

Memphis an ein Querthal, das etwa eine Stunde breit in das Gebirge hineinführt. Da müssen wir aussteigen und das berühmte Thal besuchen, dessen Eingang wir hier vor uns haben. Auf der Nordseite dieses Eingangsthales sehen wir auf einer hohen Schutt-Terrasse die erste Pyramide. Sie ist an jeder Seite 50 m lang und hat eine Höhe von 32 m. Der Kern ist von Kalksteinen aufgemauert, außen ist sie mit Backsteinen bedeckt, die etwa 17 cm breit und 50 cm lang sein mögen. Aus Nilschlamm und gehacktem Stroh gemacht, geben sie der Pyramide ein fast schwarzes Ansehen.

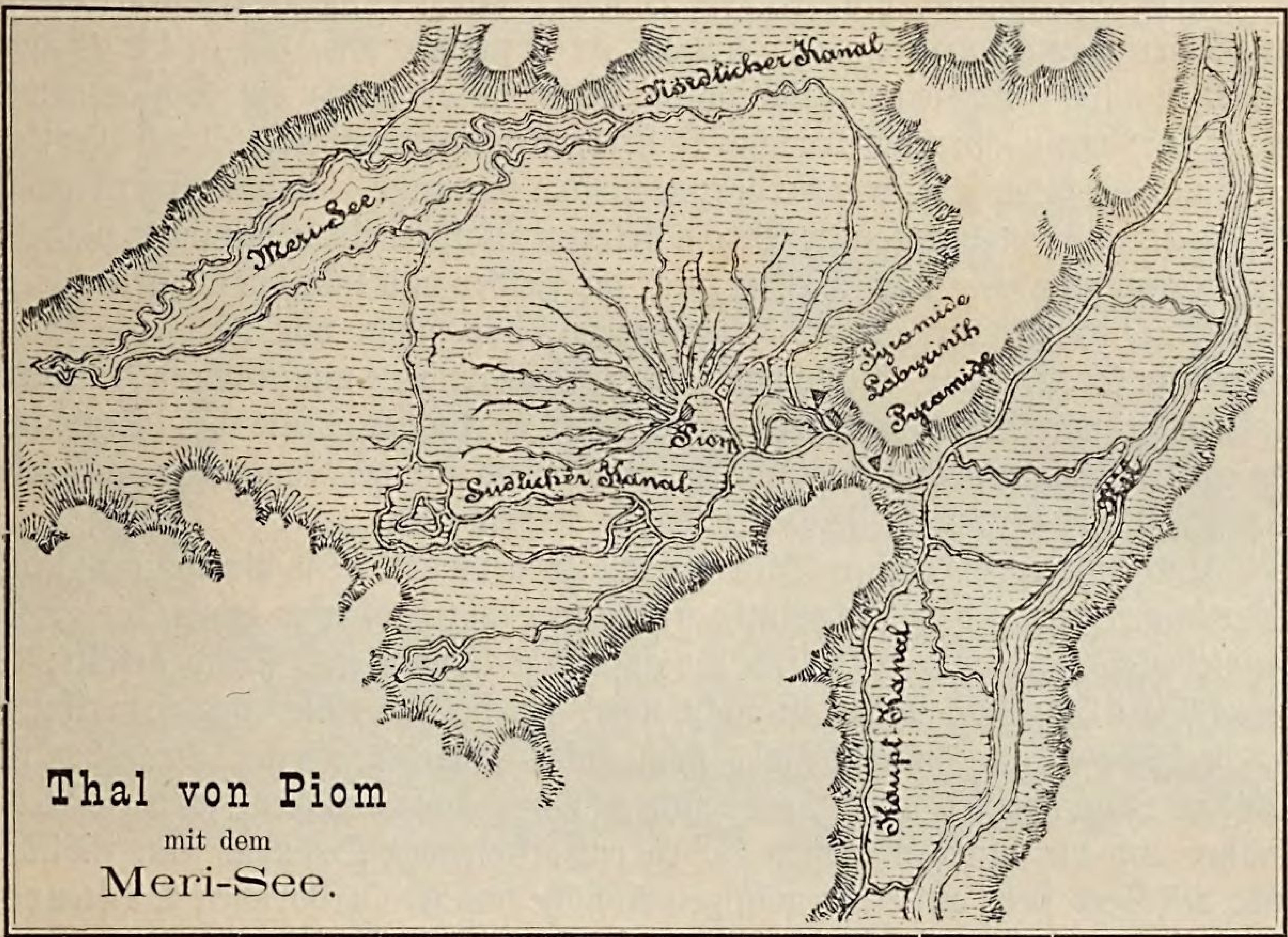
Etwa zwei Stunden weiter, am Ende dieses Passes, liegt das berühmte Labyrinth, ein prachtvoller Palast, der 3000 Zimmer enthält, 1500 über der Erde und 1500 in den Felsboden eingehauen. Die Säle sind mit herrlichen Standbildern geziert, die Höfe ringsum von Säulenhallen umgeben, alle Wände mit Bildern und Inschriften geschmückt; es bedeckt eine Fläche von 340 m in die Länge und 310 m in die Breite und ist wohl das großartigste Gebäude des ganzen Alterthums. Wenn dem griechischen Labyrinthos ein ägyptisches Wort zu Grunde liegt, so muß es wohl in Lapu-ro-han-t, das ist Tempel von der Schleuse des Kanals, zerlegt und gefunden werden. Gleich hinter diesem Riesenpalaste sehen wir wieder eine Pyramide, die 95 m breit und 50 m hoch ist. Diese ist ganz aus Backsteinen aufgeführt, nur die Kanten sind Kalkstein.

Und hier öffnet sich nun ein Felsenkessel, wenn wir das Thal so nennen dürfen — Boden und alle Wände rundum gelber Kalkstein — die Wände ziemlich steil — Ausdehnung in die Länge 18, in die Breite 15 Stunden — ein von dem befruchtenden Nile getrenntes, etwa 64 Quadratmeilen großes Thal inmitten der Berge. Was erwarten wir von diesem Felsenthale? Oede, Leere, gewiß keine Spur von Leben. — Aber was finden wir? Einen frischen, saftigen Pflanzenwuchs, eine muntere, starke Bevölkerung, Dorf an Dorf und Stadt an Stadt, Alles in üppiger Lebensfreude schwelgend — mit einem Worte: ein von Felswänden eingeschlossenes Paradies. Und wer hat dieses Wunder bewirkt? Wodurch war es möglich, solches zu Stande zu bringen? Das hat die über alles Lob erhabene Bewässerungskunst der Aegypter gethan.

Wie nebenstehende Karte zeigt, kommt oberhalb des mehrerwähnten Einganges ein breiter Kanal quer herüber von dem Flusse in den mit ihm parallel laufenden Hauptkanal, so daß diesem hier stets vollauf Wasser zugeführt wird. Von diesem Hauptkanal aber führt eine andere künstliche Wasserstraße bis in die Mitte des Felsenthales. Hier liegt die Stadt Piom (auf Deutsch: Meer, See). Von dieser, als dem Mittelpunkte aus, verbreiten sich strahlenförmig Bewässerungskanäle nach allen Seiten, und so wird dieses Thal, in dem ohne solches Kunstwerk auch nicht ein Hälmchen Gras wachsen könnte, zu einem wahren Schatzhause alles Dessen, was der Boden nur hervorzubringen vermag. Obstbäume aller Art, saftige Oelbäume, süß duftende Blumen, in bunten Farben leuchtend, umgeben uns nach allen Seiten; muntere Herden ziehen an uns vorbei und geschäftige Bewohner sammeln ihrer Felder reiche Ernte ein. Dabei ist zu bemerken: Vom Nil nach Piom ist ungefähr überall dieselbe Höhe über dem Meeresspiegel, zwischenliegende Unebenheiten in dem Thale selbst sind durch die Tiefe des Kanals wieder ausgeglichen; das

Thal hat aber die Eigenschaft, daß es nicht wie andere Thäler in der Mitte am tiefsten ist, sondern von der Mitte aus nach Nord, West und Süd abfällt, hingegen in Südost in ziemlich gleicher Höhe bis zu den Bergen reicht.

Da, wo der Hauptkanal durch das Felsenthor in das Thal von Piom tritt, zweigt sich rechts ein Nebenkanal ab, der — je nach Bedürfnis — 6 bis 9 m tief und 50 bis 80 m breit in den Felsboden gehauen ist. Auf einem Wege von vielleicht 15 Stunden führt er das Wasser durch Ost und Nord nach Nordwest, wo das Thal zu seinem tiefsten Punkte ganz schroff abfällt. —



Thal von Piom
mit dem
Meri-See.

Dort, wo dieser Seitenkanal aus dem westlich gehenden Hauptkanale tritt, ist eine Brücke über diesen nördlich gehenden Arm gebaut, deren Pfeiler unten durch außerordentlich dickes und festes Mauerwerk bis zu einer gewissen Höhe mit einander verbunden sind, also daß das Wasser in der Regel nur geraden Weges nach Piom fließt und einzig in dem Falle, daß es noch höher gestiegen ist als jener Brückendamm, seinen Ueberfluß rechts herum nach Nordwest sendet.

Zwei Stunden weiter führt ein eben solcher Zweigkanal, in gleicher Weise durch einen Brückendamm geschützt, 12 bis 14 m tief und 340 m breit, in einem Bogen durch Süden ebenfalls nach Nordwest. Sobald also der Nil mehr Wasser herübersendet, als die Kanalbeamten in Piom bedürfen, um das Thal nach allen Seiten hin gehörig zu bewässern, läuft der Ueberfluß von selbst auf zwei ihm angewiesenen Wegen an denselben (tiefsten) Ort des großen Beckens und bildet dort nach und nach einen See, der vielleicht zwölf Stunden lang und an seiner breitesten Stelle drei Stunden breit ist.

Das ist der berühmte Meri-See, d. h. Ueberschwemmungssee. Die Griechen, welche diesen Namen nicht verstanden, machten Möris-See daraus und

schrieben seine Errichtung einem Könige Möris zu. Der Schöpfer dieser Wasserbauten aber war Amenemha III., welcher 2300 Jahre vor Christi Geburt lebte, sich (soweit uns bekannt) nicht durch beutereiche Feldzüge und siegreiche Schlachten auszeichnete, aber sein besonderes Augenmerk der Bewässerung des Landes widmete. Daher hat er vielleicht den Namen Ueberschwemmungskönig erhalten, wie fast alle Herrscher Aegyptens außer ihrem eigentlichen Personennamen noch einen — gewissermaßen — Titelnamen hatten (entsprechend unserem Ludwig der Fromme — Heinrich der Finkler ꝛc.).

Aber das ist noch nicht Alles! Von der Nordseite des Sees führt endlich ein vierter Kanal durch ein enges Thal 24 Stunden weit bis in die Gegend von Memphis. An seinem südlichsten Ende ist er durch ein Schleusenwerk geschlossen; wenn aber die trockene Jahreszeit eingetreten ist, Staub die Erde deckt, und die Pflanzen schier verdorren wollen vor Hitze — dann öffnet man die Schleusen, und ein brausender Strom frischen Wassers flutet hinunter nach der zweiten Hauptstadt des Reiches, erquickt die Felder und labt die dürstende Erde.

Muß man nicht ein Volk bewundern, das schon vor mehr als 4000 Jahren im Stande war, Werke von solcher Großartigkeit auszuführen?! — Als Amenemha sein Werk vollendet hatte, ließ er in der Mitte des Sees zwei Pyramiden errichten, die Grabstätten für ihn und für die Königin — auf jeder eine sitzende Figur, vorstellend den darin Begrabenen.

Und nun einen kleinen Blick auf die Gegenwart! Die Pyramiden liegen in Trümmern, von dem Labyrinthe sind nur Schutthaufen zu sehen, die großen Kanäle nach Nord und Süd sind längst mit Schlamm und Sand gefüllt; der Abzugskanal nach Memphis ist nicht mehr zu finden. Nur das Kanalsystem von der Mitte des Thales besteht noch und — der See selbst, der aber von Jahr zu Jahr kleiner wird, da er sich jetzt nur noch von dem seltenen Regen ernährt und den etwa in seinem Boden entspringenden Quellen. Am südlichen Ende des Sees steht auf einer mäßigen Anhöhe das Araberdörfchen Sennures. Es ist sicher, daß diese Anhöhe sonst inmitten des Sees lag, rundum von Wasser umgeben war, und daß sehr wahrscheinlich hier eine der beiden Pyramiden stand. Die Steine, aus welchen die Hirten, Landleute und Fischer ihre Hütten gebaut haben, gehörten ehemals einem großen Königsgrabe an. Das ist der Wechsel der Zeit! Wir reißen das Haus der Todten ein und bauen aus denselben Steinen das Haus der Lebendigen.

Die ehemaligen großen Kanäle heißen jetzt (arabisch) Bahr bela ma, d. i. Fluß ohne Wasser; die Pyramiden im See sind spurlos verschwunden. Von der Stadt sind nur noch Trümmerhaufen übrig, die eine Stunde in die Länge und drei Viertelstunden in die Breite den Boden bedecken. Auf diesen Trümmern aber steht die Araberstadt Medynet el Fayum.

Am See ist Alles wüst und leer; Steinhaufen bekunden dem Besucher, der sie genauer betrachtet, daß auch hier Tempel und Paläste, Bildsäulen und Obelisken gestanden. Da liegen noch zwei kolossale Fußgestelle von Kalkstein, 9 m breit und 13 m hoch. Die Statuen sind längst zerschlagen, nur die gigantischen Füße sind noch zu sehen; die Araber nennen sie Rigl Faraun, die Füße Pharao's.



Die Pyramiden von der Stätte des alten Memphis aus gesehen.

5. Von Memphis bis zum Meere.

Das Werk des Königs Mena. — König Chufu und seine Pyramide. — Die Natronseen. — Anu. — Der Kanal vom Mittelmeere nach dem Rothen Meere. — Pibast.

Wir steigen wieder zu Schiffe und fahren weiter. Nach etwa sechzehn Stunden Weges kommen wir an ein neues Wunder der Baukunst. Der Fluß hatte hier sein Bett ganz nahe an den Libyschen Bergen, also im Westen des Thales, aber siehe — er ist abgedämmt, man hat ihm ein neues Bett, mehr nach Osten hin, gegraben, den trocken gelegten Raum geebnet, durch kolossale Dammbauten geschützt und dahin das berühmte Memphis gebaut. In der Nähe stand eine uralte Pyramide, welche Men-nofer (das schöne Monument, der schöne Sitz) genannt wurde; um sie gruppirte sich die Stadt und erhielt davon selbst den Namen Mennofer; die Juden sagen Moph, die Griechen Memphis.

Welches Leben und Treiben herrscht auf allen Gassen, Plätzen und am Ufer in der zweiten Hauptstadt des Reiches! Kein Wunder! Memphis ist eine gewaltige Stadt, hat sechs Stunden im Umfange, und bis hierher kommen die größeren Schiffe aus dem Mittelmeere. Auf der Grenze zwischen Ober-

ägypten und Unterägypten liegend, ist diese Stadt ein sehr wichtiger Hafenplatz. Die westlichen Berge wenden sich in einem stumpfen Winkel nach links, die östlichen nach rechts, und vor uns liegt das Delta, dieser nördlichste, vollkommen ebene Theil Aegyptens. Die Wichtigkeit dieses Ortes leuchtete schon in frühester Zeit ein, darum scheute man Mühe und Kosten nicht, die großartigsten Wasserbauten auszuführen; darum werden noch alljährlich bedeutende Summen verwendet, die Dämme in gutem Stande zu halten; — denn bräche das Wasser einmal durch, so wäre in wenigen Stunden die Gegend zu einem See geworden, ganz Memphis mit seinen Hunderttausenden von Einwohnern in den Fluten begraben. — Wer war aber der Kühne, der ein solches Riesenwerk unternahm? Der alte König Mena war's, der um 4000 v. Chr. Geb. regierte. Also vor beinahe 6000 Jahren führte man in Aegypten bereits Werke von solcher Bedeutung aus!

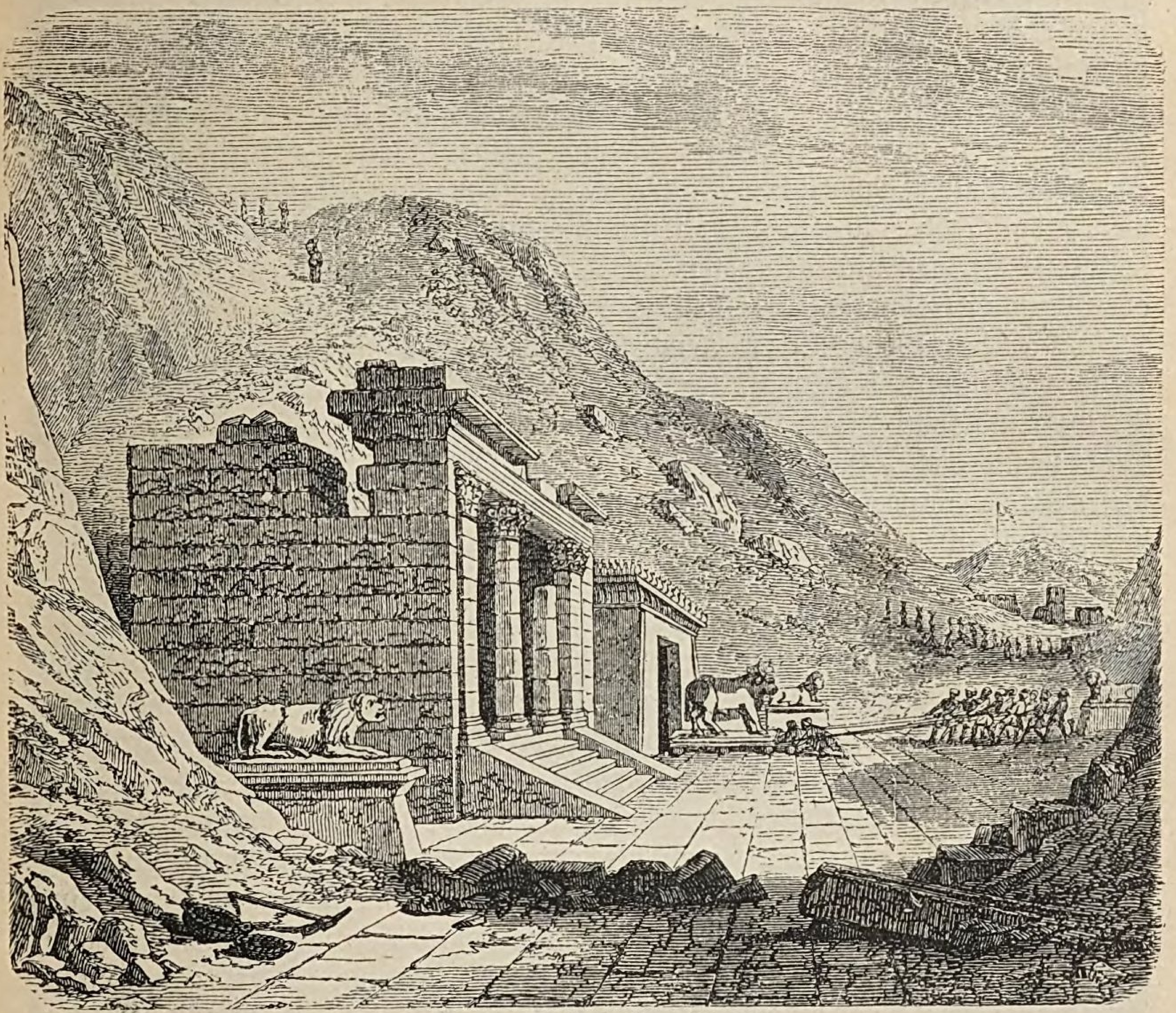
Doch was uns hier mehr fesselt als alle Paläste und Tempel, Bildsäulen und Obelisken in der Stadt, was uns hinauszieht nach jenen westlichen Bergen — das sind die Pyramiden, die uns von dort herüber winken. Ueber vierzig an der Zahl stehen sie da auf einem Vorsprunge des Libyschen Gebirges, gewissermaßen auf einer Terrasse, die ihre Höhe noch mehr hervortreten läßt. Die vier Seiten sind mit großer Genauigkeit nach den vier Weltgegenden gerichtet, so daß man fast meinen sollte, man habe hier astronomische Gebäude vor sich; aber nein, es sind die Grabkammern der Könige. Der eigentliche ägyptische Name ist Parammah, Haus der Unterwelt.

Das sind die großartigsten Grabmäler unter der Sonne!

Die nördlichste der Pyramiden steht auf einem Gebirgsvorsprunge, der 40 m hoch ist; sie selbst ist noch 140 m und schaut so mit doppelter Thurmhöhe weit hin in das Thal. Hunderttausend Menschen haben unablässig an ihr gearbeitet; nach einem Vierteljahre wurden sie abgelöst, durch andere Hunderttausend ersetzt, und so ging das 20 Jahre fort. Viele Städte hätte man bauen können aus all den Steinen, welche dieses eine Königsgrab erforderte. Aber in diesem ungeheuren steinernen Hause ist ein Raum von ungefähr 10 m ins Geviert, und darin steht ein Sarg von rothem Granit, der ist $2\frac{1}{2}$ m lang. Darin ist wieder ein zweiter von Holz, der hat nur 2 m, und in diesem endlich steht der dritte von Pappe, der ist nicht größer als der Sarg eines andern Menschen auch. In diesem $1\frac{2}{3}$ m langen Sarge liegt der König Chufu — und der schläft auch nicht besser und ist nicht glücklicher als der ärmste seiner Unterthanen, wenn er einmal eingegangen ist zur ewigen Ruhe.

Wenden wir uns zur Gegenwart. Memphis ist nicht mehr! In der Gegend liegt jetzt Kairo. Frühere Pracht und Herrlichkeit sind verschwunden. Ueberall ist Verwüstung und Zerstörung! Auf dem weiten, stundenlangen Felde, bedeckt mit zerbröckelten Steinen, steht jetzt nur ein schlechtes Araberdorf, das heißt Menf. — Und der König Chufu — er gedachte auch nicht, daß ihn ein Sterblicher stören könne da drinnen in seiner riesigen Todtengruft. Aber etwa 800 Jahre nach Chr. Geb. wurde unter dem Khalifen El Mamum der Eingang zu der Pyramide gefunden; die wilden Sarazenen drangen hinein und gelangten trotz aller Hindernisse bis in die Grabkammer des Königs.

Den Granitsarg konnten sie zwar nicht mitnehmen, aber die Leiche rissen sie heraus und schleiften sie an das Tageslicht. Die Mumie war überall mit kostbaren Steinen geschmückt; auf der Brust prangten die Figuren der vier Todtengenien in gediegenem Golde; die Stirn zierte ein Karfunkel von der Größe eines Hühnereies. Die Sarazenen rissen die Edelsteine, die Goldfiguren und den großen Karfunkel ab, warfen die Mumie auf das Feld und — zertraten sie zu Staub. Das ist das Ende des großen Königs Chufu. —



Serapeum von Memphis. (S. 30.)

Nichts mehr ist dort zu sehen von all der Herrlichkeit vergangener Zeiten als die ewigen Pyramiden. Sie trotzten der Zerstörung durch die Perser, Griechen und Römer, ihnen konnte heidnischer, christlicher und mahommedanischer Fanatismus nichts anhaben. Auch an ihnen brechen die Araber Steine ab, sich ihre Hütten zu bauen — — das Vöglein, das den Schnabel wetzt am Demantberge! — Es giebt in Aegypten ein Sprichwort, das in poetischer Weise diesen Widerstand der Pyramiden gegen jegliche Art der Zerstörung durch die Natur oder die Menschen ausdrückt — dies Sprichwort heißt: „Alles fürchtet sich vor der Zeit; aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden.“

In den fünfziger Jahren gelang es dem um die Erforschung des ägyptischen Alterthums unermüdlich thätigen französischen Gelehrten Mariette, bei seinen Ausgrabungen eines der merkwürdigsten Gebäude des alten Memphis wieder aufzufinden, nämlich das Grab der sogenannten Apisstiere. Dieses ist eines der großartigsten Felsengräber und besteht der Hauptsache nach aus einem 5 m breiten und $4^1/_2$ m hohen Gange, auf dessen beiden Seiten sich etwa 80 gewölbte Gemächer oder — wenn man so will — kolossale Nischen befinden, deren Boden um $1^1/_4$ m tiefer liegt als der große Gang. In jeder dieser Nischen steht ein prachtvollen Sarg aus Granit, $4^3/_4$ m lang, $4^1/_2$ m hoch und $2^1/_2$ m breit. (Siehe nebenstehende Abbildung.) Einige Särge sind röthlich, andere dunkelgrün, alle glänzend polirt und manche mit hieroglyphischen Inschriften versehen. Als vor 1400 Jahren die Christen der Verehrung der alten ägyptischen Götter ein Ende machten, zerstörten sie auch, so weit möglich, die Apisgräber, rissen die Mumien aus den Särgen, füllten diese mit Steinen und beraubten den Tempel seines Schmuckes; Mariette hat aber dennoch 64 mumifizirte heilige Apisstiere aufgefunden.

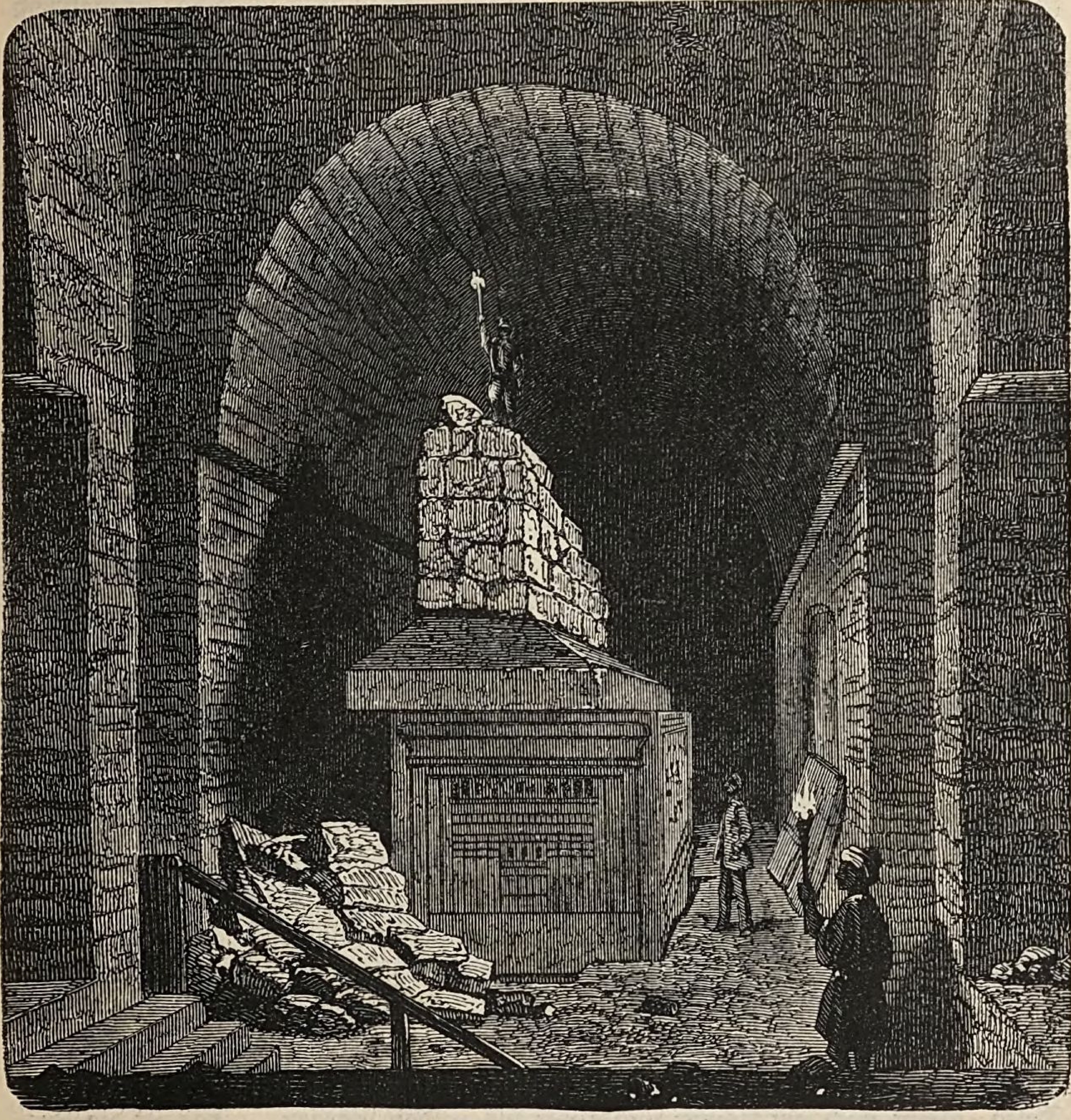
Vor dem Grabe ist ein Tempel angebaut. In diesem fand Mariette ein riesiges Steinbild des Apis, ließ es durch seine Arbeiter herausziehen (siehe S. 29) und später nach Paris bringen, wo es jetzt im Louvre zu sehen ist. Man nennt dieses Gebäude Serapeum, d. h. Grab des Serapis. Woher dieser Name Serapis kommt, s. i. d. Abschn. „Darstellung der Götter". Auf der soeben citirten Abbildung sieht man ganz im Vordergrunde einen (auch von Mariette ausgegrabenen) griechischen Tempel aus der Ptolemäerzeit.

Nach dieser Abschweifung setzen wir unsere Reise weiter fort.

Zuerst machen wir von Memphis aus einen Abstecher in nordwestlicher Richtung nach dem Thal der Natronseen. Es ist fast eine Stunde breit und von dem Delta, an dessen südwestlicher Seite es sich hinzieht, durch ein niederes Kalksteinplateau geschieden; dabei ist es vollkommen öde, ohne jegliche Vegetation. Der Wanderer kann dort nur schöne Rollkiesel und prachtvolle Achate finden. Setzt er aber seinen Weg etwa 18 Stunden weit von Memphis fort, so kommt er auf einer Strecke von ungefähr zwei Stunden an sechs kleine Seen. Sie sind seicht, kaum 1 m tief, und der größte mag etwa eine halbe Stunde lang sein; dennoch sind sie von hoher Bedeutung für das ganze Land. An ihren Ufern schießen große Stücke Natron an; die Oberfläche bedeckt sich mit einer dicken Kruste dieses Salzes, so daß sie mit eisernen Stangen entzwei geschlagen werden muß, und die Bewohner der Nachbarschaft treiben einen überaus einträglichen Handel mit diesem Natron, das überall ein Bedürfnis ist, denn man braucht es zum Einbalsamiren der Leichen und zur Fabrikation des Glases. Auch findet sich in geringer Entfernung eine große Glashütte.

Das salzhaltige Wasser dringt von den Seen aus nach allen Seiten hin in den Boden und befruchtet diesen; verdunstet es nun durch die natürliche Hitze, so bleibt das Salz als Staub oder feste Kruste zurück, die allmählich 15—20 cm dick wird. Man sprengt sie mit eisernen Stangen los und hat nun auf den so gewonnenen Stücken oben Kochsalz, unten mit Erde vermischtes Natron, das auf einer benachbarten Hütte gereinigt wird.

Es ist eine wunderbare Ueberraschung, welche dem Reisenden hier bereitet wird. Anderthalb Tage lang ist er in dem öden Thale gewandert, in welchem auch nicht das kleinste Pflänzchen zu sehen ist; die glühend heißen Kiesel haben seine Sohlen verwundet — da gewahrt er schon einige Meilen von den Seen den feinen, weißen Staub.



Apisgrab im Serapeum.

Dies ist das erste Anzeichen, daß das belebende Element des Wassers nicht mehr fern ist. Pflanzen kommen zum Vorschein; hier jagt ein Reh, dort stürmt eine ganze Herde von Gazellen vorbei; Vögel fliegen mit Geschrei durch die Luft; hier stehen einige vereinzelte Hütten, dort sieht man schon ein ganzes Dorf. Der Boden ist wie mit einer Reifdecke belegt; das Salz knirscht unter den Füßen; immer mehr Pflanzen schießen daraus empor; immer mehr Thiere und menschliche Wohnungen umher werden sichtbar; steigt man den Abhang der Berge hinauf, so erblickt man in der Ferne schon die Seen mit ihrem

anscheinend dunkelblauen Wasser. Bläst ein Wind darüber hin, so schimmern die Wellen in prächtigem Karminroth; steht man unmittelbar am Ufer eines Sees und blickt hinein, so scheint das Wasser blutroth zu sein; die gereinigten Stücke Natron schillern ins Hellgrüne.

Auf den Seen schwimmt eine Menge von Enten, Wasserhühnern und anderem Geflügel umher; die Ufer sind mit dichtem Schilf bewachsen, in welchem langbeinige Flamingo stolz umherspazieren. Ueberall Regsamkeit, überall Leben; hier werden Kameele mit Natron beladen, dort geht soeben ein ganzer Zug nach Memphis ab, ein anderer kommt von da zurück. Aber all dieses Leben hängt nur an dem Wasser. Haben wir die Seen einmal hinter uns, so verliert sich nach und nach Alles wieder; bald hört der Pflanzenwuchs völlig auf, der Boden verliert die weiße Decke — wir sind wieder im wüsten Thale.

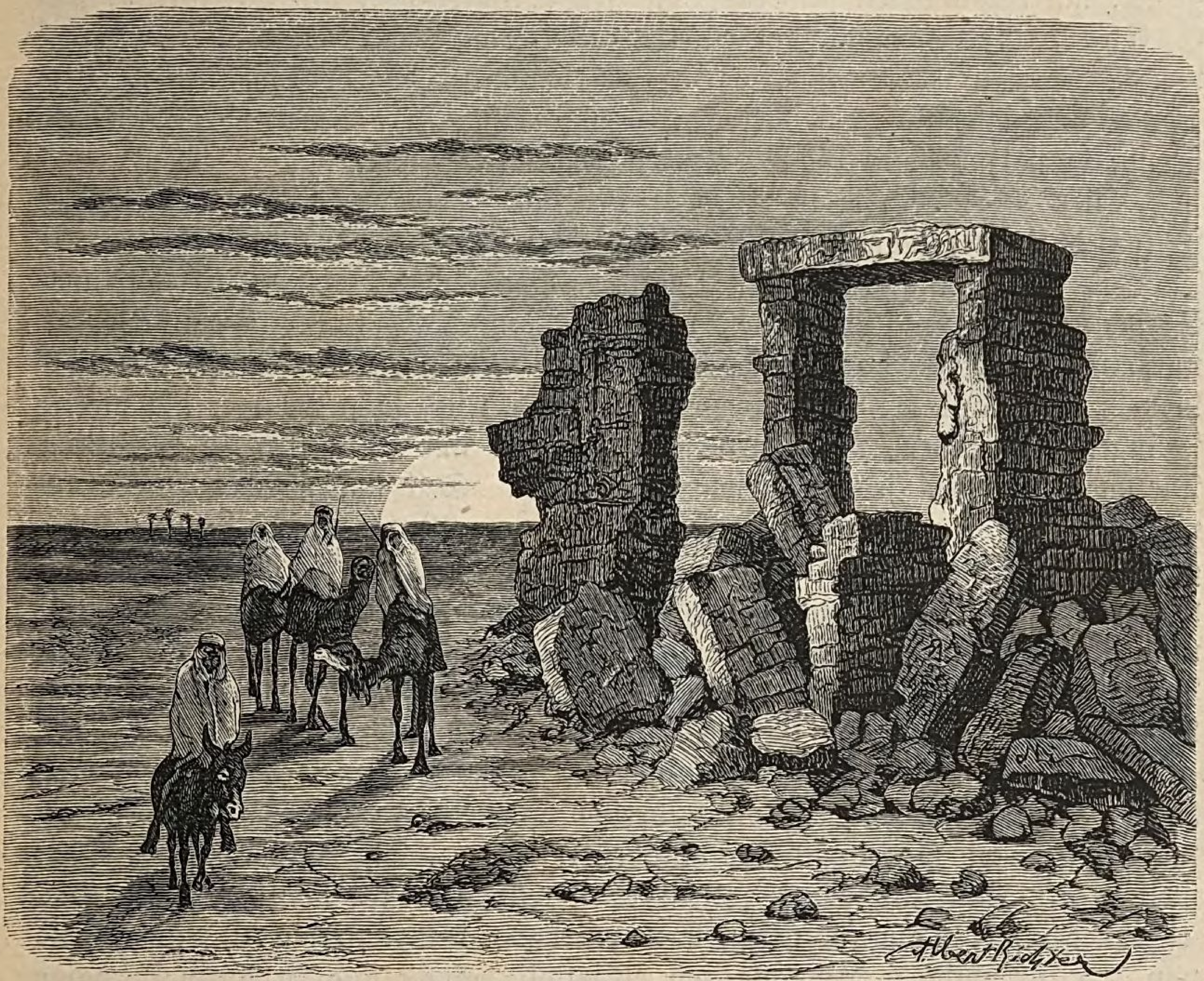
Steigen wir über den südlichen Abhang, so kommen wir in ein ähnliches, mit jenem gleichlaufendes Thal, das auf einem Wege von 15 Stunden nach Memphis zurückführt. Hier nun schiffen wir uns ein und fahren hinunter bis zum Meere. Die Fahrt kostet nicht viel Zeit, da es keinen Aufenthalt mehr giebt. Auch das Delta ist schön, zum Theil reizend; aber es bietet nur geringe Abwechselung dar. So weit das Auge reicht, ein herrlicher Blumengarten, aus dem zahlreiche große Städte hervorblicken. Unzählige Kanäle durchschneiden das Land, und überall blicken Mastbäume und Segel hervor. Auch das Schöne ermüdet, wenn es sich häuft. Und so ermattet denn auch das Auge, welches immer dasselbe Einerlei schaut. Wenn nur hier und da ein Berg oder ein Hügel sich erhöbe! Doch die Berge sind weit weg. Das ganze Delta besteht nur aus Nilschlamm.

Fahren wir den westlichsten der sieben Mündungsarme hinunter, so kommen wir an der berühmten Stadt Sa (Saïs) vorbei; — wählen wir den östlichsten, so haben wir etwa zehn Stunden von Memphis am rechten Ufer Anu, das Heliopolis der Griechen, das On der Bibel. Dieses Anu führt uns in die früheste Zeit des staatlichen Lebens im Nilthale. Hier herrschten, noch vor Mena, die Shesu-n-Hor = Verehrer des Horus, des Sonnengottes; ohne Zweifel waren sie es auch, welche die Pyramide Mennofer (S. 27) errichteten. — In Anu ist eines der berühmtesten Priesterkollegien, und wer zu wählen hat, wo er sein Wissen holen will, welchem Priesterkolleg er sich als Jünger anvertrauen soll, der geht entweder nach Tape, nach Memphis oder nach Anu.

Rechts vom östlichsten Arme des Nil, also im Osten und Südosten des Delta, bleibt noch ein kleiner Landstrich bis zu den Bergen — das ist die Provinz Gosen, die uns durch die heiligen Schriften des Alten Testaments bekannte Stätte, wo sich Jakob mit seinen Söhnen niederließ.

Von diesem östlichsten Arme, und zwar von der Stadt Pibast (Bubastis) aus, führt in einem großen Bogen ein Kanal durch das Gebirge in die nördliche Ecke des Rothen Meeres und verbindet also dieses mit dem Mittelländischen Meere. Zuerst hat er eine nordöstliche Richtung, dann geht er gerade nach Osten, wendet sich sodann nach Südosten und tritt in einen zehn Stunden langen und zwei Stunden breiten Bittersalzsee, von dessen südlichem Ende er schließlich in gerader Richtung von Norden nach Süden ins Rothe Meer führt.

Es ist ein Weg von vier Tagereisen. Wie sich leicht denken läßt, ist der Kanal stets belebt, und die Beamten an den Schleusen haben vollauf zu thun. Seine Breite ist zwar nicht bedeutend, aber doch hinreichend, daß sich zwei Schiffe der größten Art darauf ausweichen können. — In Pibast liegt eine starke Garnison; die Grenze ist hier nahe, und der Feind könnte ja auch zu Schiffe ins Land kommen. Eine Fahrt von einigen Tagen bringt uns durch Seen und an vielen Inseln vorüber in das Meer, und so haben wir denn die Reise bald vollendet.



Tempelruine in der Oase Amun.

6. Die Oasen.

Uahe. — Tempel des Amun Ra. — Sonnenquell. — Kleine Steine. — Schluß der Reise.

Nur eines müssen wir noch vorher sehen, um den zu gewinnenden Ueberblick zu vervollständigen — das sind einige Fleckchen angebauten Landes jenseit der Libyschen Berge, mitten in der Wüste, die oft genannten Oasen.

Uahe ist ein ägyptisches Wort und bedeutet „Ort der Ansiedlung, Niederlassung“; die Griechen machten Auaseis und wir Oase daraus.

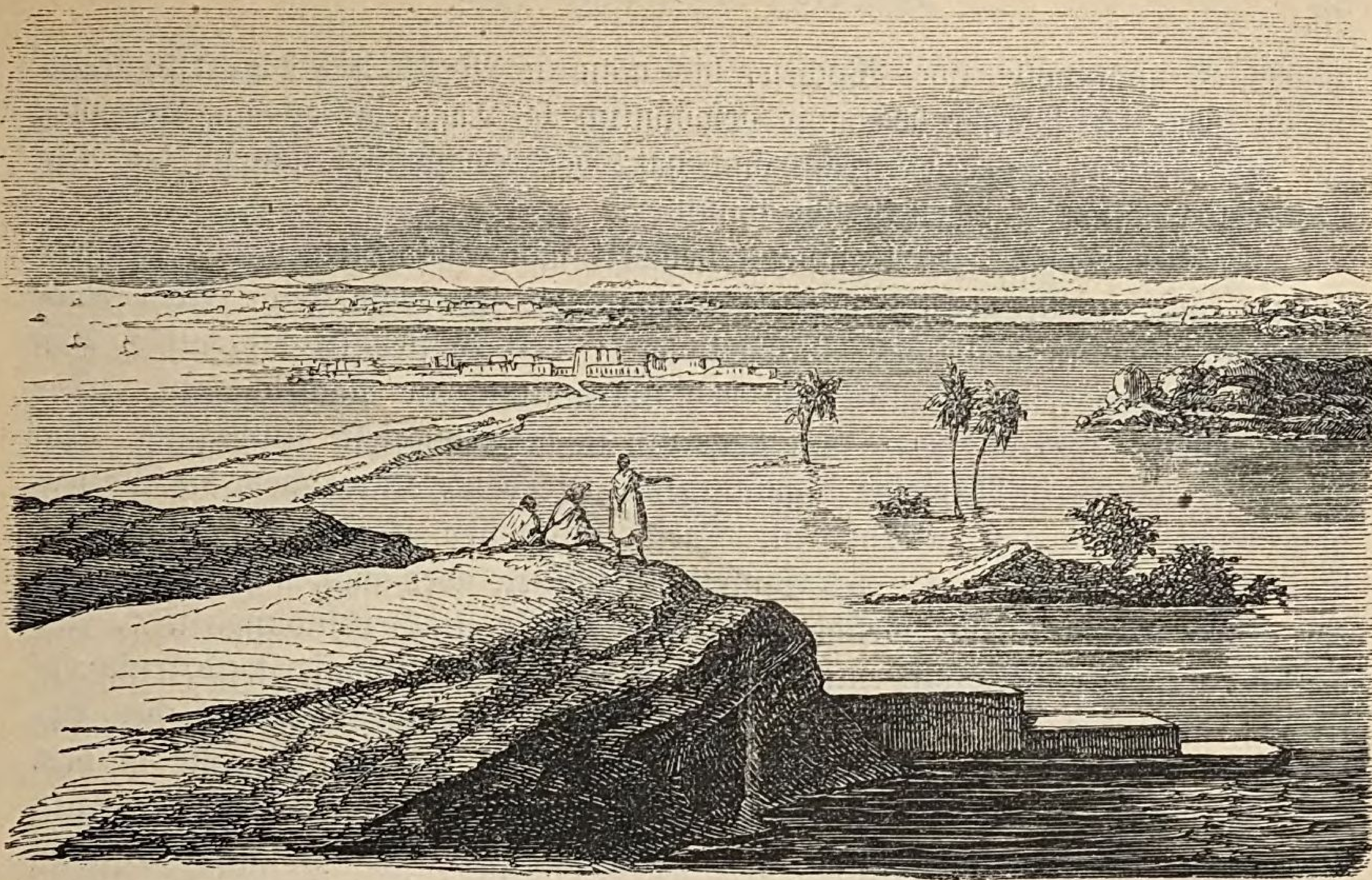
Die Hauptsache bei diesen Inseln in der Wüste ist, daß sich hier Trinkwasser findet; alles Andere ist nur Folge davon und Nebensache. Diese Wohnplätze

mitten in der Wüste liegen in der Regel etwas tiefer als die Umgebung und sind etliche Meilen lang und breit. Stark bevölkert, reiht sich dort Dorf an Dorf; die größeren haben wohl auch eine Stadt in ihrer Mitte, haben ihre Tempel, ihren Gottesdienst und vorsorgliche Verwaltung — kurz, bilden einen kleinen, nach allen Seiten hin von den kahlen Felsbergen eingeschlossenen und dadurch von der übrigen belebten Welt abgetrennten Staat. Als die Römer Aegypten erobert hatten, benutzten sie diese unzugänglichen, abgeschlossenen Plätze zu Verbannungsörtern. Die Zahl dieser Oasen ist nicht genau anzugeben, am bekanntesten sind drei: die große, unter dem 26. Breitegrad, jetzt El Chardscheh genannt, mit etwa 8000 Bewohnern; — die kleine, westlich von Piom und dem Merisee; — die dritte ist die berühmteste, sie liegt 100 Stunden westlich von Memphis und heißt Oase Amun, weil dort ein berühmter Tempel des Gottes Amun Ra steht.

Hier ist Alles wie in Aegypten selbst: der ganze Boden ein üppiges Paradies; in der Nähe einige Kalksteinfelsen mit eingehauenen Gräbern; ein Tempel, dessen Umfassungsmauer 100 m lang und 85 m breit ist, darinnen Säulen, Bilder und Inschriften und eine kolossale Götterstatue von Bronze, nur eines fehlt — das ist der Nil. Den aber ersetzt das Wasser, welches hier in Fülle aus der Erde sprudelt. Es finden sich nicht weniger als vierzig springende Brunnen, den Durstenden zu laben und die Felder zu bewässern. Die meisten haben jedoch lauwarmes Wasser. Seit undenklichen Zeiten berühmt ist der Sonnenquell, dessen Wasser am Mittage frisch kühl erscheint, gegen Abend aber an Wärme zunimmt, bis es mitten in der Nacht auffallend warm ist. Mit der Annäherung des Tages nimmt seine Wärme wieder ab, und bis die Sonne am höchsten steht, sprudelt es wieder eisig kalt aus dem Boden. Die Bewohner der Oase schreiben ihm besondere Heilkräfte zu und haben deshalb auch einen Tempel über den Quell gebaut.

Nun nur noch einen Blick auf die Decke des großen Tempelsaales. Sie besteht aus 3 Fuß dicken, 5 Fuß breiten und 36 Fuß langen Steinen, die von einer Wand bis zur andern hinüber reichen. — Wie gut mußte der Baumeister sein Material kennen, wenn er so etwas wagen wollte! Diese Oase — ihr heutiger Name ist Siwah — wurde in den Jahren 1820 und 1821 von dem preußischen Generale von Minutoli besucht und in einem kostbaren Werke beschrieben.

Und jetzt schließen wir uns einer Karawane an, die gerade eine Ladung Datteln nach Memphis bringt, und kehren dorthin zurück. Die Verbindung zwischen den Oasen und dem Mutterlande ist eine sehr lebhafte, denn den Bewohnern jener von der übrigen bewohnten Welt getrennten Gegenden fehlt natürlich gar Mancherlei, das sie sich nicht selbst ersetzen können; hauptsächlich holen sie Kleidungsstoffe, Leder, Töpfe und Luxuswaaren aller Art von den Ufern des Nils und bringen dafür, was gerade bei ihnen gedeiht. Fortwährend sind Karawanen unterweges; aber unerläßlich ist es, einen kundigen Führer als Wegweiser mitzunehmen, denn eine gebahnte Straße findet sich nicht, und wer sich in der Wüste verirrte, wäre rettungslos verloren.



Nilüberschwemmung. (S. 39.)

Der Nil.

1. Das Leben des heiligen Hapi.

Wassermasse. — „Der Jaro wächst!" — Aegyptische Maße. — Die Ueberschwemmung. — Größe des Flusses. — Das rothe Wasser. — Kanäle. — Die sieben ersten der zehn Plagen.

Der Erhalter Aegyptens, der „Vater des Landes", ist der Nil. Er befruchtet den Boden, er allein macht es möglich, daß Pflanzen gedeihen, Thiere und Menschen leben können, und wenn er nicht mehr wäre, würde Aegypten bald eine Wüste sein, öde und todt, wie die es einschließenden Berge. Aber der Nil ist ein gewaltiger Strom, der seinen Anwohnern täglich eine ungeheure Masse Wassers zum Leben spendet.

Stellen wir uns in die Mitte zwischen Theben und Memphis, also zwischen den 27. und 28. Grad nördlicher Breite. Der Strom fließt bei niedrigem Wasser mit einer Geschwindigkeit von $2\frac{1}{10}$ Fuß in der Sekunde — an seiner Oberfläche mit $2\frac{3}{5}$, bei Hochwasser mit $6\frac{1}{2}$ Fuß. Die Breite beträgt, wenn das Wasser 6 Fuß hoch steht, oben 2373 Fuß, die in einer Sekunde vorüberfließende Wassermasse $4816\frac{1}{2}$ Ohm; das macht in 24 Stunden über 416 Millionen Ohm. Bei Hochwasser aber fließen in einem Tage mehr als 5000 Millionen Ohm vorbei. — Im April fangen im südlichen Aethiopien die heftigen Regengüsse an, welche den ganzen Sommer hindurch fortdauern; dadurch schwellen die Wasser des Nils an und treten allmählich über ihre Ufer. Dies geschieht natürlich nicht im ganzen Lande zu gleicher Zeit. Von dem Tage an, da der Nil bei der Insel Pilak oder bei Sun anfängt zu wachsen,

dauert es noch volle zwei Wochen, bis man in Memphis die erste Spur davon sieht; das Wasser bedarf ja gewöhnlich 18 Tage, bis es ganz Aegypten von Süden nach Norden durchströmt hat; das Hochwasser schießt die 320 Stunden in einer einzigen Woche hinunter.

An der Südgrenze Aegyptens bemerkt man das Steigen des Wassers Mitte Juni; in Memphis sinkt es noch immer um diese Zeit. Aber Ende Juni ist Alles in gespannter Erwartung — das Wasser ist bis auf 5 Fuß gefallen — da trifft plötzlich von Ab (Elefantine) die Nachricht ein: „Der Jaro wächst“, und die ganze Stadt geräth in die lebhafteste Aufregung. Auf der Insel Ab ist ein Nilmesser (ägyptisch: Tat) erbaut, an welchem die Wasserhöhe leicht und genau zu sehen ist. Dieser Nilmesser ist ein weiter Brunnen, in welchen eine Treppe von 55 Stufen hinabführt, oder auch, wenn man will, ein enges Treppenhaus, welches mit dem Flusse in Verbindung steht, eine deutlich angebrachte Skala enthält und so jederzeit den Wasserstand leicht erkennen läßt. In den Tagen nun, in welchen man erfahrungsgemäß den Beginn des Steigens erwartet, halten sich von früh bis spät Beamte in dem Tat auf, und sobald sich die allererste Spur des Anschwellens zeigt, jagen Boten mit größter Schnelligkeit nach der Hauptstadt und verkünden auf dem ganzen Wege allüberall mit lauter Stimme: „Der Jaro wächst! Der Jaro wächst!“ Nun strömt das Volk hinaus an das Ufer und an die Nilmesser; Hunderte halten sich Tag und Nacht am Flusse auf, um den Wasserstand zu beobachten, und sobald auch hier das ersehnte Steigen eintritt, verbreiten sie die Nachricht durch die ganze Stadt. Mit lautem Jubelrufe eilen sie durch die Straßen, und wer sie hört, läuft mit und schreit und jauchzt, und in kurzer Zeit weiß es die ganze Stadt, und Tausende strömen wieder nach dem Ufer und fragen: „Wie viel Finger breit?“ und wollen sehen, wie das Wasser schwillt und wie die Wellen daherströmen. Die Beamten haben jetzt viel zu thun. Von Stunde zu Stunde wird der Stand des Wassers ausgerufen, und fortwährend kommen Neugierige und verlangen Auskunft. Alle Welt denkt und spricht nur von dem Nil, und der Freund, der dem Freunde begegnet, fragt nicht nach seinem Befinden, sondern ruft ihm schon von weitem zu: „Drei Ellen und eine Hand breit“ — Die Längenmaße im alten Aegypten sind

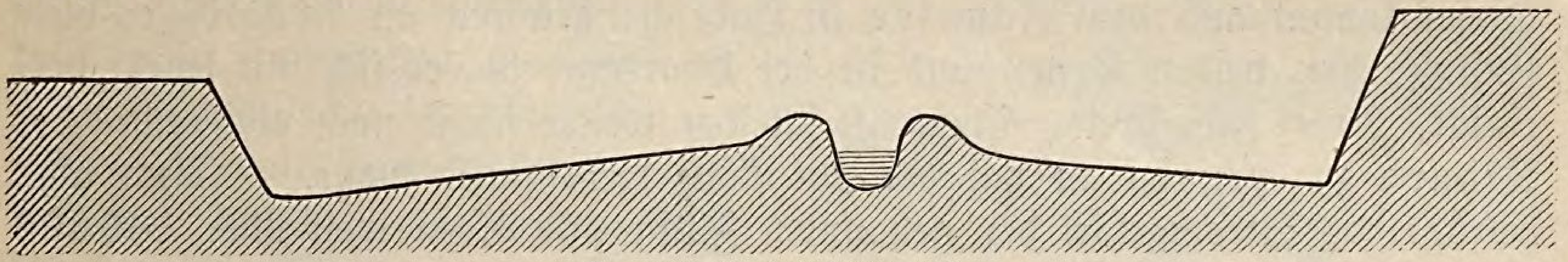
1 Elle	= 2 Fuß	= 6 Hand breit	= 24 Finger breit.
	1 „	= 3 „	= 12 „
		1 „	= 4 „

Gastmähler werden gehalten, Feste gefeiert, Musik und Gesang ertönt von allen Seiten. Der Nil wächst — Herz, was willst du mehr?

Ende Juli, also nach vier Wochen, zeigen die Nilmesser 13 Fuß Wasser, bis zum 10. August aber 20 bis 21 Fuß. Jetzt strömen die Fluten über das Ufer und überschwemmen das ganze Land. Diese Ueberschwemmung geht mit großer Schnelligkeit vor sich, denn es hat damit eine eigenthümliche Bewandtnis. Der Nil bringt aus den südlichen Regionen eine große Masse Erde mit, welche dort durch die heftigen Regen von den Bergen losgespült und von den kleinen Bächen und Nebenflüssen dem Hauptstrome zugeführt wird. Der größte Theil dieses sogenannten Nilschlammes wird bei der Ueberschwemmung natürlich in

der Nähe des Ufers abgesetzt, und dadurch wird dasselbe fortwährend erhöht. Wenn diese Erhöhung in jedem Jahre auch nur etwa die Dicke eines Pappendeckels beträgt, so macht das im Laufe der Jahrtausende doch viel aus, und es ist dadurch das ursprüngliche Verhältnis des Flußthales vollständig umgekehrt worden. Wie jedes andere Wasser, floß auch der Nil anfänglich an der tiefsten Stelle des Landes; durch die alljährlich wiederkehrende Ueberschwemmung wurden jedoch die tiefen Gegenden langsam, aber stetig gehoben, eigentlich erhöht; Niederungen wurden ausgefüllt, das Wasser konnte immer weiter gegen die Berge hin strömen; endlich zeigte der Querdurchschnitt des Landes nicht mehr eine gebrochene, in der Mitte abwärts geneigte, sondern eine gerade, wagerechte Linie.

Aber die regelmäßigen Ueberschwemmungen hörten nicht auf, und auch jetzt noch wurde die Hauptmasse der zurückgelassenen Erde in der Nähe des Flußufers abgesetzt. Was ist die schließliche Folge dieser ganz langsamen aber ununterbrochenen Umgestaltung des Bodens? Der Nil fließt nicht mehr an der tiefsten, sondern an der höchsten Stelle des Thales, und das über das Ufer tretende Wasser läuft abwärts und strömt nach Ost und West bis an die Felsberge, insofern es nicht vorher von der trockenen Erde eingesogen worden ist.



Durchschnitt des Nilthales.

Ende August hat das Wasser eine Höhe von 27 Fuß erreicht; auf diesem Punkte bleibt es, steigt vielleicht auch noch im September auf 28 oder 29 Fuß; im Oktober fällt es wieder ganz langsam, in der ersten Hälfte des November hat es nur noch die Höhe des Ufers. Ende Dezember zeigen die Nilmesser 18, Ende Januar 13, Ende Februar 9 Fuß; dann sinkt das Wasser bis auf 6, im Juni sogar bis auf 5 Fuß, und nun beginnt das Steigen von neuem.

„Woher aber“, fragt man, „kommt diese ungeheure Masse Wassers?“

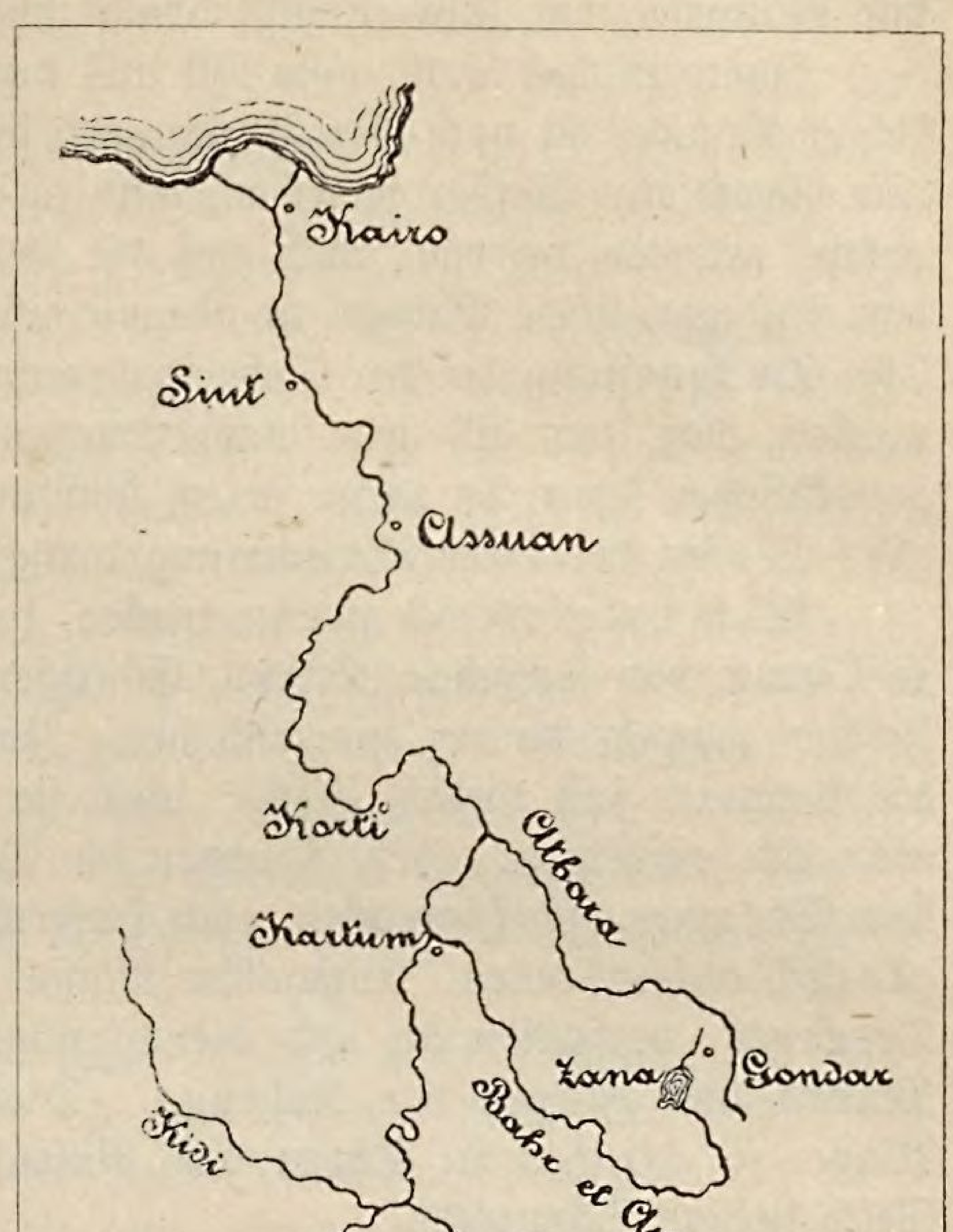
Im Innern Afrika's liegt vom 4. bis zum 8. Grad südlicher Breite der Tangantschika- oder Utschitschisee. Er ist 60 Meilen lang, 780 m über dem Meeresspiegel, im Osten und Westen umgeben von hohen steilen Felsbergen und etwa 25 m tief. Sein Boden ist (wie Tausende von Lothungen ergeben haben) überall derselbe harte Fels, nur die Verbindung des Ufergesteins; Quellen giebt es in dieser Höhe und in dem festen Steine nicht. Der See ist nur ein Felskessel; gefüllt wird er von den ungeheuren Wassermassen, welche in der Regenzeit brausend und tosend und in mächtigen Katarakten von dem umgebenden Felsen herabstürzen. Die Regen beginnen in dieser Gegend im Februar, werden jedoch erst im April heftig und andauernd. So halten sie an bis in den August, dann lassen sie nach, und im November erreicht die Regenzeit ihr Ende. Von Südwesten, aus der Gegend der Stadt Lucenda her, kommt noch ein Zufluß. Allerdings liegt Lucenda noch höher als der Spiegel des Tangantschikasees, aber die Bodenbeschaffenheit ist da eine andere.

Von dieser majestätischen Wasserfläche von 900 Quadratmeilen (so groß wie die Provinz Hannover und die Provinz Hessen-Nassau zusammengenommen) strömt nun der Ueberfluß nach Nordwesten in den Mwutansee, welcher noch um ein Bedeutendes größer ist und ebenfalls durch die zehnmonatlichen Regen gespeist wird. In der trockenen Jahreszeit ist die Verbindung beider Seen seicht, sumpfig und nicht schiffbar; von Mai bis August aber sind sie (wie auf nebenstehendem Kärtchen die punktirten Linien andeuten) in eine einzige Wassermasse vereinigt, 200 Meilen lang und 15 bis 20 Meilen breit.

Etwa 170 m höher liegt der Ukerewesee, bei welchem ganz dieselben Naturverhältnisse stattfinden. Auch er hat verschiedene Zuflüsse — der bedeutendste kommt aus dem Akentscharasee — die Hauptmasse des Wassers aber regnet immer vom Himmel und stürzt unmittelbar von den Felsen in den See. Den Ueberfluß des nassen Elementes führt der Sommersetfluß in die nordöstliche Ecke des Mwutan. Aus diesem endlich bringt der Weiße Fluß, Bahr el Abiad, die Fluten nach Norden. Er nimmt eine große Zahl von Neben- und Seitenflüssen auf (die stattlichsten sind Kidi und Sobat), wächst so bis zur Größe des Rheines und vereinigt sich nach einem Laufe von mehreren Hundert Meilen mit dem Bahr el Asrek (dem Blauen Fluß). Dieser kommt aus dem Zanasee in Habesch, gewinnt an Fülle durch viele Zuflüsse von beiden Seiten und ist bei Khartum, wo er sich mit jenem vereinigt, 2000 Fuß breit. Etwa 60 Meilen weiter fließt noch von rechts der Atbara zu; von da an hat der Nil keine Nebenflüsse mehr. — Nun aber beträgt das Stromgebiet der genannten Flüsse und Seen weit über 100000 Quadratmeilen, also mehr als neunmal so viel als ganz Deutschland, und aller Regen, der auf diesem weiten Gebiete fällt, hat nur den einzigen Nil zum Abflusse nach dem Meere. Denke man sich nun, daß Rhein, Weser, Elbe, Oder und Donau mit allen ihren Neben- und Seitenflüssen in einen einzigen Strom geleitet würden, daß im Frühlinge alle diese Gewässer durch heftige Regen anschwellten, und multiplizire man diese Wassermasse mit neun, so wird man wohl begreifen, wie ein ganzes Land mit den Fluten eines Stromes bedeckt werden kann, und wird nicht mehr staunen, daß der Nil bei Hochwasser täglich so und so viele tausend Millionen Ohm Wasser dem Meere zuführt.

Die Länge des Nils beträgt nach unserer jetzigen Kenntnis 800 geographische Meilen; er ist also mehr als doppelt so lang als die Donau, fünfmal so lang als der Rhein, über sechsmal so lang als die Oder, und fünfzehnmal so lang als Main oder Mosel; mit einem Worte: der siebente Theil des ganzen Erdumfanges. Rhein, Elbe und Donau aneinander gefügt, geben noch lange nicht den Nil. Wer von Lissabon über Salamanca und Burgos durch die Pyrenäische Halbinsel reist, über Bordeaux nach Straßburg wandert, auf der Route Karlsruhe, Bamberg, Dresden und Posen Deutschland durchschneidet, dann das weite, weite Rußland betritt, über Grodno und Smolensk nach Moskau geht — immer weiter reist, noch 110 Stunden nach Nischny-Nowgorod, noch 80 Stunden nach Kasan und noch einmal 200 Stunden weiter nach Jekaterinburg, der äußersten Stadt Europa's auf dem östlichsten

Punkte des Uralgebirges, dann nach Sibirien eintritt und endlich bis nach dem fernen Tobolsk kommt — der hat ungefähr den Weg zurückgelegt, der der Länge des Niles entspricht.



Das Gebiet des Nils.

Mit Bezug darauf, daß die großen Wassermassen, welche aus dem Tangantschika-, dem Mwutan- und dem Ukerewesee kommen, nicht als Quellen aus dem Boden springen, sondern vom Himmel regnen, und daß während der regenfreien Jahreszeit „alle bedeutenden und unbedeutenden Nebenflüsse aufhören, den Nil zu speisen", sagt Dr. Ottokar Dittmer, welcher vor wenig Jahren die dortigen Verhältnisse eingehend studirt hat: „Der Nil ist der einzige Strom auf der Erde, welcher ohne jegliche irdische Quelle ist und dessen belebender Zufluß hoch über uns in der Atmosphäre schwebt. Die Regenwolken am Himmel Afrika's, das sind die so lange gesuchten Quellen des Nils."

Durch die Regen in den Hochlanden wird eine außerordentliche Menge rother Mergelerde in den Nil gespült; das Wasser ist in der Regel sehr klar und durchsichtig, sobald es aber anfängt zu wachsen, trübt es sich, wird erst schmutziggelb und dann wirklich roth. Die jetzigen Araber nennen das die „Krankheit des Nils" oder auch Ma achmar (rothes Wasser). Ungefähr ein Vierteljahr ist das ganze Land unter Wasser gesetzt; die größeren Städte sind auf Dämmen erbaut, sehen wie Inseln aus dem Meere und sind durch erhöhte Wege mit einander verbunden (s. S. 35). So weit das Auge reicht, sieht es nur das ziegelrothe Wasser bis hinüber zu den gelben Bergen, und daraus erheben sich die Städte mit ihren Tempeln und Palästen, Befestigungen und Kasernen; die kleinen Dörfer aber stehen mit den unteren Stockwerken der Häuser im Wasser, und tausend und aber tausend Kähne, Boote und

Gondeln schwimmen auf dem nassen Elemente. Ganz Aegypten jauchzt und ist fröhlich, denn nun wird das Erdreich gedüngt und gründlich durchnäßt, so daß es wieder ein Jahr Frucht bringt hundertfältig und tausendfältig.

Zwar ist das Land vom Nil aus durch eine unzählige Masse großer und kleiner Kanäle, die nach allen Richtungen hin gehen, immerwährend und überall hinreichend mit Wasser versehen, und dieses Wasser wird durch Schöpfräder, welche getreten werden, auch auf die Felder gegossen; allein das würde bei dem fast gänzlichen Mangel an Regen nicht ausreichen, wenn nicht die gründliche Durchnässung bei der Ueberschwemmung einträte. Dabei ist noch zu bemerken, daß von all dem ausgetretenen Wasser kein Tropfen in den Nil zurückfließen kann, da dieser ja im höchsten Theile des Landes sein Bett hat; alles Wasser der Ueberschwemmung dringt in den Boden ein oder verdunstet.

Wird das Erdreich wieder trocken, so bietet es einen eigenen Anblick dar. Millionen von Fröschen, Kröten, Eidechsen, kleinen Schlangen und namentlich Fischen zappeln darauf hin und her. Zur Zeit der Ueberschwemmung essen die Aegypter fast täglich Fische; aber sie können sie mit dem besten Willen nicht alle aufzehren. Jetzt kommen die Störche und die Ibisse, waten durch den Schlamm und schmausen nach Herzenslust. Auch ihnen gelingt es nicht, gänzlich aufzuräumen. Ungezählte Massen von Wasserthieren sterben auf dem Trockenen, verfaulen da und dienen ungeheuren Schwärmen von Schnaken, Mücken und Fliegen zur Nahrung. Diese Insekten sind eine höchst lästige Plage; sie kriechen in Ohren und Nasenlöcher und verursachen durch ihren Stich heftige Schmerzen.

Es liegen aber nicht blos Fische und andere Wasserthiere auf dem Trockenen und verwesen hier, sondern auch mancherlei Landthiere, welche bei der Ueberschwemmung ertrunken sind. Und da die Verwesung bei der großen Hitze außerordentlich schnell von statten geht, so wird dadurch die Luft verpestet, und es entstehen häufig Krankheiten bei Menschen und Vieh. Die Viehseuchen wüthen zuweilen so furchtbar, daß sämtliches Rindvieh daran zu Grunde geht, und Ochsen und Kühe immer wieder von neuem aus Syrien her eingeführt werden müssen. Bei den Menschen zeigt sich ein Anschwellen der Glieder, das vom Gesichte her sich weiter verbreitet, und es entstehen schmerzhafte Geschwüre. Wir nennen diese Krankheit den knolligen Aussatz oder die Elefantiasis. Die Aegypter gebrauchen dagegen Spargelwurzel in Wein gekocht; in der Regel aber ist der Tod unvermeidlich.

In den sogenannten „zehn Plagen“, durch welche Moses, ägyptisch Mesu, nach der heiligen Schrift den König gezwungen, die Israeliten zu entlassen, findet sich der soeben erzählte Hergang unverkennbar angegeben.

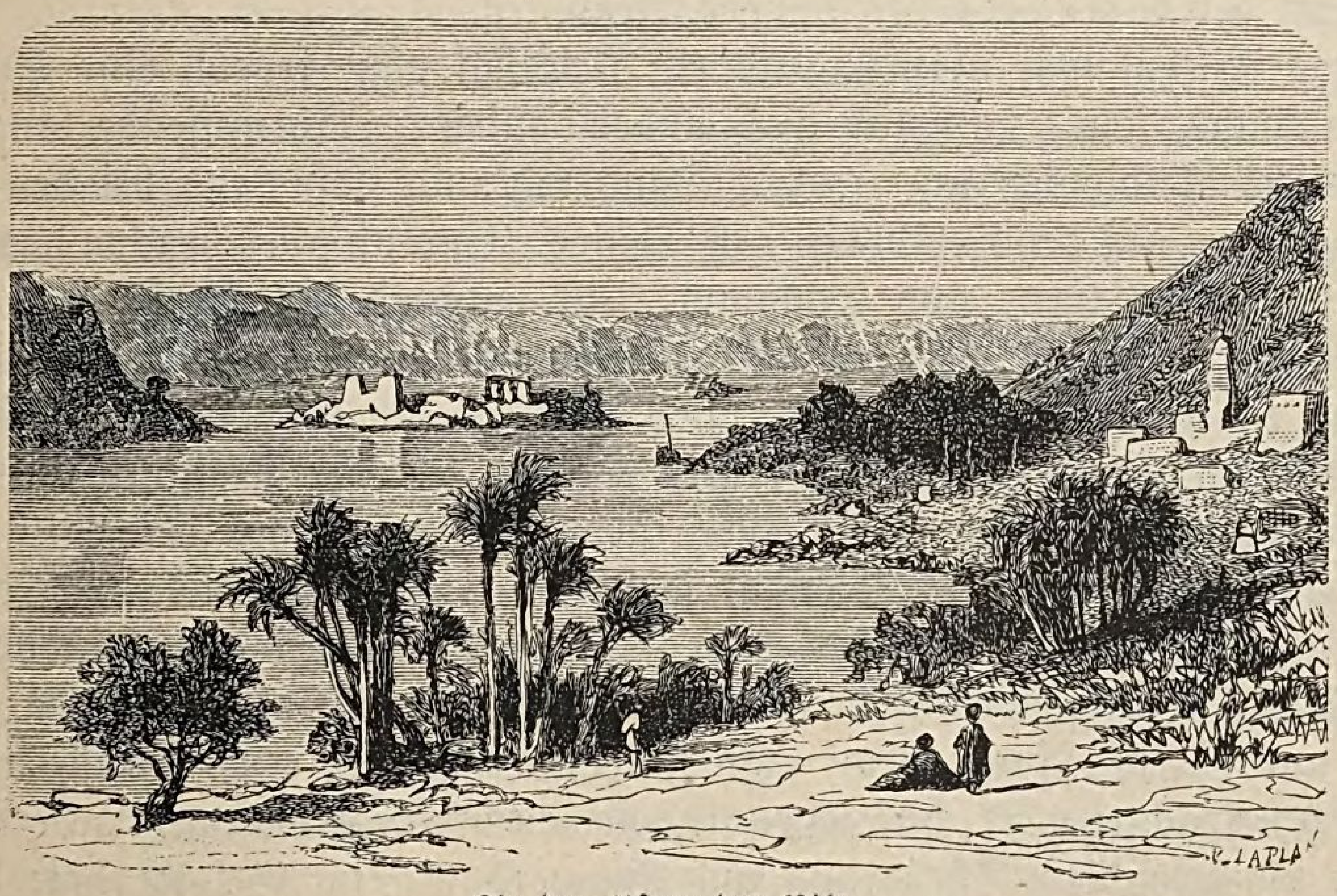
Erste Plage, 2. Mos. 7, 20: Alles Wasser im Strom ward in Blut verwandelt, d. h. ward roth. — Zweite Plage, 8, 6: Es kamen Frösche herauf, daß Aegyptenland bedeckt ward. — Dritte Plage, 8, 17: Aller Staub des Landes ward Läuse in ganz Aegyptenland. — Das Wort, welches Luther hier fälschlich mit „Läuse“ übersetzt hat, bezeichnet sehr kleine, kaum mit dem bloßen Auge sichtbare Mücken, die sich in dichten, zahllosen Schwärmen auf Menschen und Vieh setzen. — Vierte Plage, 8, 24: Es kam viel

Ungeziefer über ganz Aegyptenland. — Fünfte Plage, 9, 6: Es starb allerlei Vieh der Aegypter. — Sechste Plage, 9, 10: Es fuhren auf böse, schwarze Blattern, beide an Menschen und Vieh, die oben erwähnten Geschwüre. — Auch die folgende, siebente Plage, 9, 23: Der Herr ließ donnern und hageln, ist für uns kein Wunder. In Oberägypten regnet es außerordentlich selten, alle 15 bis 20 Jahre ein einziges Mal; in Unterägypten ist aber der Regen so selten nicht, und im Monat Februar kommen zuweilen — freilich nicht jedes Jahr — sehr heftige Hagelwetter vor. Moses lebte bekanntlich in Memphis, auf der Grenze von Unterägypten, und das Hagelwetter trat ein, nachdem die Mücken und Fliegen (im Dezember) und das Viehsterben sowie die Geschwüre (im Januar) vorüber waren. Auch heißt es ausdrücklich 2. Mos. 9, 31, 32: „Also ward geschlagen der Flachs und die Gersten; denn die Gersten hatten geschossen, und der Flachs Knoten gewonnen. Aber der Weizen und Roggen ward nicht geschlagen, denn es war Spätgetreide.“ Das ist eine sehr deutliche, unverkennbare Bestimmung des Februars in Aegypten. Zu einer andern Zeit würde es Moses schwerlich gelungen sein, hageln zu lassen!

Auch in den drei letzten Plagen — Heuschrecken, Finsternis und Pest — werden wir noch sehr natürliche, in Aegypten oft wiederkehrende Erscheinungen erkennen.

Von der hohen Verehrung des Niles, den die alten Aegypter als Gott feierten, zeugen schwungvolle Hymnen, die noch auf uns gekommen sind. Als Probe stehe hier der Anfang einer von Prof. Dümichen übersetzten:

„Anbetung dir, o Nil! Der du dich offenbart hast diesem Lande, in Frieden kommend, um Aegypten zu beleben. Verborgner, der du bringst was finster ist zum Licht, wie deinem Willen immer es beliebt. Der du die vom Sonnengott erschaffenen Fluren mit Wasser überziehst, um zu ernähren die gesammte Thierwelt; du bist es, der das Land tränkt überall, du, des Brotes Freund, Getreidespender“ u. s. w. So beteten die Rutu zu ihrem heiligen Hapi.



An den Ufern des Nils.



Vögel der unterägyptischen Gewässer: Pelikane, Marabu, Ibis, Reiher u. s. w.

2. Der Schöpfer und Erhalter des Landes.

Wie Aegypten entstanden ist. — Des Flusses Bedeutung für Aegypten. — „Du bist so süß wie Nilwasser.“ — Das Trinkwasser. — Seine Majestät Kaiser Lalibala. — Was Albuquerque nicht fertig brachte.

Der Nil, von dessen vielbelebten Ufern der Leser einen Theil auf dem Bilde S. 141 vor sich sieht, ist aber nicht nur der Erhalter, er ist in der That auch der Schöpfer des Landes Aegypten.

Das Nilthal war ursprünglich ein Felsthal ohne irgend eine Spur von Pflanzenwuchs, somit natürlich auch unbewohnbar. Jahrtausende lang führte der Nil aus Aethiopien nur groben Sand mit und flößte ihn bei den Ueberschwemmungen auf den Felsboden des Thales. Endlich aber brachte das Wasser statt des Sandes Erde und Schlamm; jetzt entstand ein fruchtbarer Boden, Pflanzen sproßten auf, Thiere und Menschen belebten das sonst öde Thal, und man kann in Wahrheit sagen: Das Land ist ein Geschenk des Nils.

Wenn man nun bedenkt, daß alles Wasser, das der Aegypter zum Baden und Waschen, zum Kochen und Trinken gebraucht, nur aus dem Nile kommt, denn das Wasser in den Kanälen ist ja Nilwasser, und das, welches er in Brunnen gräbt, ist entweder von dem Flusse und den Kanälen seitwärts oder während der Ueberschwemmung von oben ins Erdreich eingedrungen, ist also wieder nur Nilwasser; wenn man hinzunimmt, daß nur durch den Nil das Land befruchtet wird, daß jedes Ausbleiben der regelmäßigen Ueberschwemmungen unabwendbar Theuerung und Hungersnoth im Gefolge hat; daß ein

Austrocknen des Flusses alle lebenden Wesen dem sicheren Tode preisgäbe, dann begreift man die Frage, die voll Verehrung für seinen Nil noch heute der Aegypter an Fremde richtet: „Habt ihr auch einen solchen Fluß?"

Wenn z. B. den Hamburgern die Elbe entrissen würde, so wäre das für ihren Handel ein großer Nachtheil, hätte auch noch manche andere Unannehmlichkeit; und sie hielten sich wohl für sehr unglücklich, wenn sie nicht mehr im fließenden Wasser baden könnten, obwohl tausend und aber tausend Menschen, die nicht an einem Flusse wohnen, gar nicht daran denken und doch gesund bleiben, alt werden und glücklich sind. Schließlich würden sich aber die Hamburger über den Verlust der Elbe trösten; und — genau besehen — würde noch niemandem dadurch unmittelbar auch nur ein Stück Schwarzbrot entrissen. Sie bedürfen des Elbwassers nicht zum Begießen ihrer Felder — das thut der Regen; nicht zum Kochen und Trinken — dazu haben sie von der Elbe unabhängige Brunnen. Auch Fische und Krebse könnten fernerhin noch ihre Tafel zieren; denn es giebt noch Bäche genug in der Nachbarschaft. Allein in Aegypten giebt es nur einen Fluß, nicht ein einziges Bächlein außer dem Nil; es giebt keine von dem Landesstrom unabhängigen Brunnen; es giebt in ganz Oberägypten fast keinen, in Unterägypten viel zu wenig Regen, die Felder zu bewässern. Wenn heute der Nil verschwindet, ist binnen Kurzem das ganze Land eine vollkommene Einöde; keine Pflanze kann mehr wachsen; alle Thiere müssen den Hungertod sterben, die Menschen entweder auswandern oder — elendiglich verschmachten — das Land des Ueberflusses würde ein Thal des Todes werden.

Aber auch das weiß der Aegypter sehr wohl, daß das ganze kulturfähige Land überhaupt ein Geschenk des Nils ist. In dem Felsen und im Sande gedeiht nichts; erst der Nilschlamm konnte Pflanzen ernähren, und dann erst konnten Thiere und Menschen daselbst leben. Darum nennt der Aegypter seinen Nil den Vater des Landes, den Ernährer der Menschen, den Ueberfluß, den Gesegneten, den allerheiligsten Vater, und sein größter irdischer Genuß ist es, zu ruhen in einem Palmenhaine an den Ufern des heiligen Nils und sein köstliches Wasser vollauf zu schlürfen; denn das Nilwasser, das ist doch das Beste, was es giebt auf dieser Erde; es ist dem Aegypter das Symbol alles Sanften, Süßen, Lieblichen, und wenn der Bräutigam recht zärtlich thun will mit der Braut, dann sagt er zu ihr: „Du bist so süß wie Nilwasser."

Uebrigens sind fast alle Reisenden alter und neuer Zeit einstimmig darin, daß das Wasser des Nils etwas sehr Liebliches, Leichtes und Angenehmes habe; ja einer findet sich zu dem Ausspruche gedrängt: „Es ist unter den Wassern, was der Champagner unter den Weinen ist." Und die Araber sagen: „Wenn Mohammed ein Aegypter gewesen wäre, so würde er jetzt noch leben; denn hätte er je Nilwasser gekostet, so wäre seine erste Bitte die um ein ewiges Leben gewesen, damit er ewig hätte Nilwasser trinken können, und die Gewährung seiner ersten Bitte hätte ihm Allah nicht versagt."

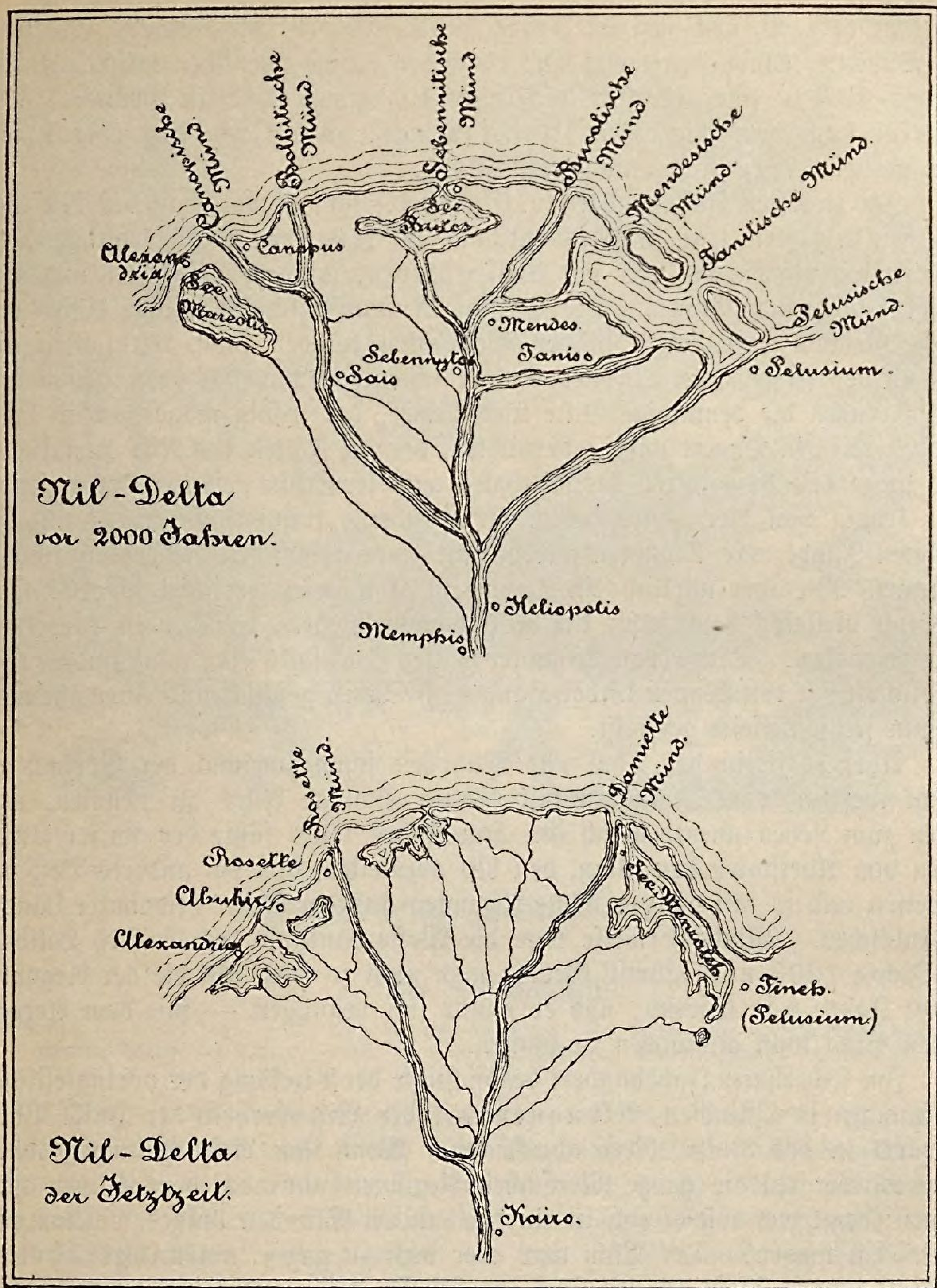
In den Fabriken Kairo's vertritt das Nilwasser vollkommen die Stelle des destillirten Wassers. Auch ist bemerkenswerth, daß es, in Cisternen stehend,

selbst bei der großen ägyptischen Hitze nie faulig und übelriechend wird. — Im Januar schmeckt es am besten. Wenn der Nil aber seinen tiefsten Stand erreicht hat, wenn er im Juni auf nur 5 bis 6 Fuß Höhe gesunken ist, dann wird es warm und hat nichts Erquickliches mehr. Man füllt es alsdann in poröse Thongefäße und setzt diese dem Luftzuge aus; das durch den Thon dringende Wasser, welches auf der äußern Fläche erscheint, verdunstet sehr schnell und kühlt dadurch das in dem Topfe selbst befindliche so sehr ab, daß es vollkommen kalt wird.

Steigt das Wasser im Flusse und wird gelb, so stößt sich daran noch niemand, man genießt es ohne Scheu; es ist nicht ungesund, und selbst Fremde können es ohne Gefahr trinken. Wird es aber noch trüber und endlich gar roth, dann läßt man es einige Zeit in den Gefäßen stehen und sich setzen; bald kann man oben ganz reines Wasser abschütten und behält den schmutzigen Satz auf dem Boden.

Beim Austreten des Niles aus seinen Ufern haben nun Ibisse und Marabu den ganzen Tag vollauf zu thun, die Wasserthiere wegzuschnappen, welche aufs Trockene gelegt werden. Schlank und zierlich tanzt der Ibis am Rande der Flut hin und begleitet sie stets bei weiterem Wachsen. Chib nannten ihn die alten Aegypter; heutzutage nennt man ihn im Oberlande Abu Hannes (Vater Johann), und im Unterlande sagen sie Abu Menzel (Vater Sichelschnabel). Er war und ist allgemein verehrt, eben weil er den Boden säubert; aber so gut kann er es doch nicht, wie der gefräßige Marabu. Der bleibt doch der Hauptvertilger der Fische, Schlangen, Schnecken und all des Ungeziefers, das besonders nach der Ueberschwemmung das ganze Land bedeckt. Es sind närrische Käuze, diese Marabu. Bald stehen sie, jeder allein für sich, ernst und gravitätisch da und erinnern mit ihrem kahlen Kopfe unwillkürlich an einen nachdenklichen Philosophen; dann toben sie wieder in Rudeln von 20 bis 30 Stück mit ausgelassenen Sprüngen umher und brüllen dabei wie die Tiger. Geht man auf einen los, so springt er dem Nahenden entgegen, schreit auf und tobt und reißt dabei seinen ungeheuren, plumpen Schnabel weit auf, als ob er den Menschen geradezu verschlingen wollte. Giebt man ihm aber einen Schlag mit der Gerte, so macht er Kehrt, läuft wie ein Sturmwind hinweg, und verfolgt man ihn gar noch, so fliegt er davon. Er sieht gar böse aus, thut aber niemand etwas zu Leide; deshalb schont und schützt man ihn und hält ihn hier und da sogar auf Höfen. Er erreicht eine Höhe von 5 Fuß, in Asien wird er sogar 7 Fuß hoch.

Wie der Nil der Schöpfer des Landes ist, zeigt sich deutlich bei Vergleichung der beiden Kartenskizzen. Vor 2000 Jahren ergoß er sich in sieben breiten Mündungsarmen in das Mittelmeer, heute sind es deren nur noch zwei, und die ganze Gestaltung des Deltas ist vollständig geändert. Hier wird alter Boden abgespült, abgerissen, dort neuer angesetzt; in tausend Jahren nach uns ist der See Menzaleh vielleicht ganz verschwunden. Rings an der Küste ist das Meer außerordentlich seicht, weil alljährlich große Erd- und Sandmassen hineingespült werden, und das Land wächst stetig weiter. Der heilige Hapi wird nicht müde, zu schaffen.



Wir haben nun gesehen, welche hohe Bedeutung der Nil für das Land hat, das er durchfließt; ist es zu verwundern, wenn der Aegypter mit fast abgöttischer Verehrung an seinem Lebensspender hängt? — wenn ein Ausbleiben des Nils bei ihm gleichbedeutend ist mit dem Untergange seiner Welt? — daß ihn eine wahre Todesangst befällt, wenn Juli und August einmal vergehen und die Wasser nicht wachsen?

Weit eher läßt sich's der Aegypter gefallen, daß die Flut etwas höher steigt, als er wünscht; daß das Land etwas länger unter Wasser steht, als gut ist.

So war es z. B. noch erst im Jahre 1863. Was ist die Folge? Es stürzt ein Dutzend Lehmhütten mehr ein, es finden etliche Menschen mehr den Tod in den Wellen; aber es geht doch nicht das ganze Land zu Grunde. Das Zuviel kann dem Einzelnen Unglück bringen; das Zuwenig aber bringt dem ganzen Lande Noth und Verzweiflung.

Im zwölften Jahrhundert (n. Chr. Geb.) kam es vor, daß der Nil nicht aus seinen Ufern trat, und es entstand ein Jammern und Wehklagen, ein Zittern und Zagen, das wir mit Wasser überaus reichlich Gesegneten uns nicht entfernt vorstellen können. Der Sultan Mustansir schickte infolge dessen eine große Gesandtschaft, mit köstlichen Geschenken beladen, nach Aethiopien und ließ an den Füßen des Thrones Seiner schwarzen Majestät nebst diesen kostbaren Gaben die demüthige Bitte niederlegen, der König möge doch in Huld und Gnade den Damm wieder vernichten, der die Fluten des Nils zurückhalte, und möge den Bewohnern des Nilthales auch fernerhin gestatten, zu existiren. Der König von Aethiopien nahm die Geschenke freundlichst an — und im nächsten Jahre war Aegypten wieder mit einer reichlichen Ueberschwemmung gesegnet. Ob aber wirklich ein Damm in Aethiopien errichtet worden war, oder ob vielleicht dort selbst die Regen ausgeblieben, darüber ist nie etwas laut geworden. Die alten Aegypter hätten jedenfalls eine ganz andere Gesandtschaft mit den Waffen in der Hand nach Süden geschickt und einen etwaigen Damm selbst beiseite geschafft.

Aber es ist in der That und Wahrheit schon zweimal der Versuch gemacht worden, den Aegyptern mit einem Schlage Alles zu nehmen, was ihnen zum Leben unentbehrlich ist. Im Jahre 1200 faßte der Kaiser Lalibala von Abessinien den Plan, den Nil abzuleiten, ihm ein anderes Bett anzuweisen und so mit einem Male Aegypten aus der Reihe bewohnter Länder auszulöschen. Glücklicherweise war die Wasserbaukunst des Kaisers Lalibala im Jahre 1200 nach Christi Geburt noch nicht so weit, als die der Aegypter 1200 Jahre vor Christo, und er mußte sich begnügen — mit dem Aerger, seinen Plan nicht ausführen zu können.

Im sechzehnten Jahrhundert beabsichtigte der Vizekönig der portugiesischen Besitzungen in Ostindien, Albuquerque, den Nil oberhalb der Insel Philä ostwärts in das Rothe Meer abzulenken. Wenn ihm dieses gelungen wäre, dann würde jetzt die ganze Menschheit Aegypten nur noch dem Namen nach kennen; denn wer würde sich in ein dreihundert Stunden langes, vollkommen ödes Thal wagen? Der Plan war aber doch zu groß, um ausgeführt zu werden; und so fließt der Nil noch zur Stunde dahin und befruchtet das Land, das er schon zu Mena's Zeiten beglückte; er ist noch wie damals der Segen, der Vater des Landes, der heilige Nil.



Die Heuschreckenplage.

Aegyptens Landplagen.

1. Die Heuschrecken.

Die Wolke. — Alles kahl. — Die achte der zehn Plagen. — Die Nachzügler. — Heuschreckenbann. — Neueste Besuche der Thiere. — Wie die Bestien aussehen. — Geldverlegenheit in Mailand.

„Sieh, sieh! — dort im Südwesten — ist das Rauch oder ist das ein Wolkenzug? Es muß wohl Rauch sein. Wie dunkel! Und wie das wächst und steigt! — Nein, es ist doch kein Rauch, es ist eine Wolke! Aber wie schwarz! Wie nahe am Boden! Das ist beängstigend, schrecklich beängstigend! Die Wolke kommt näher, immer näher — jetzt raschelt's und rauscht's in der Luft — es wird düster — die Sonne verfinstert sich — die Wolke ist über uns — wie dunkel! Man kann ja auf zwanzig Schritte niemand mehr erkennen! Hu, jetzt braust's in der Luft wie ein Mühlrad! Und nimmt denn die Wolke gar kein Ende? — Halt an! Halt an! Die Pferde bäumen sich, unser Wagen schlägt um — hilf, Himmel, ein lebendiges Hagelwetter!"

Kehr' dich um, Freund, daß dir die lebendigen Hagelkörner nicht ins Gesicht, sondern auf den Rücken schlagen; ich will die Pferde zum Stehen bringen. — So! Nun sieh', das ist ein Heuschreckenzug. Die Heuschrecken kommen in ungeheuren Schwärmen von Südwesten her ins Land; die ungefähre

Zahl der Thiere, aus denen ein solcher Zug besteht, kann kein Mensch nennen. Eine Million ist viel, sehr viel; wenn ich aber sage: „es sind tausend Millionen“, so ist das noch gar nichts, und dennoch brauchte ein Mensch, der 16 Stunden täglich in einem fort zählen wollte, über 30 Jahre, um 1000 Millionen Heuschrecken zu zählen. Es sind mehr als zehntausend, viel mehr als hunderttausend Millionen — — solch ein Heuschreckenzug! Wo er sich niederläßt, bedeckt er 8 bis 9 Stunden lang, 3 bis 4 Stunden breit und eine Elle hoch den Boden. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ist bald jedes Blatt, jedes Hälmchen, Alles, was grünt und blüht, verschwunden; die ganze Ernte rein aufgezehrt! Wer am Morgen noch seine Felder voll vielverheißender Saaten stehen sah, hat am Abend nicht mehr ein einziges Weizenkörnlein, nicht eine Baumfrucht, nicht ein Grashälmchen. Und wie es ihm gegangen, so auch dem Nachbar, so den Bewohnern von zehn Dörfern in der Umgegend, — Alles ist kahl abgefressen, Alles vertilgt.

Und du kannst sie nicht verjagen; — schlage unter sie, wirf unter sie, reite und fahre in die Massen hinein — es erheben sich nur die nächsten, um sich sogleich wieder niederzulassen. Sie sind durchaus nicht zu vertreiben; du bringst sie nicht weg, bis sie von selbst auffliegen. Das geschieht in der Regel kurz vor Sonnenaufgang. Dann erhebt sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, die ganze Wolke auf einmal, steigt 50 bis 60 Fuß hoch in die Luft und setzt ihre Reise mit großer Geschwindigkeit weiter fort, bis sie wieder müde ist und sich nach so und so viel Meilen abermals niederläßt.

Verjagen kannst du einen Heuschreckenschwarm nicht, vertilgen aber auch nicht. Ob auch die ganze Mannschaft mehrerer Dörfer hinauszieht und mit Stangen und Brettern auf die gefräßigen Thiere losschlägt, in deren Massen man bis zu den Knieen einbricht; ob man auch das Vieh hineinhetzt, Feuerbrände zwischen sie wirft, ob auch die tausend Vögel (namentlich Drosseln), die jeden Heuschreckenzug begleiten, noch so gierig zulangen — du siehst nicht, daß es weniger werden. Wenn auch tausendmal Tausend vertilgt werden, das ist noch nicht zu merken.

Das ist die achte der „zehn Plagen“, 2. Mos. 10, 13—15: „Des Morgens führete der Wind die Heuschrecken her. Sie bedeckten das Land und verfinsterten es und fraßen alles Kraut im Lande auf und alle Früchte auf den Bäumen“ ꝛc.

Wenn sich der Hauptschwarm erhebt, bleiben immer noch große Massen solcher zurück, die abgemattet sind und nicht mehr fortkommen können, oder die bei dem ungeheuren Gedränge keine Nahrung gefunden haben, oder endlich, die verwundet sind. Die Thiere fliegen nämlich so gedrängt, daß sie sich gegenseitig sehr häufig die Flügel verletzen; auch fressen die oben liegenden, wenn sie nichts Anderes finden, ihren Nachbarn die Flügel an.

Zu diesen Zurückgebliebenen kommt nun, etwa 5 bis 6 Fuß über dem Boden fliegend, eine ähnliche Schar Nachzügler, die auf dem vorigen Lagerplatze zurückgeblieben war. Gegen diesen Nachtrab des großen Heeres kann man etwas thun. Man kann ihn durch Lärmen von dem eigenen Felde auf das des Nachbars jagen, kann ihn zerstampfen, vom Vieh fressen lassen,

verbrennen ꝛc.; diese Nachhut wird in der Regel nach und nach vertilgt. Wenn sie weg ist, dann ist auch anscheinend alle Vegetation verschwunden; die Nachzügler zehren nicht allein jedes Blättchen auf, das der Gier des Hauptheeres entgangen, sie zernagen auch die Rinde der Bäume, Holz, selbst Lederzeug, und nur der unvergleichlichen Fruchtbarkeit des ägyptischen Bodens ist es zu danken, daß nicht nach jedem Heuschreckenzuge Hungersnoth entsteht. Die Ernte ist freilich verloren, aber es reift in demselben Jahre noch eine zweite und auch eine dritte.

Wenn die Schwärme das ganze Land bis zum Meere durchzogen haben, erheben sie sich wieder, sobald ein kräftiger Südwind weht, und lassen sich über das Mittelländische Meer treiben. Da sind nun Millionen der Thiere, die den langen Flug nicht aushalten, nach und nach herabstürzen und so im Wasser umkommen; aber diejenigen, welche nach Europa gelangen, sind immer noch eine furchtbare Landplage. Ihre Massen sind noch so ungeheuer, daß sie — gerade wie im Aegyptenlande — ganze Ernten vertilgen, und darauf folgt dann bei uns jedesmal Theuerung. Vergebens hat man alle natürlichen und übernatürlichen Mittel gegen die schlimmen Gäste versucht, man ist nicht Herr über sie geworden. Im Jahre 1725 sprach sogar Papst Benedictus XIII. in feierlicher Weise den großen Bann über sie und gebot ihnen im Namen des heiligen Petrus, sich sogleich ins Meer zu stürzen — auch das half nicht; die Heuschrecken blieben, wo sie waren, und stürzten sich *nicht* ins Meer.

Im Jahre 874 kamen sie bis nach Frankreich. Dort gingen sie in solcher Unzahl zu Grunde, daß von dem Geruche der verwesenden Thiere die Pest entstand. — 1693 schwärmten sie bis nach Thüringen. Man hat die Zahl derer, die sich zwischen Weimar und Roda niederließen, auf 92160 Millionen berechnet — *und das waren doch nur die Ueberbleibsel eines großen Zuges!* — Im Mai 1863 ließ sich der Ueberrest eines Zuges in der Provinz Toledo in Spanien nieder. Es wurde eine eigene *Heuschrecken-Kommission* ernannt, ein förmlicher Landsturm gegen die gefährlichen Thiere organisirt, und in wenigen Tagen hatte man 228 Centner dieser Bestien getödtet — wie viel Stück mögen das wohl gewesen sein? — Endlich ließ man noch das Militär ausrücken, wurde aber doch den Feind nicht eher los, als bis es ihm gefiel, von selbst abzuziehen. — April 1866 erschienen die kleinen Bestien in Savoyen und Südfrankreich und erinnerten daran, wie sie 1613 binnen wenigen Stunden das Land in eine Wüste verwandelt hatten. Die Stadt Arles hatte damals 63000 Livres für Einlieferung von 30000 Pfund Heuschrecken (à 2 Sols) und 300000 Pfund Eier (à 4 Sols) ausgegeben. — 1874 verbreiteten sie in dem Kreise Mascara in Algier Jammer und Schrecken; in ungeheuren Scharen kamen sie von Südost, und vergebens boten die französischen Behörden Alles auf, was in menschlicher Kraft stand, die unheilvollen Gäste zu vertreiben; feindliche Menschenheere lassen sich besiegen, Heuschrecken nicht. — Ein Jahr später verwüsteten sie in beispielloser Weise die Maisfelder des armen Rumäniens. Sie lagen so dick und fest auf einander, daß (im September 1875) zwischen Galatz und Barboti der Eisenbahnzug in ihnen stecken blieb. — Im April 1876 bewilligten die Cortes in Madrid zwei Millionen

Reale zur Vertilgung der Heuschrecken, von denen Spanien heimgesucht ward. Wieder rückte das Militär aus; es wurde eine eigene Heuschrecken-Vertilgungsmaschine erfunden; in Badajoz wurden 15000 Centner der gefräßigen Thiere verbrannt — Alles umsonst. Schließlich wollte man sie mit Petroleum verbrennen; doch sobald dieses (mit Gießkannen) über sie gegossen ward, erhoben sie sich alsbald, flogen davon und kamen auch nicht wieder. Der Geruch dieses Oels scheint ihnen also unerträglich zu sein.

Diese Heuschrecken — ägyptisch Sa-nohem, Staubinsekt, woraus ohne Zweifel das hebräische Saleam geworden ist — sind grün mit dunklen Flecken, haben hellbraune Flügeldecken mit schwarzen Flecken und sind $2^1/_2$ Zoll lang. Das Geräusch bringen sie hervor durch Anschlagen der Hinterbeine an die Flügel. Ein Weibchen legt etwa 200 Eier in zwei oder drei Abtheilungen, durch einen weißen Schleim zu einem Ganzen verbunden, in die Erde oder auch auf die Erde. Im Jahre 1752 haben die Bewohner der Stadt Drossen (Regierungsbezirk Frankfurt in Preußen) allein 13 Scheffel $4^1/_2$ Metzen solcher Eier eingesammelt und vertilgt — der Zahl nach etwa $16^1/_2$ Millionen. — In der Regel gehen die Eier, welche bei uns gelegt werden, durch Kälte und Regen von selbst zu Grunde.

Meistens finden die Heuschreckenzüge ihr Ende schon im Mittelmeere; kommt aber noch ein Rest von etlichen Tausend Millionen Thierchen herüber, so werden diese nach und nach vertilgt oder finden — wenn sie so weit gelangen — ihren Tod in der Nordsee oder Ostsee. Auch nur über einen solchen Rest, wie er nach Europa kommt, auf einmal Herr zu werden, ist noch nie gelungen. Die Regierung der Stadt Mailand ließ einmal, da sich die Heuschrecken in ihrem Gebiete niedergelassen hatten, zur Aufschaufelung und Ablieferung der kleinen Bestien auffordern und versprach für jeden Sack voll eine bescheidene Bezahlung. In zwei Tagen wurden 12000 Maltersäcke voll abgeliefert, und die Regierung beschloß, nun nichts mehr zu bezahlen — woher sollte sie das Geld nehmen?

Daß der Aberglaube auch an den Heuschreckenschwärmen einen willkommenen Gegenstand für seine Phantasien fand, ist nicht zu verwundern. Man hat auf den Flügeln der gefräßigen Thiere nicht nur einzelne Buchstaben, sondern ganze armenische und chaldäische Worte gelesen. Die alten Gottesgelehrten erkannten eine Zuchtruthe des Himmels in den verheerenden Schwärmen, und im Jahre 1643 fand ein Archidiakonus in Breslau, daß jede Heuschrecke ganz deutlich auf ihren Flügeln stehen hatte: Annona moriemini: Ihr werdet an der Hungersnoth sterben. — Ja, das sind merkwürdige Thiere, diese Heuschrecken!



Karawane in der Wüste.

2. Der Samum.

Die Wandelung in der Natur. — Der Sturm. — Die neunte der zehn Plagen. — Der rothe Sand. — Der Wüstensturm.

Es ist um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Noch heute Vormittag erfreute uns das herrlichste Wetter — hoch über uns der reine blaue Himmel; um uns eine in Saft und Fülle strotzende Vegetation; eine Luft, von den süßesten Wohlgerüchen durchduftet. Zur Seite fließt der köstliche Nil; alle Menschen sind fröhlich, vergnügt, glücklich. Sind? Nein, so war es diesen Vormittag; aber jetzt ist es anders. Die Hitze ist zu einer drückenden Höhe gestiegen; eine peinliche Schwüle lagert in der Luft; man athmet nicht mehr wie sonst, man keucht; das Blau des Himmels ist verschwunden, er sieht fahl aus; die Sonne ist weiß wie der Mond; die Blätter der Bäume sind nicht mehr grün, das saftige, frische Grün des Laubes ist ein mattes Blau geworden; ängstlich flattern die Vögel hin und her; scheu springt das Wild an uns vorbei; eiligen Schrittes laufen die Menschen nach ihren Wohnungen; Alles flüchtet sich, sucht Schutz — Schutz, wovor?

Ich weiß es nicht, aber mir selbst ist so bange; die Brust ist so beklemmt; eine Ahnung sagt uns, daß ein schreckliches Naturereignis bevorstehe: — so muß der Untergang der Welt sich vorher verkünden.

Jetzt verdüstert sich der Himmel; die Sonne nimmt ein kaltes, todtes Gelb an. Die Haare sträuben sich; es brennt in der Haut; es sticht in den

Fingerspitzen. Jetzt pfeift's und zischt's in der Luft — hu, welcher Sturm! wer sich da noch auf den Beinen zu halten vermag! Die stärksten Bäume biegen sich wie Schilfrohr; krach! krach! hier einer mitten durchgebrochen, dort einer entwurzelt; die Thiere heulen, die Wasser brausen, die ganze Luft ist undurchsichtig, gelbgrau, und gräßlich blickt die Sonne durch, eine dunkelfeurigrothe, strahlenlose Scheibe. — Eine furchtbare Glühhitze fährt in tosendem Orkane daher; es ist, als ob vor uns die Thür eines Backofens oder Schmelzofens geöffnet würde. In einem Nu ist jede Feuchtigkeit auf dem Körper verdunstet, der Gaumen ausgetrocknet; man hat das Gefühl, als müßte die Haut zerspringen und Risse bekommen, als flögen tausend und tausend Nadelspitzen wider sie.

Noch immer dunkler wird es um uns; schrecklich heult der Sturm durch die Finsternis; eine violette Scheibe blickt nur noch durch die schwarze Luft, das ist die Sonne. Aber es ist Nacht geworden; in den Häusern werden die Lampen angezündet; ängstlich wartet Alles auf das Ende des Schreckens. Da prasselt's und poltert's, ein Haus ist zusammengestürzt und hat Menschen und Vieh unter seinen Trümmern begraben. Schreien, Wehklagen, Brüllen — dazwischen das Pfeifen und Heulen des Sturmes! — O, es ist nicht zu schildern, wie gräßlich ein solches Wetter ist! Niemand wagt sich aus dem Hause; wer möchte auch in solchem Aufruhr der Natur hinaus? Im Zimmer ist man auch nicht geschützt gegen die Hitze und austrocknende Gewalt der Luft — vollblütige Leute sind überall der Gefahr ausgesetzt, einem Schlaganfalle zu unterliegen — aber hier hat man das Wasser bei der Hand, kann sich waschen, kann trinken und wird nicht vom Sturmwinde zu Boden geworfen.

Alles nimmt indessen sein Ende; auch dieser Sturm vergeht. Nach zwei, drei Stunden legt sich der Wind; die Luft wird durchsichtig, und bald steht wieder die helle, klare Sonne am reinen, blauen Himmel. Doch es ist nicht, wie bei uns nach einem Gewitter, daß Alles in neuer Frische erscheint, daß Menschen und Thiere sich wohl und gestärkt fühlen; nein, die Hitze bleibt noch immer sehr empfindlich, die Pflanzen sind welk, Menschen und Thiere matt und verstimmt; Alles ist mit Staub bedeckt. Der Wind führt in der Regel keinen Sand mit sich, aber einen unendlich feinen Staub, gegen den kein Kleid, keine Verhüllung, kein Verschluß schützt. Das peinliche Gefühl auf der Haut ist Folge der Luftelektrizität, nicht etwa glühenden Sandes.

Daher kommt auch das Sträuben der Haare. Mit den nöthigen Instrumenten versehen, kann man die Elektrizität in der Luft genau nachweisen, und wer eine sogenannte Leidener Flasche bei sich hat, wird sehen, daß der Samum wie eine ungeheure Elektrisirmaschine wirkt; eine elektrische Batterie lädt sich von selbst.

Was die Aegypter auch nach dem Aufhören eines solchen Orkanes nicht froh werden läßt, ist die Gewißheit, daß er bald wieder von neuem beginnt. Es dauert manchmal einen halben Tag, oder einen ganzen, manchmal zwei, drei Tage, bis er wiederkommt, zuweilen nur einige Stunden, ja selbst nur eine halbe Stunde. Wie die Pausen verschieden sind, so auch die Dauer des Sturmes.



Karawane vom Sandsturm überfallen.

Manchmal währt er nur 40—50 Minuten, und es wird nicht so dunkel, daß man die Lampen anzünden muß; zuweilen tobt er aber auch tagelang. Die längste beobachtete Dauer betrug vier Tage. Das geschieht zwar selten, ist aber furchtbar und bringt unsägliches Leid über das Land. In der Regel folgt dann die Pest nach.

2. Mos. 10, 22. 23: „Es ward eine dicke Finsternis in ganz Aegyptenland drei Tage, daß niemand den Andern sahe, noch aufstund von dem Orte, da er war, in dreien Tagen." Das war die neunte der zehn Plagen.

Die alten Aegypter nannten diesen Wind Schemem, heutigen Tages heißt er bei den Arabern Samum, d. i. Glutwind; der bei uns gebräuchliche Name Chamsin stammt aus einem ostarabischen Dialekte und bedeutet „Glut (Cham) der Wüste (Sin)".

Die Zeit, in welcher der Samum überhaupt auftritt, ist von Mitte März bis Mitte Mai; früher oder später kommt er nicht leicht vor. Zuweilen verbinden sich mit ihm noch besondere Erscheinungen. Die interessanteste ist ein gelbrother, ganz feiner, staubartiger Sand, der etwa aussieht wie gestoßener Zimmet. Fällt er ins Wasser, so färbt er dieses sogleich roth. Professor Ehrenberg in Berlin ist der Ansicht, auf diese Weise sei zu Moses Zeiten plötzlich alles Wasser anscheinend zu Blut verwandelt worden, auch sei so der Blutregen zu erklären, welchen der Prophet Elisa einmal bewirkte. Untersucht man den rothen Staub mit dem Mikroskop, so findet man, daß er aus vierzig Arten verschiedener Körper besteht — aus vielerlei Mineralien, den Trümmern von etlichen Pflanzenarten und mehr als dreißigerlei winzig kleinen Infusionsthierchen. 1857 bedeckte dieser rothe Staub zollhoch die Straßen in Kairo, hemmte die Eisenbahnverbindung zwischen dieser Stadt und Alexandria, und tausend Arbeiter wurden hinausgeschickt, die Schienen wieder abzufegen.

Diese Erscheinung verbreitet sich manchmal bis auf das Mittelländische Meer, wo man sie dann „rothen Nebel" nennt.

Verschieden von dem Samum ist der Sandsturm in der Wüste. Wehe den Unglücklichen, die von ihm ereilt werden! Ihr Tod ist fast gewiß. Mit heißem Wehen umfängt sie der glühende Sand in schrecklichen Wirbeln. Thiere und Menschen stemmen sich mit aller Energie gegen den todbringenden Hauch — was hilft's? Fünf Minuten, zehn Minuten kann man Widerstand leisten, aber nicht stundenlang. Eingehüllt in eine undurchsichtige Wolke glühenden Sandes, der fortwährend die matten Glieder peitscht, empfindet man bald ein Summen und Brausen im Kopfe, bekommt Schwindel, taumelt hin und her, verliert das Bewußtsein und sinkt zu Boden. Hört der Sturm nun nicht bald auf, so ist der Tod unausbleiblich. Zuweilen führt er aber auch so ungeheure Sandmassen durch die Lüfte, daß er ganze Hügel aufwirft und manche Karawanen so im Sande begraben werden. Da liegen sie alle unter der leichten Decke, Herren und Sklaven, Rosse und Kameele, und werden zu Mumien ausgetrocknet, und keines Sterblichen Auge sieht sie jemals wieder — wenn nicht der Sturm selbst daherkommt und den Leichenhügel — vielleicht nach hundert und aber hundert Jahren — wieder weghebt, um ihn anderswohin zu führen.

Die Aegypter kennen diesen verderbenbringenden Wind wohl, obgleich er nicht in ihr Thal kommt; auf dem Wege nach den Oasen müssen sie durch sein Revier; mancher Reisende ist ihm schon als Opfer gefallen, heiteren Muthes von Memphis ausgezogen und nirgends angekommen. Vor beinahe 2400 Jahren wurde ein ganzes persisches Heer von 80000 Mann so in der Wüste begraben. — Nimmt der Sturm seine Richtung nach Westen, so fährt er bis zum Atlantischen Ozean; die Bewohner der dortigen Gegenden nennen ihn Harmattan. Der Sirocco, dieser in Italien von Osten her wehende heiße Wind, ist auch nichts Anderes als der durch seinen Weg über das Mittelmeer einigermaßen gemilderte Glutwind.

---

3. Die Pest.

Was diese Krankheit ist. — Wie viele Menschen sie wegrafft. — Vergleich mit der Sterblichkeit bei uns. — Abd-ul-latif. — Die letzte der zehn Plagen. — Opfer der Cholera. — Neuestes Auftreten der Pest.

Die Pest ist eine furchtbare Krankheit, von welcher Aegypten alle vier bis fünf Jahre einmal heimgesucht wird. In Oberägypten ist sie sehr selten, im Delta aber rafft sie manchmal ein Viertel der Bevölkerung hin. Sie verbreitet sich nicht durch die Luft, sondern ist nur durch Berührung ansteckend; hauptsächlich wird sie durch Kleidungsstücke, Wolle, Baumwolle und andere Dinge, welche von Pestkranken berührt worden sind, fortgepflanzt.

Die ersten Anzeichen sind Mattigkeit, Frost, Betäubung, Irresein; dann röthet sich das Gesicht, es entstehen schmerzhafte Beulen über den ganzen Körper, die bald zu eitern anfangen; meist ist der Patient binnen neun Stunden eine Leiche. Das ist eben das furchtbar Schreckliche an dieser Krankheit, daß sie so überaus schnell tödtet. Ja, bei vielen von ihr Befallenen tritt der Tod schon nach zwei, drei Stunden ein; nur die Wenigsten genesen wieder.

Nach Aegypten wird sie gewöhnlich von Asien aus eingeschleppt. Durch große Vorsicht und Absonderung von den Kranken kann man sich vor ihr bewahren; durch die Hitze wird die Empfänglichkeit, die Leichtigkeit der Ansteckung wesentlich befördert, namentlich greift sie beim Wehen des Samum mit rasender Schnelligkeit um sich.

Das ist dann eine schwere Zeit der Angst und Noth. In einer ganzen Stadt niemand, der nicht liebe Theure verloren hätte — der Mann die Frau, der Vater den Sohn, der Bruder die Schwester; hier stehen Kinder elternlos, dort stirbt im Verlaufe von wenigen Tagen eine ganze Familie aus; die Straßen sind öde und leer; nur hier und da schleicht weinend und händeringend ein Bekümmerter durch die Gassen. Ist die Pest vorbei, so sind alle Lebensverhältnisse total verändert; die Häuser haben ihre Besitzer gewechselt; man hat andere Nachbarn bekommen; mit Kindern reich gesegnete Eltern sind plötzlich kinderlos geworden; ein armer Schelm hat durch Erbschaft große Reichthümer gewonnen; die junge Frau, die erst vor wenigen Wochen ihre Hochzeit gefeiert, ist schon Witwe; der Herr hat seine Knechte und Mägde, die Diener haben ihre Herrschaft verloren; — Alles ist anders geworden, Alles, Alles.

Heutigen Tages wüthet die Pest nicht mehr so grauenhaft wie sonst; doch sind ihre Verheerungen immer noch schrecklich genug. Freiherr von Minutoli erlebte im Jahre 1820, daß in Alexandria, welches damals 15000 Einwohner zählte, täglich durchschnittlich 35 starben. Das würde betragen für eine Bevölkerung, wie sie Berlin hat, etwa 2300, für Paris 4600, für London 7000 in einem Tage!

Da kann man das Gräßliche wohl begreifen, was uns die Geschichtschreiber alter Zeit berichten. Im Jahre 262 nach Christi Geburt drang die Pest bis Rom vor und raffte da täglich 5000 Menschen weg; im Jahre 541 verschlang sie zu Konstantinopel durchschnittlich 6000 bis 8000 an jedem Tage. Der arabische Gelehrte und Arzt Abd=ul=latif (1161 bis 1231) erlebte in Aegypten eine Pest, von deren Verheerungen man sich keine Vorstellung machen kann. So ging z. B. in Alexandria ein und dasselbe Besitzthum im Verlaufe eines einzigen Monats durch Todesfälle und Erbschaft in vierzehn verschiedene Hände über — je über den andern Tag war der neue Herr schon wieder gestorben.

Die Pest, ägyptisch Aadt, wird als die letzte der „zehn Plagen“ ausgelegt; sie trifft aber freilich nicht blos die Erstgeburt, sondern jeden, der mit einem schon Angesteckten in irgend eine Berührung kommt. 2. Mos. 12, 30: „Da ward ein groß Geschrei in Aegypten, denn es war kein Haus, da nicht ein Todter innen wäre.“

In unserer Zeit mahnt uns zuweilen die Cholera an die Schrecken der Pest. Im Jahre 1865 brach die Cholera in Aegypten und der Türkei aus. Am 28. Juni starben in Kairo 70, in Alexandria 214 Personen an dieser Krankheit, im ganzen in ersterer Stadt von 400000 Einwohnern 30000, in letzterer von 200000 Einwohnern 12000. Vom ersten Auftreten der Krankheit bis zu ihrem Verschwinden waren 40 Tage vergangen; in diesen sechs Wochen war demnach der dreizehnte Theil sämtlicher Bewohner Kairo's gestorben; ganz Aegypten aber hatte 82000 Menschen verloren. — In Konstantinopel starben während dieser Zeit täglich 1000 bis 1500 Personen. Das würde für Leipzig etwa 100 bis 120 Todesfälle jeden Tag machen.

Aber so grauenvoll eine solche Sterblichkeit auch ist, so steht sie doch bei weitem zurück gegen die Verwüstungen, welche der Würgengel der Pest unter den Menschen anrichtet, und gegen das Elend, welches ihm auf den Fersen folgt.

Im April 1831 überfiel diese entsetzliche Seuche die Stadt Bagdad in Mesopotamien. Schon war beinahe die Hälfte der Einwohner gestorben, da wuchs durch wüthende Regengüsse, welche mehrere Tage und Nächte dauerten, der Tigris in fabelhafter Weise an, brach in der Nacht vom 19. auf den 20. April in die Stadt ein, verwüstete das ganze tiefer liegende Quartier und verschlang mit seinen Fluten in wenigen Stunden über 14000 Menschen. Der Schrecken war so überwältigend groß, daß kaum noch jemand an das Leben dachte; mit Verzweiflung sah jeder vor seinen Augen die Gewißheit, daß auch er den nächsten Tag nicht erleben werde. „Wozu sollen wir arbeiten? warum uns etwas versagen?“ hieß es. „Morgen sind wir todt. Auf, laßt uns lustig leben, so lange wir noch da sind; nehmen, was uns gefällt; thun, was uns beliebt; wer will es uns wehren!“ So denkend und sprechend zogen

blut- und beutegierige Banden lärmend durch die Straßen, brachen ein, wo es ihnen gefiel, nahmen, verzehrten oder zertrümmerten, was ihnen behagte, mordeten mit wilder Lust — es gab keinen Schutz, Obrigkeit existirte nicht mehr, jeder mußte sich selbst wehren für sein Eigenthum und sein Leben, wenn es ihm noch der Mühe werth war. Welche Bilder des Schreckens entrollen sich da vor unseren Augen! Hier steht auf dem Dache seines Hauses noch einsam und verlassen ein Mann, der Einzige, welcher von zwanzig, dreißig Bewohnern des Hauses übrig geblieben ist; singend und lustberauscht ziehen die Räuberbanden vorüber; dort in der Ferne wogt der Tigris durch die Straßen und führt unzählige Leichname mit sich; krachend stürzen durchweichte Häuser zusammen und begraben Todte und Lebende in dem brausenden Gewässer! Jetzt wankt das eigene Haus — es neigt sich — ein Poltern, ein Aufspritzen des Wassers — Alles ist vorbei! Grausig war die Stadt verwüstet worden vom Würgengel und von dem nassen Elemente; der schrecklichste der Schrecken aber waren doch die Menschen selber.

Der Tigris verwüstete noch ein zweites Mal die schwer heimgesuchte Stadt, und als endlich Wasserfluten und Pest ausgetobt hatten, waren von den 150 000 Einwohnern, welche Bagdad zu Anfang April zählte, noch 15 000 übrig. Keine Familie war verschont geblieben, viele Häuser waren gänzlich ausgestorben, von je zehn Menschen war nur noch ein einziger am Leben! Im Frühlinge 1876 brach in Mesopotamien wieder die Pest aus; der Generalgouverneur von Mossul bekümmerte sich nicht um die von Konstantinopel kommenden Befehle, erklärte sie für „fränkische Phantastereien", legte die Hände in den Schoß und ließ das Schicksal walten. So machte die Seuche riesige Fortschritte; in der ersten Aprilwoche starben in Bagdad (von 80 000 Einwohnern) täglich 28, in der zweiten durchschnittlich schon 56, und in vier Wochen hatten 3000 Menschen ihren Tod gefunden. Noch schrecklicher war es in dem kleinen Städtchen Hillah, in dessen Nähe die Trümmer der alten Riesenstadt Babylon liegen; von 7000 Bewohnern starben in der ersten Aprilwoche täglich 10, in der zweiten 27, und am Schlusse des Monats waren von den 7000 Einwohnern noch 2500 übrig. Man denke, was es heißen will, wenn z. B. Nürnberg mit 120 000 Einwohnern in vier Wochen 77 000 verlöre und nur 43 000 übrig behielte, oder wenn in Leipzig binnen eines Monats 90 000 Menschen stürben!

Im Orient waltet die Natur anders als bei uns; sie läßt entstehen und vergehen mit dämonischer Macht und rechnet nur mit großen Zahlen.



Das Schloß des Königs.

Der Pharao.

1. Ein Tag aus dem Leben eines ägyptischen Königs.

Titel des Königs. — Beschränkung. — Des Königs erstes Geschäft. — Morgengottesdienst. — Tagesarbeit. — Mittagsmahl. — Erholung. — Verehrung des Königs.

König hieß im Aegyptischen Suten; auch hatte man eine Bezeichnung, welche der unseren „Seine Majestät" entspricht: Honef; der gewöhnliche Titel war jedoch Sa Ra „Sohn der Sonne". Die Bibel hat uns das Wort Pharao überliefert, und lange wußte man nicht, wie dieses zu erklären sei, bis Professor Lauth in München zeigte, daß es Par-aa, d. i. großes Haus oder Großhaus, heiße. Es ist das also eine ähnliche Bezeichnung wie „hohe Pforte", womit bei uns die türkische Regierung, d. h. die Regierung in dem Palaste mit der hohen Pforte, gemeint ist; und in der That kommt dieses „Par-aa", das nun auch in den ägyptischen Texten aufgefunden ist, nie in Verbindung mit dem Namen eines Königs vor, bezeichnet also auch nicht sowohl diesen als die ägyptische Regierung.

Die Gesetzgeber des alten Aegyptens kannten die Schwächen des Menschen; sie wußten, wie viele Versuchungen namentlich an die Großen herantreten; wie diesen von allen Seiten eine andere Sünde in verlockender Hülle winkt; wie ihnen geschmeichelt wird; wie die Hofschranzen suchen, bis sie eine Schwäche ihres Herrn gefunden haben, und wenn sie gar keine finden — ihm nach besten Kräften eine anerziehen, damit sie etwas haben, woran sie den Herrn fassen, worin sie sich ihm angenehm machen können.

Wer hat so, wie ein König, Versuchung zum Nichtsthun, zum Wohlleben, zur Unmäßigkeit, zur Verschwendung? Wer kann so, wie er, ungerecht sein, jeder Laune des Hasses und der Rache verderbenbringend nachgeben?

Daher die große Sorge für eine weise Erziehung der Prinzen und für eine weise Lebensordnung des Königs selbst; darum wurde diesem sein ganzes Thun und Treiben genau vorgeschrieben, sein ganzes Leben durch unwiderstehlich zwingende Gesetze geregelt.

Am frühen Morgen bei dem ersten Strahle der Sonne erscheint ein für dieses Geschäft besonders bestimmter Beamter aus der Zahl der Sternkundigen und verkündet dem Könige, die Nacht sei dahin, das Land rufe seinen Herrn. Und sogleich erhebt sich dieser von seinem Lager und begiebt sich in sein Arbeitszimmer, wo schon der Geheimschreiber seiner harrt. Kein Geschäft, auch nicht das geringste, darf der König vorher verrichten, denn — Aegypten wartet auf seinen Regierer. Er darf nicht vorher der Königin den Morgengruß bringen, nicht seine Kinder sehen, nicht einmal sich vorher waschen, viel weniger ein Frühstück einnehmen; denn sein erster Gedanke an jedem Tage muß das Wohl des Volkes sein, und Weib und Kind und sich selbst muß er vergessen, so lange er noch etwas für sein Land thun kann.

Nun sieht er die am späten Abend und in der Nacht eingegangenen Bittschriften, Beschwerden, Berichte, Ausweise ꝛc. mit seinen Räthen durch, liest die von den Gerichtshöfen gefällten Strafurtheile, heißt Bitten gewähren oder abschlagen, den Empfang der Berichte und Ausweise bescheinigen, Beschwerden abhelfen, ordnet den Vollzug der ausgesprochenen Strafen an, oder begnadigt den Verbrecher, beantwortet etwa eingelaufene Anfragen — und erst, wenn alle diese Arbeiten besorgt sind, wenn in seinem ganzen Lande niemand mehr ist, der etwas von ihm verlangt — dann entläßt er seine Räthe, bringt seiner Gemahlin den Morgengruß und umarmt seine Kinder.

Man denke nicht, solch Leben sei peinlich für den König gewesen; er und seine Familie hätten diese Tagesordnung drückend und lästig gefunden — nein, denn wenn der Sohn der Sonne am Morgen zu seiner Gemahlin trat, dann trat er freudestrahlend vor sie — hatte er ja doch schon hier Thränen getrocknet, da die Unschuld beschützt, dort das Laster zermalmt; hatte er doch schon Gutes gethan die Fülle, und kam er mit reinem Herzen und dem besten Bewußtsein zu der, welche die unendliche Liebe und Verehrung mit ihm theilte, die sein glückliches Volk für ihn hegte.

Nachdem der König ein Bad genommen, genießt er im Kreise seiner Familie ein bescheidenes Frühstück, bestehend aus Milch, feinem Weizengebäck und Feigen. Jetzt erscheint der Stundenverkündiger wieder und ruft zum Morgengottesdienste. Der Sohn der Sonne legt seinen ganzen königlichen Schmuck an und begiebt sich dann in den Palasthof, wo die Bildsäule seines Hausgottes, d. h. des Gottes, den er gerade besonders verehrt, errichtet ist. Vorher haben sich schon alle Theilnehmer an dieser Feierlichkeit eingefunden. Die Thore des Hofes sind weit geöffnet, und jeder aus dem Volke, auch der Aermste hat Zutritt und kann sehen, wie sich der König demüthigt vor seinem Gotte, und hören, wie ihm seine Pflichten vorgeführt werden. Die Menge

verharrt ernst, ruhig; eine feierliche Stille waltet über der Versammlung. Jetzt öffnet sich die Pforte des Palastes und heraus tritt das Korps der königlichen Leibgarde. Eine Musikbande zieht voran, und so marschiren sie längs der Mauer hin, machen einen Umzug durch den ganzen Hof und stellen sich dann links und rechts vor dem Thore auf, durch welches sie eingetreten sind. — Wieder thut sich die Pforte auf, und nun erscheint ein langer Zug niederer Tempeldiener, welche ein silbernes Gefäß mit Wein, eine silberne Büchse mit Weihrauch, eine goldene Schale und eine goldene Räucherpfanne tragen. Sie nehmen zu beiden Seiten der Götterstatue Platz.

Alles in tiefer, erwartungsvoller Stille. Nun erheben die Spielleute ihre Instrumente — die Musik tönt brausend durch die Lüfte, und bei ihrem Klange springen abermals die Flügel der Pforte weit auf — langsam, feierlichen Schrittes naht der ehrwürdige Sohn der Sonne, zu seiner Seite der greise Vorsteher des Priesterkollegiums. Hinter Beiden folgt der „heilige Schreiber" und dann der ganze Hofstaat in voller Zahl, auch die Königin mit ihren Söhnen und Töchtern fehlt nicht. — Der König ist vor das Bild des Gottes getreten, die Musik ist verstummt, der Führer der Priesterschar giebt ein Zeichen und die Priester stimmen ein Loblied an zum Preise Gottes, und alles Volk singt tief ergriffen mit. — Ist der Gesang verhallt, so fallen Priester, Krieger und Volk auf die Kniee; nur der König und der Oberpriester stehen noch aufrecht. Jetzt ergreift der König die goldene Schale, füllt sie aus der silbernen Kanne und gießt feierlich Wein auf den Altar. Sodann nimmt er die Räucherpfanne, welche schon mit glühenden Kohlen gefüllt ist, streut aus der Büchse den Weihrauch darauf und hält sie dem Gotte dar.

Aber der Oberpriester erhebt seine Stimme und betet also:

„Großer, mächtiger, gnädiger Gott! Der Sohn der Sonne nahet sich dir und bringet dir Preis, Lob und Dank, daß du ihn zum Herrn gemacht über Aegypten, daß du ihm Leben, Kraft und Weisheit gegeben. Darum verehret er dich und alle Götter in Worten und Werken, und wir, die wir sein Thun überwachen, bekennen es laut: Er war ein guter Sohn, treu, gehorsam den Eltern; er ist ein liebender Vater, sorgend für seine Kinder; er ist ein rechtschaffener König, dem das Wohl seines Landes am Herzen liegt. Er unterdrückt niemand, er kränkt nicht das Recht, er ist edel und versöhnlich; die Rachsucht ist ferne seinem Herzen, Verzeihen und Vergeben ist seine Lust. Kein Armer, kein Verlassener hat je umsonst zu ihm gefleht, Helfen und Beistehen ist seine Freude. So sprechen wir, so sprechen Alle, die hier versammelt sind. Aber die Götter allein sehen in das Herz des Menschen, sie allein wissen, ob er nicht still verborgen Böses gethan; sie hören auch die Klagen, welche nicht an unser Ohr dringen. O, ist Einer in dem weiten Reiche von Pilak bis zum Meere, dem der König Unrecht gethan; ist Einer, an dem er sich versündigt, so rechne es nicht ihm an; sprich ihn, den König, frei von aller Schuld, und lade sie auf uns, seine Rathgeber und Diener, die ihm schlecht gerathen, die ihn nicht bewahrt haben vor dem Bösen.

„Schütze auch heute Land und Volk, schütze den König, schütze uns, seine Diener, großer, mächtiger, gnädiger Gott!"

Nun erheben sich wieder Alle von ihren Knieen, und der König, der an den Altar getreten war, stellt sich wieder an seinen ersten Platz. Jetzt tritt der „heilige Schreiber" vor und liest aus den „heiligen Büchern" (d. h. Papyrusrollen) eine Stelle vor, und Alle lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit; denn das Volk ist gläubig und fromm und betet am liebsten mit seinem Könige.

Mit den Abschnitten aus den „heiligen Büchern", welche bei diesen Frühgottesdiensten vorgelesen werden, wird regelmäßig abgewechselt, so daß nach und nach der ganze Inhalt der hierzu bestimmten Bücher vorgetragen wird.

Und noch einmal ergreift der Oberpriester das Wort und wendet sich an den König und die andächtig versammelte Menge, Allen zu zeigen, wie ein wahrer König, und was er seinem Lande sein soll. Der Herr von Aegypten soll sein wie die Sonne da oben am blauen Gezelte des Himmels. Jeden Tag geht sie auf über das Land und säumet nie; sie erwärmt und segnet allüberall, droben im Süden und drunten im Norden, nach Ost und West bis zu den Bergen. Und wie sie die Felder und Wiesen und Haine der Reichen beglückt, gerade so scheint sie auch in das bescheidene Gärtlein des Armen. Ja, auch den Bösewicht beglückt sie noch und lässet ihm Saaten reifen; und ob auch jemand ihr fluchte, sie würde ihn dafür segnen. So wandelt sie still und ruhig, ohne daß du ihren Gang hörtest, täglich ihren Weg und beglückt, bis sie untergeht. — Also soll auch der König sein. Still und ohne Lärm soll er das Gute thun und keinen Tag verziehen; schirmen, schützen, erfreuen und beglücken Reich und Arm, Vornehm und Gering; auch über den Bösewicht soll seine Gnade walten, denn alle Bewohner des Landes sind seine Kinder in Nord und Ost, in Süd und West. Segnend soll er wandeln durchs Leben, bis auch er schlafen geht drüben in den westlichen Bergen. Nur dann verdient er in Wahrheit den Namen Sohn der Sonne.

Ein andermal wird dem Könige die Pflicht der Gerechtigkeit — und wieder ein andermal Wohlthätigkeit, Mildthätigkeit und Barmherzigkeit empfohlen; heute wird er vor Schmeichlern gewarnt, morgen vor Dünkel und Selbstüberhebung, übermorgen vielleicht vor Haß und Rachsucht.

Es ist nicht gut möglich, sich täglich solche Vorhaltungen öffentlich machen zu lassen, und doch nicht nach dem Gesetze zu handeln. Und in der That haben die meisten Könige Aegyptens eine so vortreffliche Regierung geführt, daß sie von ihrem Volke hoch verehrt und aufrichtig geliebt wurden.

Wenn der Oberpriester ausgesprochen hat, stellt sich der König an die Spitze seines Hofstaates und kehrt, wie er gekommen, unter dem Schalle der Zinken und Hörner, der Trommeln und Sistren in den Palast zurück — geraden Weges in das Sitzungszimmer, denn jetzt beginnen für ihn eigentlich erst die Geschäfte.

In Aegypten wird viel geschrieben, über alle Maßen viel! Alles Mögliche berichtet man dem König, und so hat dieser den ganzen Tag vollauf zu thun, das Vorliegende zu bewältigen. Er ist noch lange nicht mit seiner Arbeit zu Ende, wenn der Stundenkündiger erscheint und ihn bittet, zur Tafel zu kommen.

Da aber die Aegypter keinen König wollen, der ein Schlemmer ist, der sich durch übermäßigen Genuß unfähig zur Arbeit macht, oder die Zeit des

halben Tages an der Tafel zubringt, so ist ihm durch das Gesetz vorgeschrieben, wie lange er bei Tische sein, wie vielerlei Speisen und was für welche er genießen darf — so z. B. von Fleischarten nur Kalb- und Gänsefleisch — und das ihm erlaubte Quantum Wein ist so zugemessen, daß es ihn nicht behindert, sich unmittelbar nach der Mahlzeit wieder ernsten Staatsgeschäften zu widmen. Die ersten Minister und Räthe sind meistens bei der Tafel, jedenfalls der Vorsteher des Priesterkollegiums. Zur bestimmten Minute tritt wieder der Stundenkündiger ein und spricht: „Sohn der Sonne, Beherrscher des Volkes, die Zeit ist da, wo die Weisheit gebietet, dem Genusse Grenzen zu setzen, wo die Pflicht dich wieder zur Arbeit ruft."

Der König grüßt Frau und Kind und geht wieder in sein Kabinet. Ist einmal das Drängende besorgt, so werden die Karten des Landes durchgesehen und Pläne zur Anlegung neuer Kanäle gemacht, oder man beschließt den Bau dieses und jenes Tempels, oder bespricht einen in Aussicht genommenen Kriegszug, oder veranlaßt auch die Eröffnung neuer Bergwerke. Ganz im Süden waren sehr bedeutende Goldbergwerke, die der Regierung den fabelhaften Betrag von zweitausend Millionen Mark in jedem Jahre eingebracht haben sollen. In der Nähe des Rothen Meeres, am Mosesbrunnen, sieht man heute noch die Ueberreste von Eisenwerken, die so umfassend waren, daß sie mehreren Tausend Arbeitern Beschäftigung gegeben haben müssen. Ganz nahe bei den Werken sind die Ruinen eines Tempels und einer Wohnung, wahrscheinlich für die Soldaten, welche die kriegsgefangenen Arbeiter in Ordnung halten oder auch die Werke schützen mußten. Diese Anlagen sind mindestens 3000 Jahre alt.

Endlich, gegen Abend, schlägt auch dem Könige die Feierstunde, und jetzt ist es ihm erlaubt, wenn er noch ein Bad genommen hat (denn er muß zweimal an jedem Tage baden), sich zu erholen im Kreise seiner Familie — daheim oder draußen in der freien Natur. Nun spielt er in seinem mit Blumen und Laubwerk geschmückten Zimmer mit seinen Kindern oder unterhält sich mit der Königin, läßt Musiker, Tänzer und Tänzerinnen kommen oder treibt Kurzweil mit seinen Hunden, Katzen, Affen und Zwergen, oder spielt Brett.

Ein anderes Mal besteigt er seinen Wagen und jagt in die Ferne, oder geht fischen, oder spaziert in seinem prächtigen Garten umher.

Doch auch die Zeit der Erholung hat ihre Grenzen. Es ist ihm nicht gestattet, sich über eine bestimmte Stunde hinaus den Schlaf zu versagen; denn wer sich nicht durch Schlaf genügend gestärkt hat, kann auch am folgenden Tage seine Pflicht nicht vollkommen erfüllen.

So geht es einen Tag wie den andern, vom ersten Tage des Jahres bis zu dem letzten. Die einzige Ausnahme machen die Feiertage; an diesen genügt es, daß der König die dringendsten Geschäfte besorgt, dann aber kann er auf die Jagd gehen und sich anderen Vergnügungen überlassen.

Nicht leicht ist ein Mensch so bevormundet als der König von Aegypten; aber dieser fühlt sich deshalb nicht unglücklich; er ist vollkommen zufrieden mit seiner Lage. Diodoros, ein griechischer Schriftsteller, der selbst das alte Aegypten besucht hat, sagt: „In diese Sitten fügen sich die Könige durchaus nicht mit Unmuth oder Widerwillen; vielmehr sind sie überzeugt, daß sie das

glücklichste Leben führen. Denn die anderen Menschen (denken sie) lassen sich durch unvernünftige Nachgiebigkeit gegen die sinnlichen Triebe zu vielen Handlungen verleiten, welche sie ins Unglück oder in Gefahr bringen; Einige wissen oft auch wohl, daß es unrecht ist, was sie im Sinne haben, und thun das Böse dennoch, von Liebe oder Haß oder einer andern Leidenschaft hingerissen. Bei ihnen (den ägyptischen Königen) dagegen kommen die wenigsten Uebereilungen vor, weil sie eine von den verständigsten Männern gutgeheißene Lebensregel befolgen.“ Das ist gewiß, daß der Sohn der Sonne selten etwas zu bereuen hatte.

Seine ganze Regierung war in der That nur der Sorge gewidmet für des Volkes Wohl und für des Volkes Ruhm. Aber dieses war auch dankbar für solche Aufopferung von Seiten seines Königs. Unmittelbar nach den Göttern stand ihm der König. Ihn verehrte jeder Aegypter noch lebhafter, noch inniger als seine eigenen Eltern; er wurde von Allen in ihr tägliches Gebet eingeschlossen; ihm errichtete man Obelisken und Bildsäulen, seine Ehre, seinen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen; sein Bild wurde in die Tempel gestellt; vor diesem Bilde betete, opferte man. Wenn er sich auf der Straße sehen ließ, lief das Volk herzu und jauchzte und jubelte laut auf. Es war kein durch Gendarmen gebotenes und geleitetetes Vivatrufen; es war die aufrichtige Liebe, die sich unbeengt äußerte. „Siehst du“, sprach der Vater zu seinem Sohne, „das ist der König! Wenn wir morgens noch schlafen, ist der bereits wach und sorgt für uns; wenn wir dem Vergnügen nachgehen, sitzt er an der Arbeit, an der Arbeit für uns; er sorgt, daß die Kanäle unterhalten werden; er läßt die Tempel bauen; er steht uns dafür, daß Keinem Unrecht geschieht und schützt uns gegen Willkür; er läßt Gnade walten, wo das Gesetz unerbittlich straft. Rufe laut, recht laut: Heil dem Sohn der Sonne! Heil! Heil!“

Waren aber die Liebes- und Dankesäußerungen des ägyptischen Volkes gegen seinen König nicht vielleicht nur leere Schmeichelei oder auch bedeutungslose Gewohnheit? — Zur Zeit der eingeborenen Regenten nicht; später, unter den Persern und Ptolemäern, kam freilich manche Kriecherei und Armseligkeit vor, denn die Könige hatten nicht die Religion und Sitten des Volkes, sie waren nicht mehr seine Väter, sondern seine Gebieter und — sie kannten nicht das letzte Gericht.

Als Herr von Tares (Oberägypten) trägt der König eine weiße, als Herr von Tameh (Unterägypten) eine rothe Krone; die Vereinigung beider, die Doppelkrone, hieß Schent, mit dem männlichen Artikel Pschent.



Des Königs Doppelkrone.

2. Der Sohn der Sonne ist todt.

Das letzte Stündlein. — Landestrauer. — Der Leichenzug. — Das Todtengericht. — Des Volkes Stimme. — Verurtheilung, nicht dagewesen zu sein. — Amenhotep. — Ruhm bei der Nachwelt.

Es kommt ein Stündlein — und für jeden kommt es, für den Großen wie für den Kleinen, für Reich und Arm gleich gewiß; dem König war es so sicher wie dem ärmsten Hirten seines Landes — ein Stündlein, das allen Tand, alle Täuschung vernichtet, das mit einem Male jedes Puppenspiel zu Boden schlägt, jeden Betrug entlarvt, die Wahrheit nackt und klar vor Aller Augen stellt. Wenn der König die Augen geschlossen hat, nicht mehr die Bücklinge und Kratzfüße sieht, wenn sein Ohr nicht mehr das Lob des Schmeichlers vernimmt; wenn er nicht mehr lohnen und nicht mehr strafen kann, dann kommt die Wahrheit an den Tag. An diese Stunde wurde der Sohn der Sonne täglich erinnert.

Wenn der König von Aegypten starb, trauerte das ganze Land 72 Tage lang, d. h. sieben zehntägige Wochen und den Tag des Todes und des Begräbnisses; kein Gottesdienst wurde gehalten, kein Opfer dargebracht; keine Musik ertönte, kein Fest wurde gefeiert. Das ganze Volk gürtete sich mit der Trauerschnur, die das Gewand nur lose unter der Brust festhielt, vermied jede Freude, jede Aufheiterung, damit man täglich und recht merklich an den Verlust erinnert wurde. Es genoß während dieser Zeit niemand Fleisch, Weizenbrot, Trauben und Wein; es war eine Zeit halber Fasten. Aber von Morgen bis Abend lagen Scharen von Betenden, das Haupt mit Asche bestreut, vor den geschlossenen Tempeln. An dem Tage, da die traurige Nachricht kund wurde, ertönte ein Wehklagen und Jammern, als ob einem jeden Vater oder Mutter gestorben wäre. Frauen liefen laut weinend über die Straßen und rauften sich die Haare, die Männer ernst und stumm, traurig, eine Thräne an der Wimper. Und auf jeglichen trat man zu — bekannt oder unbekannt — und fragte: „Weißt Du es schon? Der Sohn der Sonne ist heimgegangen!“

Es waren sieben traurige Wochen für das ganze Land, aber sieben schreckliche, peinliche Wochen für die Familie des Verstorbenen; denn das letzte Gericht stand noch bevor. Die Leiche konnte nicht beerdigt werden, ehe denn das ganze Volk zu Gericht gesessen über seinen König.

Das war eine sehr weise Einrichtung! So lange der König lebte, war er unverantwortlich; Niemand konnte ihn verklagen; gegen seinen Ausspruch

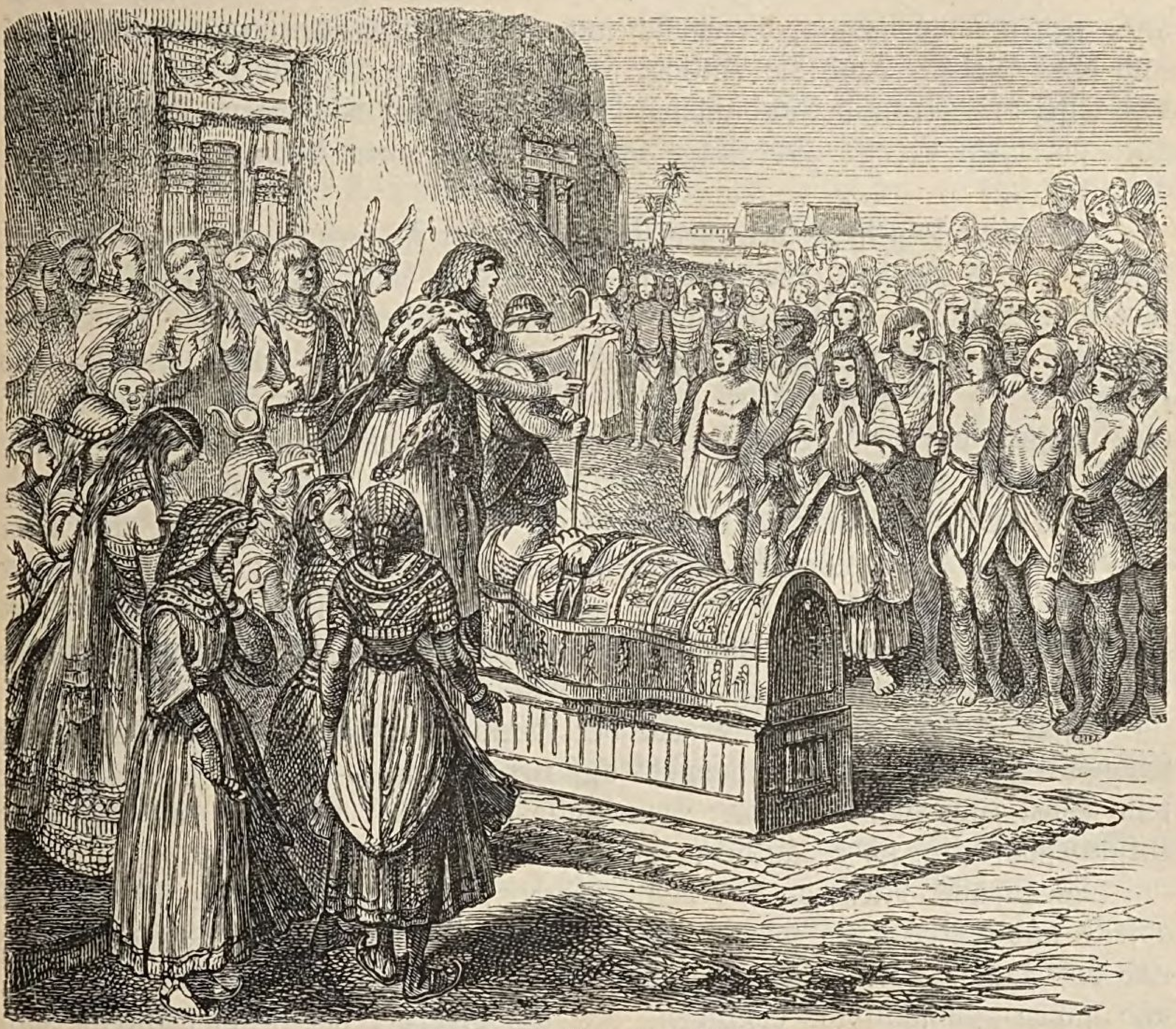
gab es keine Appellation; was er gesagt, geschah, als ob ein Gott gesprochen. Aber es kam die Zeit, wo auch das Volk sprach, und das Volksgericht war fürchterlich, denn es handelte sich um das Wichtigste für den Aegypter, um ein ehrliches Begräbnis. Alles Volk im ganzen Lande wurde aufgefordert, sich zu diesem großen Werke zu vereinigen; und wenn nur ein Einziger hervortreten, wenn nur ein Einziger den Verstorbenen mit Recht einer ungesühnten Schuld anklagen konnte, so war das ehrliche Begräbnis verwirkt. Der Todte durfte nicht bestattet werden; seine Kinder mußten die Leiche des Vaters mit zurücknehmen in das Haus. Sie durften sie nicht einmal in ihrem Garten einscharren; aufrecht wurde der Sarg im Wohnzimmer an die Wand gestellt — ein schreckliches Mahnzeichen für Kinder und Kindeskinder! — Und nur ein Mittel gab es, die Leiche zur Ruhe zu bringen; die Versöhnung Dessen, der Einspruch gethan gegen die Beerdigung. Erst wenn dieser schriftlich sich bei den Todtenrichtern dahin erklärt, er sei befriedigt, erst dann kehrt der Todte ein in das dunkle Kämmerlein, das seiner harrt.

Nicht die Freunde des Königs, nicht die Beamten seiner Krone sprachen das Urtheil über ihn, sondern das Volk, das ganze Volk; und hätte er sich nur einmal aus Uebermuth an dem ärmsten seiner Unterthanen versündigt — die Anklage dieses Einzigen wäre genügend, dem Könige das Begräbnis vorzuenthalten und seine ganze Familie in namenloses Leid zu versetzen.

Die siebzig Tage sind um. Hier steht der Sarg mit der königlichen Leiche. Mit Festgepränge hat man ihn herbeigebracht; die Mumie ist mit Gold und Edelsteinen überladen; von den drei Särgen, welche sie einschließen, ist der eine von Alabaster, der andere von Granit; die geschicktesten Bildhauer haben alle ihre Kunst daran verwendet, es sind Festzüge auf den äußern Sarg eingemeißelt, die Tausende von Figuren zeigen — dieser Sarg ist allein ein Familienbesitzthum werth; innen bei der Leiche sind Götterfiguren und Sinnbilder, Ringe, Geschmeide und Kostbarkeiten aller Art von Gold und Silber, von edlen Steinen und Perlen von fast unschätzbarem Werthe eingeschlossen; Alles, was dem Verstorbenen besonders lieb und theuer war, wird ihm mit in das Grab gegeben und hier in dem Leichenzuge nachgetragen. Der Zug selbst ist zusammengesetzt aus allen hohen Beamten des Reiches, den Oberfeldherren, den Verwandten und persönlichen Freunden des Königs; seine Diener führen noch seine Staatswagen nach, seine Streitrosse, seine Waffen und die Abzeichen seiner Würde, Peitsche, Hirtenstab, Fächer, sodann eine große Zahl kostbarer Gefäße, kleine Tempelchen mit Götterstatuen und die Bildsäulen der Eltern des Verstorbenen.

Zu Tausenden und aber Tausenden hat sich das Volk versammelt. Da stehen ernst und würdig die zweiundvierzig Todtenrichter; vor ihnen hält der Zug. Rechts stellen sich die Angehörigen der Königsfamilie auf, links harrt die Menge des Volkes in ungemessener Zahl. Todtenstille rings umher. — Jetzt stimmen die Priester den Trauergesang an, und die Versammelten fallen andächtig ein. Der Sang ist verhallt — wieder eine Pause erwartungsvoller Stille. Nun tritt der Bruder des Verstorbenen an das Kopfende des Sarges, erhebt die Hände, spricht ein tief empfundenes Gebet und fährt dann fort:

„So spricht der König, welcher hier ruht: Ich habe dich geliebt, du Volk von Kemi, ich habe dich geliebt und alle meine Sorgen dir geschenkt. Ich habe nur gedacht auf dein Wohl und dein Glück, und keine Last war mir zu schwer und keine Mühe zu groß. Ich habe dir Tempel und Bildsäulen errichtet, habe Recht und Gerechtigkeit gepflogen, Keinen um das Seine gebracht; ich habe nicht die Tempel beraubt, nicht betrogen, bin kein Geizhals gewesen, habe niemand geängstigt.



Todtengericht über einen König.

„Ich bin auch kein Heuchler gewesen, habe mäßig gelebt, nicht die Ehe gebrochen, habe Vater und Mutter verehrt. Nie habe ich mein Ohr verschlossen der Stimme der Wahrheit; nie habe ich verachtet den Gott in meinem Herzen."

So spricht der Bruder und versucht, jede Schuld von dem Verstorbenen zu nehmen, ihn rein zu waschen von jedem Fehler. Mit ängstlicher Spannung, mit zagender Aufmerksamkeit betrachten die Angehörigen des Todten die Mienen, welche das Volk zu solchem Lobe macht, lauschend, ob die Ansprache Beifall findet oder nicht. — Es folgt eine abermalige Pause, bis feierlichen, gemessenen Schrittes der Vorsitzende des Todtengerichtes sich dem Sarge naht.

„Volk von Kemi! Es ist dein König, der hier liegt, der dich bittet um ein ehrliches Begräbnis."

Daran schließt sich die Mittheilung der Lebensumstände, die, wie alles Derartige, in Aegypten mit der größten Ausführlichkeit gegeben werden. Dann fährt der Sprechende also fort: „Wer den Verstorbenen einer Missethat beschuldigen, wer ihm ein lasterhaftes Leben vorwerfen kann, wen er betrogen oder hintergangen, wem er Schaden an Leib oder Gut zugefügt, wem er noch irgend etwas schuldig ist, der klage ihn an. Wer ihm einen Mord nachweisen kann, wer eine schlechte That von ihm weiß, wem er irgend ein Leid gethan, ohne sein Vergehen wieder gut zu machen, der trete hervor und klage ihn an. Hier stehen seine Richter, die ehrlich und gerecht entscheiden werden, ohne Haß und ohne Liebe. Auch die Anklage sei ohne Rachsucht! Wer falsch anklagt, den trifft die Strafe des erdichteten Verbrechens auf das eigene Haupt. Wer aber gerechten Grund zur Klage hat, der trete offen hervor, furchtlos und ohne Scheu."

Die nun folgenden Minuten sind Jahre der Folterqualen für die Hinterbliebenen des Königs. Leichenblaß und zitternd steht die trauernde Wittwe; ihre Kinder stützen sie und halten sie aufrecht. Aber den Prinzen und Prinzessinnen ist kaum weniger bang ums Herz. Sie haben zwar treulichst und eifrigst in den 70 Tagen Alles gethan, zu erforschen, ob ihr Vater noch irgend eine Schuld auf dem Gewissen, ob er irgend einen Feind, ob er vielleicht etwas gekauft und noch nicht bezahlt hat; sie haben kein Opfer gescheut; sie wissen ja auch, der König war gut und ein liebender Vater seinem Volke, aber — er war doch ein Mensch, und seine Kinder können nicht wissen, was er vielleicht im Verborgenen Unrechtes gethan hat. Da klopft denn Allen das Herz in bangen Schlägen, und sie sehen ängstlich hin, ob Jemand vortreten und den Verstorbenen anklagen werde.

Nach einigen Minuten erhebt der Gerichtsvorsteher zum zweiten Male seine Stimme und fordert nochmals auf zur Anklage. — Dann wiederholt er sein Wort zum dritten Male; dem Volke wird Zeit gegeben, daß sich jeder entschließen kann, ob er anklagen will oder nicht.

Wenn aber Niemand das Wort ergreift, besprechen sich die Richter still abseits und treten dann wieder vor den Sarg; ihr Vorsteher erhebt die Hände und ruft laut: „Wir haben über dich Gericht gehalten, König von Aegypten, und haben dich schuldlos erfunden. Ich als Oberster der Richter spreche dich rein von jeder Missethat; dein Begräbnis ist gewährt; schlafe still und ungestört, du Reiner! Tritt hin vor den Richterstuhl des großen Osiris, und Heil dir, wenn dich seine Weisheit so schuldlos erfindet, als dich deine irdischen Richter erfunden haben! Gehe ein, du Gerechtfertigter, gehe ein zur Ruhe!"

Und lautes Freudejauchzen ertönt; die Kinder des Gerechtfertigten fallen der bleichen Mutter glückwünschend um den Hals, die Königin weint Freudenthränen, sie ist glücklich, überglücklich — denn das Volk hat seinen Herrn gerichtet und hat ihn rein erfunden.

Zunächst wird nun geopfert, und nachdem noch Dieser und Jener vorgetreten und eine Lobrede auf des Verstorbenen Tugend gehalten, ertönt abermals ein feierlicher Sang, und bei den ernsten Tönen des Liedes wird der Sarg mit allem, was dazu gehört, in das königliche Grab gebracht.

* * *

Aber nicht jedem Könige fiel das Urtheil so günstig. Es kam auch vor, daß das Volk in lautes Toben und Schreien ausbrach, sobald der erste Redner (also ein Glied der Herrscherfamilie) den Mund öffnete.

Es darf dabei freilich mit Sicherheit angenommen werden, daß es in Aegypten nicht viel anders ging, als es bei uns gehen würde. Es wird nicht so leicht Einer vorgetreten sein, auch wenn er sich zu beklagen hatte. „Schlafe in Frieden", würden die Meisten von uns denken, „du thust mir nichts mehr zu Leide; ich will nicht die Ursache sein, daß du unbeerdigt bleibst." So dachten gewiß auch Viele dort am Strande des Niles; aber — das Gericht war doch da! Das Volk wurde doch aufgefordert, zu sprechen, und die hinterbliebene Familie wußte nicht und konnte nicht wissen, ob eine Anklage auftauchen werde. Und wenn auch, wie gesagt, selten ein Einzelner vortrat, der da glaubte, daß ihm Unrecht geschehen, so viel ist gewiß, daß — wenn der Pharao im großen Ganzen ein schlechter Regent war — die Volksstimme sich so unverhohlen hören ließ und in einen so furchtbaren Sturm des Unwillens ausbrach, daß an ein Begräbnis gar nicht zu denken war. Wuthentbrannt stürmte das Volk an das Grab, zerschlug und zerstörte die Verzierungen und meißelte vor allem den Namen des verhaßten Königs weg. In gleicher Weise wurde der Name an allen Gebäuden, Bildsäulen, Obelisken 2c., die er während seiner Regierung hatte errichten lassen, zerschlagen, zerstört — kurz, sein Name wurde vollständig vertilgt, und der Verstorbene somit gewissermaßen ausgestrichen aus der Zahl Derer, die je gelebt hatten.

Diodoros berichtet, es sei das manchen Königen begegnet, und fügt hinzu; „Daher kam es denn, daß die Nachfolger derselben nicht blos aus den oben angeführten Gründen recht handelten, sondern auch aus Furcht, es möchte dereinst durch das Todtengericht noch ihre Leiche beschimpft und ewige Schmach auf ihren Namen gebracht werden."

Heute noch sehen wir hier und da in den auf uns gekommenen Denkmälern des alten Aegyptens die Zeichen der Volksrache. In dem Berliner Museum befindet sich eine wohlerhaltene Bildsäule der löwenköpfigen Göttin Sechet in sitzender Stellung. Sie ist sehr schön, $2\frac{1}{2}$ m hoch ohne den Sockel, von dunklem Granit. Links am Fußgestelle ist die Widmung zu lesen; rechts stand Titel und Name des Königs. Aber dieser Name ist weggemeißelt, und wir können so unmittelbar nicht wissen, wer der Stifter der schönen Bildsäule ist. Aber finden können wir es. Da nämlich jeder König noch einen besondern Titelnamen hat, der nur ihm eigen ist — im vorliegenden Falle „Herr der Gerechtigkeit" — so vergleichen wir alle Denkmäler der Sammlungen in Turin, London, Paris 2c., auf welchen derselbe Titelname vorkommt; es ist jedesmal der folgende Eigenname ausgemeißelt. Allein wir erkennen doch hier noch eine Spur von einem M, da von einem N, dort von einem T u. s. f.; so setzen wir aus den einzelnen Bruchstücken den ganzen Namen zusammen und wissen jetzt, daß dieser König, welcher die Rache des Volkes auf sich gezogen hatte und von diesem verurtheilt worden war, nicht existirt zu haben, Amenhotep hieß.

Ein ähnliches Gericht wurde über jeden Verstorbenen abgehalten, aber freilich kamen bei Privatpersonen nur die Verwandten, Bekannten und Nachbarn zusammen. Es durfte jedermann erscheinen, aber es kam nicht jedermann, so wenig als sich heutzutage alle Bewohner einer Stadt an jedem Leichenbegängnisse betheiligen können. Wer Einsprache gegen die Beerdigung eines Andern erheben wollte, mußte Sorge dafür tragen, daß er den Tod desselben erfuhr, und das zu erfahren, war weit leichter als bei uns, da der Todte nicht schon nach drei, sondern erst nach 72 Tagen beerdigt wurde. Bis dahin hatte Jeder, der sich dafür interessirte, sicher irgendwo davon sprechen hören. Uebrigens hatte das Todtengericht bei Privatpersonen weit weniger Bedeutung; denn den Mitbürger konnte man ja bei seinen Lebzeiten verklagen, und er wurde gestraft, sein Vergehen wurde gesühnt. Nur den König konnte man nicht verklagen; er wurde erst nach seinem Tode gerichtet, es sei denn, daß das Volk in offene Empörung ausbrach und Rache an ihm nahm, wie das z. B. dem König Uahabre (Apries) begegnete, welchen das Volk auf offener Straße erwürgte.

Ein ehrliches Begräbniß und ein guter Ruf auch nach dem Tode noch waren dem Aegypter von der allerhöchsten Wichtigkeit; darum finden wir auf Grabsteinen die Aufforderung, von dem Todten mit Achtung zu sprechen, seinen Namen in Ehren zu halten. In dem Museum zu Bulak (Kairo) ist z. B. ein Grabstein zu sehen, auf welchem der Schluß der Inschrift (nach Brugsch's Uebersetzung) also lautet: „O, ihr Großen, ihr Propheten, ihr Priester, ihr Aerzte und ihr Menschen alle, die ihr in Millionen von Jahren nach mir kommen werdet, wenn Einer meinen Namen hintenansetzt und den seinigen vorzieht, dem wird es die Gottheit vergelten durch Vernichtung seines Bildes auf Erden; wenn er aber meinen Namen preist bei diesem Denksteine, so wird Gott es ihm in gleicher Weise lohnen." Ja, es kommt die Wendung vor: „Die ihr nach mir lebt in Millionen von Millionen Jahren."

Dessen ungeachtet ehrten die Nachkommen nicht immer ihre Vorgänger; namentlich ein Frevel ist es, auf den wir nicht selten stoßen: Hatte ein König eine prächtige Götterstatue, einen herrlichen Obelisken errichtet, so ließ ein späterer, welcher dergleichen nicht fertig brachte, den Namen des Stifters ausmeißeln und setzte den seinen dafür hin. Das war eine billige Art, sein Andenken in prachtvollen Denkmälern zu verewigen und bei der Nachwelt mit Werken zu glänzen, die ein Anderer geschaffen. Es wurden also nicht blos Namen weggemeißelt, um das Gedächtnis des Trägers zu vertilgen, sondern auch aus Eitelkeit, Neid und Ruhmsucht; aus dem Streben, vor kommenden Generationen mit Größerem, Herrlicherem zu prangen, als man zu leisten im Stande war. —



Der große Sphinx zur Zeit der französischen Expedition.

Kolossale
Steinmetz- und Bildhauerarbeiten in Aegypten.

Großartig, wie Alles, was die Männer des alten Aegyptens unternahmen, war auch ihre Baukunst. Sie hatten das vortrefflichste Material, Kalkstein, Sandstein, Granit im Ueberflusse, und sie verstanden es, den Stein zu bearbeiten, wie kein anderes Volk. Es ist nicht Uebertreibung, wenn man sagt: Die ägyptischen Steinmetzen gehörten zu den geschicktesten der Welt, und was sie ausführten, war groß, erhaben und berechnet für Jahrtausende. Wir wollen nicht verkennen, was die heutige Zeit leistet; sie hat nach unzähligen Richtungen hin die Völker des Alterthums überflügelt; sie führt aus, was in vergangenen Zeiten noch nicht einmal gedacht wurde; aber wenn wir heute einem Steinmetzen sagten, er solle uns aus einem Granitfelsen eine Säule von der Höhe dreier auf einander gestellter Häuser losbrechen, aber in einem einzigen Stücke! — solle sie spiegelglatt poliren, von oben bis unten mit eingemeißelten Figuren versehen, dann forttransportiren und an einem zweihundert Stunden entfernten Orte wieder aufrichten — so würde er doch in große Verlegenheit gerathen. — Und wenn wir sagten: „Gehe, suche dir einen geeigneten Kalkfelsen, meißele drauf los, bis ein liegender Löwe übrig geblieben, der aber haushoch ist“ — würde er da nicht abermals verlegen sein? In Aegypten aber sind solche und ähnliche Dinge ausgeführt worden, und wir finden da Kolossalstatuen von so riesenhafter Größe, daß z. B. ein Fuß vier Meter, ein Daumen 112 Centimeter lang ist, und auch diese gigantischen Gestalten sind an den Boden fest gewachsen, d. h. von einem Felsen übrig gelassen.

1. Die Obelisken.

Spießchen. — Inschriften. — Entführte Obelisken. — Der Pariser Obelisk auf dem Concordienplatze. — Betrachtungen über den größten Obelisken. — Die Nadeln der Kleopatra.

Heute noch stehen wir staunend vor den Werken der alten Aegypter und müssen uns bekennen, daß sie in Rücksicht auf Großartigkeit mit keiner Leistung der Jetztzeit den Vergleich zu scheuen brauchen. Betrachten wir zuerst die einzelnen Arten ihrer Steinmetz- und Bildhauerarbeiten, um sodann ihre Riesenbauwerke zu besuchen!

Vor die Eingänge ihrer Tempel und Paläste setzten sie rechts und links eine viereckige Säule, die nach oben etwas schmäler wurde und mit einer kleinen Pyramide endigte, wie das bei der Tempelansicht Seite 93 deutlich dargestellt ist. Solch eine Gedenksäule hieß „Dechen“. Als die Griechen aber nach Aegypten kamen, lachten sie über die langen, spitzen Säulen und nannten sie scherzweise Obeliskos, d. i. Spießchen (von Obelos = Spieß). Daher kommt der bei uns gebräuchliche Name. Sämmtliche größere Obelisken sind von rothem Granit (Syenit), in der Gegend von Sun, Syene (Seite 10) gebrochen, auf allen Seiten von oben bis unten mit eingemeißelten Hieroglyphen bedeckt und spiegelglatt polirt.

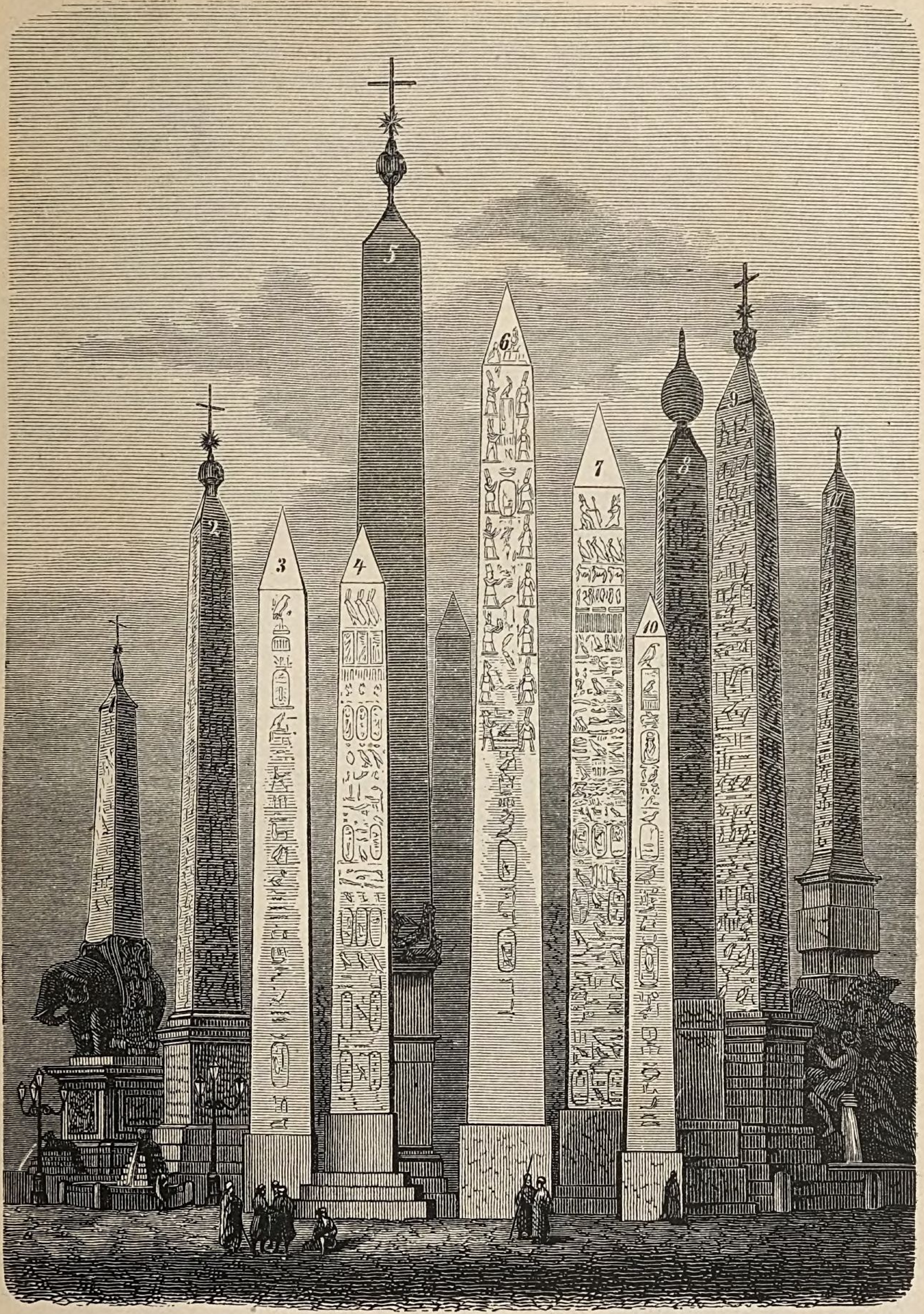
Sie stehen auf einem Würfel aus demselben Steine, der nach allen Seiten etwa um ein Sechstel bis ein Viertel der unteren Säulendicke vorsteht, d. h.: ist der Obelisk unten 2 m dick, so ist eine Seite des Würfels ungefähr $2{,}_{66}$ bis 3 m.

Kleine, unbedeutende Obelisken kommen in Sandstein und in Marmor vor, haben auch manchmal keine Inschriften. Die eigentlichen, großen Obelisken aber verkünden in ihren Hieroglyphen, welcher König den Palast erbaut hat, welchem Gotte der Tempel geweiht ist und dergleichen mehr, und zeigen auch bildlich, wie der König den Göttern opfert ꝛc. Als Beispiel von Inhalt und Form dieser Inschriften Folgendes. Auf dem nebenstehend abgebildeten, etwa 1550 vor Christo errichteten Obelisken (Nr. 7) heißt es:

„Ramses, der Herr von Ober- und Unterägypten, der Sprößling der Götter, der Herr der Welt; er ist die über die Wahrheit wachende Sonne. Von Gott Ra ist ihm gestattet worden, diesen Tempelpalast für den großen Amun zu erbauen und diese beiden Steinsäulen aufzurichten vor dem Ramsespalaste der Stadt Theben. — Er ist der Freund der Wahrheit, der beruhigende König, der größte Sieger, der tapfere Kämpfer, und sein Name ist der leuchtendste aller Namen. — Er ist der Fürst der Großen, und die Könige aller Länder der Erde liegen zu seinen Füßen.“ Und so weiter. — Ramses war bekanntlich ein großer Eroberer und unterwarf sich ganz Vorderasien.

Die Figuren sind 30 cm bis 1 m hoch, 1 bis 4 cm tief eingemeißelt und mit Farben ausgemalt, von welch letzteren freilich bei den nach Europa gebrachten Obelisken keine Spur mehr zu sehen ist.

Als Aegypten seine Selbständigkeit verloren hatte, verschwand auch die alte Herrlichkeit; unter den Ptolemäern wurden gar keine neuen Obelisken mehr errichtet.



Obelisken.

1. Elefantenobelisk (Piazza della Minerva. Rom). 2. Obelisk Seti I (Piazza del Popolo. Rom). 3. u. 6. Obelisken zu Karnak. 4. Nadel der Kleopatra. 5. Obelisk auf dem Petersplatz zu Rom. 7. Obelisk von Luksor (Place de la Concorde. Paris). 8. Obelisk von der Piazza di Monte Citorio in Rom. 9. Der lateranische Obelisk. 10. Obelisk Usurtasen's I. 11. Obelisk auf der Piazza Navona. Rom.

Diese griechischen Könige zierten ihre neu gegründeten Städte mit alten Obelisken, die sie anderwärts erst abbrechen und dann da wieder aufstellen ließen, wo sie dieselben brauchen konnten. Der alten Inschrift ließ sich ja eine neue beifügen.

Die römischen Kaiser legten sich besonders darauf, Obelisken von Aegypten nach Italien zu führen und mit diesen Wundern alter Steinmetzkunst ihre „ewige Stadt" zu schmücken. Octavianus ließ deren drei nach Rom bringen; andere wurden durch Caligula, Claudius, Caracalla, Constantin ꝛc. herbeigeschafft.

Die Liebhaberei, solche kolossale Denkmäler vergangener Zeiten herüber nach Europa zu bringen und daselbst in den Hauptstädten aufzustellen, besteht immer noch. Den Obelisken auf dem Concordienplatze in Paris schenkte der Pascha Mehemed Ali der französischen Regierung als Zeichen seines Dankes für verschiedene ihm geleistete Dienste. Im Jahre 1831 ging ein Schiff nach Aegypten ab, das Geschenk zu holen; allein die Fortschaffung des mächtigen Steinriesen machte so ungeheure Schwierigkeiten, daß man erst im August 1833 mit dem kostbaren Geschenke im Hafen von Cherbourg ankam. Und erst 1836 konnte die kolossale Säule aufgestellt werden, denn die Vorarbeiten dazu waren unglaublich; die Kosten aber beliefen sich auf zwei Millionen Franken, und jahrelang sagten die Pariser zu den Fremden, wenn sie ihnen den Obelisken zeigten: „Sehen Sie sich diesen Stein wohl an; davon kostet jedes Pfund vier Franken." Das Gewicht des Obelisken ist nämlich 500000 Pfund.

Um nun einen Begriff von der Größe dieser Denksteine zu geben, sei bemerkt, daß des letztgenannten Breite an der Grundfläche $2{,}_{15}$ m mißt, während seine Breite an der Basis der obern kleinen Pyramide $1{,}_{53}$ m ist. Seine ganze Höhe (ohne Fußgestell) beträgt etwas mehr als 20 m. — Die Zahl der auf allen vier Seiten eingemeißelten Hieroglyphen summirt sich auf etwa 1600.

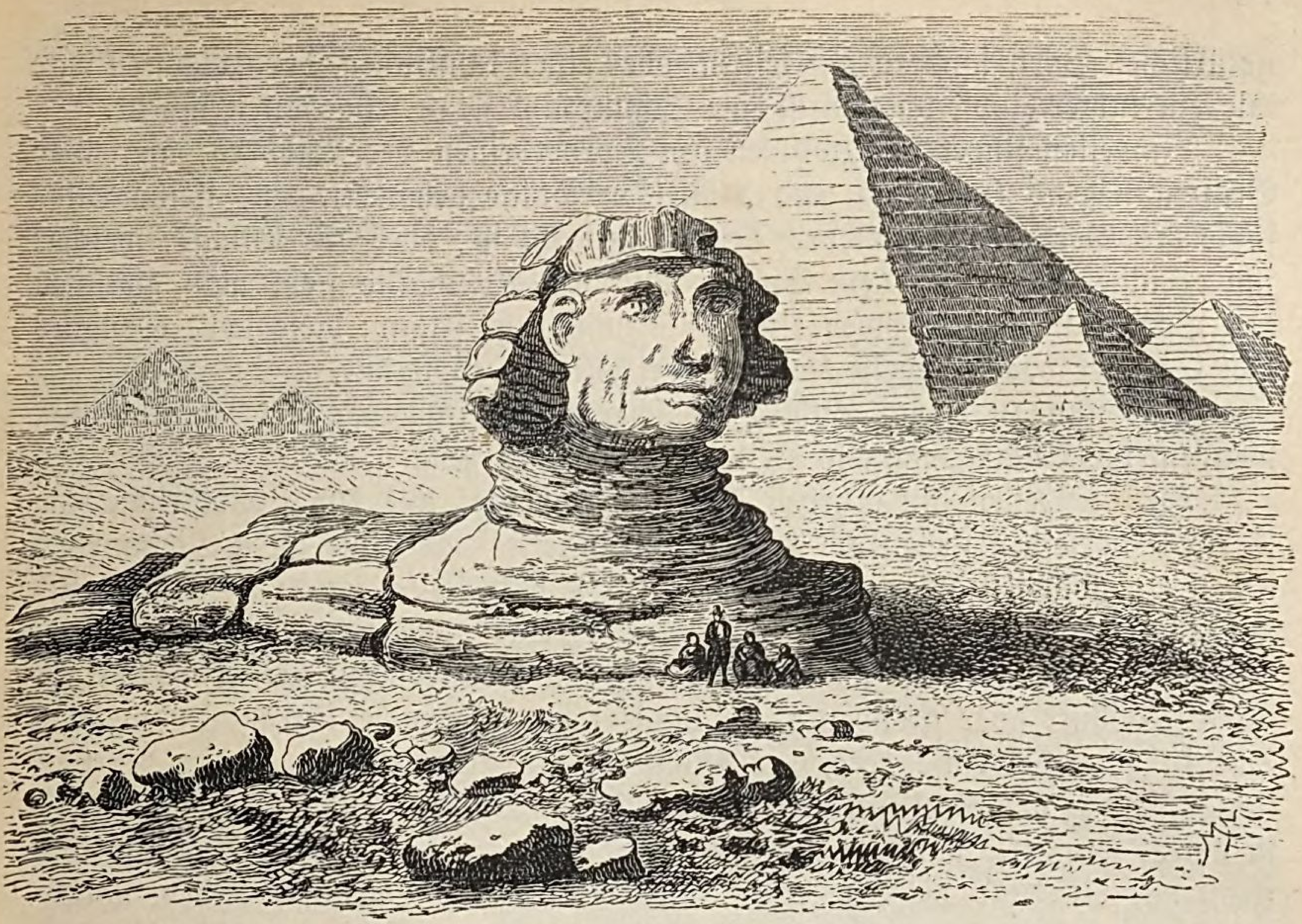
Die meisten Obelisken sind 15 bis 30 m hoch; doch kommen auch weit größere vor. Der höchste, welchen wir kennen, wurde unter Constantius II. aus Aegypten geholt und im Cirkus zu Rom aufgestellt. Im fünften Jahrhundert nach Christo wurde er von den Barbaren umgeworfen und lag, in drei Stücke zerbrochen, unter dem Schutte vergraben, bis ihn 1588 Domenico Fontana unter dem Papste Sixtus V. wieder aufrichtete. Er steht jetzt auf dem Platze vor der Kirche des heiligen Johannes vom Lateran, ist 51 m hoch (S. 73 etwas zu niedrig gezeichnet) und wiegt 13000 Centner.

Aber überlegt man auch, was das heißen will: 51 m? Das ist Thurmhöhe! Wie mag man es wohl gemacht haben, Steine von dieser ungeheuren Größe aus dem Felsen zu brechen; den Stein, der über eine Million Pfund wog, umzudrehen, daß man ihn an allen Seiten bearbeiten und poliren konnte; und ihn endlich aufzurichten und auf das Fußgestell zu heben! Eines sehen wir heute noch deutlich in den Steinbrüchen von Assuan; daß sich nämlich die Aegypter beim Absprengen der Steine des Holzes und des Wassers bedienten. Von dieser Manipulation sind noch unverkennbare Spuren geblieben. Ueber den Transport eines solchen Riesensteines sei nur Folgendes gesagt: Man schaffte den Stein zuerst auf ein Floß. — Aber wie groß und stark mußte wohl ein solches sein, um 13000 Centner zu tragen? — Dann

steuerte man zur Zeit der allgemeinen Ueberschwemmung damit vor die Stadt, in welcher der Obelisk errichtet werden sollte. War nun die nasse Jahreszeit vorbei und der Boden wieder trocken und hart, so wurde der Obelisk auf Walzen bis an den Platz geschoben oder gezogen, welchen er zu zieren hatte. Dann wurde zuerst ein starkes Mauerwerk von Sandsteinen in die Erde gesetzt; darauf kam der Granitwürfel. In denselben wurde eine Vertiefung genau von der Größe und Gestalt der Grundfläche des Obelisken gemeißelt und dieser sodann in die Vertiefung gehoben. — Wie? Das haben die alten Aegypter für sich behalten. — Ausdrücklich muß aber gesagt werden, daß die Obelisken nie einzeln zur Zierde eines freien Platzes in dessen Mitte aufgestellt wurden, wie wir es machen; sondern sie standen immer paarweise, meist vor den Eingängen der Tempel und Paläste, wie das Bild Seite 93 zeigt.

Man hat mit den Obelisken in Aegypten sehr aufgeräumt; in Rom allein stehen deren dreizehn. Dessenungeachtet finden sich noch prachtvolle Exemplare dort im Lande des Nil. In Alexandrien — heutzutage außerhalb der Stadt dicht am Ufer des Meeres — sah man seit fast 2000 Jahren zwei merkwürdige Obelisken, welchen man den eigenthümlichen Namen „Nadeln der Kleopatra" gegeben hatte, obwohl sie mit dieser Königin durchaus in keiner Verbindung standen. Sie waren von Tutmes III. ungefähr 1600 Jahre vor Chr. vor dem Sonnentempel zu Anu (dem Heliopolis der Griechen) errichtet worden; die vertieften Buchstaben waren mit vergoldetem Silber ausgegossen, und ebenso war die kleine Pyramide, welche die Spitze bildet, mit vergoldetem Silber überzogen. Der Anblick der beiden Denksäulen muß ein überaus prächtiger gewesen sein. — Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bauten die Alexandriner dem Imperator Tiberius an dieser Stelle einen glanzvollen Palast, geschmückt mit kostbaren Gemälden und Statuen, umgeben von Säulenhallen, Gärten und einem heiligen Haine, nannten diesen Prachtbau Cäsareum, und Tiberius ließ die beiden herrlichen Obelisken von Heliopolis holen und vor seinem Cäsarstempel aufstellen. Das Gebäude selbst wurde im Jahre 366 bei einem Aufstande zerstört und niedergebrannt; der eine Obelisk stürzte später (man weiß nicht, wann) zu Boden; und da kommende Geschlechter von den ägyptischen Herrschern hauptsächlich die abenteuerliche Kleopatra kannten, gaben sie den Spitzsäulen — die selbstverständlich längst des edlen Metalles beraubt waren — den oben angeführten unpassenden Namen.

Mehmed Ali, Pascha von Aegypten, schenkte vor einem halben Jahrhundert den umliegenden Obelisken den Engländern; diese wußten jedoch nicht, wie sie das kostbare Geschenk, welches 21,6 m lang und unten 2,3 m dick ist, nach Hause schaffen sollten. Im Jahre 1862 wurde einmal ein vergeblicher Versuch dazu gemacht, aber erst 16 Jahre später gelang das Werk; am 21. Januar 1878 traf das Schiff im Hafen von London ein, welches die ägyptische Steinsäule trug, die nun, nachdem sie 3100 Jahre in Aegypten gestanden, das Themse-Ufer zieren soll. In Alexandrien und zwar inmitten einer Steinmetzwerkstätte, stand jetzt nur noch eine Nadel der Kleopatra (Seite 73, Nr. 4). und über diese haben sich die Amerikaner erbarmt und sie im Frühling des Jahres 1880 über den Ozean geschafft.



Der große Sphinx.

2. Die Sphinxe.

Wie ein Sphinx aussieht. — Beigefügte Statuetten. — Der Riesensphinx. — Aussicht von seinem Kopfe. — Von Tutmes bis zu Mariette. — Sonst und jetzt.

Die Sphinxe sind kolossale Steinbilder, in der Regel einen auf einem Fußgestelle liegenden Widder darstellend, wie ein solcher Seite 80 abgebildet ist. In dem Abschnitt über „Die Götter Aegyptens“ findet sich die Bedeutung dieser Sinnbilder angegeben; hier soll nur von ihrem Aeußern die Rede sein.

Sie waren immer aus einem Steine gehauen, nie gestückelt oder zusammengesetzt, aus Sandstein, Porphyr, am meisten aus Granit. Ihre Länge betrug $1\,^1/_3$ bis 4 m. So standen sie, Alleen bildend, vor den Eingängen der Tempel, wie die Abbildung Seite 93 zeigt. Die Zahl dieser Sphinxe war außerordentlich groß; vor kleineren Tempeln lagen etwa dreißig bis vierzig; vor großen Tempeln aber Hunderte. Heutzutage findet man nicht leicht mehr einen einzigen, der wohl erhalten wäre, und die, welche wir in unseren Museen (Berlin, Paris ꝛc.) haben, sind meist ausgebessert.

Manchmal sind die Sphinxe Löwen statt Widder, auch kommen sie — aber selten — vor als Löwen mit einem Menschengesichte; so z. B. in dem Seite 79 abgebildeten Thale (Wadi), wovon denn dieses auch seinen Namen Löwenthal erhalten hat. Gleiches ist der Fall bei dem Sphinx auf dem Titelblatte. Um das Haupt liegt das gewöhnliche Kopftuch der Aegypter, vorn geziert durch die Königsschlange. Der kleine Fortsatz unten am Kinn stellt den künstlichen Bart vor. Die Männer in Aegypten trugen ja nicht ihren

natürlichen Bart, sondern gar keinen, oder einen künstlichen, der geflochten war wie ein kurzer Zopf, und durch eine Schnur am Kinn festgehalten wurde.

Zuweilen findet sich zwischen den Vorderbeinen des Widders, an seiner Brust anliegend (und auch aus demselben Stücke gehauen), eine kleine Bildsäule des Gottes, welchem der Tempel geweiht ist, oder des Königs, welcher ihn errichtet hat. Bei dem Sphinx auf dem Titelblatte sieht man zwischen den Vordertatzen des Löwen eine mumienähnliche Figur; diese stellt ebenfalls den Erbauer des Tempels oder den betreffenden Gott dar.

Und nun zu einem Sphinx, welcher einzig in seiner Art ist, und von welchem die Anfangsvignette Seite 71 den Kopf zeigt.

Gegen Westen hin erheben sich die Felsberge; auf einer vorspringenden Terrasse derselben stehen die großen Pyramiden. Aber die alten Steinmetzen haben ein noch seltsameres Wunder — nicht hergestellt, sondern — hier entstehen lassen. Sie haben von einem großen Bezirke sämmtlichen Fels weggemeißelt und nur in der Mitte einen Löwensphinx mit Menschenkopf übrig gelassen. Dieser Sphinx aber ist über 57 m lang; die ganze Höhe beträgt 20 m, das Ohr ist $1_{,37}$, die Nase $1_{,70}$, der Mund $2_{,32}$ m groß, und die Breite des Gesichtes ist $4_{,15}$ m. So liegt dieses Ungethüm — an den Boden angewachsen in einem Hunderte von Metern langen Hofe, dessen steile Felswände mit ihm selbst nur eine und dieselbe Masse sind. Löcher und Sprünge in dem natürlichen Felsen sind, soweit sie den Körper des Sphinx treffen, ausgemauert. Der Leib ist nur roh bearbeitet, der Kopf aber mit der größten Sorgfalt ausgeführt; das Gesicht war im 12. Jahrhundert, wie Abd-ul-latif (S. 57) berichtet, „sehr ansprechend und trug den Stempel der Anmuth und Schönheit."

Freilich ist es uns heute nicht mehr vergönnt, uns an dem Anblick solch unerreichter Großartigkeit zu erbauen. Leider ist der ganze Hof, in welchem der Sphinx liegt, jetzt mit Flugsand ausgefüllt. Nur noch 8 m hoch erhebt sich der Koloß über die Sandfläche dieses beweglichen Bodens. Ueberdies ist viel, viel zerstört und zerschlagen. Doch auch heute noch ist der Kopf des Sphinx (welcher nämlich höher ist als die ganze Umgebung, denn die Steinmetzen nahmen zum Kopfe einen über das Plateau emporragenden Fels) ein schöner Platz und gewährt eine prächtige Rundsicht. Mit bloßem Auge zählt man 73 Ortschaften, und nach Nordosten blickt man auf die wüste Trümmerstätte, wo ehemals das mächtige Memphis stand; dahinter liegt in hellem Sonnenglanze das heutige Kairo.

Im Jahre 1817 wurde auf Veranlassung europäischer Konsuln unter Anleitung Caviglia's, eines unternehmenden Seemannes, der Sand, in welchem der Sphinx vergraben war, mit großem Aufwande von Menschenkräften, Zeit und Geld weggeschafft, und man entdeckte einen großartigen Treppenaufgang zu diesem Wunder der Bildhauerei. Zwischen den Vorderbeinen zeigte sich ein sorgfältig gepflasterter Boden, welcher zu einer kleinen, an die Brust des Thieres sich anschließenden, vorn offenen Tempelanlage führte. Die Wand gegenüber der Eingangsthür zeigt eine über 4 m hohe, schön polirte Granitplatte, auf welcher der Sphinx selbst dargestellt ist und den Titel trägt: „Hu—n—Harm—achu", d. h. der Hu des Horus (Sonnengottes) am Horizont, also der aufgehenden Sonne. Das Hu, wie der Sphinx wiederholt in dem Texte

genannt wird, heißt Wächter. Das Riesenbild schaut mit seinem wunderbaren Antlitz genau nach Osten. Oben steht zweimal der Name des Königs Tutmes IV. Darunter folgt eine hieroglyphische Inschrift, welche ein Gespräch zwischen König und Sphinx enthält und uns berichtet, daß der genannte Herrscher sogleich nach seinem Regierungsantritte (1533 v. Chr.) den Sand wegräumen und den herrlichen Sphinx freilegen ließ.

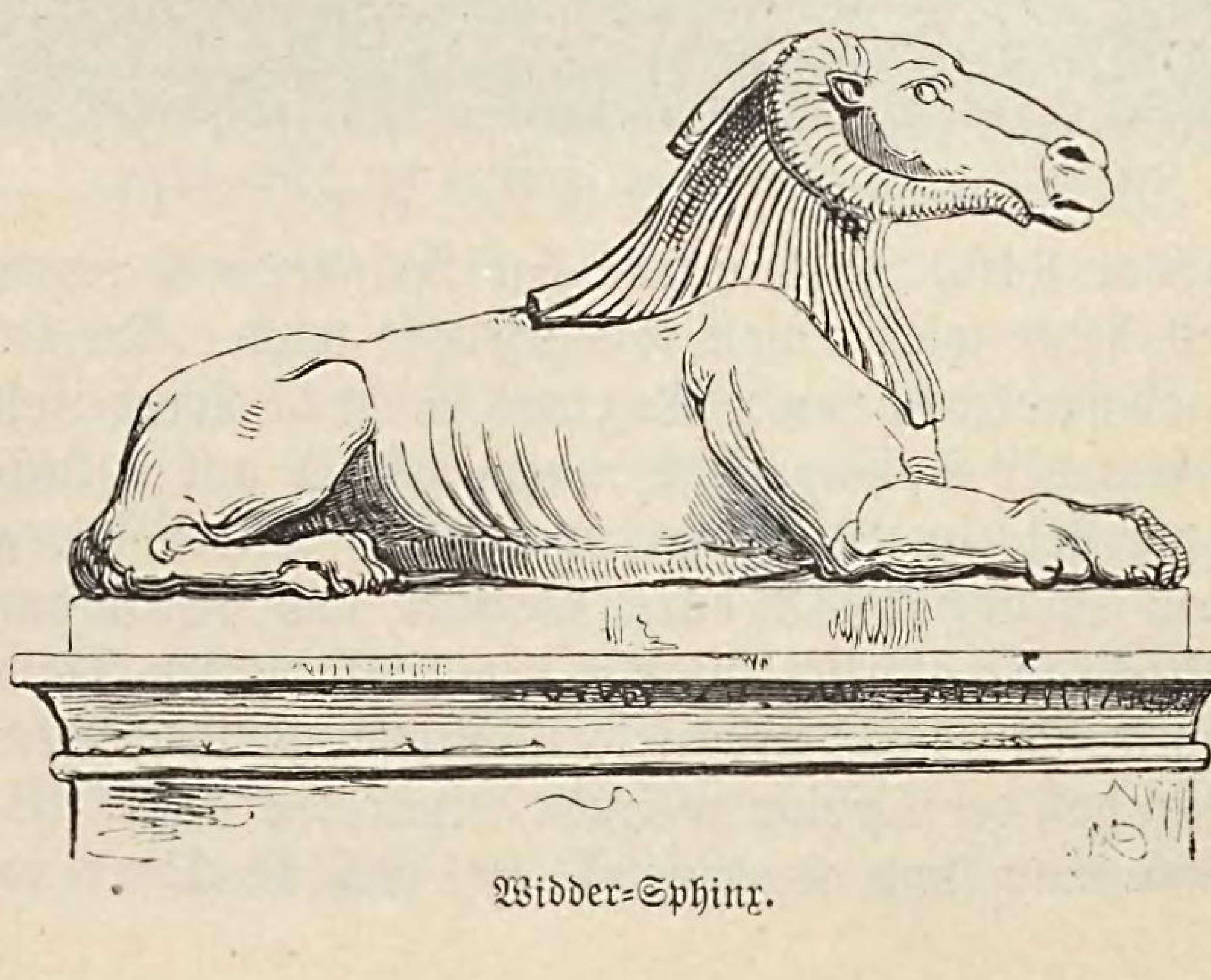


Die Sphinxe von Wadi-Sebua, während der Dämmerung.

Also schon vor 3400 Jahren war das Wunderwerk einmal im Sande begraben, wie es heute wieder von ihm verdeckt wird. Die ewig lebendige Wüste, deren Sand fortwährend, Tag und Nacht herübergeweht wird, füllt den Hof, in welchem der Sphinx liegt, immer wieder aus; 9000 Mark hatte die Bloßlegung gekostet, in 20 Jahren war Alles wieder wie zuvor. Noch einmal wurde der Sphinx 1843 durch Lepsius und 1853 durch Mariette, und zwar vollständiger als vorher, von dem umliegenden Sande befreit, bei welcher Gelegenheit man noch zwei sehr interessante Beobachtungen machte. Erstens zeigte sich, daß der Sphinx zu irgend einer Zeit absichtlich vergraben worden war, denn man fand abwechselnd eine Schicht Sand und eine etwa

30 cm hohe Schicht kleiner Steine, und das Ganze war so fest, daß man Stufen einhauen konnte. Zweitens entdeckte man von jenem Tempel einen Gang, welcher in den Fels zu einer großen Zahl von anderen Gängen und Kammern führte, deren Wände mit polirtem Granit und Alabasterplatten bedeckt sind.

Es ist wahrscheinlich, daß dieser Sphinx ein Werk der noch vor Mena, also vor 6000 Jahren, in Anu, der Sonnenstadt, herrschenden Shesu—n—Hor d. h. Verehrer des Horus, ist, welche auch jene Pyramide erbauten, von der Memphis seinen Namen hat (s. S. 32). Sicher ist, daß der Hu schon zu König Chufu's Zeiten, also 3730 Jahre vor Chr. existirte, mithin mindestens 5600 Jahre alt ist, denn er wird bereits in einer Inschrift erwähnt, welche über diesen König handelt. Versetzen wir uns einmal in Gedanken in jene Zeit, da die Rutu (S. 4) durch regelmäßige alltägliche Arbeit den Sand beseitigten und der Sphinx frei in seinem Felsenhofe lag. Es ist Morgen; in majestätischer Ruhe blickt der Wächter der Morgensonne gen Osten; sein erhabenes Antlitz ist hell von dem aufgehenden Tagsgestirn erleuchtet; tausend fromme Gläubige wallen den breiten und langen Stufenweg hinauf zum großen Hu, beten und opfern, blicken hinüber in die öde, todte Wüste und hinunter in ihr glückliches, gesegnetes Kemi und kehren froh und zufrieden in ihre Wohnungen zurück. — „Von allen Wundern, die ich in Aegypten gesehen, ist der Sphinx das staunenswertheste“, sagt Abd-ul-latif; heute aber hat dieses Wunder viel von seiner Herrlichkeit verloren. Den Mameluken diente vor Zeiten der Kopf als Ziel bei ihren Schießübungen mit Kanonen, und dadurch ist er natürlich sehr zerstört worden; besonders die Nase, ein Theil des linken Auges, die eine Wange, die Haare und der Kopfschmuck sind zerschossen. Welcher Vandalismus gehörte dazu, solch ein Werk zu zerstören, das nicht nur einzig in seiner Art ist, sondern welches auch ein unersetzliches Zeugnis giebt von einer über alles Lob erhabenen Tüchtigkeit der ägyptischen Werkleute, denn der Bildhauer mußte seine Arbeit ohne Modell machen, er mußte ohne gleichgroßes Muster das richtige Verhältnis der einzelnen Theile treffen und konnte sein Werk immer nur aus weiter Entfernung prüfend überblicken; während der Arbeit selbst sah er nur eine kleine Einzelheit, etwa den Nagel einer Zehe.



Widder-Sphinx.



Bildsäulen des Königs Amenhotep III. (fälschlich Memnons-Bildsäulen genannt).

3. Die Kolossal-Statuen.

Regelmäßigkeit der Gestalt. — Amenhotep III. — Lange Finger. — Der redende Memnon. — Der Hauptmann Tenax und Mister Arthur Smith.

Die uns erhaltenen Statuen stellen in der Regel Götter und Göttinnen, Könige oder Königinnen dar. Stehende Personen schmiegen die Arme fest an den Körper und machen so den Eindruck des Steifen; in der Regel sind die Figuren aber sitzend dargestellt, und dann gewähren sie ein eigenthümliches Bild majestätischer Ruhe: Die Glieder eng aneinander geschlossen, die Hände auf die Kniee gelegt — eine Figur ist in ihrer Haltung genau wie die andere; nur der Kopfschmuck (Helm, Krone oder sonstiges Abzeichen) ist verschieden, und nur in der mehr oder minder sorgfältigen Ausführung der Einzelheiten konnte der Künstler sein Geschick zeigen. Im großen Ganzen hatte er keine Wahl, so daß man in Wahrheit sagen kann: „Wer eine ägyptische Statue gesehen hat, der hat sie alle gesehen", womit jedoch nicht ausgeschlossen war, Porträtähnlichkeit und Ausdruck in die Gesichter zu legen; im Gegentheile finden wir in dieser Beziehung höchst staunenswerthe Leistungen.

Die Ansicht des Felsentempels von Abu-Simbel (S. 117) zeigt vier solcher sitzenden Kolosse. So sehen alle anderen aus, nur daß der eine die Krone von Oberägypten, der andere die von Unterägypten, ein dritter beide auf seinem Haupte trägt. Sie bestanden aus einem einzigen Steine, und darum gehören

sie zu den Merkwürdigkeiten ägyptischer Bildhauerei, denn sie sind 5, 10, 15 m hoch; ja, eine Bildsäule des Gottes Ptah maß sogar über 20 m. In den großen Steinbrüchen wurde die Figur im ganzen fertig gearbeitet, dann mittels eines Floßes und einer Schleife an den Ort ihrer Bestimmung gebracht und dort erst nach ihrer Aufstellung polirt. Die auf Seite 83 stehende, in dem Kapitel „Malerei" erläuterte Abbildung stellt den Transport eines solchen Kolosses dar.

Seite 81 zeigt den heutigen Stand zweier solcher Kolosse, die wir etwas näher besprechen wollen. Es sind Bildsäulen des Königs Amenhotep III., des Nachfolgers von Thutmes IV. Die Griechen nannten sie „Memnons-Säulen", um auch hier einen Namen aus ihren Heldensagen anzubringen. Held Memnon aber hat mit dem ägyptischen Könige Amenhotep III. nicht die geringste Gemeinschaft, und wer Hieroglyphen zu lesen vermag, kann auf den Rücklehnen der Thronsessel unter Anderem lesen: „Der Herr der Gerechtigkeit, der Sohn der Sonne, Amenhotep, der Vielgeliebte des Amun-Ra, hat diese Bauten zu Ehren seines Vaters Amun errichtet; er hat ihm diese ungeheure Bildsäule von hartem Stein gewidmet" u. s. w. Und auf den Seiten der Fußgestelle steht noch einmal mit fußhohen Hieroglyphen:

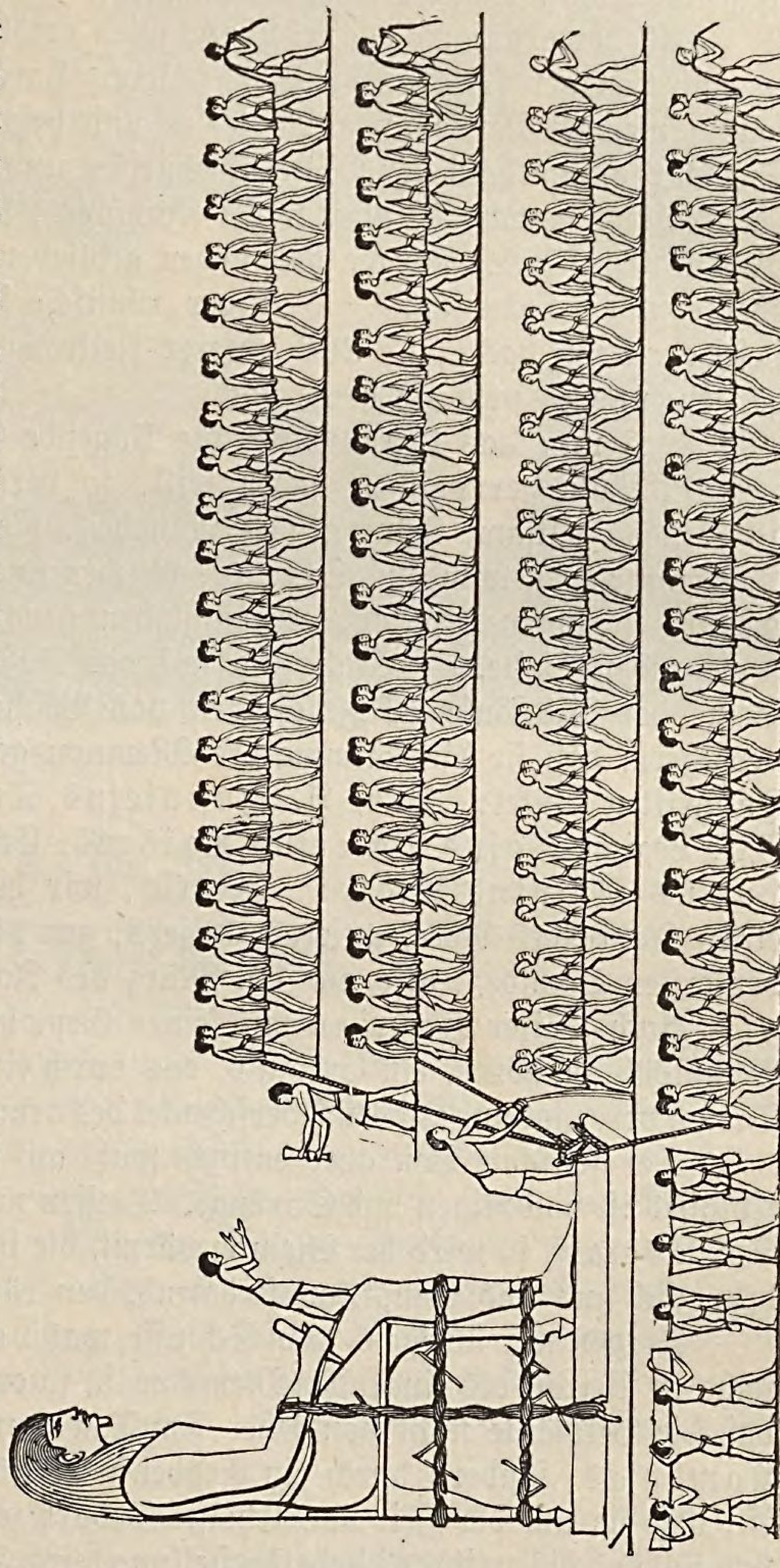
„Der unumschränkte Herr von Ober- und Unterägypten, der Verbesserer der Sitten, er, der die Welt in Ruhe hält, der Leuchtende, welcher, groß durch seine Stärke, die Barbaren niedergeschlagen, der Herr der Gerechtigkeit, der Sohn der Sonne, Amenhotep, der Geliebte des Amun-Ra, des Königs der Götter."

Diese Kolosse sind vor etwa 3300 Jahren errichtet worden und zierten den Eingang eines großen Tempelpalastes, von welchem jetzt freilich nur noch Steintrümmer übrig sind. Das Material ist ein Sandsteinkonglomerat, dem sogenannten „rothen Berge" bei Kairo entnommen. Nur die eine Bildsäule ist aus einem einzigen Stücke gemeißelt, die andere besteht aus fünf auf einander gesetzten Steinlagen; wahrscheinlich konnte man zur Zeit der Restauration unter Septimius Severus keinen Stein von derselben Größe in dem nämlichen Materiale auftreiben. Es ist dies übrigens das einzige uns bekannte Beispiel von einem aus Stücken zusammengesetzten Kolosse.

Die Bildsäulen sind von gigantischer Größe; vom Knöchel bis zum Knie sind 18 (franz.) Fuß, von einer Schulter zur andern 19 Fuß, der Mittelfinger ist 4 Fuß lang; die ganze Höhe mit dem (jetzt zum Theil verschütteten) Untersatze beträgt $15,_{59}$ m und war, ehe die Krone abgeschlagen wurde, noch bedeutend höher. Die Breite von einer Schulter zur andern ist $6,_{17}$, die Länge eines Fußes $3,_{20}$ m, und das Gewicht eines solchen Steinriesen muß nahezu anderthalb Millionen Kilogramm sein. Die Arbeit war eine überaus sorgfältige; bei den zum Theil noch gut erhaltenen Hieroglyphen sieht man z. B. an den Vögeln, daß selbst die einzelnen Federn mit Sorgfalt ausgeführt waren. Jetzt hat die Einwirkung der Sonne und des dawider schlagenden Wüstensandes, besonders aber die Zerstörungswuth der Menschen die riesigen Kunstwerke entstellt, so daß Einzelheiten nur schwer zu erkennen sind. Die Vorderbeine der Thronsessel sind weibliche Figuren — rechts die Gattin, links die

Mutter des Königs, wie die Inschriften sagen. Auch steht zwischen den Knieen noch eine dritte weibliche Figur; sie ist aber kaum mehr zu erkennen, und ihren Namen zu entziffern ist gar nicht mehr möglich.

Die Bildsäulen blicken nach O. oder eigentlich, genau genommen, nach OSO., dem Nile zu. Die Araber nennen die nördliche Thama, die südliche (auf unserem Bilde also die vordere) Kama. Thama ist die singende Memnonssäule. Die griechische Sage darüber lautet in der Kürze so:



Transport eines Kolosses. (Nach einem ägyptischen Wandgemälde.)

Memnon, ein Sohn des Tithon und der Eos (Aurora), war König der Aethiopier. Als sein Schwager, König Priamos von Ilios (Troja), mit den Griechen im Kampfe war, bat er diesen Memnon um Hülfe und Beistand und schickte ihm — der Erfüllung seiner Bitte gewiß zu sein — einen goldenen Weinstock. Memnon zog hin nach Ilios, verrichtete ausgezeichnete Heldenthaten, verwundete sogar den schrecklichen Achilles, wurde aber endlich eben von diesem getödtet. Die untröstliche Eos bat Zeus, ihren Sohn zu ehren, wie noch kein Held geehrt worden; und der König der Götter verwandelte die Asche des Gefallenen in schwarze Habichte, die in jedem Herbste zu Memnons Grabe zurückkehren und da, mit einander kämpfend, den Streit vor Troja wieder darstellen, oder — wie die Griechen sagten — Leichenspiele feiern mußten. Das sind die greulichen Memnonsvögel. Die Stimme des geliebten Todten aber bannte die klagende Mutter in die Bildsäule, welche ihm in seiner Heimat errichtet wurde.

Hier liegt eine vollständige Verwechselung von Aegypten und Aethiopien vor, was man aber zu Zeiten Homers den Griechen nicht verübeln darf. Wir wissen ferner, daß Amenhoteps Bildsäulen schon 400 Jahre vor dem

Trojanischen Kriege standen. — Sobald sich nun die rosenfingerige Eos am Himmel erhob — ging die Sage — entschwebten klagende Töne der Bildsäule des Sohnes. Da sich Memnon aber nicht täglich, sondern nur zuweilen hören ließ, wurde die Sache sehr bald fabelhaft entstellt. Dessenungeachtet muß etwas Wahres daran sein.

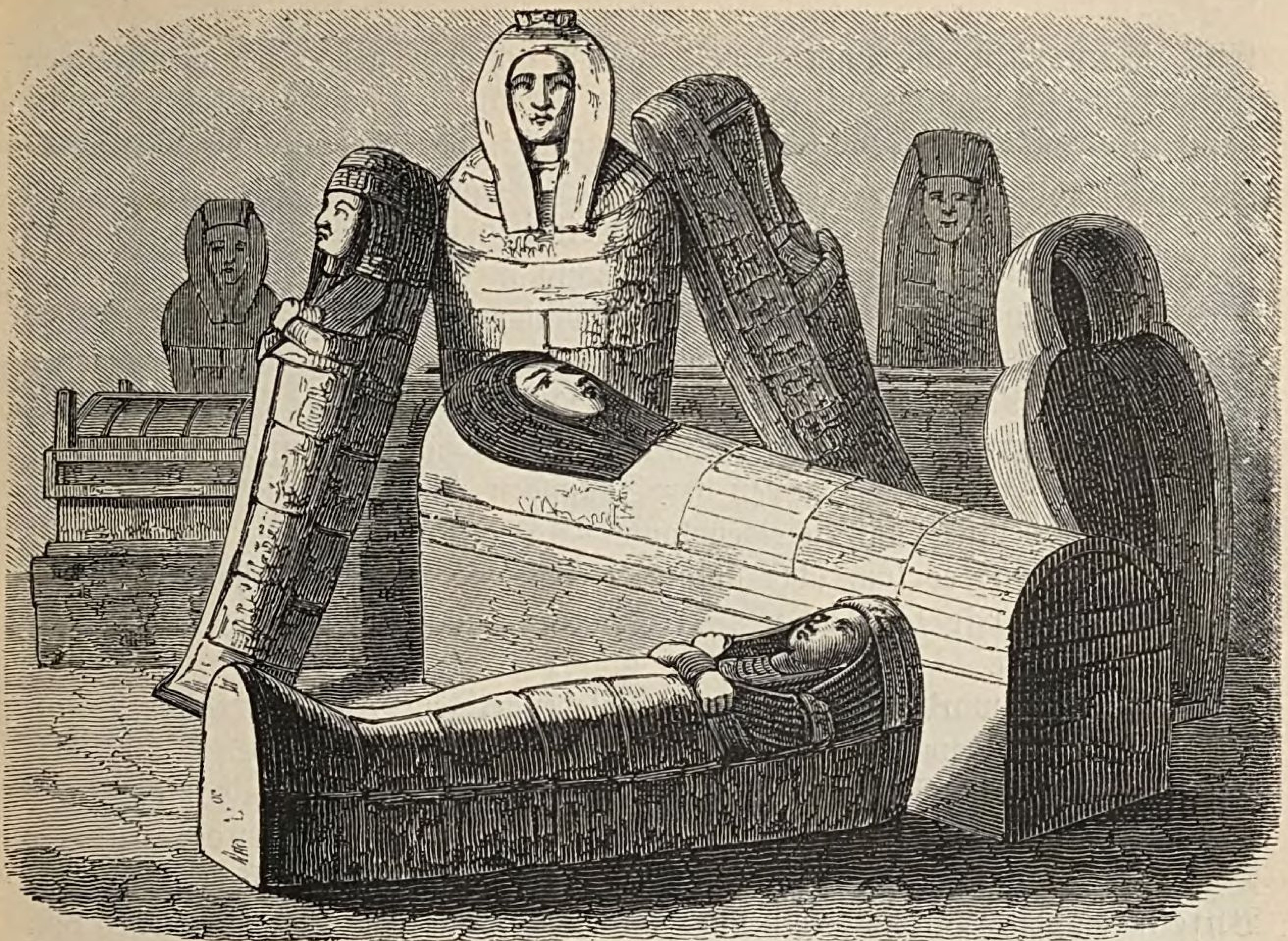
Als der grausame Kambyses, wird erzählt, nach Aegypten kam, erfuhr er auch von der singenden Bildsäule. Darüber ergrimmte er. „Niemand soll in meinem Lande singen!" rief er und befahl, die Bildsäule zu zerstören. Sie wurde unterhalb der Mitte durchgesägt und der obere Theil herabgestürzt. In Wirklichkeit that das aber nicht Kambyses, sondern ein Erdbeben im Jahre 27 vor Chr. Geb. Gerade das stehen gebliebene Stück der Bildsäule ertönte; aber erst seit Octavianus. Erst der römische Kaiser Septimius Severus ließ, etwa um das Jahr 200 unserer Zeitrechnung, die Bildsäule wieder ergänzen, und so steht sie heute noch.

Was nun das Gerede über die klagende Stimme betrifft, die man aus der Bildsäule vernommen haben will, so versichern glaubwürdige Reisende allerdings, seltsame Töne gehört zu haben, die bei Sonnenaufgang sich aus der Statue losgewunden. Strabo, welcher ungefähr um die Zeit von Christi Geburt Aegypten besuchte, vergleicht den genannten Ton mit dem einer zerspringenden Saite. — Auch sind auf das Fußgestell und namentlich auf die Beine der Bildsäule 72 Inschriften von Beschauern eingegraben, welche alle versichern, daß sie die Stimme des Memnon gehört haben. Die älteste dieser Inschriften lautet: „Wir, A. Justulejus Tenax, erster Hauptmann der XII. Legion, Cajus Valerius Priscus, Centurio der XXII. Legion, und Lucius Quintus Viator, Decurio, wir haben den Memnon gehört im elften Jahre des Nero, unseres Kaisers, am 12. der Kalenden des Aprils in der ersten Stunde", also am 15. März des Jahres 64 nach Chr. Geb.

Auch Kaiser Hadrian mit seiner Gemahlin war hier, um die Stimme Memnons zu hören, ein Ereignis, das durch ein griechisches Gedicht von zwölf Versen verewigt und auf den Oberschenkel des armen Amenhotep eingegraben ist.

Der seltsame Ton aber entsteht wohl auf folgende Weise: Der Stein des Kolosses ist voll Ritzen und Sprünge. Treffen nun am Morgen die Strahlen der Sonne darauf, so wird der Stein erwärmt, die in den Sprüngen enthaltene Luft dehnt sich aus und bringt, ausströmend, den räthselhaften Ton hervor.

Fragen wir übrigens zum Schlusse, was vollkommen verbürgte Thatsache in Betreff des singenden Memnon ist, so ergiebt sich Folgendes: Erstens: daß die Bildsäule nicht von jeher den Ton von sich gegeben, daß sie nicht von Kambyses, sondern durch ein Erdbeben zerstört worden. Zweitens: gewiß ist, daß sie um die Zeit von Christi Geburt zerstört war, daß sie einen Ton von sich gab bis zu ihrer Wiederherstellung durch Septimius Severus. Drittens: seit dieser Zeit ist kaum mehr die Rede von dem seltsamen Tone, und unter den unzähligen Reisenden heutiger Zeit sind nur einzelne, die etwas gehört haben wollen, wie z. B. der Engländer Arthur Smith. Andere aber haben bei wochenlanger Beobachtung auch nicht das Geringste vernommen.



Särge und Mumien.

4. Die Särge.

Im akademischen Museum in Leipzig. — Menkaura's Sarg. — Schätze in Berlin. — Ein durchsichtiger Alabastersarg.

Fesseln derartige Riesenwerke, wie wir sie im vorigen Abschnitte betrachtet, mächtig unsern Geist, so erscheinen uns andere Bildhauerarbeiten nicht minder bewunderungswürdig. Gedenken wir hier beispielsweise noch der Särge.

Die Sarghändler hatten ein vortreffliches Geschäft, und ihre Magazine gehörten zu den großartigsten. Mit den Särgen wurde in Aegypten ein außerordentlicher Luxus getrieben. Wer es vermochte, kaufte sich seinen Sarg selbst und überließ nicht die Sorge dafür seinen Kindern. Man suchte sich am liebsten selber das Bett aus, in welchem man einst ruhen wollte; einen kleinen Sarg nahm man mit nach Hause, einen großen stellte man in das schon bereitete Grab.

Einfach gehaltene Holzsärge waren längliche, rechtwinklige Kisten, die bunt — etwa gestreift oder gewürfelt — angestrichen waren. Auch hatte man Holzsärge mit gewölbtem Deckel, Pfosten an den vier Ecken und aufgeleimten, erhabenen Götterfiguren.

Reiche Leute ließen sich in zwei, drei, sogar vier Särge legen und verwandten sehr bedeutende Summen, ihr letztes Ruhebett so kostbar als möglich zu schmücken. Der erste, kleinste Sarg war dann zuweilen aus Pappe, mit

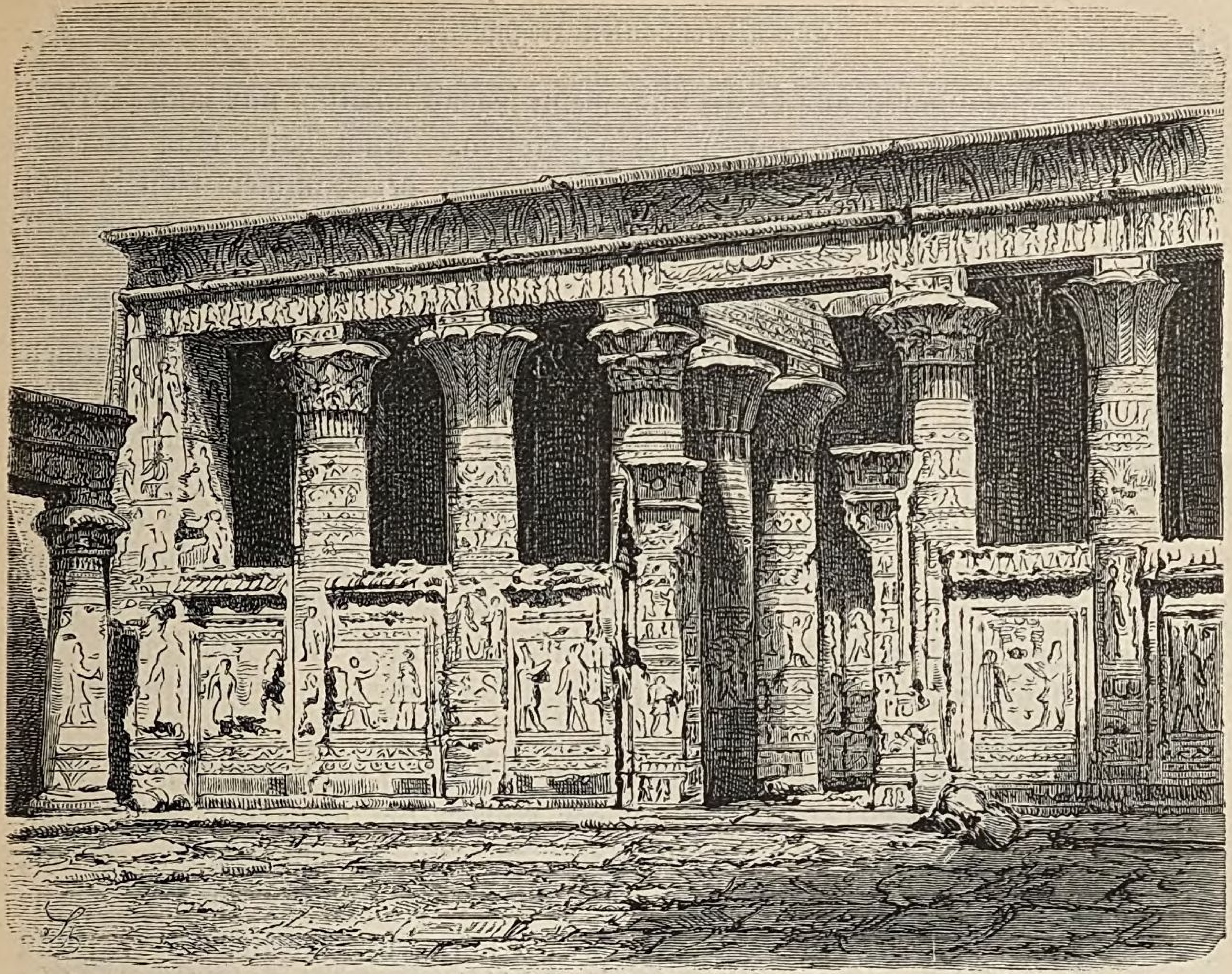
Gips überstrichen und bunt bemalt, schloß sich sehr genau der menschlichen Gestalt an und war oft mit Hieroglyphen bedeckt. Er wurde mit der Mumie dann in einen zweiten, hölzernen Sarg gestellt, der ebenfalls die Menschenfigur nachahmte, wie bei der Abbildung auf voriger Seite. Die Deckel haben Zapfen, welche genau in Löcher des Untertheiles passen, so daß der Behälter fest geschlossen ist. Dieser Sarg kam sodann in einen zweiten hölzernen von Kastenform und dieser endlich in den Steinsarg. Das Leipziger akademische Museum besitzt einen altägyptischen Sarg von Cedernholz, in welchen gegen dreitausend Reliefffiguren geschnitzt sind, und alle mit einer solchen Feinheit, daß man — obwohl die Figuren nur wenige Linien hoch sind — selbst die Federn der Vögel, die Schuppen der Schlangen, die Haare, ja die Nägel an den Figuren deutlich unterscheiden kann. — In der Regel war der äußerste Sarg von Stein; es kam aber auch vor, daß die Leiche überhaupt nur in einem Steinsarge lag; dann liebte man es, auch diesem die Gestalt der Mumie zu geben.

Steinsärge wurden gemacht aus verschiedenartigem Granit, Porphyr, Basalt und Kalkstein. Sie wurden nicht minder reich verziert. Das Bild Seite 107 zeigt den Sarg des Königs Menkaura, des Erbauers der dritten Pyramide; sein Name ist bekannter unter den entstellten Formen Mencheres und Mycerinus.

Im Jahre 1837 drang zum ersten Male der englische Oberst Howard Vyse in die dritte Pyramide ein und fand daselbst diesen prachtvollen Sarg von bräunlichem Basalt. Er war der erste Europäer, welcher in Menkaura's Grabkammer kam; aber tausend Jahre vor ihm waren schon die Araber darin gewesen und hatten geraubt und zerstört, was sich irgend rauben und zerstören ließ. Als echter Engländer nahm Howard Vyse den herrlichen Sarg für das Britische Museum mit; leider ist aber dieses Prachtstück auf dem Wege nach England an der spanischen Küste untergegangen, und wir besitzen nichts mehr von ihm als die Abbildung. Ein Glück nur, daß es vorher genau abgezeichnet worden war.

Im Aegyptischen Museum zu Berlin finden sich prachtvolle Särge. Einer von dunklem Granit, der einem Hauptmanne der Bogenschützen gehörte, ist mit Tausenden von Hieroglyphen und Basreliefs bedeckt. Noch größer ist die Zahl der bildlichen Darstellungen auf einem andern, der aus zwei verschiedenen Steinarten besteht. Der eigentliche Sarg ist rothgrau, der Deckel schwarzgrau. Die Hieroglyphen sind eine bis neun Linien groß, je nach ihrer Gestalt, die Figuren der bildlichen Darstellungen $^3/_4$ bis 3 Zoll; gezählt aber hat sie noch niemand.

Das Britische Museum in London besitzt wohl das kostbarste Stück ägyptischen Alterthums, einen über 3 m langen prachtvollen Sarg aus durchsichtigem Alabaster, mit vielen Hunderten von Figuren geziert.



Façade des Tempels zu Edfu.

Die Riesenbauten Aegyptens.

Privatgebäude. — Kleinere Tempel. — Größere Tempel. — Säulensaal. — Allerheiligstes.

Ueber die Privatgebäude der alten Aegypter sind nur einzelne Nachrichten zu uns gekommen; und nur wenn wir diese mit den Abbildungen vergleichen, welche sich unter den unzähligen, bis auf unsere Zeit erhaltenen Wandgemälden befinden, erlangen wir ein deutlicheres Bild von den Häusern der ehemaligen Bewohner des Nilthales.

Sie waren in Backstein ausgeführt und daher nicht sehr dauerhaft. Die Backsteine, etwa einen Fuß ins Gevierte und drei bis vier Zoll dick, wurden aus Nilschlamm und gehacktem Stroh verfertigt, und jeder einzelne trug den (mit einem Stempel eingedrückten) Namen des regierenden Königs. Die Gestalt der Gebäude war dieselbe, welche wir später bei den Pylonen der Tempel finden werden; sie liefen nach oben schief zu und hatten ein flaches Dach, welches zuweilen theilweise mit einer leichten Schicht Erde bedeckt und mit Blumen bepflanzt wurde. Das Dach war nach Sonnenuntergang der Lieblingsaufenthalt der Aegypter; hier hatte man freie Luft und war doch den Stichen lästiger Insekten nicht ausgesetzt. Diese zogen in großen Schwärmen durch die Luft, erhoben sich aber nicht höher als 6, höchstens 10 m über den Boden.

Bei größeren Gelassen waren die einzelnen Gebäude um einen Hof gruppirt und hatten offene Galerien.

Die Fenster waren alle klein und, wenn irgend möglich, nur nach Norden gerichtet; durch Vorhänge wurden sie geschlossen. Auch hatte man Bretervorsätze, ähnlich unseren Läden. Die Dekoration der Zimmer richtete sich natürlich nach dem Stande und Vermögen des Bewohners; immer aber waren Wände und Decken bunt bemalt.

Die Hausthüren waren klein; die Häuser hoch — vier, ja fünf Stockwerke, denn die Zahl der Menschen, welche in dem engen Nilthale beisammen lebten, war groß. Die Straßen der Städte waren des Schattens halber eng. Die Häuser waren gelblich, bläulich oder gräulich angestrichen und zeigten über der Thür oft auf einem Schilde Namen und Gewerbe des Bewohners.

Weit mehr als von den Privatgebäuden wissen wir von den öffentlichen Gebäuden der alten Aegypter; denn da sie aus einem trefflichen, sehr dauerhaften Material erbaut waren, sind uns bis heute noch zahlreiche Ueberreste derselben erhalten, und wir haben dadurch ein klares Bild von ihnen.

Die kleinsten Tempel waren offene, mit einem flachen Dache gedeckte Hallen, wie eine solche auf dem Frontispice oben links zu sehen ist.

Größere Tempel bestanden aus einem Säulensaale und dem Allerheiligsten. Der Säulensaal ist an der Vorderseite offen und erhält von hier seine Beleuchtung; Fenster hat er nicht. Im Innern steht Säule an Säule, manchmal so nahe an einander, daß eine von der andern nur um ihre eigene Dicke entfernt ist. Die Abbildung auf S. 95 giebt eine deutliche Vorstellung eines solchen Tempels. Wir sehen hier die schief ansteigenden Wände, welche dem Ganzen etwas Festungsartiges geben — die durch niedere Mauern verbundenen Säulen der Frontseite — die bei solchen Tempeln gewöhnlich oben offene Eingangspforte — die Rundstäbe an den Kanten und unter dem Dache — das vorstehende, flache Dach — die geflügelte Sonnenscheibe über dem Eingange — die verschiedenen Säulen — die Wandgemälde ꝛc. Dergleichen Tempel aber gehörten immer noch zu den kleinen und bildeten bei den großen Tempelpalästen, wie sie im folgenden Abschnitte geschildert werden, nur einen Theil der ganzen Anlage.

In kleinen Säulensälen findet sich nur ein Dutzend Säulen, in großen sind es deren über hundert.

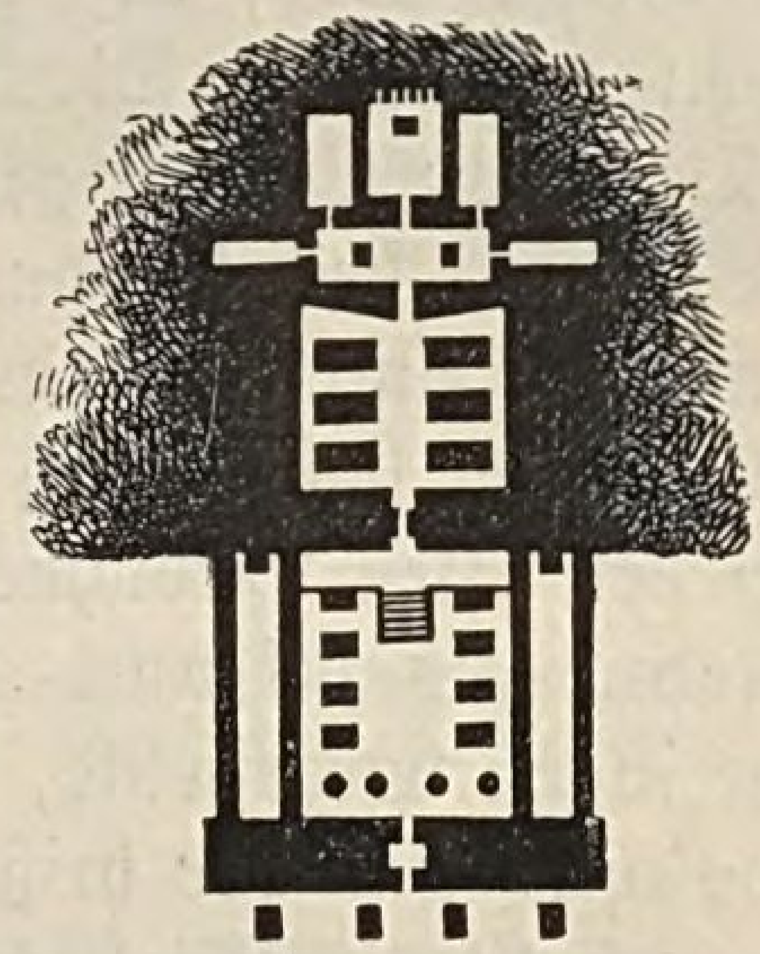
Der Name „Allerheiligstes“ kommt nicht in dem Aegyptischen vor, er ist von uns gewählt, weil wir keinen bessern wissen. Wir verstehen darunter den hinter dem Säulensaale liegenden und mit diesem durch eine Thür verbundenen Bau. Die Rückseite des Säulensaales ist die Vorderseite des Allerheiligsten. Dieses ist niedriger und schmäler als jener (was Alles auf der Abbildung S. 93 deutlich zu erkennen ist) und in verschiedene Gemächer eingetheilt, die als Priesterwohnungen und zur Aufbewahrung der gottesdienstlichen Geräthschaften benutzt werden. Die Wände haben kleine Fenster nach außen. In der Mittellinie des Gebäudes, aber ganz hinten, befindet sich ein Gemach, in welchem die Bildsäule des Gottes aufgestellt ist.

Auch finden sich Tempel, welche zum Theil frei stehen und zum Theil in einen Felsen gemeißelt sind. Es kommt z. B. vor, daß sich der Säulensaal mit seiner Rückseite an den glatt behauenen Felsen lehnt, daß dieser selbst die

Mauer bildet und die Gemächer des Allerheiligsten aus dem Stein herausgebrochen sind. Der Besucher des Tempels staunt, daß er innen so weit, vielleicht 60 m weit, gehen kann, da das Gebäude von außen viel kleiner, etwa nur 30 m lang, aussieht, und nur an dem Mangel der Fenster bei den Seitengemächern (die mittleren haben überhaupt keine und sind immer dunkel) kann er entdecken, daß er unbemerkt unter die Erde, d. h. in den Felsen, gekommen ist.

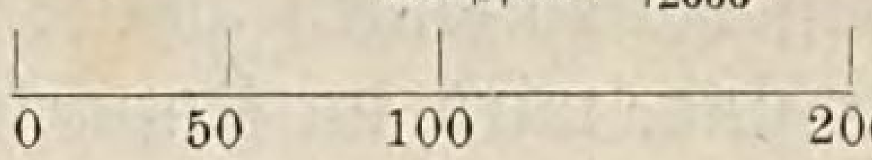
Ein sehr schönes Beispiel eines solchen Tempels findet sich in dem Wadi (Thal) Dschirscheh, 23$^1/_3$ Grad nördl. Breite auf dem linken Ufer des Nils. Das Thal ist sehr sparsam bewohnt, und man muß sich, um zu den Tempelruinen zu gelangen, durch die Schutthügel einer zertrümmerten Stadt arbeiten.

Dscharfe Hüssein nennen die Anwohner diesen merkwürdigen Tempel, welcher wohl aus den allerältesten Zeiten stammt; die Arbeit an demselben ist noch roh, der Baumeister imponirt nur durch das Kolossale der Massen. Vier riesige Statuen thronen vor dem Eingange. Tritt man zwischen den Pylonen hindurch in den Hof, so hat man zu beiden Seiten eine Halle, und vor diesen Hallen je vier quadratische Pfeiler, an deren jeden sich eine 5 m hohe Statue lehnt. Diese acht stehenden Bildsäulen halten in der einen Hand die Peitsche, lassen die andere leicht herunterhängen und sind aus Sandstein gemeißelt. Sie tragen den künstlichen Bart und zeigen in ihren Gewändern noch Ueberreste von bunten Farben und von Vergoldung. Ihr Anblick muß ein prachtvoller gewesen sein. An der Rückseite der Pylonen stehen vier dicke, runde Säulen, die wohl ehemals ein Dach getragen haben, und ihnen gegenüber führt eine Treppe zu einer Terrasse, von welcher aus man in den Säulensaal und zugleich in den Felsen tritt.



Dschirscheh.

Maßstab $^1/_{2000}$.



Sechs kolossale viereckige Pfeiler stützen die Decke; an der Vorderseite eines jeden derselben steht eine 7 m hohe Bildsäule, ziemlich roh und plump ausgearbeitet. Pfeiler und Statuen sind von dem Felsen übrig gelassen, an Boden und Decke fest gewachsen. Hinter diesem ersten Saale folgt ein zweiter, kleinerer, dessen Decke von zwei Pfeilerstatuen getragen wird. Rechts und links führen enge Gänge in schmale Zimmer; an der Rückwand sind die Eingänge zu drei weiteren Gemächern. Im mittelsten, dem Allerheiligsten, sitzen an der hinteren Wand, ebenfalls aus dem Felsen gemeißelt, vier riesenhafte Götterfiguren, mit Rücken und Füßen noch mit dem Gestein zusammenhängend. Vor ihnen steht ein Altar.

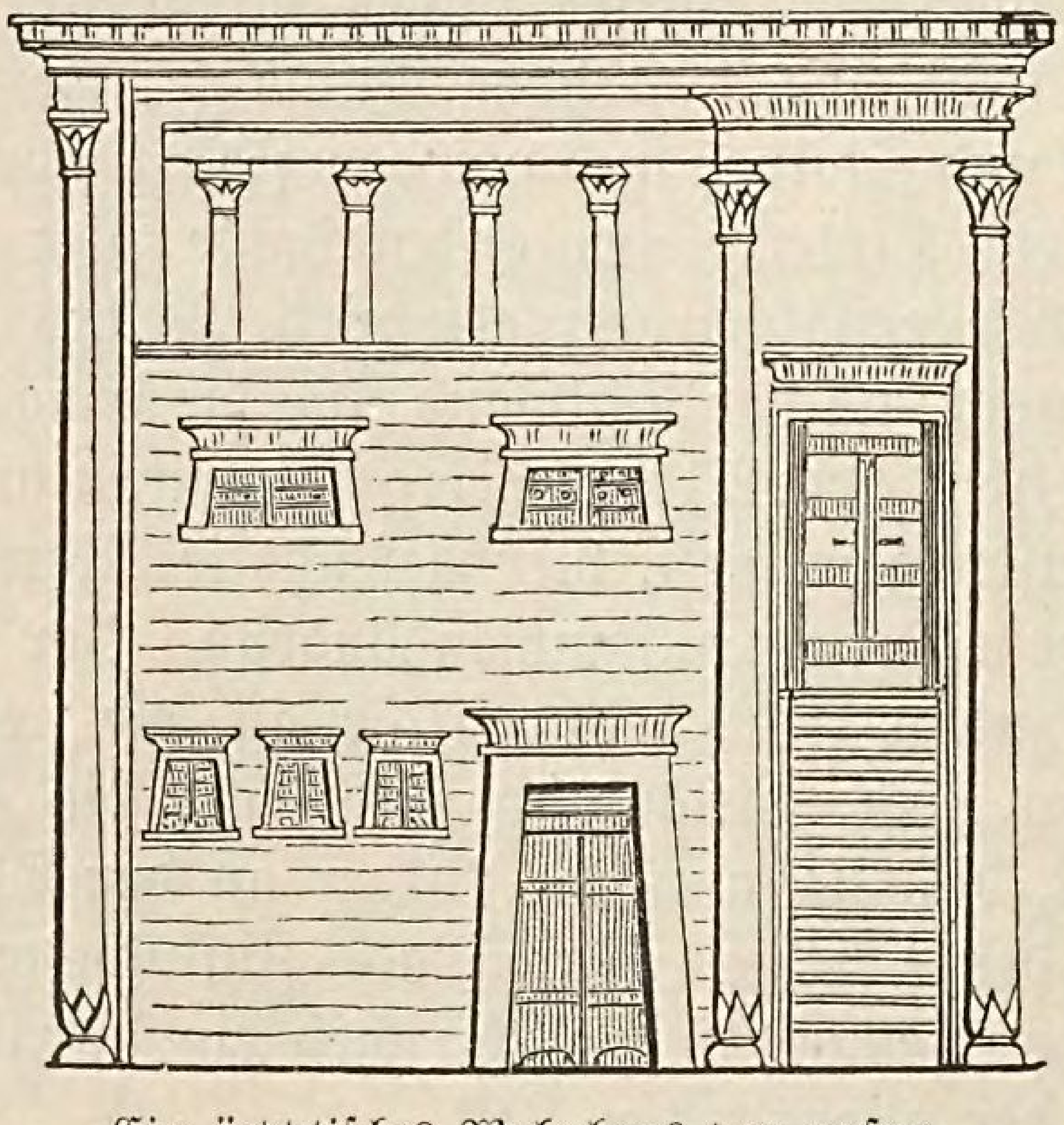
Wenn auch heutzutage Alles sehr zerstört ist, die freien, offenen Anlagen nur dem Eingeweihten noch verständlich sind, und die Felskammern so von Fackelrauch geschwärzt, daß sie kaum die Bilder an den Wänden noch erkennen lassen (sie dienen ja den dortigen Hirten als Zufluchtsort für sich und ihre Herden), so ist doch der Tempel von Dschirscheh ein herrliches Denkmal ägyptischer Baukunst aus der allerältesten Zeit.

Die größte Aehnlichkeit mit den Tempeln hatten die Paläste und Schlösser der Könige, nur hatten hier die Hauptgebäude drei, vier, auch fünf Stockwerke, und vor ihnen erhoben sich hohe, balkonartige Terrassen, auf welchen man unter einer Säulenhalle die frische Luft genießen konnte. Im übrigen fanden sich schattige Höfe, schön bepflanzte Gärten, weite Säle und überaus kühle unterirdische Gemächer. Alle Mauern waren sehr dick, um das Eindringen der Hitze zu erschweren.

Nach dieser Einleitung kann es nun nicht mehr schwer sein, die Riesenbauten Aegyptens zu verstehen, Bauten, welche von einer solchen Größe sind, daß selbst die Reisenden unseres Jahrhunderts, das doch des Unglaublichen so viel geleistet, staunend vor Bewunderung vor ihnen stehen.

Diese Bauten finden sich theils über, theils unter der Erde; sie sind bestimmt theils für die Lebenden, theils für die Todten. Beginnen wir mit jenen!

Zuvor aber noch die Erklärung nachfolgender Darstellung eines altägyptischen Wohnhauses. Die große Hausthür gewährt den Eintritt in die Gemächer ebener Erde; eine Freitreppe rechts führt nach dem Eingange zu den Zimmern des oberen Stockwerkes; ganz oben befindet sich eine offene Halle, deren Dach von Säulen getragen wird. Bei Thüren und Fenstern kehrt stets dieselbe Gestalt des Antiparallelogramms, der regelmäßigen Verjüngung nach oben, wieder; eine Hohlkehle bildet gewissermaßen oder trägt das Dach. Die nämliche Form haben auch oft Tische, Stühle, Kasten und dergleichen, so daß wir bei den alten Bewohnern des Nilthales eine viel harmonischere Ausstattung finden als bei uns. An den Fenstern sind nicht Scheiben zu sehen, sondern innen vorgestellte, bunt bemalte Holzläden, um das Eindringen des Sonnenlichtes und der heißen Luft abzuhalten. Die Hausthür ist nicht, wie hier dargestellt, in Wirklichkeit halb so hoch als das Haus; sie steht im Verhältnisse einer kleinen Thür zu einem zweistöckigen Gebäude. Wie es aber kommt, daß die einzelnen Theile nicht im richtigen Verhältnisse zum Ganzen dargestellt sind, wird im Kapitel über die ägyptische Malerei erläutert.



Ein ägyptisches Wohnhaus von außen.



Säulenhalle des Osiri=Tempels von Pilak.

1. Die Tempelpaläste.

Eingang. — Pylonen. — Säulenhof. — Fabelhafte Größe der Tempel. — Zimmerdicke Säulen. — Unberechenbare Arbeit. — Die Tempel als Festungen. — Die Verjüngung nach hinten.

Wir stehen vor einer hohen Sandsteinmauer. Sie schließt ein längliches Viereck ein, 120 m breit, 240 m lang, und umfaßt somit einen Raum von nahezu 30000 qm. Die Mauer ist 6 m dick, mit Zinnen gekrönt und von innen durch Treppen zu ersteigen. Wir stehen vor einer kleinen Festung — siehe Seite 93.

Treten wir ein durch das Thor, welches in der Mitte einer der kurzen Seiten angebracht und dem heiligen Nile zugekehrt ist! Herrliche Baumpflanzungen sehen wir rechts und links. Auch ein Weiher fehlt nicht, der durch einen aus dem Flusse hergeleiteten Kanal gespeist wird. Geradeaus aber führt ein gepflasterter, 40 m langer Weg durch eine Allee von Widdersphinxen zu der Tempelpforte. Vor dieser stehen Kolossalstatuen von schwarzgrünem Granit, und wieder vor diesen zwei hellrothe Obelisken, wie Spiegel glänzend und über und über mit Hieroglyphen bedeckt.

Rechts und links von der Eingangspforte erheben sich die Pylonen, das sind längliche, nach oben schief zulaufende, thurmartige Gebäude mit flachem Dache. Sie sind in der Regel höher als breit; — nur selten sind sie, wie in der Abbildung Seite 96, breiter als hoch. Vor jedem erheben sich vier bewimpelte Masten, hohe, glatt gehobelte und bunt angestrichene Palmstämme, mit eisernen Klammern an die Mauer befestigt, oben mit langen, bunten Wimpeln geschmückt.

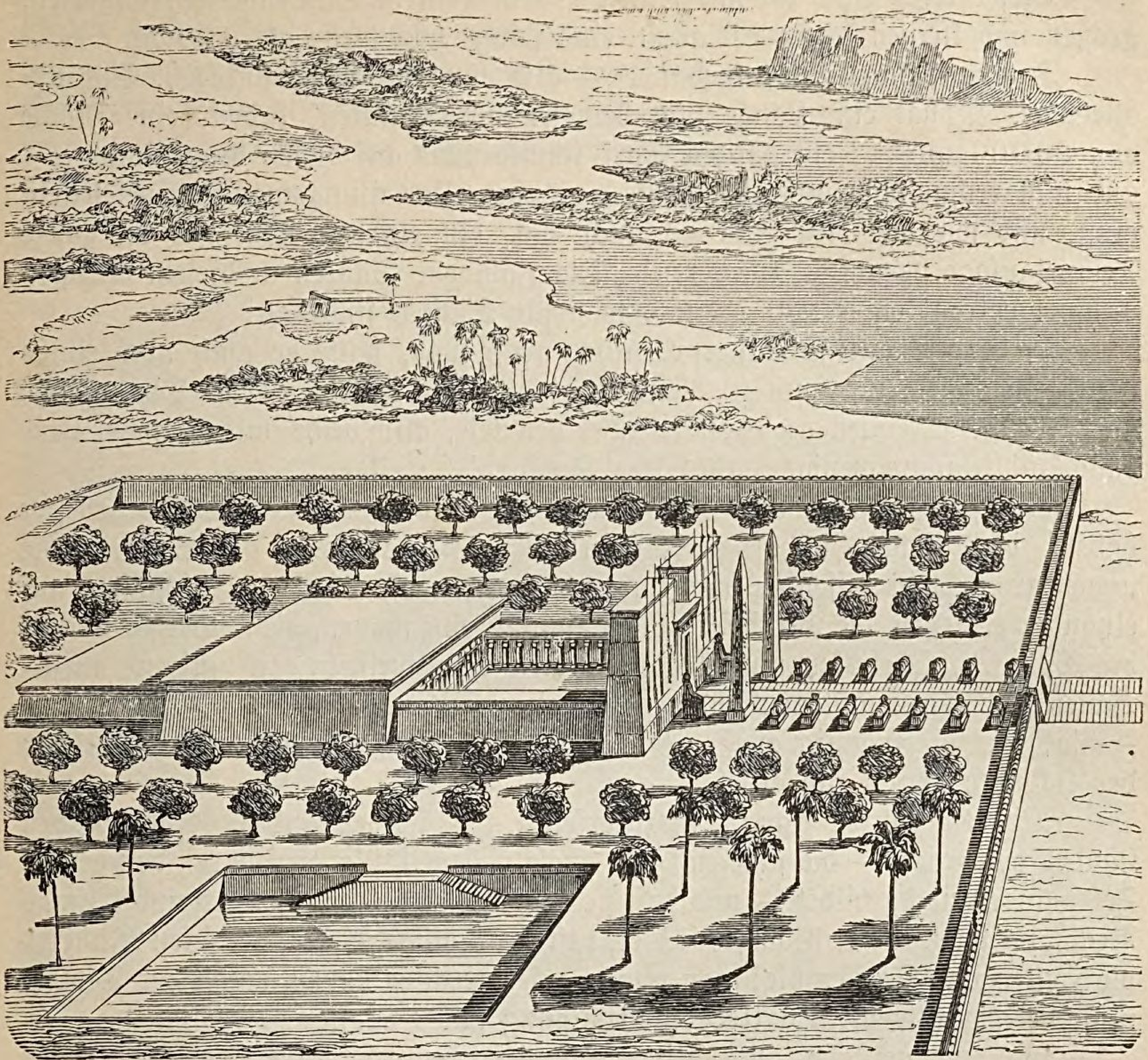
Bei dem großen Tempel in Edfu, dem ehemaligen Atbo, ist jeder Pylon 28 m breit, 10 m tief und 31 m hoch. Das Thor bildet einen 10 m langen und 5 m breiten Durchgang; die ganze Front beträgt also 61 m. Von diesem Durchgange aus führen Thüren in die Pylonen; auf schmalen Treppen gelangt man in verschiedene Zimmer und endlich auf das platte Dach. Die Zahl der Gemächer ist gering; sie sind sämtlich klein und durch enge, unregelmäßig stehende Fenster erhellt. Auf dem Bilde Seite 96 sieht man oben einige dieser kleinen Fenster; andere finden sich neben und nach hinten. Die Pylonen sind aber der Hauptmasse nach massiv. Ein 10 m tiefer Pylon hat vorn und hinten eine 3 m dicke Mauer, so daß in der Mitte nur noch 4 m für das Treppenhaus übrig bleiben; die Zimmerchen sind in der Regel rechts und links von dem Treppenhause in die Mauer gelegt. Das flache Dach dient zu astronomischen Beobachtungen. Alle Kanten sind mit Rundstäben geziert, alle Wände mit bildlichen Darstellungen geschmückt.

An die Rückseite der Pylonen schließt sich ein Säulenhof, das heißt ein Hof, welcher mit Säulenhallen umgeben ist. Er ist 42 m lang und 37 m breit; die Mauer ist 2 m dick; 32 Säulen bilden ringsum die Halle. An seiner hintern Seite führt eine Treppe in den Säulensaal und von diesem geht es in das Allerheiligste. — Nachdem wir so die Haupteinrichtung eines ägyptischen Tempelpalastes kennen gelernt, sehen wir, in welcher majestätischen Größe solche Bauten ausgeführt wurden.

Unter den Trümmern des alten Theben finden sich bei dem heutigen Dorfe Karnak die Reste eines Tempels des großen Amun. Er ist auf einer Backsteinterrasse aufgeführt. Die Sphinxallee ist über eine halbe Stunde lang und zählt mehr denn 600 — sage: sechshundert! — kolossale Sphinxe. Die Front der beiden Pylonen beträgt 96 m, ihre Höhe ist 51 m. Das große Eingangsthor ist 18 m hoch, das heißt: haushoch! Der Hof ist 6800 qm groß, 91 m breit, 74 m lang; rechts und links stehen je 18 Säulen, jede 12 m hoch. In der Mitte aber steht noch eine kleine Allee von zweimal sechs Säulen, jede 20 m hoch und jede aus einem einzigen Steine gehauen. Sechs oder sieben erwachsene Männer müssen sich die Hände reichen, um eine solche Riesensäule zu umspannen.

Eine solche Angabe ist schnell gelesen; aber man vergegenwärtige sich nur, was sie sagt. Allein die Wände rechts und links im Säulenhofe bieten eine Fläche von mehr als 2000 qm. Dazu kommt noch eine ähnliche Ausdehnung auf die Wände der Pylonen! Und ferner die Flächen der Säulen!

Aber wir sind erst am Anfang des Tempels! An den Säulenhof schließen sich abermals zwei Pylonen und zwischen diesen hindurch gelangt man erst in den Säulensaal. Dieser ist 91 m breit und 47 m tief. Das Dach wird getragen von 134 Säulen. Rechts und links von dem mittlern Durchgange stehen je 61 Säulen — $11\frac{1}{2}$ m hoch, 8 m im Umfange. In der Mitte aber bilden 12 Säulen eine hohe Allee, so daß das Dach dadurch treppenförmig wird, das heißt: es führt über die Mitte des Daches eine etwa 17 m breite und $8\frac{1}{2}$ m höhere Terrasse. Das Licht für den Saal fällt durch Oeffnungen ein, welche in den senkrechten Wänden dieser Terrasse angebracht sind.



Ansicht einer größeren Tempelanlage.

Die 12 hohen Säulen sind $3^1/_2$ m dick, füllen also bei uns ein mäßiges Zimmer aus, haben 11 m im Umfange und 20 m in der Höhe. Das Kapitäl einer solchen Säule aber hat über 6 m im Durchmesser, 20 m im Umfange und bietet eine Fläche von mehr als 30 qm! Wie viele Menschen könnten sich nur auf dem Kapitäl einer einzigen solchen Säule aufstellen! Nun bedenke man, welche Mühe es machen mußte, die Gerüste um die Säulen aufzuschlagen, damit der Maler seine Bilder auf den Stein bringen konnte! Und er hatte über 20 000 qm an Säulen, Wänden und der Decke zu malen! Könnte der Mann täglich 1 qm fertig bringen — entwerfen, zeichnen, ausmalen — so wären es doch immer noch 20 000 Tagwerke, und wenn 50 Maler beschäftigt wären, so hätten sie über zwei Jahre zu thun, um nur den einzigen Saal zu dekoriren!

Hinter diesem Saale erheben sich wieder zwei Pylonen — dann folgt ein schmaler Hof — dann das vierte Paar Pylonen — nun kommen zwei Säulenhallen — endlich betritt man das Allerheiligste.

Dieser letzte Bau hat mit seinen Höfen, Hallen, Säulenhallen, Galerien, großen und kleinen Zimmern allein eine Länge von mehr als 120 m.

Das eigentliche Tempelgebäude — also ohne die Gartenanlagen, Sphinx-alleen rc. — hat eine Länge von beinahe fünf Minuten, bedeckt eine Fläche von 30000 qm — ein ganzes Dorf könnte man auf diesen Platz bauen — und nun rechne man aus, wie groß die äußere Umfassungsmauer gewesen sein muß, und wie viel Zeit man gebraucht hat, ein einziges Mal um die ganze Tempelanlage herum zu spazieren! Die Zahl der Säulen in diesem einzigen Tempel beträgt etwa 400 — und was für Säulen sind das!

Da der Palast so außerordentlich groß war, hatte er auch noch einige Seiteneingänge, und auch zu diesen führten Sphinxalleen. Eine Sphinxallee aber, welche zu einem andern Tempel geleitete, also beide mit einander verband, zählte nicht weniger als 1600 Sphinxe!

Wie viel Tausende von Menschen mögen an diesem Riesenwerke gearbeitet haben! Und welche Reihe von Jahren mögen sie beschäftigt gewesen sein, die ungeheuren Steinmassen zu brechen, zu behauen, nach Theben zu schaffen, auf einander zu setzen, die unzähligen Reliefffiguren einzuhauen, die Bilder zu malen, die Sphinxe, Obelisken und Kolossalstatuen auszumeißeln, zu poliren, aufzurichten, die Gartenanlagen und die Umfassungsmauern zu Stande zu bringen — ja, nur die mächtig große, 6 m hohe Terrasse zu errichten, auf welcher der kolossale Palast sich erhebt! —

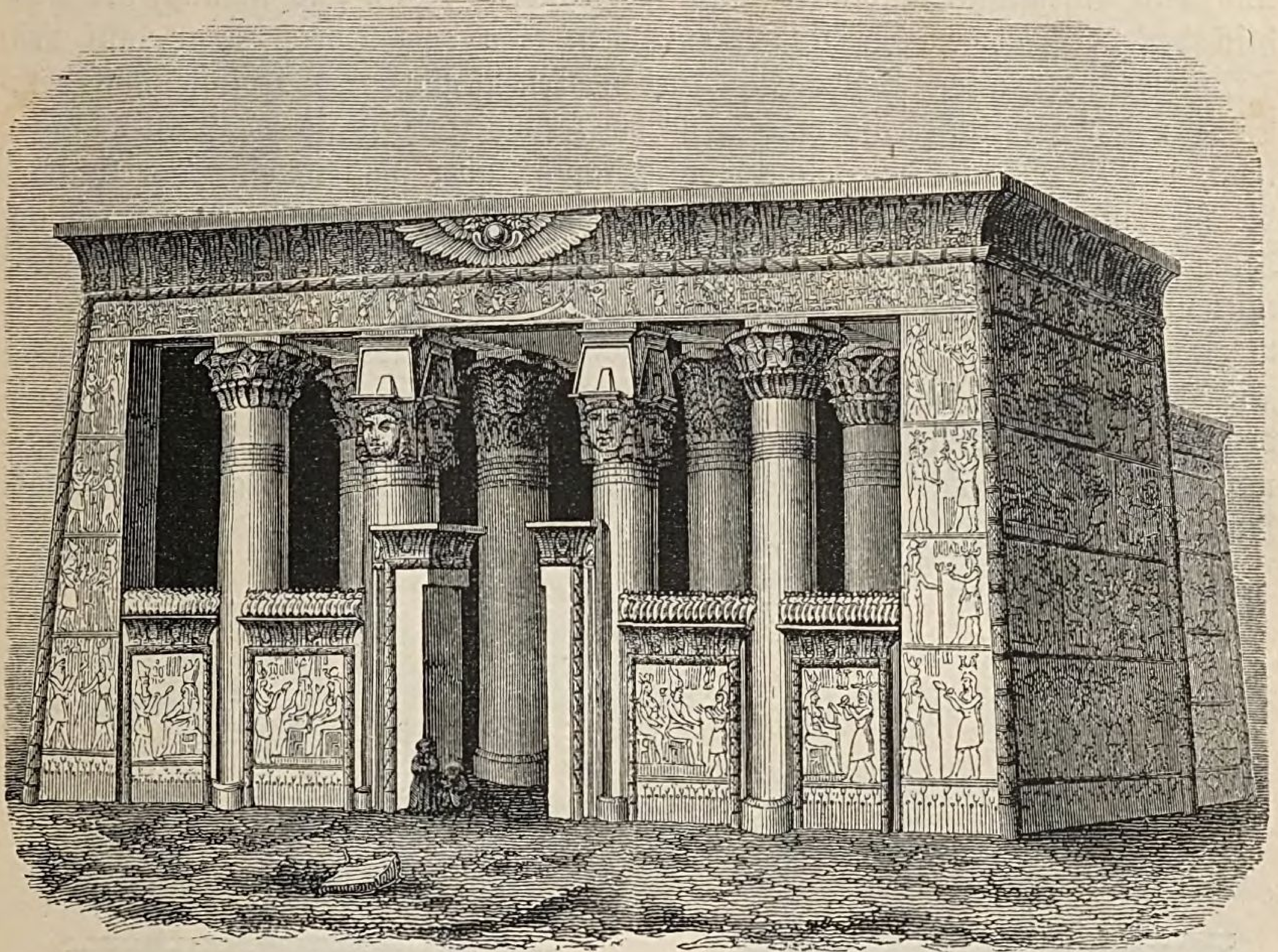
Aus der ganzen Bauart ist zu ersehen, daß sie der Natur des ägyptischen Landes entsprach — die schiefen, gelb angestrichenen Mauern waren den gelben Felswänden nachgebildet — und daß sie dem Bedürfnis des Bodens und Klimas Rechnung trug. Man bedurfte kühler, luftiger Räume, daher die dicken Mauern, die Hallen und Säulensäle; man mußte auf Terrassen bauen, damit der Tempel nicht bei der allgemeinen Ueberschwemmung unter Wasser gesetzt wurde.

Wir erkennen aber auch weiter, daß diese Tempel zum Schutze des Landes dienen sollten. Es waren gewissermaßen Burgen und kleine Festungen, in welchen sich eine Besatzung noch lange mit Erfolg halten konnte, selbst wenn die übrige Stadt schon von dem Feinde besetzt war. — Auf eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der großen ägyptischen Tempel muß noch aufmerksam gemacht werden, nämlich: sie laufen in allen Dimensionen von vorn nach hinten zusammen.

Der zweite Pylon (wo ein solcher ist) ist niedriger und schmäler als der erste — der Säulensaal niedriger und schmäler als der Pylon — das Allerheiligste niedriger und schmäler als der Säulensaal.

In gleicher Weise, wie das Dach von oben gegen den Boden herabrückt (d. h. jedes hintere Gebäude niedriger als das vordere ist), steigt auch der Boden in die Höhe. Treppen führen von dem Eingange in den Hof, von dem Hofe in den Saal, von dem Saale in das Allerheiligste und noch einmal besonders in das Gemach, welches die Statue des Gottes birgt. Wenn man von diesem letztern nach dem Eingange geht, dehnen sich gewissermaßen die Räume fortwährend aus nach oben, unten, rechts und links, man fühlt, daß man mehr nach außen kommt.

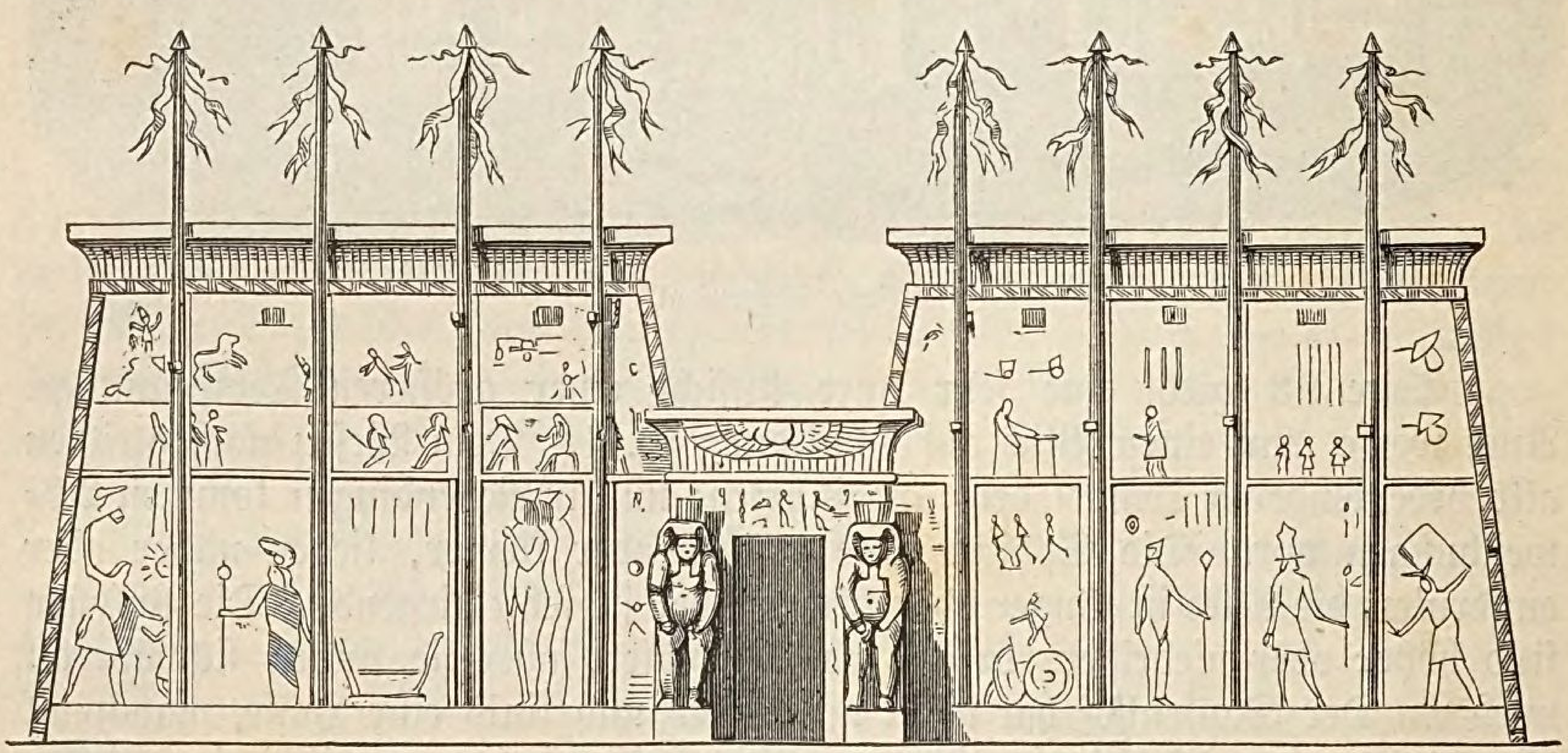
Treten wir nun noch einmal an den Anfang der Sphinxallee und überblicken dieses Riesengebäude, oder steigen wir hinauf auf den ersten Pylon und sehen von da herab auf diesen Tempel und auf alle die anderen der altehrwürdigen Hauptstadt — wir werden staunen, in stummes Anschauen lange versunken sein, denn was sich hier vor unseren Blicken entfaltet, sehen wir nirgends wieder!



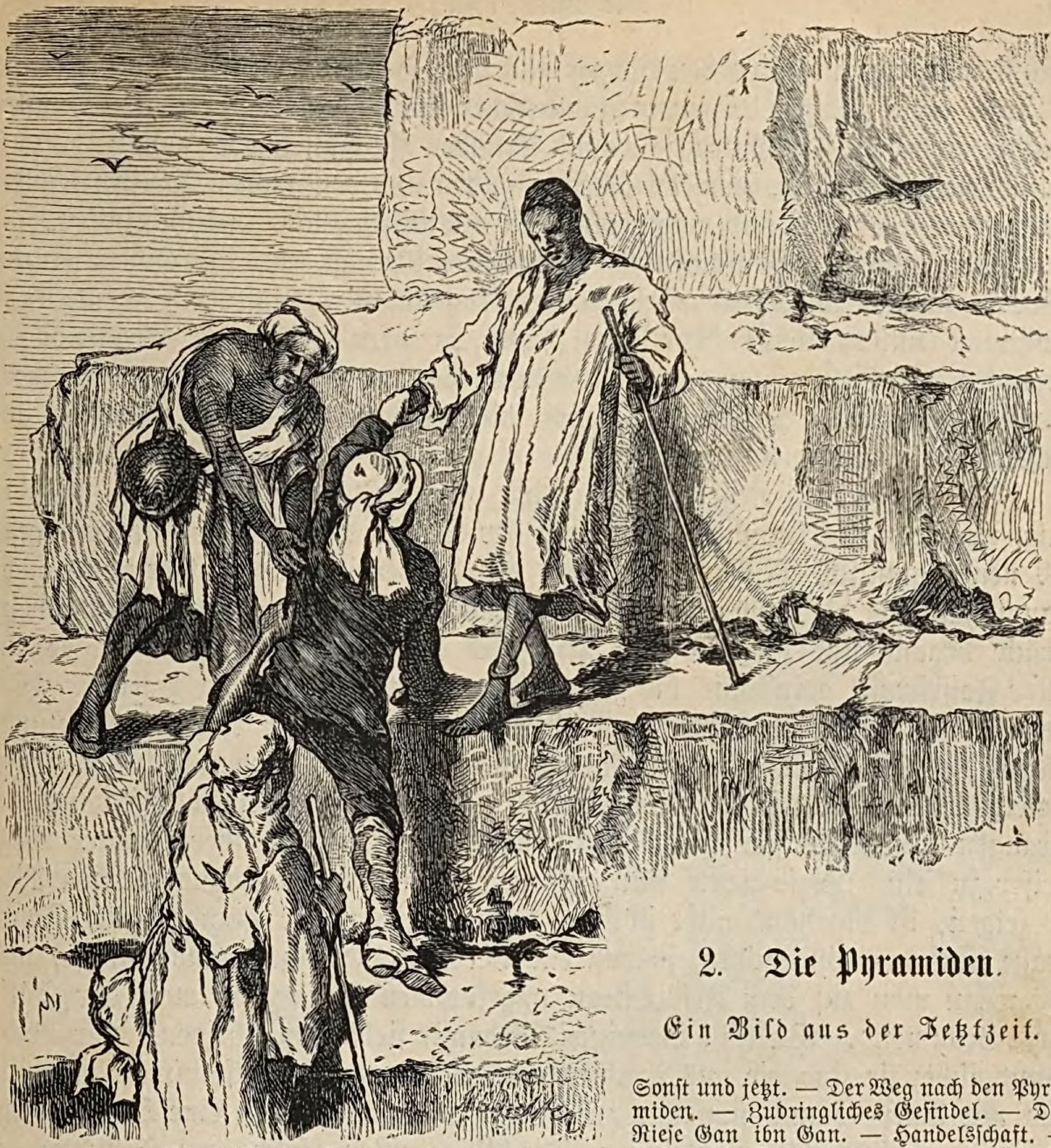
Kleiner Säulensaal.

Seite 93 giebt eine sehr klare Ansicht einer größeren Tempelanlage. Auch werfe man einen Blick auf Abbildung S. 1. Dem Wesen nach gleichen alle bedeutenderen Tempel dem angeführten; nur in Nebendingen kommen Abweichungen vor. Die Sphinxe sind größer oder kleiner, liegen näher oder entfernter, die Allee ist länger oder kürzer, aber sie fehlt nirgends. Die Pylonen sind höher oder niedriger, breiter oder schmäler, aber sie finden sich überall wieder. Der Säulenhof hat meist nur rechts und links eine Halle, manchmal aber auch an der Rückseite der Pylonen; die Hallen haben zuweilen eine Reihe, zuweilen zwei Reihen von Säulen, aber der Säulenhof selbst fehlt nicht. So kehren alle einzelnen Theile überall wieder, nur in verschiedenen Verhältnissen. Auch der Weiher war unentbehrlich für jeden Tempel, in welchem Priester wohnten, weil diesen durch das Gesetz geboten war, zweimal an jedem Tage und zweimal in jeder Nacht zu baden. Kleinere Tempel ohne Priesterwohnungen bedurften natürlich auch des Weihers nicht.

Es ist sehr zu bedauern, daß Zeit und Menschenhände sich so unbarmherzig auch an diesen ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit vergriffen haben. Was sich hier und in den Grabdenkmälern vorfand und sich nicht niet- und nagelfest erwies, ward von Alterthumsfreunden weggeschleppt und in die europäischen Museen gebracht; sogar große Statuen brach man los und schaffte sie übers Meer. In wunderbarer Weise wirkt die Verschüttung durch den Wüstensand; was er begraben hat, das liegt in seinem Schoße wohl geborgen, und kein Antiquitätensammler kann es rauben; allein uns ist auch der Anblick der vergrabenen Herrlichkeit entzogen. In dem Dorfe Luxor, auf den Trümmern der alten Hauptstadt Theben, sehen noch zwei Kolosse aus dem Boden; von der Achsel bis zur Spitze der Krone sind sie noch doppelt mannshoch; das Uebrige ist im Sande wohl geschützt, aber was ist eine Herrlichkeit, die niemand mit seinen Sinnen wahrnimmt? Von den prächtigen Säulen an dem kleinen Tempel bei Dendera sehen gerade noch die Kapitäle und die unmittelbar unter ihnen liegenden Bänder aus dem Sande. Und doch ist die Versandung nicht die größte Gefahr, welche den Denkmälern aus der Pharaonenzeit droht; der Nil selbst spült fortwährend unerbittlich ein Stück Boden nach dem andern ab, erreicht die Denkmäler, unterwühlt sie — sie stürzen in das nasse Grab, und (wie Professor Dümichen es poetisch schön ausdrückt) das Rauschen der Wellen ist der ihnen dargebrachte Todtengesang.



Thoreingang. — Pylonen (Seite 91).



Die Hülfe der Beduinen.

2. Die Pyramiden.

Ein Bild aus der Jetztzeit.

Sonst und jetzt. — Der Weg nach den Pyramiden. — Zudringliches Gesindel. — Der Riese Gan ibn Gan. — Handelsschaft. — Endlich die Pyramiden. — Ihre erdrückende Masse. — Ihr Bau. — Backschisch. — Das Innere der Pyramiden. — El Mamums Helden. — Der Schrecken in der Todtenkammer. — Ein Brunnen ohne Grund. — Aussicht von oben. — König Surid. — Lauths Forschungen. — Die allerälteste Pyramide.

Wie ist Alles anders geworden hier am Strande des heiligen Nils! Welche Wandlung hat Aegypten erfahren, seit ein reformeifriger Gebieter an seiner Spitze steht, seit Eisenschienen das Land durchziehen und des Dampfwagens schrille Pfeife durch die Lüfte tönt! Wer in früheren Zeiten die Pyramiden besuchen wollte, ritt auf einem Esel nach Altkairo, ließ sich da nach dem Dorfe Dschiseh übersetzen, allwo ihn der Fellachen große Schar umringte und mit Schreien und Zudringlichkeiten aller Art nach dem Ziele seines Ausfluges geleitete. Heute ist Alles anders. Wie bei uns Romantik und Abenteuer verschwinden und dem behaglichen Genusse weichen müssen, an die Stelle der Anstrengung müheloses Genießen tritt — man ersteigt nicht mehr im Schweiße seines Angesichts den Rigi, sondern fährt im Eisenbahncoupé hinauf — so

nimmt man jetzt in Kairo den Wagen aus dem Hotel oder miethet für 20 bis 25 Frcs. einen solchen bei einem Lohnkutscher und fährt in anderthalb Stunden hinüber nach dem Felsplateau; in fünf Stunden ist man wieder zurück, es war ein Vormittagsausflug, man hat die Pyramiden und den großen Sphinx gesehen und speist wieder froh und wohlgemuth an der Mittagstafel des Gasthofes.

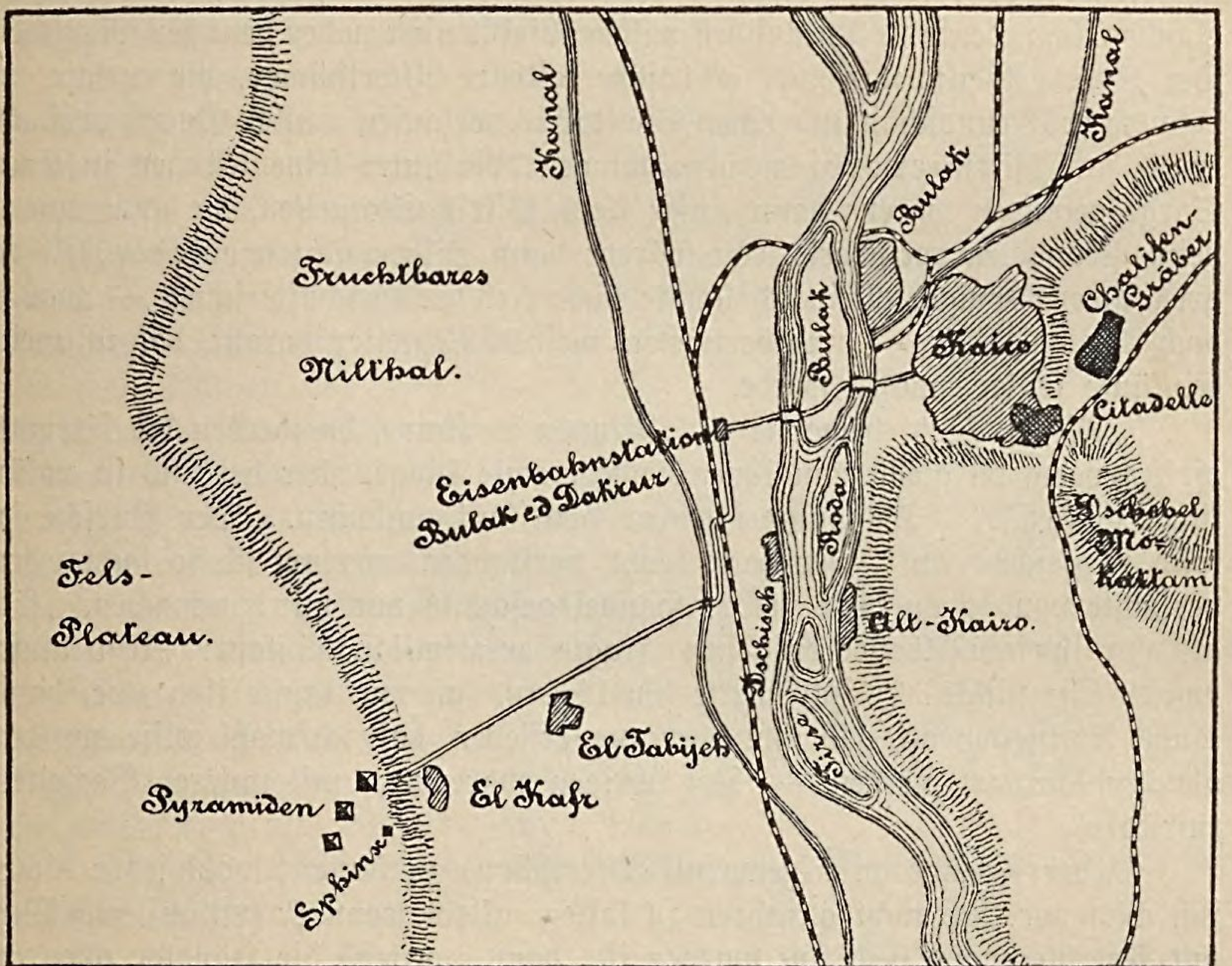
Wer einiges wissenschaftliche Interesse mitbringt und sich etwas gründlicher umschauen will, muß einen ganzen Tag auf den Ausflug verwenden; so machte es unsere kleine Gesellschaft, und da man nach alter Tradition in Aegypten auf Eseln reitet, wollte uns auch die Kutsche nicht zusagen; ein jeder miethete sich seinen Buriko (Esel) und wir trabten in der Morgenfrühe gen Westen den Pyramiden zu.

Bei der großen Kaserne führt eine prachtvolle eiserne Brücke, 390 m lang, nach der Insel Bulak. Links von der Straße entsteht hier auf der Insel das neue ägyptische Museum, weil das alte drüben in der Vorstadt nicht mehr Raum hat, alle die Schätze aus der Pharaonenzeit aufzunehmen. Eine zweite Brücke brachte uns an das linke Ufer des Stromes, und nun ging es auf guter Fahrstraße geradeaus bis zur Eisenbahnstation Bulak ed Dakrur. Hier wandten wir uns nach Süden und überschritten etwa nach einer Viertelstunde Weges die Eisenbahn. Einige Bauern, welche uns von ferne erblickten, zogen sogleich ihre blauen Kittel aus, rollten sie zusammen, nahmen sie auf den Kopf, sprangen in das Wasser und kamen durch den Kanal herüber, unsere Wegweiser zu sein. Diese Leute sind eine sehr unangenehme Zugabe; einen Weg zu zeigen, ist durchaus nicht nöthig, denn es führt eine gerade, gute Fahrstraße nach den Pyramiden, so daß ein Verirren geradezu unmöglich ist, und erst wenn man auf dem Felsplateau angekommen ist, bedarf man der Hülfe der „Beduinen". Wirkliche Beduinen (Bedawi) sieht man übrigens hier überhaupt nicht; sie sind die aus Arabien eingewanderten Hirtenstämme der Wüste und mit ihnen kommt man nur zusammen, wenn man etwa eine Oase besucht oder einen Wüstenritt unternimmt. Die Plagegeister, welche den Fremden auf dem Wege nach den Pyramiden überfallen, sind Bauern der nächsten Ortschaften (Fellah, Mehrzahl: Fellahin, wir nennen sie gewöhnlich Fellachen), arme, unterwürfige Geschöpfe, welche nicht das Geringste gemein haben mit dem freiheitsliebenden, stolzen Sohne der Wüste. Ihnen ist jeder Fremde Objekt des Anbettelns und Ausbeutens. Ihre Zudringlichkeit ist so groß, wie die der Wegweiser am Rhein und in der Schweiz, die durch nichts los zu werden sind, wenn man ihnen auch zehnmal sagt, daß man ihrer nicht bedarf. Da gilt es, seinen Gleichmuth behalten, sich nicht ärgern und (wenn man kann) über alle die Zudringlichkeiten zu lachen.

Die Straße ist durchaus eben und bequem. Früher, als man noch den Weg über Dschiseh nahm und ohne gebahnte Straße hinüber ritt nach den Felsbergen, war das anders. Unzählige Steintrümmer und der Wüstensand bildeten Berg und Thal; es war ein beschwerlicher Marsch hinüber nach den Felswänden. Wohl Dem, der auf einem Esel saß! Zu Fuße möchte ich ihn nicht machen! Am besten läßt sich dieser Boden mit dem stürmischen Meer vergleichen; ungeheure Wellen — gelblich, röthlichbraun, aus Sand und

Steinen gebildet, bei ruhiger Luft unbewegt, das ist der Boden, auf welchem man sich, bei jedem Schritte einbrechend, fortbewegen mußte.

Dschiseh ist von Fremden jetzt wenig besucht. Zu Zeiten des berühmten Geographen Leo Africanus († 1526) hatten die Mameluckenfürsten ihre prachtvollen Sommerpaläste hier; davon ist nichts mehr zu sehen; auch der Handel, der in früheren Jahrhunderten bedeutend gewesen sein soll, ist nicht mehr nennenswerth; und seit nun gar die Eisenbahnstation hier aufgehoben und nach Bulak ed Dakrur verlegt ist, hat der Ort noch mehr verloren. Aber auf dem Wege nach den Pyramiden machen sich die Bewohner von Dschiseh, El Tabijeh und El Kafr den Rang streitig. Sich ihrer ganz zu erwehren, ist kaum möglich, und wenn man die Pyramiden ersteigen will, braucht man sie auch in der That.



Der Weg nach den Pyramiden.

Allein ihrer zwei sind vollkommen ausreichend. Noch immer kamen Andere heran und wollten uns begleiten; der Eine bot Wasser zum Trinken, der Andere hatte eine Flinte — „wenn man im Innern der Pyramide schießt, das lautet gar schön“ — ein Dritter hatte ein Perspektiv, durch das wir von oben sehen sollten ꝛc. Doch wir waren mit Allem schon zur Genüge versehen und wollten niemand mehr. Als die Zahl unserer Begleiter bereits auf sieben angewachsen war, sagte ich ihnen: „Euch, ihr Leute, nehmen wir Alle mit, und wenn wir mit euch zufrieden sind, bekommt ihr auch ein gutes Backschisch; aber nun sorgt auch dafür, daß sich uns weiter niemand aufdrängt, der noch mit euch theilen will.“ Das half. Die Bursche standen jetzt in unserem Dienste, und wer noch

herankam und zudringlich war, den fertigten sie kurz ab: Wir hätten bereits unsere Dienerschaft und nähmen keine weitere Hülfe an. Und das wurde so ernst, mit einer so bedrohlichen Miene gesagt, daß wir kein Wort mehr zu verlieren brauchten.

Aber, wie gesagt, es ist schwer, sich diese Leute vom Halse zu halten. Nach ihrer Ansicht ist es Rathschluß Allahs, daß sie die fremden Kaufleute (denn wir Europäer gelten alle für Kaufleute) nach den Pyramiden führen; sie haben ein Anrecht auf diese Dienstleistung, und wer dies nicht anerkennen will, frevelt und empört sich gegen die göttliche Weltordnung.

Zwei von unseren Leuten sprachen erträglich englisch. Der Eine erzählte mir, die Pyramiden habe der Riesenkönig Gan ibn Gan, der aber lange, lange vor Adam lebte, erbauen lassen — wundern darf man sich über diesen Volksglauben nicht, denn die Pyramiden passen absolut nicht zu den heutigen Menschen! Der Andere theilte mir mit, er besäße kostbare Alterthümer, die er mir aus besonderer Freundschaft um einen Spottpreis verkaufen wolle. Zuerst versuchte er es, mir Mumienerbsen aufzuzwingen, die unter seinen Augen in einem Sarge gefunden waren; dann einige kleine Osiris-Statuetten, die auch, wie er beim Propheten versicherte, echt wären; dann Silbermünzen aus der Zeit der griechischen Könige; allein ich kannte diese Art der Geschäfte schon — war ja doch Alles gefälscht — und vertröstete meinen Begleiter darauf, daß ich meine Einkäufe später machen werde.

„Wissen Sie", bemerkte er, „drinnen in Kairo, da werden die Fremden oft betrogen, da giebt man ihnen nachgemachte Dinge, aber bei uns ist natürlich Alles echt." Da mußte ich aber doch laut auflachen. Der Bursche sah mich so gescheit an — er hatte wohl verstanden, warum ich so lachte, und versuchte von da an nicht mehr, Handelsgeschäfte mit mir zu machen. Erst als wir ihn am Abende entließen, fragte er ziemlich kleinlaut: „Und kaufen wollen Sie nichts?" Ich blickte ihn lächelnd an und kaufte ihm zwei handlange Statuetten ab, gab ihm aber zu verstehen, daß ich wohl wisse, wo dergleichen fabrizirt werden. — Im übrigen waren wir mit unseren Begleitern zufrieden.

Jeder Fremde wird gewarnt, Alterthümer zu kaufen; wohl jeder nimmt sich auch vor, sich nicht anführen zu lassen; allein wenn er erst auf dem Wege mit Anerbietungen bestürmt worden ist, dann zweitens die Händler oben auf der Felsterrasse ihn martern, ist er meist schon nachgiebig genug geworden, daß er Denen, die oben auf der Spitze der Pyramide seiner harren, nicht mehr widerstehen kann; sollte ihm aber auch das gelingen, so wird er doch wahrscheinlich bei dem Heimweg ein Opfer Derer, die ihn noch bei El Kafr oder bei El Tabijeh mit einem Andenken beglücken wollen. Vor 25 Jahren war es noch gefährlich, in Aegypten zu reisen; die Pyramiden allein zu besteigen, jeder Gewaltthat der habgierigen „Beduinen" preisgegeben zu sein, war auch nicht rathsam; jetzt ist keine Gefahr mehr dabei; man reist so sicher wie bei uns und braucht sich nicht mehr mit einem Revolver zu belästigen, wenn man König Chufu's Grab besucht.

Aber nun die Pyramiden!

Welch überwältigenden Eindruck machen diese riesigen Steinmassen, errichtet von Menschenhand! So lange man noch entfernt ist, findet man sich getäuscht. Man hatte Größeres, Kolossaleres erwartet: weil man die Entfernung nicht mit dem Auge zu messen vermag. Allein kommt man näher, so wachsen die Steinriesen immer mächtiger empor und wirken wahrhaft erdrückend auf den Beschauer. Ein ähnliches Gefühl — aber selbstverständlich weit schwächer. — empfindet man, wenn man an einem unserer großen Dome emporblickt, namentlich wenn dieser minder schlank als massenhaft gebaut ist. Wer z. B. — besonders abends in der Dämmerung — an dem Ulmer Münster hinaufsieht, den überkommt ein solch unheimliches Gefühl; es ist ihm, als stürze die furchtbare Masse auf ihn herab und erdrücke ihn. — Und was sind alle unsere Münster gegen die große Pyramide, das Grabmal des Königs Chufu? Auf S. 103 sind die größten Bauwerke alter und neuer Zeit abgebildet:

Der Ulmer Dom (Nr. 5 der Abbildung), der Münster in Straßburg (6), der Stephansdom in Wien (7), die Peterskirche in Rom (8), die Paulskirche in London (12), der Siegesthurm zu Delhi (17), die Kathedralen von Antwerpen (9), von Salisbury (11), York (21), die Petrikirche zu Rostock (10), die Frauenkirche in München (14), die Agia Sophia in Konstantinopel (30), die Notre Dame zu Paris (14), die Maria del Fiore in Florenz (13), die Rotunde der Wiener Weltausstellung (15). Die Pyramide (4) überragt alle diese Bauten und nur die vollendeten Thürme des Kölner Doms (1), des Doms zu Rouen (2) und der Nikolaikirche zu Hamburg (3) können über die Riesen von Aegypten hinwegsehen. Und wie klein erscheinen neben ihnen die gepriesensten Bauwerke des alten Roms: selbst der riesige Aquädukt von Segovia (26). Wie klein erscheinen die viel bewunderten Thürme des christlichen Mittelalters, der Torre di Asinelli in Bologna (16), der schiefe Thurm in Pisa (23), der Torre di Garisendi in Bologna (25), oder der ehemalige Porzellanthurm in Nanking (18), die alten Obelisken zu Paris (28) und Rom (27), oder die gerühmtesten Säulen aus alter und neuer Zeit, wie die Trajanssäule in Rom (24), die Feuersäule in London (22) und das Siegesdenkmal zu Berlin (20). Vergleiche auch Nr. 29, den großen Sphinx!

Die große Pyramide des Chufu (nach den alten Schriftstellern oft noch fälschlich Cheops genannt,



Ch u f u

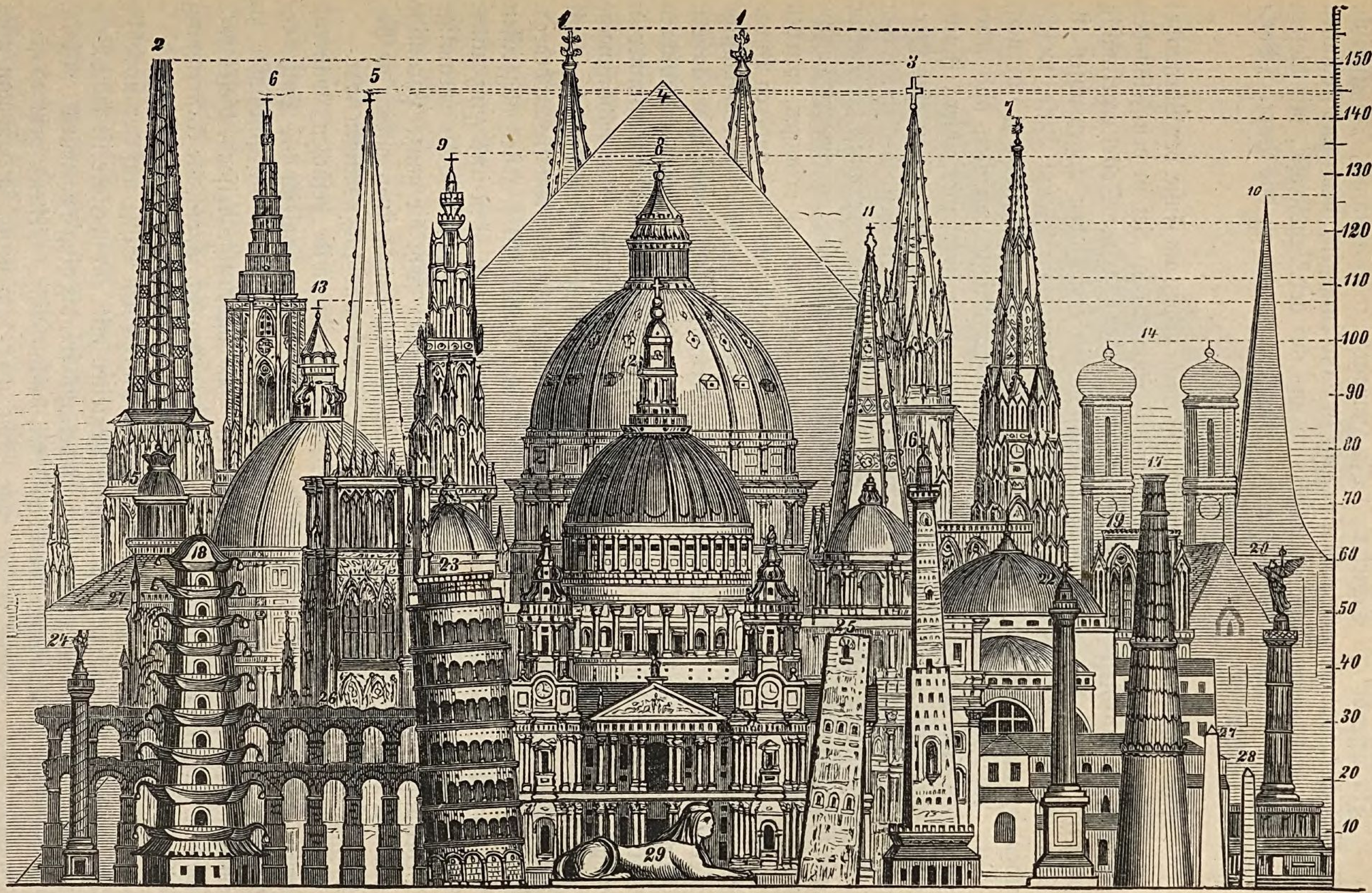
ist sein Name deutlich zu lesen) steht auf einer 40 m hohen Terrasse und erhebt sich dann noch 146 $^1/_2$ m hoch, gegenwärtig allerdings nur noch 137 m.

Aber die Höhe macht es noch nicht allein aus; die Masse, die ungeheure Masse ist es, was uns so imponirt! Die Länge einer Seite der Grundfläche beträgt 233 m, also 1 $^3/_5$ mal die Höhe. Die Pyramide bedeckt einen Raum von mehr als 40 000 qm und hat einen Inhalt von 2 $^1/_2$ Mill. cbm. Die größte Kirche des Christenthums, die prächtige Peterskirche in Rom, könnte man

bequem hineinstellen, sie würde nirgends heraussehen oder auch nur die Oberfläche berühren!

Welche Masse von Steinen wurde verbraucht, dieses einzige Grabmal zu errichten! Wie viele Städte hätten sich damit bauen lassen! Und welche unermeßliche Mühe und Arbeit verursachte es, diese Steine zu brechen und nach dem Nil zu schleifen! Denn sie sind drüben in den östlichen Bergen, im Dschebel Mokattam, gebrochen und heute noch sieht man die Stelle, wo dies geschehen ist. Etwa 100 000 Menschen waren jahrelang damit beschäftigt, diese Steine zu behauen, stundenweit zu transportiren, auf den 40 m hohen Felsvorsprung zu schaffen und nun endlich auf einander zu setzen! Zehn volle Jahre lang hatten 200 000 Hände zu schaffen, bis sie nur den schiefen Damm errichtet hatten, welcher nothwendig war, um die Steine auf die Felsterrasse hinauf schleifen zu können. Er mußte lang sein, daß er nicht zu steil wurde, und breit, damit Tausende von Menschen sich darauf mit ihren Lasten bequem auf- und abbewegen konnten, ohne einander zu behindern. — Und als endlich der Damm fertig war, hatten wieder 100 000 Menschen, die von Vierteljahr zu Vierteljahr durch andere abgelöst wurden, noch einmal 20 Jahre zu thun, bis die Pyramide vollendet dastand. Man bedenke, was das sagen will: wenn 30 Jahre lang 100 000 Menschen an einem Werke arbeiten! Woher wohl König Chufu das Geld nahm, solche Arbeitskräfte zu bezahlen? — Nun, das war das Geringste: die ägyptischen Arbeitsleute damaliger Zeit lebten außerordentlich einfach, und der Boden des Landes war so ergiebig, daß der Unterhalt solcher Heere von Arbeitern nicht ins Gewicht fiel, und weitern Lohn erhielten sie nicht.

Von da an, wo die 8 m breite Chaussee allmählich zum Felsplateau aufsteigt, ist sie zum Schutze gegen Versandung mit einer niederen Mauer eingefaßt. Man fährt oder reitet an einem beplanten Hotel vorbei, das die Fellahin nicht vollenden ließen, damit ihr Geschäft nicht geschädigt, ihre Einnahme nicht geschmälert werde, und kommt bis auf die volle Höhe des Felsens hinauf, und zwar auf die nördliche Seite der großen Pyramide. An der Nordostecke derselben hat der Vizekönig einen eigenen Kiosk; gegen ein Backschisch wird er auch anderen Menschenkindern zum Ausruhen geöffnet. Backschisch, von uns gewöhnlich als Trinkgeld aufgefaßt, ist ein Geschenk, welches namentlich jeder Handarbeiter für irgend eine Dienstleistung noch außer dem bedungenen Lohn verlangt und durch unablässiges Fordern auch erzwingt. Darüber muß man sich klar sein und in diese Sitte muß man sich ohne Widerstreben fügen, wenn man sich nicht fortwährend Aerger und Verdruß bereiten will. Zwei oder auch drei Fellahin, die einen Reisenden auf die große Pyramide und in das Innere derselben begleiten, erhalten zusammen (nicht gerade als Taxe, aber doch als feststehende Uebung) $2\frac{1}{2}$ Frcs., beim Abschiede verlangt aber jeder noch sein Backschisch. Und gäbe man ihnen das Vierfache — ein Backschisch würden sie doch noch fordern und sich für schlecht behandelt ansehen, sollte es ihnen verweigert werden. Wir Europäer werden aber all überall im Nilthale um ein Geschenk angegangen, auch wenn uns nichts geleistet worden ist; wir werden angebettelt, wo wir uns sehen lassen.



Vergleichende Höhe der merkwürdigsten Bauwerke alter und neuer Zeit.

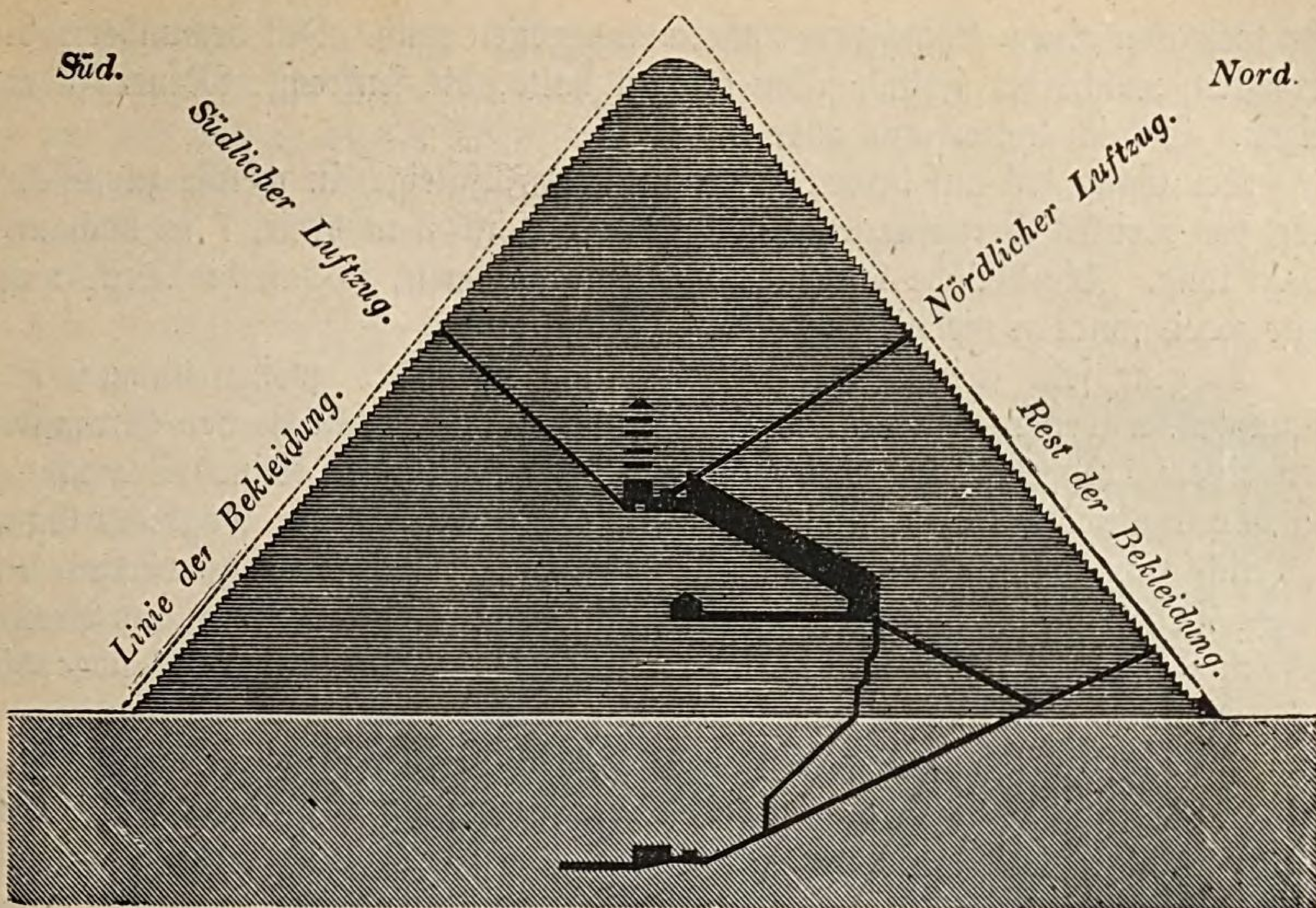
„Ja Effendi“ (o Gebieter), „Ja Hawage“ (o Kaufmann), „Backschisch, Backschisch!“ tönt es uns zu Wasser und zu Land entgegen, wenn uns Fellachen erblicken; mit diesem Rufe überfallen sie uns auf der Landstraße, mit diesem Rufe stürzen sie sich in den Nil und schwimmen zu uns an das Boot. „Backschisch! Backschisch!“

Jetzt sind wir oben auf der Terrasse und stehen am Fuße der Pyramide! Die erste, unterste Lage der Steine ist etwa 20 cm tief in den Felsboden eingelassen, und dieser ist noch einmal zu einem 2 m hohen Sockel regelmäßig ausgehauen, so daß die Pyramide gleichsam an den Boden angewachsen ist. Ursprünglich waren es 205 Steinlagen, jede von etwa 65 cm Dicke, welche über einander lagen; die beiden obersten sind zerstört und es sind jetzt nur noch 203. Alle diese Quadersteine sind auf das sorgfältigste behauen, und jeder ist in den andern derart eingefügt, daß der obere auf seiner untern Fläche einen zwei Zoll hohen kantenförmigen Vorsprung hat, welcher in eine Vertiefung derselben Dimension paßt, die sich auf der obern Seite des unter ihm liegenden Steines befindet. So ist eine Verrückung oder Trennung der Steine gar nicht möglich. In dieser Weise bildet die Pyramide eine ungeheuere Treppe von mehr als 200 Stufen. Um nun die glatte Bekleidung zu erlangen, wurden in diese Stufen große dreiseitige Steinprismen von Granit (bei anderen Pyramiden auch von Marmor) gelegt. Genau genommen waren es unregelmäßige vierseitige Prismen, da jedes etwas über die Treppe vorsteht, so daß in der äußern Fläche (der schiefen Seitenfläche der Pyramide) sich nur die oberen und unteren Seiten der Granitprismen berühren; die Kante der Treppe liegt dann immer in wagerechter Richtung noch ein ziemliches Stück einwärts. Der gelblichweiße dauerhafte Sandstein der Stufen kommt auf diese Weise gar nicht mit der Luft in Berührung; die Pyramide ist von oben bis unten mit polirtem Granit bedeckt.

Ist? . . . Nein! War! Denn die Araber haben Alles, Alles abgerissen und zum Bau ihrer Städte und Dörfer verwendet; hoch oben und ganz unten liegen auf der einen Seite noch etliche Trümmer, woraus wir die ehemalige Bedeckung der Seiten zu erkennen vermögen; sonst sieht die ganze Pyramide aus wie eine zerfallene Treppe, denn auch an den Sandsteinen haben die Bewohner der Umgegend schon abgeschlagen, was irgend loszubringen war.

Vor allem wollte ich nun das Innere der Pyramide besuchen, während meine Genossen auf dieses Vergnügen verzichteten und sogleich die Spitze erstiegen. Ich hätte es für eine Sünde gehalten, nicht in die Pyramide zu kriechen, will jedoch sogleich hier bemerken, daß engbrüstige Reisende dieses vermeiden müssen. Die Luft im Innern ist außerordentlich schwül, die Anstrengung sehr merklich; wer an Asthma leidet oder vollblütig ist, bleibe außen.

Der Eingang liegt auf der Höhe der fünfzehnten Stufe auf der nordöstlichen Seite. Ich nahm einen unserer Begleiter mit, für weitere ist keine Verwendung. Die Fackeln wurden angezündet, und freudig ging's vorwärts. Allein, — der Weg ist mühsam, der Pfad sehr beschwerlich. Erstens geht es steil abwärts und zweitens ist der enge Gang nur 1 m hoch, so daß man nicht einmal gebückt gehen kann: man muß kriechen, und das ist eben kein Genuß.



Durchschnitt der großen Pyramide.

Viele Anstrengungen, welche man hier und da auf Reisen hat, sind angenehm, weil es eben eine Freude, ein Vergnügen ist, seine Kraft anzuspannen; darum erklettern wir gern einen Felsen, wandeln über die Gletscher, schwanken auf schwindelndem Steg über eine Eisspalte — auch das ist ein Genuß, einer Gefahr zu trotzen — aber gekrümmt schief hinunter in den Bauch einer Pyramide zu kriechen, das ist kein Genuß. Und doch mußte es sein.

Keuchend hatten wir bei dem Qualme unserer Fackeln 75 franz. Fuß, immer bergab, zurückgelegt, da war der Weg durch einen großen Granitblock versperrt. Als vor tausend Jahren die Araber so weit gekommen waren und nicht mehr weiter konnten, zertrümmerten sie den Sandstein zu Seiten des Granitblockes und krochen, nach Beute gierig, um ihn herum. Das hatten König Chufu und sein Baumeister auch nicht gedacht.

Wir machten natürlich denselben Weg, wie die Helden El Mamuns, und waren nun wieder in einem eben so engen Gange, der uns aber 102 franz. Fuß lang hinauf führte. Doch lieber hinauf als hinab!

Jetzt kamen wir auf einen Treppenabsatz oder in ein kleines Zimmer, einen Vorplatz. Zur Rechten hatten wir einen senkrechten Schacht, uns gegenüber einen wagrechten, sehr niedrigen Gang. Die Decke war hier etwas über 7 m von dem Boden entfernt. Die uns gegenüberstehende Wand (in welche unten der wagrechte Gang gebrochen war) reichte aber nicht bis zur Decke; über sie hin führte schief aufwärts ein anderer Gang. Um in diesen zu gelangen, mußten wir an der Wand emporklettern. Es sind zu diesem Behufe Löcher eingemeißelt, in welche man mit den Füßen treten, und in denen man sich mit den Händen halten kann. Aber das Hinaufklettern ist eine sehr beschwerliche Sache, da man überaus große Schritte machen und mit den Händen

sehr weit von einem Loche zum andern ausgreifen muß. Ich bewunderte die Fertigkeit, welche der Fellah schon erlangt hatte, die senkrechte Mauer zu ersteigen. Endlich waren wir oben.

Der Gang hat auf beiden Seiten erhöhte Fußsteige, in welche zur Sicherung des Trittes Vertiefungen eingehauen sind, ist 2 m breit, 7 m hoch und 36 m lang. Die Wände laufen nach oben zusammen, so daß die Decke nicht mehr zwei, sondern vielleicht nur 1 m breit ist.

Es ging sehr steil aufwärts. Oben am Ende des großen Ganges angekommen, waren wir sicher etwa 40 m über der Grundfläche der Pyramide. Von einem Treppenabsatze oder Vorplatze traten wir in ein kleines Gemach — nein, krochen wir wieder in ein Zimmerchen, denn der kurze, wagrechte Gang war nicht ganz 1 m breit und 1 m hoch. An der entgegengesetzten Wand des kleinen Gemaches ist wieder ein solcher Gang, von derselben Höhe und Breite, aber nur 2 m lang. Auch er ist durch Granitblöcke verrammelt; aber die Araber hatten uns schon Bahn gebrochen, und so gelangten wir endlich — endlich in die Grabkammer des Königs.

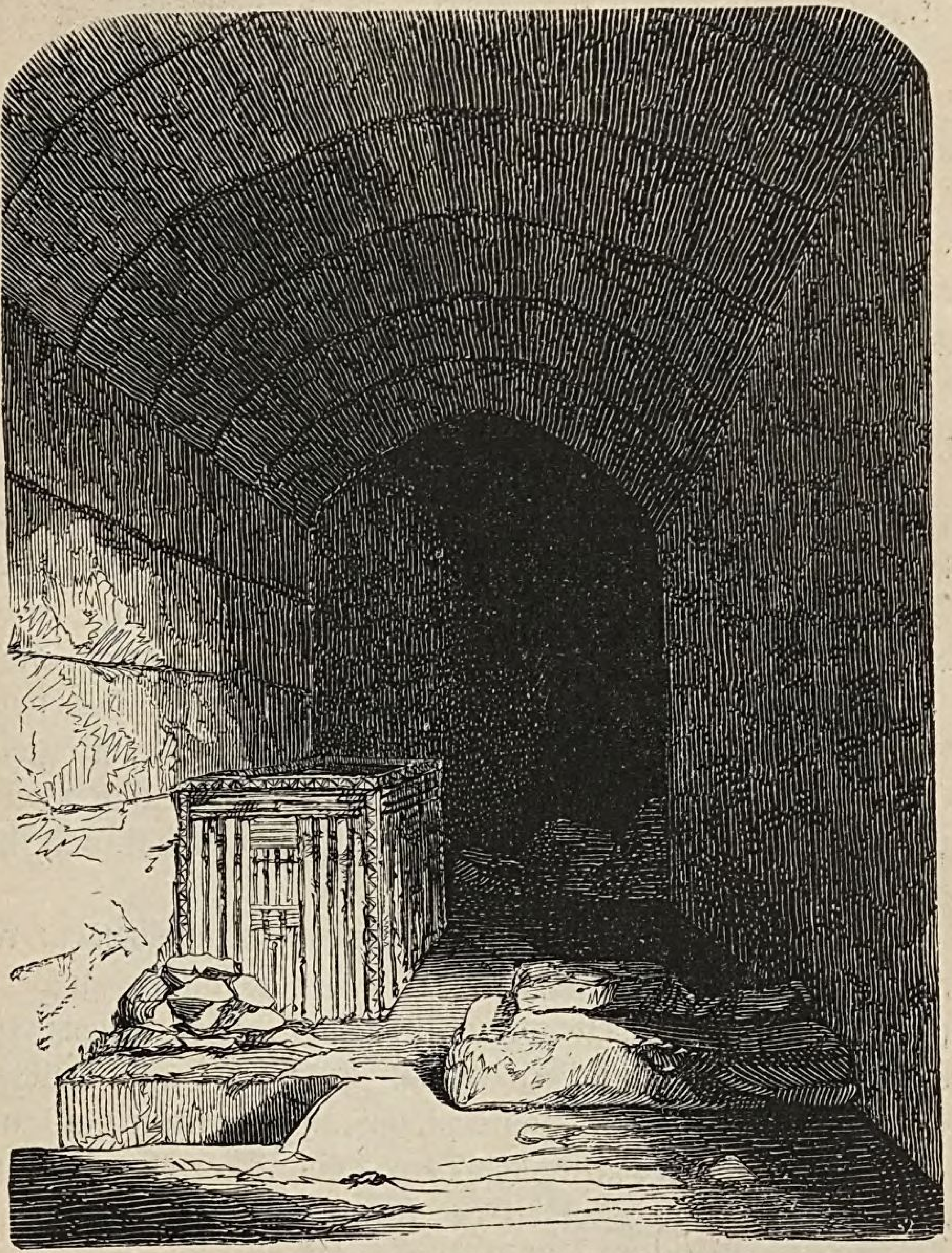
Sie ist $5,_{81}$ m hoch, mißt von Ost nach West $10,_{43}$ m, von Nord nach Süd $5,_{20}$ m. Boden, Wände und Decke sind von polirtem Granit — jetzt freilich durch den Rauch der Fackeln schwarz und rußig geworden. Der Sarg ist ebenfalls von spiegelglattem Granit, $2,_{30}$ m lang, 98 cm breit und $1,_{03}$ m hoch. Von dem Deckel ist keine Spur mehr zu sehen, und was aus der Mumie geworden, ist bekannt. (Siehe Seite 29.)

Mit Genugthuung lagerte sich mein Fellah in die Ecke, während ich mit einer Fackel die Wände und den Sarg untersuchte. Von Hieroglyphen oder Bildern ist nirgends eine Spur zu sehen. Plötzlich fuhr ich vor Schrecken zusammen — ein furchtbarer Schlag, als ob die ganze Pyramide zusammenstürzte. Ich blickte um — ruhig saß mein Begleiter mit seinem ernsten Gesichte in der Ecke, Alles stand fest und wankte nicht; aber die Grabkammer war mit Pulverrauch angefüllt. Ich wußte recht wohl, daß die Beduinen dem Fremden zu Ehren einen Schuß abfeuern, wie der Kastellan einer alten Ritterburg vor den Besuchenden einen Stein in den tiefen Schloßbrunnen wirft, was immer noch ein Extratrinkgeld kostet; aber ich war in diesem Momente nicht darauf gefaßt. Der Schrecken dauerte nur einen Augenblick, aber er war groß genug. Jetzt stimmte mein Wegweiser einen feierlichen Gesang an — er wollte eben etwas verdienen und wandte dazu mancherlei Kunstgriffe an.

Früher lag eine Menge Scherben von zerbrochenen Töpfen auf dem Boden umher — diese mußten die reichen Engländer und andere närrische Käuze theuer genug bezahlen. Uebrigens wird sich die Sache gar bald wieder machen. Heute wissen sich die Beduinen schon zu helfen. Haben sie einen unerfahrenen, antiquitätengierigen Reisenden vor sich, so finden sie sicher in einer Ecke der Grabkammer irgend eine Kleinigkeit (die sie natürlich eben erst mitgebracht haben), und diese lassen sie dem Fremden freundlichst zukommen. Natürlich muß er dafür schweres Geld bezahlen; denn so etwas ist selten! — Aus der Grabkammer Chufu's! Er mag nur einmal selbst suchen, ob er irgend etwas findet!

Ich nahm Abschied von der Königskammer, ließ noch einmal einen Schuß abfeuern und trollte dann durch die sogenannte „große Galerie“ wieder hinab bis auf den Absatz, von welchem noch ein wagrechter Gang unter eben dieser Galerie hinführt. Er ist 33 m lang und so enge, daß man nur hindurch kriechen kann. An seinem Ende befindet sich ein Gemach, welches $5{,}_{71}$ m lang und $5{,}_{18}$ m breit ist. Man nennt es die Kammer der Königin; sie ist mit weißem Marmor verkleidet, aber kein Sarg ist darin zu sehen, es ist völlig leer.

Die Kammer der Königin liegt genau unter der Spitze der Pyramide (die Kammer des Königs aber nicht) und geht oben schief dachförmig zu.



Grabkammer des Königs Menkaura in der dritten Pyramide.

Wir waren wieder zurückgekrochen nach dem sogenannten „Brunnen“.

Ich verlangte in diesen senkrechten Schacht hinabzusteigen; aber der Fellah versicherte, das gehe nicht an, denn erstens habe der Brunnen gar kein Ende und gehe immer tiefer und tiefer, zweitens habe er aber auch schon oft Fremde hierher geführt, und nie sei jemand dahineingestiegen. Allein ich hatte von Kairo dazu besonders ein Seil mitgenommen und wollte also den Versuch nicht aufgeben. Ich band das eine Ende des Seiles unter den Armen durch, gab das andere meinem Begleiter, schärfte ihm aufs ernsteste ein, wie er sich zu verhalten hätte, und begann dann hinabzusteigen.

Der Schacht mißt 57 cm ins Geviert. Man hat an zwei einander gegenüberstehenden Seiten Stufen (Löcher) eingehauen, in welche man mit den Füßen treten und mit den Händen fassen kann. So ist das Hinabsteigen eigentlich nicht allzu beschwerlich, aber ein einziger Fehltritt hätte mich in den Brunnen ohne Grund (wie der Fellah sagte) hinabstürzen lassen. Darum hatte ich

das Seil mitgenommen; aber sehr bald wurde ich so müde, daß ich nicht mehr weiter konnte. In der unbequemsten Stellung versuchte ich, einen Augenblick auszuruhen. Dann probirte ich, weiter zu steigen — es ging nicht.

„Auf!“ rief ich nun meinem Begleiter zu, und er zog das Seil langsam in die Höhe, wobei ich natürlicherweise immer mit Händen und Füßen nach den Tritten in den Wänden tastend aufwärts stieg.

„Waren Sie bis auf dem Grunde?“ fragte mich jener, als ich oben angekommen war.

„Nein.“

„Das glaube ich“, erwiderte er, verschmitzt lächelnd, „es ist auch keiner da.“

Damit kniete er nieder und kroch in den schiefen Gang.

Die Glieder thaten mir weh, das Hinabkriechen war gar zu beschwerlich; es war mir schon wohler zu Muthe, als es wieder bergauf ging, und da wir endlich wieder hinaustraten ans Tageslicht und den blauen Himmel und die goldene Sonne erblickten, waren alle überstandenen Beschwerden bald vergessen.

Wir ruhten aus, erquickten und labten uns an der wundervollen Aussicht über Fels und Sand hin in das gesegnete Thal des Nils.

Erst nach geraumer Zeit brachen wir wieder auf und stiegen auf den zertrümmerten Treppen hinauf nach der Spitze. Das aber ist ein höchst beschwerlicher Marsch! Die Stufen sind 65 cm hoch; man muß sich einen starken Schwung geben, um hinauf zu kommen, und nur zu bald wird man müde dabei. Denn, wohl zu merken, es sind 200 Stufen, die erstiegen sein wollen!

Hier kann man Hülfe brauchen. Die Beduinen steigen mit ihren langen Stäben voran, reichen dem Fremden die Hände und ziehen ihn so hinauf.

Wenn sie einen sehr ungeschickten, ungelenken Reisenden vor sich haben, ziehen Zwei vorn, und Einer drückt und schiebt von hinten — sie bringen jeden hinauf.

Zweierlei ist aber dem Reisenden entschieden zu rathen: erstens soll er nicht die Eitelkeit haben, die Hülfe der Fellachen zu verschmähen, sondern er soll sich im Gegentheile recht ausgiebig helfen lassen; kommt er zu ermattet oben an, so ist es um den Genuß geschehen; und welchen Werth hat es, sich zur Erreichung eines Zieles mehr anzustrengen, als nöthig ist? Zweitens ruhe man auf der Hälfte des Weges eine Viertelstunde aus und lasse sich durch das Drängen und Treiben der Führer nicht irre machen; sie wollen natürlich sobald als möglich ihr Geld verdient haben, man darf aber nicht in Schweiß gebadet auf der Spitze ankommen, denn da herrscht fortwährend ein sehr merklicher Luftzug, und man kann leicht eine Erkältung davontragen. Bei windigem Wetter darf man die Ersteigung der Chufu-Pyramide überhaupt nicht unternehmen, weil die starken Sandwehen dann jeden Genuß vereiteln.

Wir sind oben! Die Fläche beträgt gegenwärtig 10 m im Quadrat; es kann sich also eine Gesellschaft darauf bewegen. Welche Aussicht! O, wie herrlich! Wie wird einem das Herz so leicht! Das über alle Beschreibung fruchtbare Nilthal — in scharfer Linie angrenzend die ewige Oede! Denn wo bei der Ueberschwemmung der letzte Tropfen Wasser versinkt, da ersteht der letzte Grashalm! Hinter uns, nach Westen, ist's wüst und leer; da ist kein Leben mehr.



Die Pyramiden von Dschiseh.

Vor uns liegt das Wunderland, das Land alter Weisheit, Sitte und Kunst. Da unten ein ungeheures Trümmerfeld, wo ehemals das gepriesene Memphis stand; die Rundschau ist wunderherrlich, und die Gedanken, welche durch die Seele ziehen, die Gefühle, die das Gemüth ergreifen, wenn wir von der Spitze dieser Pyramide aus da hinunter blicken und 6000 Jahre Geschichte an uns vorübergehen lassen — wie überwältigend, ja betäubend ist das Alles!

Meine Reisegefährten hatten bereits gefrühstückt und hielten jetzt ein kleines Schläfchen, was mir gar nicht unangenehm war. Die Beduinen nannten mir die Namen all der schmutzigen Dörfer, die da unten lagen auf den Trümmern der Vergangenheit, zeigten mir das Mokattamgebirge und die Alabastermoschee in Kairo — ich hörte nicht auf sie — ich träumte; ich sah den großen Sesostris, den reichen Rampsinit, sah Psammetich und Apries vor mir, ich sprach mit Osiris — ich dachte nicht mehr, ich fühlte und genoß. Ich saß noch in meinen Betrachtungen, verglich die braungelbe Wüste, aus welcher der Sphinx wie ein halb vergrabenes Ungeheuer herausstarrt, mit dem grünen Thale und seinen Palmen und seinem Nil, da rüttelten mich meine Genossen auf aus meinen Träumen und kündeten mir an, es sei Zeit, hinabzusteigen. Mechanisch stand ich auf. Da präsentirte mir ein Fellah einen kleinen Hammer, den er bisher in dem Gürtel stecken hatte, welcher sein blaues Hemde zusammenhielt. Ich wußte anfangs gar nicht, was ich damit sollte — ach ja: ein rechter Engländer geht nicht von hier weg, ohne eigenhändig ein Stückchen Stein abgeschlagen zu haben, das er dann mit in sein Inselreich nimmt, seinen Freunden vorzeigt und ihnen dabei erzählt, das habe er selbst mit seinen Händen in Aegypten auf der Spitze der höchsten Pyramide abgeschlagen. Sie haben schon viel zerbröckelt, diese Reisenden, welche von überall Andenken mitnehmen; — nun, König Chufu hat ihnen zu thun gegeben, sie können noch Jahrhunderte lang abklopfen.

Ich gab den Hammer zurück, ohne eine Ecke abgeschlagen zu haben; wer Steinchen mitnehmen will, findet ja genug, die da oben liegen. Die Beduinen nahmen mehrere und schleuderten sie hinab; auch ich versuchte mich — Keiner von uns konnte weiter als bis etwa zum ersten Viertel werfen; es war unmöglich, einen Stein auch nur bis auf die Hälfte der Pyramide hinabzuschleudern.

Was soll ich von dem Heimwege sagen? Hinab ging's schlimmer als hinauf. Die Beduinen fassen Einen rechts und links an der Hand und springen in rasender Eile die Stufen hinab, so daß man, unten angekommen, erstaunt ist, nicht Arm und Bein gebrochen zu haben.

Für Besucher der Pyramide will ich hier noch einige Notizen beifügen: Zu Esel kostet der Weg $2\frac{1}{2}$ Stunden von Kairo hierher. — Die Fellahin bekommen für jede Person, die sie auf und in die Pyramide transportiren, zusammen $2\frac{1}{2}$ Frcs., was allerdings keine Taxe, aber ein feststehender Gebrauch ist. Das unvermeidliche Backschisch beträgt für jeden Einzelnen 2 Silberpiaster (jeder im Werth von 20 Pfennigen). — Die Fellachen sind oft in hohem Grade unverschämt; man lasse sich nicht einschüchtern. Mitten auf der Pyramide und ebenso oben verlangen sie in zudringlichster Weise ein Geschenk und drohen, den Fremden zu verlassen, wenn er es nicht gewährt; trotzig

springen sie einige Stufen hinab; aber man gebe nur nicht nach, sie wollen verdienen und thun Alles, was der Reisende mit Nachdruck verlangt. Geld gebe man ihnen unter keiner Bedingung früher als sie entlassen werden. Das Schlimmste, was man thun kann, ist: ihnen wiederholt Backschisch geben; dadurch werden sie immer habgieriger und unverschämter. Schließen will ich mit einer arabischen Sage:

Etwa 300 Jahre vor der Sintflut lebte der große Surid, und da er fromm und gottesfürchtig war, erschien ihm Allah im Traume und kündigte ihm die Flut an, durch welche das ganze Menschengeschlecht von der Erde vertilgt werden sollte. Da erbaute der also Begnadigte die Pyramiden, bettete in dieselben die Leiber seiner Vorfahren, brachte hinein alle seine Schätze und Kostbarkeiten und ließ durch seine Priester innen an die Wände schreiben den Gesamtinhalt aller Wissenschaften, damit das geistige Wissen nicht verloren gehe durch die Flut, und damit die Nachgeborenen nicht von vorn zu beginnen hätten. Einer der Pyramiden aber gab er außen die Aufschrift: „Ich, der König Surid, habe diese Pyramiden erbaut und vollendet in 61 Jahren. Wer nach mir kommt und sich dünket ein König zu sein wie ich, der versuche, ob er sie in sechshundert zerstören kann."

Das sind die ewigen Pyramiden!

Wie die große Pyramide, so sind der Hauptsache nach alle. Bei der zweiten ist der Gang nach der Grabkammer des Königs so eng, daß man förmlich auf dem Leibe kriechen muß. Belzoni war der Erste, welcher nach den Arabern, und zwar im Jahre 1816, in sie eindrang. Jetzt sind alle geöffnet und untersucht. Die Grabkammer der dritten ist dadurch merkwürdig, daß die Granitblöcke, welche die Decke bilden, in Bogenform ausgehauen sind (S. 107).

Der prachtvolle bräunliche Basaltsarg, von welchem sich Seite 107 auch eine Abbildung findet, steht jetzt nicht mehr in der Grabkammer. Oberst Howard Vyse hat ihn 1837 mitgenommen; der ehrwürdige Zeuge einer längst vergangenen Zeit ist aber, wie bereits erwähnt, an der spanischen Küste untergegangen.

Was ich in der großen Pyramide gesehen, ist Das, was von Gelehrten gewöhnlich betrachtet wird; Lustreisende kriechen nicht hinein, sondern begnügen sich mit der Ersteigung und der Rundschau von oben. Aber es giebt noch mehr zu sehen. Der erste schief abwärts gehende Gang setzt sich in derselben Richtung noch weiter fort bis zu einer Länge von 90 m, dann folgt ein beinahe wagrechter Gang von 8 m und an diesen schließt sich die Grabkammer, 13 m lang, 8 m breit und $3_{,30}$ m hoch. Im Jahre 1817 räumte der überaus thätige und eifrige italienische Seemann Caviglia den sogenannten Brunnen aus, welcher, wie obige Zeichnung deutlich zeigt, in den großen absteigenden Gang mündet.

Ueber der „Königskammer" liegen vier niedrige, nur etwa 85 cm hohe Zimmerchen, deren unterstes man das Davisonszimmer nennt, da Davison der Erste war, welcher es maß und beschrieb; entdeckt worden war es früher durch einen französischen Kaufmann Meynard. — Zuletzt kommt noch das

„Campbellszimmer", $2_{,57}$ m hoch, mit schief zulaufender Decke. In der Königskammer öffnen sich 60 cm über dem Boden zwei Luftzüge, welche — etwa 20 cm ins Gevierte — von Süden nach Norden gehend, frische Luft zuführen.

Nach Prof. Lauth's Annahme scheinen diese Luftzüge jedoch die Bestimmung gehabt zu haben, als Vermittler für die von außen kommenden Gebete und Wünsche zu dienen, denn man sieht auch anderwärts an ähnlichen Oeffnungen Personen in der Stellung der Anbetung angebracht. Außerdem wurde dadurch auch die Königskammer zu einer unteren, wie es der Begriff der „ewigen Wohnung" mit sich bringt. Der Eingang der Pyramide ist in der Mitte der Nordseite; sein Neigungswinkel deutet genau auf den Nordpolarstern. Ein Gefäß mit Wasser an den Scheidepunkt gestellt, wo der abwärtsführende und der aufwärtsführende Gang sich begegnen, reflektirt den Polarstern nach dem Vorplatze, von welchem es nach der Königskammer und der Kammer der Königin geht. Das ist Beweis genug, daß bei Errichtung der Pyramiden ein religiös-astronomisches Element mitgewirkt hat.

Derselbe gelehrte Aegyptologe hat auch durch seine so überaus gründlichen Forschungen gefunden, daß die Annahme, König Chufu sei ein Gottesverächter gewesen, und das ägyptische Volk selbst habe sein Grab (die $3_{,30}$ m hohe Kammer unten im Felsen) zerstört und den Sarg zertrümmert, wohl auf einem Mißverständnisse beruht. Chufu (wörtlich Beschützer seines Landes) hat erwiesenermaßen verschiedene Tempel bauen lassen, Priester angestellt und sogar selbst ein religiöses Buch geschrieben.

In dem obersten der vier rechtwinkligen kleinen Zimmer über der Königskammer steht mit rother Farbe wiederholt an die Steine geschrieben Chnum Chufu; das bezeichnet aber keinen besonderen, von dem genannten verschiedenen König; Chnum heißt Baumeister, Bildner, und dieser Beiname wurde dem Könige wohl wegen seiner großartigen Bauthätigkeit gegeben.

Wir kennen das Innere dieser großen Pyramide jetzt ganz genau; Oberst Vyse hat sie nach allen Seiten durchbohrt, es scheint sich nichts Neues mehr darin zu finden. — Die Pyramiden bei Dschiseh sind übrigens nicht die ältesten; schon fünf Jahrhunderte früher finden wir bei Sapti (Uenephes), dem fünften Könige der ersten Dynastie, die Erbauung einer Pyramide angegeben, bei der Stätte „Schwarzstier" Kakami. Aus diesem Namen machten die Griechen Kochome, und man vermuthet diese älteste aller Pyramiden in der stark zerstörten, hügelartig gewordenen bei Abu-Roasch, einige Stunden nördlich von Dschiseh und drei bis vier Stunden gerade westlich von Kairo. Diese Pyramide wäre dann über sechs Jahrtausende alt.



Das Innere eines Felsentempels.

3. Die Felsentempel.

Vorläufiges. — Ein Bild aus alter Zeit. — Die Reise zum Feste. — Der kleine Tempel. — Anblick des großen Tempels. — Größenverhältnisse. — Das Innere des Tempels. — Leben auf dem Strome. — Anno 1881.

Wir haben nun die Wohnungen der Lebendigen und der Todten über der Erde betrachtet — sehen wir jetzt nach den unterirdischen.

In die Felsen wurden nicht nur Gräber gehauen, sondern auch Tempel und Versammlungssäle, die bei der herrschenden Hitze besondere Annehmlichkeiten gewährten. Die Eingänge dazu waren oft mit Säulen und Statuen geschmückt, alle Wände mit Bildhauerarbeiten und Malereien bedeckt, und der Eindruck des Ganzen war um so mächtiger, als das Unterirdische das Gemüth jedes Menschen ja besonders erfaßt.

An solchen Tempeln war Aegypten reich; statt aber in eine allgemeine Beschreibung dieser Wunderbauwerke einzugehen, besuchen wir lieber ein einziges —

eines der großartigsten — und machen uns dann nach diesem Musterwerke in Gedanken ein Bild von den übrigen.

Wählen wir dazu den „Osiristempel“ bei dem heutigen Orte Abu Simbel! Er liegt 22 Grad 12 Minuten nördlicher Breite am linken (westlichen) Ufer des Nils, also etwa zwei Grad südlicher als die Südgrenze des eigentlichen Aegyptens, in Nubien, wurde also, wie so viele andere in der dortigen Gegend, wohl zu der Zeit errichtet, als das Land unter ägyptischer Oberherrschaft stand.

Die Unkenntnis heutiger Tage nennt jede altägyptische männliche Statue einen „Osiris“ und wirft so alle Götter und Könige durch einander, nur die Gelehrten lesen in den Hieroglyphen den Namen des Königs oder in den Abzeichen den Namen des Gottes. Auch der Tempel, welchen wir besuchen wollen, hat mit Osiris nichts zu thun. Die großen sitzenden Figuren am Eingange sind keine „Osirisbildsäulen“, sondern stellen den König Ramses II. Sesostris vor, und mit dem in der Nähe befindlichen „Isistempel“ hat es eine ähnliche Bewandtnis.

Versetzen wir uns nun wieder einmal in Gedanken um dreitausend Jahre zurück! Es wird genußreicher sein, im frischen Leben zu wandeln als unter den todten Trümmern der Vergangenheit.

Wir fahren ab von der Insel Pilak und steuern nach Süden. Bald ist die Gegend wildromantisch, bald lieblicher; einmal treten die steilen Felsen nahe heran und der Nil bespült den Fuß der natürlichen Thalwände; ein anderes Mal breitet sich das Thal weit aus, das Auge schweift über fruchtbare Felder und erblickt erst in bläulicher Ferne die Berge. Gestern sahen wir Felsentempel, deren Eingänge nur wenige Fuß von dem Wasserspiegel entfernt waren; nur ein schmaler Pfad zog sich noch vor ihnen hin; heute dehnen sich lange Sphinxalleen vor uns aus und führen zu entfernten hohen Pylonen — überall so, wie es die Oertlichkeit gestattet, aber überall ägyptisch. Obwohl wir längst über die Grenze Aegyptens hinaus sind, weht hier doch noch ägyptischer Geist. Die Nubier (oder, wie die alten Aegypter sagten, die Kuschi) hatten sich ihren nördlichen Nachbarn unterwerfen müssen; aber nicht das ist der größte Ruhm der Helden, daß sie Länder eroberten, sondern daß sie ungebildeten Völkern Bildung brachten, daß sie thaten, wie der große Osiris that. Der durch das Schwert erworbene blutige Lorber verwelkt, aber nicht der Kranz, welcher das Haupt des Edlen ziert, der ein Volk aus der Barbarei emporgehoben zur Gesittung.

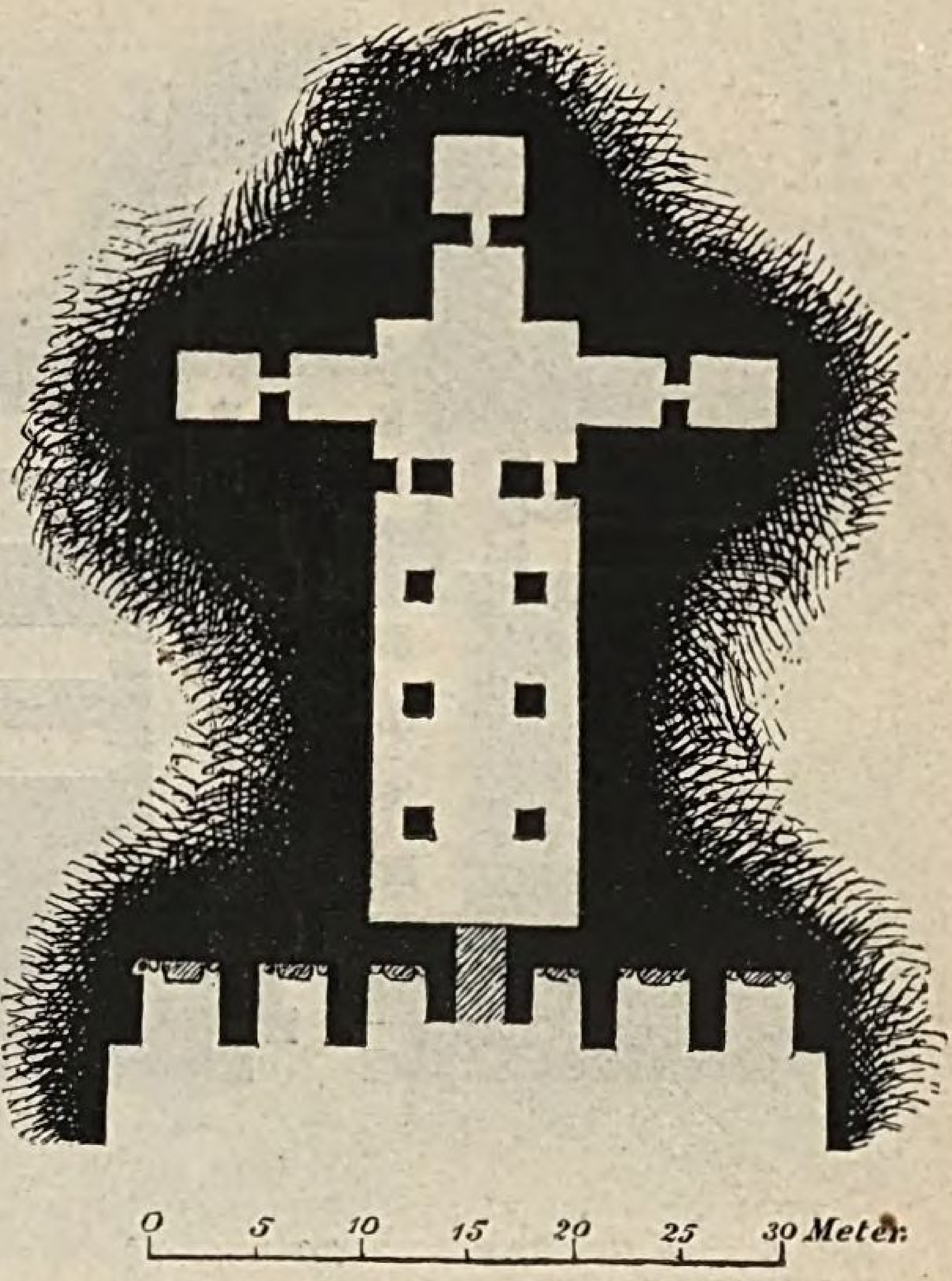
Es wird lebendiger auf dem Strome. Von allen Städten und Dörfern beider Ufer stoßen Schiffe und Schiffchen ab und segeln mit uns hinauf nach Süden. Das macht das große Fest des Ra, d. i. der Sonne, zu dem wir eben recht kommen. Sieh' diese prachtvolle vergoldete Gondel! Das muß ein reicher Mann sein, dem sie gehört! Vielleicht ein Feldherr oder gar ein königlicher Prinz! Wie bescheiden nehmen sich dagegen jene Bootchen da drüben aus! Und doch sind auch sie recht nett und gar bunt bemalt.

Aber jetzt wird es lustig! Hier kommt eine große Barke mit Musikanten. Trommeln, Trompeten, Klappenhölzer und Sistren — welch ein Lärm! Laß

uns zurückbleiben; dort hinten findet sich noch lieblichere Musik. Sieh', in diesem Schiffe sind Männer mit Harfen und Instrumenten, ähnlich einer Guitarre, und Frauen schlagen das Tamburin dazu.

Jetzt blicke nach rechts! Sieh' dieses Schiff mit dem prächtigen Pavillon in der Mitte. Alles in Roth und Gold; vorn und hinten ein Thürmchen mit schiefem Dach. — Aber nun versuch' einmal, das bunte Segel anzusehen: Das halten die Augen nicht aus! Wie das grelle Gelb und Blau, das Roth und Grün neben einander flimmern! Wie die vergoldete Sonnenscheibe oben im Scheine der wirklichen Sonne glitzert!

Wir haben bereits 90 Stunden Weges zurückgelegt. Der Strom fließt hier von Südwest nach Nordost durch Sandsteingebirge. Drüben im Westen zieht sich ein kleines Thal hin — siehst du jenen mächtig hohen Felsen? Der ist diesseit des kleinen Thales, und in ihn ist auch ein Tempel gebrochen, welchen wir jedoch heute nicht besuchen wollen. Sechs kolossale Figuren — drei rechts, drei links — stehen neben dem einzigen, engen Eingange. Dieser führt zu einer Vorhalle, welche etwa dreizehn Schritte lang und halb so breit ist. Sechs mit Köpfen gezierte Säulen tragen die Decke. Von der hintersten, ganz mit Hieroglyphen bedeckten Wand führen drei Pforten — in der Mitte eine größere und rechts und links eine kleinere — in das innere Tempelgemach. In diesem sind wieder rechts, links und hinten Eingänge zu drei Seitenkapellen, und jede dieser drei hat noch einmal drei kleine, nischenartige Nebengemächer.

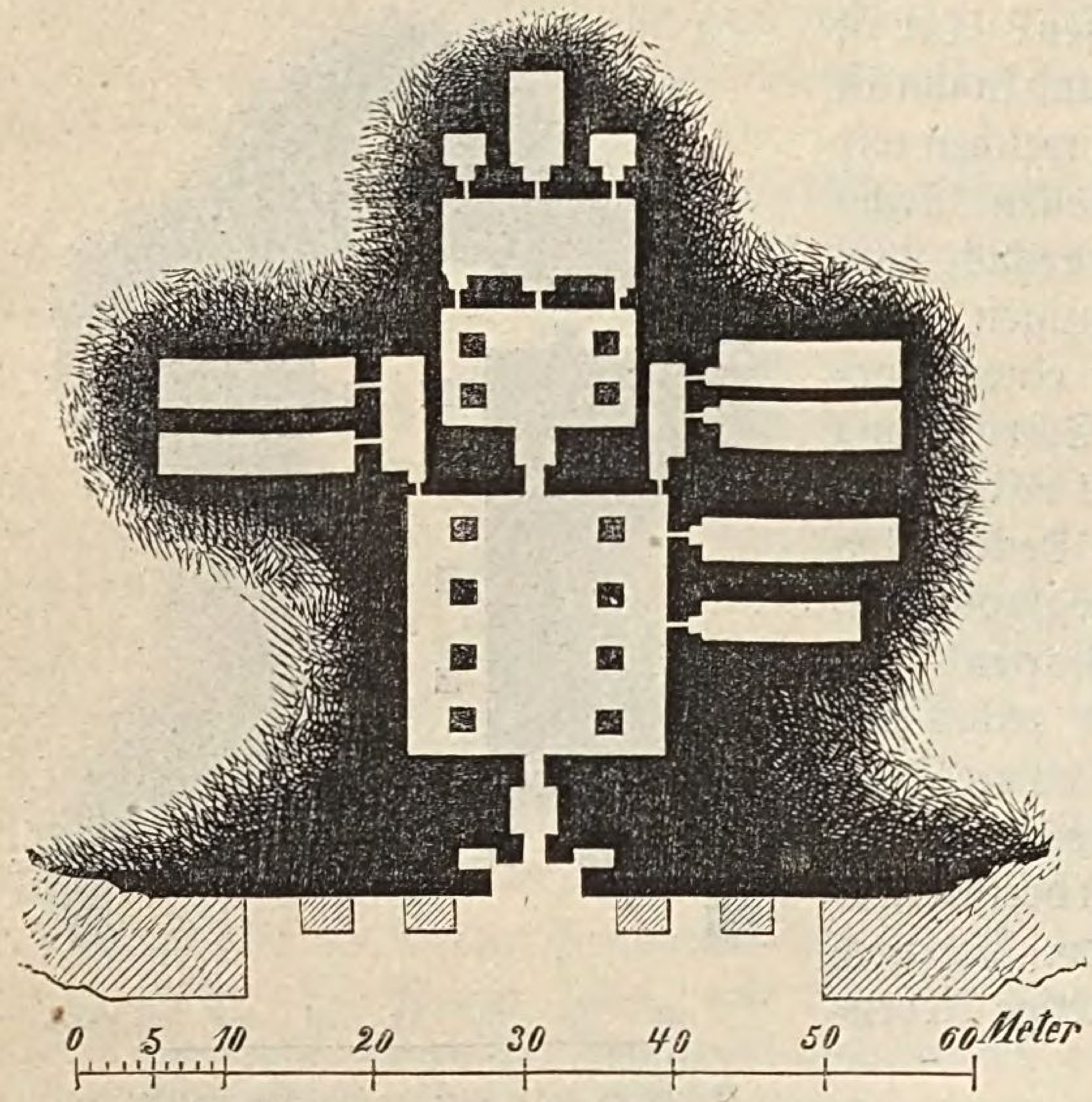


Grundriß des „Kleinen Felsentempels" bei Abu Simbel.

Doch wir halten uns hier nicht auf. Wir betrachten den Tempel nur von außen. Die Felswand ist schief behauen, die Statuen aber stehen in Nischen, deren Rückwand senkrecht ist. Das macht einen ganz eigenen Eindruck, da auf diese Weise die Köpfe der Figuren am hellsten beleuchtet sind, der Untertheil aber immer mehr in den Schatten zurücktritt. Die Statuen mögen etwa 8 m hoch sein; jede hat rechts und links noch eine kleinere von ungefähr 2 m neben sich. Von den sechs großen sind drei mit der doppelten Straußenfeder, drei mit der Krone von Oberägypten geschmückt. Die ganze Wand ist mit eingemeißelten Hieroglyphen bedeckt, und der Name des Königs Ramses leuchtet dem Beschauer sogleich über der Eingangspforte entgegen.

Wie die einzelnen Bildsäulen, so steht die ganze Front des Tempels in einer schiefen Nische, denn die glatt behauene Front ist weniger schief als die unbehauene Fläche des Felsens.

Aber nun noch ein Stück den Strom hinauf! Jetzt kommt erst die Hauptsache. Ja, das ist prächtig! Das ist großartig! Auf der andern Seite des Thales ein gelblichbrauner, dunkler Sandsteinfels, senkrecht, glatt zu einer Mauer behauen, und daran sitzen, aus hellem, fast weißem Sandsteine gemeißelt, vier Riesenkönge! Wohl gemerkt! Die Statuen sind angewachsen, denn der helle Sandstein, aus welchem sie bestehen, ist nur eine helle Schicht des dunklen Felsens, und der Bildhauer hat diese verschieden gefärbte Schichtung so trefflich benutzt. — Und was sagst du zu diesen Treppen? Sie sind 43 m lang, denn so lang ist die Façade des Felsentempels. Hier siehst du vier sitzende Bildsäulen des Königs Ramses II.; sie sitzen in einer schiefen Nische, welche unten 10 m vorspringt.



Grundriß des „Großen Felsentempels“ von Abu Simbel.

Nun stelle dir vor: jede Statue ist 21 m hoch, die Krone allein $4\frac{1}{2}$ m; der Bart mißt 2 m, das Ohr $1_{,15}$ m, die Nase 1 m, das Auge $0_{,70}$ m; — von einer Schulter zur andern sind über 8 m! Das heißt: jede ist über die Brust so breit, als bei uns ein kleiner Saal lang ist.

Zwischen den Beinen der großen Figuren stehen die Statuen der Kinder des Helden Ramses. In der Mitte zwischen den vier Königsbildsäulen ist der Eingang, — 7 m hoch. Von etwa gleicher Höhe ist Gott Ra, über dem Eingange in einer Nische stehend, die Sonnenscheibe auf dem Kopfe: rechts und links wieder Ramses II., den Gott verehrend. Die Höhe der ganzen Façade ist 33 m.

Treten wir nun in das Innere des Tempels! Er reicht gegen 60 m in den Felsen hinein, besteht aus vier Hauptabtheilungen und im ganzen aus 14 verschiedenen Sälen — sage vierzehn Sälen!

Durch einen etwa 6 m langen Gang kommen wir in einen großen Saal, 7 m hoch, $17\frac{1}{2}$ m lang, 16 m breit. Die Decke ist blau und roth bemalt, alle Wände sind mit bunten Gemälden bedeckt, welche die Feldzüge und Heldenthaten des Königs darstellen. Hier sieht man Ramses eine Festung stürmend — da in seinem Streitwagen wild in das Gefecht jagend — dort dem Gotte Opfer bringend. Alle Bilder sind mit der größten Sorgfalt ausgeführt. — Acht Statuenpfeiler bilden in der Mitte eine Allee nach der hinteren Wand.

Die Statuen sind aufs sauberste ausgearbeitet und sorgfältig gemalt; die Pfeiler sind $2,_{30}$ m dick. — An der rechten Seitenwand münden zwei Eingänge in zwei längliche Säle, deren vorderer 12, deren hinterer $14^1/_2$ m tief ist; jeder etwa 4 m breit. Die Rückseite des großen Säulensaales hat drei Ausgänge. Die zwei rechts und links in der Ecke führen jeder in einen langen Saal, von dem aus nach der äußern Seite wieder zwei andere Säle ausgehen. So besteht der erste Hauptheil des Tempels aus neun verschiedenen Sälen.



Eingang zum großen Felsentempel von Abu Simbel.

Gerade dem Eingange gegenüber führt ein anderer, ungefähr $3^1/_2$ m langer Gang in den zweiten Hauptsaal. Dieser ist von vier Pfeilern gestützt, $11^1/_2$ m breit und 8 m tief. — Von seiner Rückwand treten wir durch den einen der drei Eingänge in den dritten Hauptsaal, der ebenfalls $11^1/_2$ m breit, aber nur etwa 6 m tief ist. Von ihm aus gelangt man hinten rechts und links in zwei kleinere Räume, jeder etwa 3 m ins Gevierte; in der Mitte führt ein Gang in das Allerheiligste, das noch einmal 7 m lang und 4 m breit ist. Ganz hinten, an der letzten Wand, sind vier sitzende Götterstatuen. Von dem vordersten Eingange kann man durch die vier Haupträume bis zu denselben sehen, wenn nämlich dieser letzte Saal genügend erleuchtet ist; er geht gegen 60 m in den Felsen.

Denkst du auch daran, wie viel Kubikmeter Stein hier aus dem Felsen gehauen und fortgeschafft werden mußten? Gegen siebentausend!

Es kostet viel Zeit, alle diese Bilder und die zahllosen Hieroglyphen zu betrachten und zu lesen. Es entgeht uns Vieles und wir müssen uns mit einem Gesamtüberblicke begnügen. Treten wir denn wieder hinaus in das Freie und blicken nun über die grandiosen Treppen hinab nach dem Flusse!

Sieh', welch Drängen und Treiben! Zu Tausenden steigen sie die hohen Treppen hinan und wandeln wie Zwerge zwischen den Füßen der Riesen umher. Hier hat sich ein Trupp gelagert; dort an dem Thore drängt und schiebt sich die Menge hinein und heraus — denn zu den vorderen Räumen hat das Volk Zutritt, nur nicht zu dem Allerheiligsten — hier finden sich alte Freunde wieder; da kommt eine ganze Prozession mit Pfeifen- und Flötenspiel, dort macht sich die Bewohnerschaft eines fernen Ortes schon wieder zum Aufbruche bereit.

Und welch ein Leben und welche Mannigfaltigkeit bietet der Strom zu unseren Füßen dar! Welche Zahl von Booten aller Art! Hier ist eines mit einem Schwanenhalse, dort hat der Schnabel eines andern die Gestalt einer Schlange; an einem dritten sieht er gar aus wie eine Trompete! Und diese prachtvollen Pavillons! An allen diesen Gondeln, Häuschen, Segeln, Rudern ist auch nicht ein handgroßes Fleckchen, das nicht bunt bemalt wäre — und oft recht geschmackvoll. Auch die Vergoldung ist überaus reich angebracht.

Schau hierhin! Soeben beginnt eine Wettfahrt. Hei, wie die Barken pfeilschnell durch das Wasser schießen! Und dort drüben siehst du ein Fischerstechen! Plump! Da liegt Einer im Wasser, sein Kamerad zieht ihn jetzt wieder heraus. Musik und fröhliches Jauchzen von allen Seiten! Lust und Freude auf allen Gesichtern! O, du glückliches Volk von Aegypten!

Doch, es ist Zeit, wieder einzusteigen und bis zu dem nächsten Dörfchen zu fahren. Das Fest dauert ja mehrere Tage; morgen sind wir wieder hier.

So! Nun wirf noch einen Blick zurück auf die Riesenstatuen! Sieh' diese fein ausgemeißelten Gesichter, diese majestätische, erhabene Ruhe in den Gestalten! Wie machen diese Kolosse den Eindruck des Allgewaltigen! Ja, das sind Riesenwerke, bestimmt für die Ewigkeit.

Für die Ewigkeit? — In der großen Sanduhr der Zeit ist ein einzig Körnlein Sand herabgerollt — 3000 Jahre sind um, wir schreiben 1881 nach Christi Geburt. Komm mit mir! Ich zeige dir 90 Stunden südlich von der Insel Philä ein anderes Bild!

Von den Treppen, von der Anfahrt keine Spur mehr zu sehen. Selbst der Nil fließt nicht mehr wie zu Ramses Zeiten. Die Anhäufung des Schlammes und der in ungeheuren Massen von Westen hergewehte Wüstensand haben sein Ufer verändert. Der Koloß zunächst links von der Thür ist durch den Blitz zertrümmert (wie uns eine Inschrift auf dem einen Beine belehrt), die beiden rechts sind zur Hälfte im Sande begraben, nur der äußerste links ist ganz sichtbar — bis auf die Füße, welche auch längst mit Sand bedeckt sind. Zerschlagen ist, was zerschlagenswerth war, sei es, um die Steine zu benutzen, sei es, um ein Andenken mit nach Europa zu bringen. Sieh', da oben klettert eben solch ein Vandale aus Europa umher! Er ist noch $^1/_2$ m kleiner als des Königs Ramses Bart. Jetzt setzt er sich auf einen Finger des Königs (der Daumen



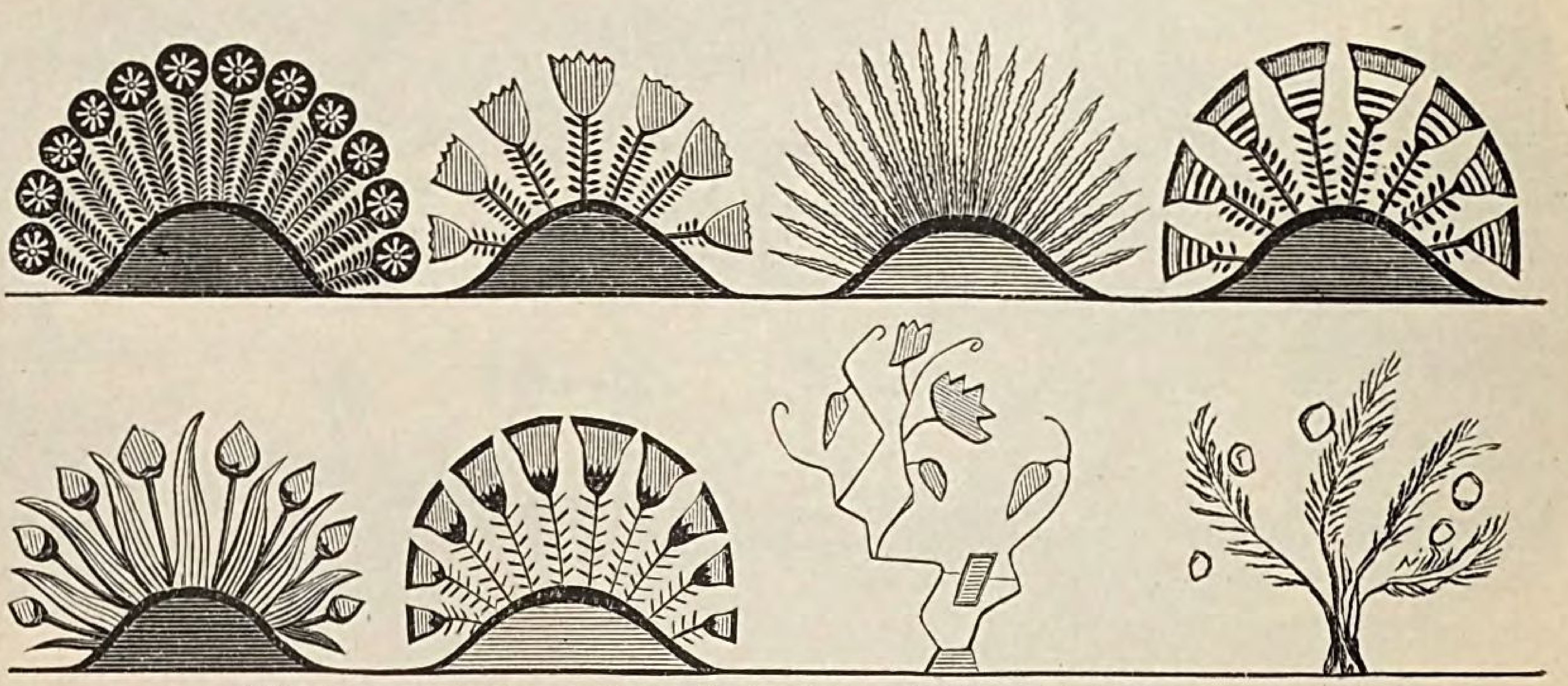
Altägyptisches Fest bei dem großen Felsentempel von Abu Simbel.

mag wohl 50 cm dick sein) und zieht ein rothes Buch heraus. Er wird sich wohl einen Bleistiftstrich an das Kapitel „Abu Simbel“ machen, damit er zu Hause noch weiß, was er gesehen.

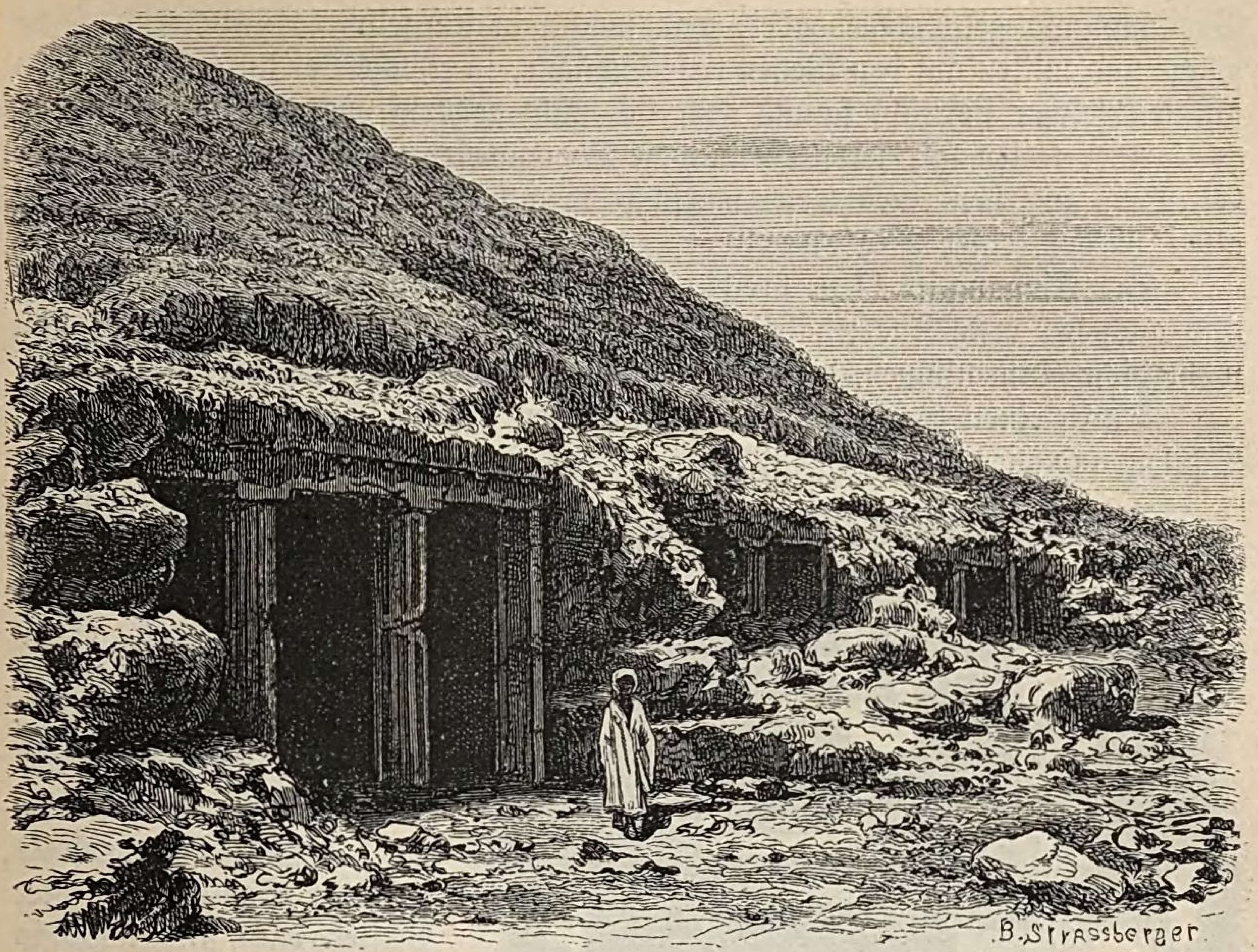
Im Innern des Tempels ertönen ganz andere Stimmen als vor alten Zeiten, denn er ist die Zufluchtsstätte der Hirten aus der Nachbarschaft, welche sich mit ihren Herden in die geweihten Räume flüchten, wenn die räuberischen Maghrebi (die westlichen Beduinen) kommen, Beute zu machen.

So sieht es heute dort aus, und doch ist erst ein einzig Sandkörnlein in der großen Zeitenuhr hinabgerollt.

Wer die höchst merkwürdigen historischen Darstellungen an den Wänden der Säle studiren will — die Zeichnung ist ausdrucksvoll, charakteristisch, die Farben sind noch frisch und leuchtend — oder gar Hieroglyphen lesen und kopiren, der darf sich nicht mit der Pechfackel begnügen oder, wie es hier Brauch ist, ein qualmendes, unruhig brennendes Holzscheit benutzen, das viel Rauch und wenig Licht verbreitet; auch die gewöhnliche Blendlaterne genügt nicht; dahingegen sind sehr zu empfehlen die großen Lokomotivlaternen, wie sie an der Vorderseite eines Dampfwagens angebracht sind. Das Beste ist jedoch elektrisches Licht. Kann man sich dieses verschaffen oder Magnesium-Band, also daß ein ganzer Saal erhellt wird und mit Einem Blicke gesehen werden kann, so wird man einen Genuß haben, der unvergeßlich für das ganze Leben bleibt. Brugsch-Bey, der gründliche Kenner der ägyptischen Alterthümer, drückt seine Bewunderung in diesen Worten aus: „Dort in Nubien an einsamer Felsenwand, weit entfernt von den Wohnungen der Menschen, ward in altersgrauer Zeit ein Felsentempel hingezaubert (das ist das Wort dafür), so kühn, so gewaltig, so alles menschliche Māß übersteigend, als hätten Riesen den starren Fels zu einem lebendigen Kunstwerk umgewandelt. Nicht kluge Berechnung, nicht Vortheil, nicht Nutzen, sondern der erhabenste Gottesgedanke schuf ein solches Werk, würdig der unsterblichen, unbegreiflichen, gewaltigen Gottheit, der die Altzeit es weihete in hoher Verehrung vor dem Unendlichen und Unerfaßlichen.“



Pflanzenornamente aus dem Grabe Ramses' III. (Siehe Seite 123.)



Grabeingang bei Beni-Hassan. — Aus der 12. Dynastie, 2400 v. Chr.

4. Die Felsengräber.

Kleine Gräber. — Besuch eines großen Grabes. — Wo ist der Sarg zu finden? — Gefahren. — Königsgräber.

Die Felsengräber waren zum Theil Privateigenthum — für eine Person oder eine ganze Familie — oder öffentliche Gräber, in welchen alle Diejenigen beigesetzt wurden, die sich nicht ein eigenes Grab machen lassen konnten.

Jene sind, wenn sie nur einen Sarg aufzunehmen hatten, oft sehr klein. Bei einem z. B. führt ein Gang 10 Fuß hoch, 2½ Fuß breit, 8 Fuß lang in ein kleines Zimmer, welches 12 Fuß hoch, 10 Fuß breit und 2½ Fuß tief ist und dem Eingange gegenüber zwei in einander stehende kleine Nischen hat. Innen und außen sind alle Wände (auch die Decke) mit ganz flach erhabenen Figuren und Inschriften bedeckt — Alles mattgelb angestrichen.

Bei einem andern ist der Gang, welcher in den Felsen führt, auch 2½ Fuß breit, aber nur 5 Fuß lang; das kleine Zimmer ist 6 Fuß tief, 14 Fuß breit und 10 Fuß hoch. Die Reliefsfiguren sind mit bunten Farben bemalt.

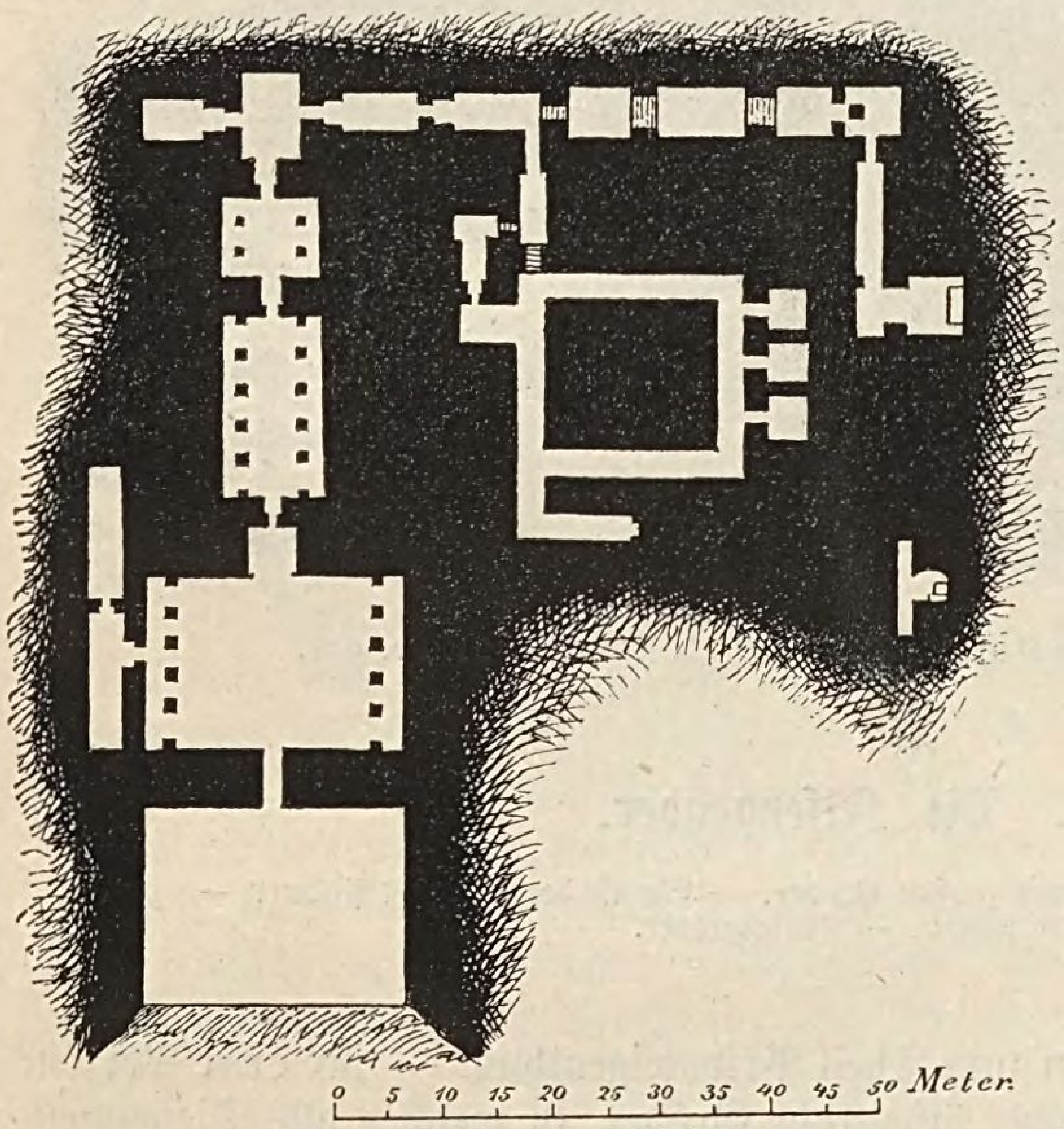
So sind die kleinsten Gräber für einzelne Personen beschaffen. Reiche, Vornehme ließen sich aber viele Säle und Gänge in den Felsen hauen und ihren Sarg in irgend eine Ecke so gut verstecken, daß ihn — wie sie hofften — gewiß nie ein Sterblicher wieder auffinden sollte. Auch wurden noch besondere

Vorsichtsmaßregeln angewendet: man machte in sich selbst zurückführende Irrgänge und mitten auf den Wegen tiefe Schächte, in welche Der unrettbar stürzen mußte, welcher sie nicht kannte oder sich nicht gehörig vorgesehen.

Aber treten wir selbst ein in diese Todtenwelt. Hier neben ist der genaue Grundriß zu sehen eines dieser merkwürdigen Bauten aus der Todtenstadt des alten Theben, einer Riesenarbeit, um — einen kleinen Sarg zu bergen.

Der Eingang ist 41 m breit, verengt sich aber auf $25^1/_2$ m. So breit ist also auch der erste Saal; dabei hat er eine Tiefe von $18^1/_2$ m. Ueberlege man wohl diese Dimensionen, der Saal hat eine Fläche von 472 qm.

Durch einen Gang kommt man in einen andern Saal, welcher von acht Säulen und vier Pfeilern gestützt wird. Aus ihm führt links ein kleiner Gang in zwei schmale Zimmer, die aber zusammen 28 m lang sind. Bleiben wir in der Hauptrichtung des ersten Theiles dieser großartigen Grabanlage, so gelangen wir durch ein Zimmer und einen kurzen Gang in den dritten Saal, dessen Decke ebenfalls auf acht Säulen und vier Pfeilern ruht, und endlich in einen vierten Saal mit nur vier Säulen. Er ist der kleinste, hat aber immer noch 80 qm Fläche. Nachdem wir einen Weg von nahezu 100 m zurückgelegt haben, stehen wir an der hinteren Wand und können nicht weiter.



Großes Felsengrab bei Theben.

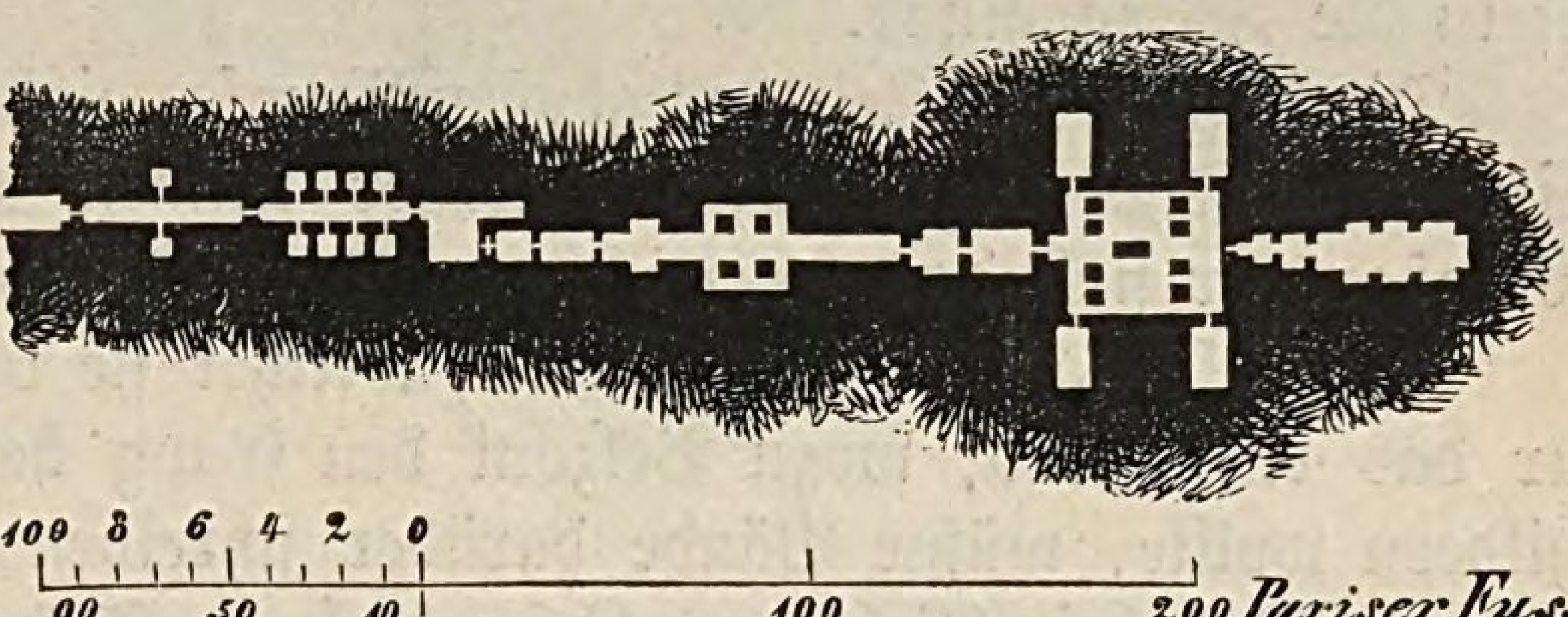
Aber sind wir hier am Ende? Noch lange nicht.

Jetzt kommt der zweite Theil der Anlage, rechtwinklig gegen den ersten. Links haben wir nur noch ein Zimmer, rechts aber kommen wir durch zwei Zimmer an eine Treppe, welche tief hinab führt. Und abermals und zum dritten Male führt uns eine Treppe immer tiefer, bis wir haushoch unter dem Eingange sind. Wir gehen noch durch ein weiteres Zimmer — Halt! Aufgepaßt! Wehe Dem, der hier nicht vorsichtig mit der Fackel vor sich hin auf den Boden leuchtet! Vor unseren Füßen gähnt ein Schacht, den Tod drohend Allen, die unbefugter Weise hier eindringen, frevelhaft vielleicht gar den Sarg suchen wollen. Mit Vorsicht umgehen wir den schwarzen Abgrund und stehen nun wieder an der hinteren Wand eines Zimmers und zwar dessen, welches den zweiten Theil abschließt, der für sich allein 69 m lang ist.

Und wo ist der Sarg? Der ist nirgends zu finden. — Es muß aber doch einer vorhanden sein! Betrachten wir die Wände, vielleicht findet sich noch

eine Thür! Sieh', auf der rechten Seite öffnet sich ein etwa 2 m breiter Gang. Also hinein! Der führt uns vielleicht zum Ziele.

Wieder sind wir ungefähr 20 m durch Gänge und Galerien gewandert; wir stehen abermals am Ende eines Zimmers und können nicht weiter. Aber nur den Muth nicht verloren! Ein Sarg muß da sein und wird sich auch finden. Links führt uns ein weiterer Gang in ein Gemach, das aber keinen andern Ausgang hat, und wir sind nun wirklich am Ende. An der hinteren Wand befindet sich auch eine große Steinbank, ohne Zweifel bestimmt, die Todtenlade aufzunehmen; aber diese ist nirgends zu sehen. Kehren wir also um, aber prüfen wir vorsichtig jede Wand, ob wir nicht vielleicht einen Nebenweg übersehen haben. Wir kommen an den Schacht, steigen eine Treppe nach der andern hinauf — da öffnet sich links von der oberen ein Gang, welcher in ein Zimmer führt, von dem zwei verschiedene Treppen wieder hinabgehen. Der nebenstehende Grundriß zeigt die merkwürdige Anlage dieses interessantesten Theiles aus dem ganzen wunderbaren Bau. Ein Weg, welcher (80 m lang) in sich selbst zurückführt, wenn man ihn verläßt, an vier verschiedenen Stellen zur Umkehr zwingt, durch Treppen irre macht und wie ein Labyrinth den Wanderer die Richtung verlieren läßt, — das war ein verzweifelter Gedanke des Baumeisters! Es ist eine Kleinigkeit, sich auf dem Grundrisse zu orientiren, da seinen Weg zu finden; aber man vergegenwärtige sich einmal lebhaft, was es heißen will, in die schwarze Nacht eines solchen Grabes hinabzusteigen, ohne den Grundriß zu kennen, einzig mit einer Pechfackel versehen, die nur die allernächste Umgebung erhellt, so daß es geradezu unmöglich ist, einen Ueberblick zu gewinnen. Der Wanderer kann immer wieder an denselben Platz kommen, ohne zu merken, daß er schon einmal dagewesen, und wenn er, aus dem großen Viereck die breite Treppe hinaufgestiegen ist und die schmale wieder hinabschreitet, ist er abermals in dem Zauberquadrat und kann darin möglicherweise verhungern.



Maßstab 1/2000.
Bab-el-Moluk. Grab von Ramses III. (Theben).

Solche große Gräber müssen systematisch durchwandert werden mit fortlaufender Aufzeichnung des Weges und ungefähren Grundrisses; Entfernungen werden durch Schritte abgemessen.

Jetzt ist kein Gemach, kein Plätzchen übrig, welches wir nicht durchforscht hätten; das einzig Denkbare ist, daß der Sarg auf dem Boden des Schachtes stände. Kehren wir noch einmal dorthin zurück, auch ihn zu durchsuchen. Er hat $1{,}_{30}$ m ins Gevierte und ist 9 m tief; wir lassen uns mit einer Fackel hinab, der Boden ist eben und kahl, und kein Sarg ist da. Was nun? — —

Langsam lassen wir uns wieder hinaufziehen, beleuchten die Wände des Schachtes — 3 m über dem Boden führt ein kurzer Gang seitwärts in den Felsen. Hier ist ein Gemach von etwa 3 m im Quadrat, die Decke ist im Bogen

ausgehauen, hinten sieht man eine breite steinerne Bank — und auf dieser Bank steht der Sarg.

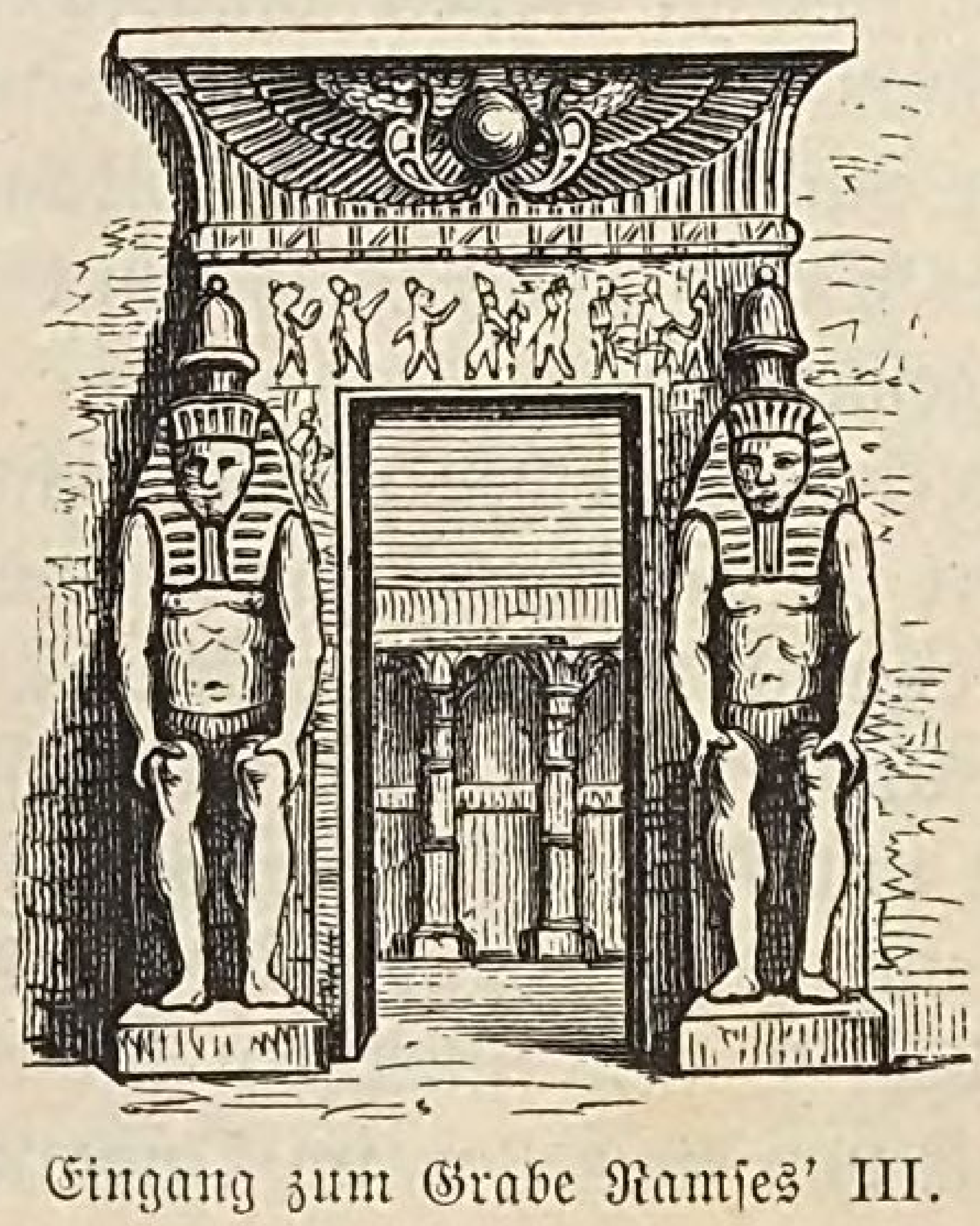
Die Länge aller Zimmer, Galerien, Gänge und Treppen dieses einzigen Grabes beträgt zusammen wohl 330 m. Nun bedenke man: Welche Arbeit gehörte dazu, ein solches Grab in den Felsen zu hauen, Wände und Boden zu ebnen, Treppen und Säulen zu machen, den Schacht zu brechen! Welchen Aufwand von Kraft erforderte es nur, die ausgebrochenen Steine von der Grabkammer aus dem Schacht hinaufzuziehen und den weiten Weg, die Treppen hinauf, durch Säle und Gänge hinaus an das Tageslicht zu bringen!

Zur Vergleichung steht auf S. 123 noch der Grundriß des Grabes, in welchem König Ramses III. beigesetzt ist. Einer besondern Erläuterung bedarf der Grundriß nicht, er ist durch sich selbst verständlich. Aus diesem Grabe sind die Ornamente S. 120 und 128 genommen.

Manche Gräber bestehen fast nur aus wagrechten Stollen, andere meist aus schief abwärts gehenden Pfaden und Treppen; wieder andere führen von Schächten in Stollen, von Stollen in Schächte und gehen auf diese Weise sehr tief in die Felsen hinab.

Die Könige zur Zeit des großen Ramses ließen sich in ein entferntes, abgesondertes Thal begraben; die Araber nennen es Biban-el-Moluk. Diese Königsgräber sind das Herrlichste, was an Katakomben aufzufinden ist.

Prokesch, Ritter von Osten, welcher sie besucht hat, sagt: „Wer auch nur das eine Grab, wozu Belzoni den Gang hat ausräumen lassen, genau schildern wollte, müßte Bände darüber schreiben und würde, wie getreu er auch der Wahrheit blieb, dem Leser doch ein Träumer scheinen. Diese Menge von Gängen, Gemächern und Sälen, zwei Stockwerke tief und tiefer noch in das Leben der Felsen gehauen, diese Millionen Bilder und Hieroglyphen der feinsten Ausführung, dieser Glanz und die Unverletztheit der Farben, als wären sie eben erst aufgelegt worden, geht weit über den Maßstab des heutzutage Denkbaren hinaus. Der Aufwand von Pracht und Arbeit, von religiöser Gewissenhaftigkeit in Ausführung des Kleinsten wie des Größten ist so ungeheuer, daß man nicht begreift, wie ein Herrscher, und war er auch der mächtigste von der Welt, auf den Gedanken hat verfallen können, einen ähnlichen Bau anzubefehlen."



Eingang zum Grabe Ramses' III.



Steinbrüche von Dschebl Selseleh. (S. 14.)

5. Die Säulen und Träger der ägyptischen Prachtbauten.

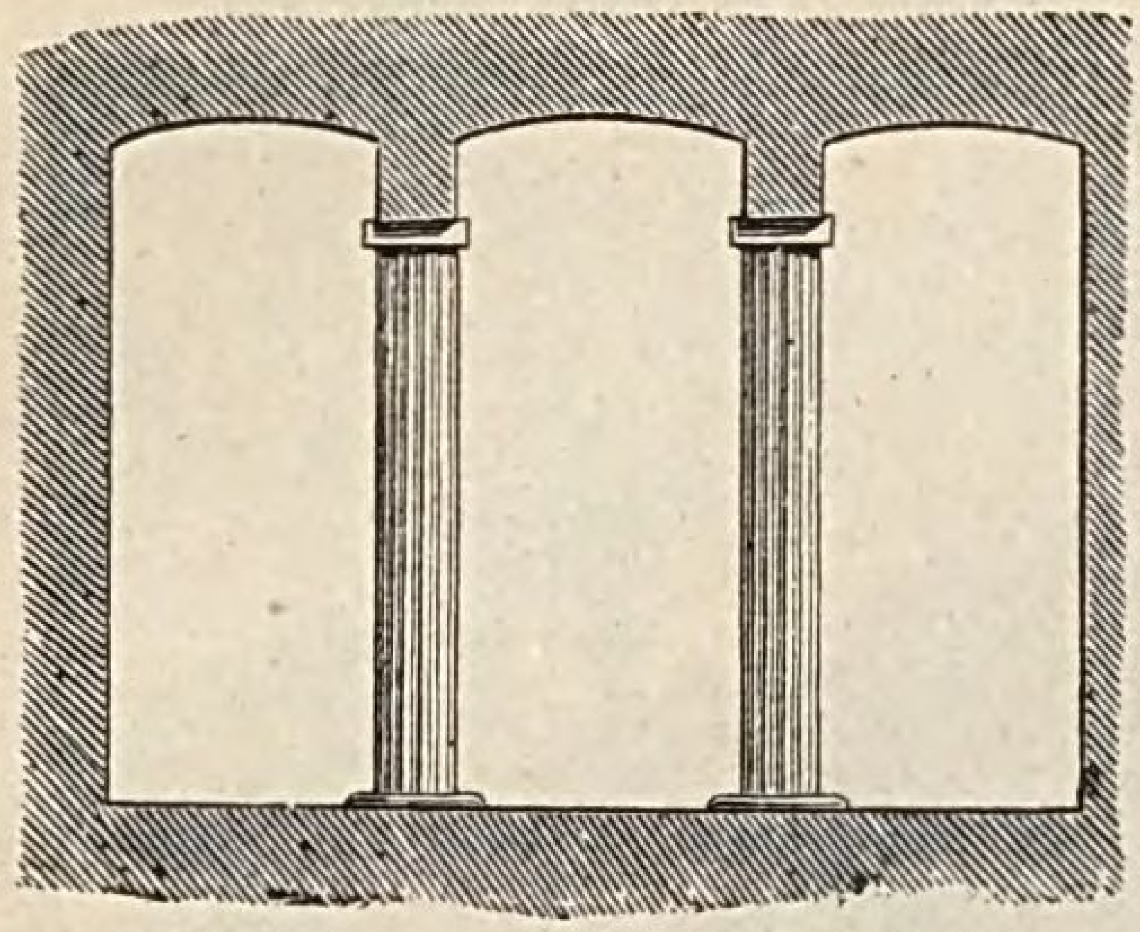
Die achtkantige Säule. — Die sechzehnkantige kannelirte Säule. — Die Lotossäule. — Die runde Säule. — Geöffneter Kelch als Kapitäl. — Palmenkapitäl. — Die Hathorköpfe. — Statuenpfeiler.

Eine Hauptzierde großer Prachtgebäude sind die Säulen. Sie wurden bei den alten Völkern weit häufiger angewendet als bei uns. In Griechenland war jeder größere Tempel auf allen Seiten von Säulen umgeben, manchmal in doppelter Reihe; und wir Alle kennen die dorischen, ionischen und korinthischen Säulen.

Aber einen noch großartigeren Gebrauch als die Griechen und Römer machten die alten Aegypter von den Säulen; nur sind diese ägyptischen Säulen im ganzen weit weniger bekannt als jene. Und doch sind sie aus verschiedenen Gründen einer genaueren Kenntnis wohl würdig. Sie sind an Formen weit mannigfaltiger als die griechisch-römischen, sie imponiren durch ihre oft staunenswerthe Größe, sie blenden durch die bunten Farben, mit welchen sie bemalt sind; sie wurden in weit größerer Zahl angewendet (standen doch ganze Säle voll, Säule an Säule), und endlich zeigen sie uns schon hier und da die Elemente zu den griechischen Säulenformen.

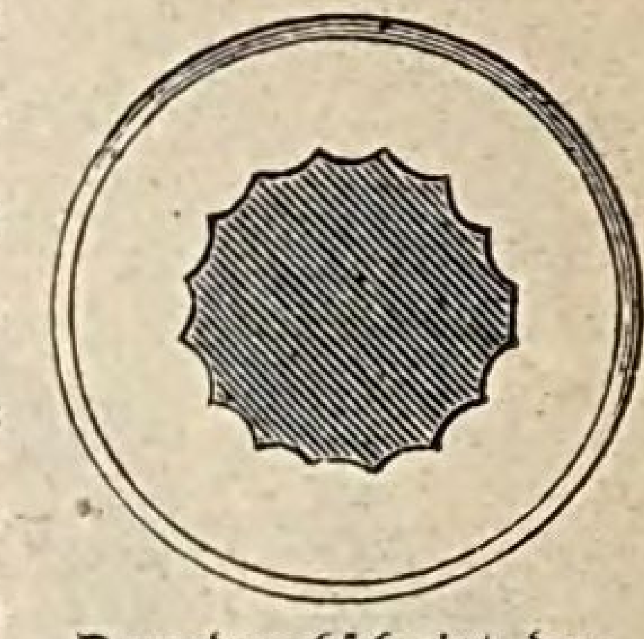
Bei uns sind fast nur die Formen im Gebrauche, welche bei den Hellenen und Römern vorkamen; sehen wir einmal, wie es an den Ufern des Nils aussah. Wir werden dort eine ungeahnte Mannigfaltigkeit, Pracht und Majestät finden.

Die hauptsächlichsten und am meisten vorkommenden Formen ägyptischer Säulen, dieses wichtigsten Schmuckes der Prachtgebäude, sind folgende:



Sechzehnkantige kannelirte Säulen.

a. Die achtkantige Säule. Sie findet sich z. B. am Eingange eines Felsengrabes bei Beni-Hassan (s. S. 125). Diese Säule ist einfach dadurch entstanden, daß man an dem viereckigen Pfeiler die Kanten abgemeißelt hat. Sie trägt noch die quadratische Deckplatte.



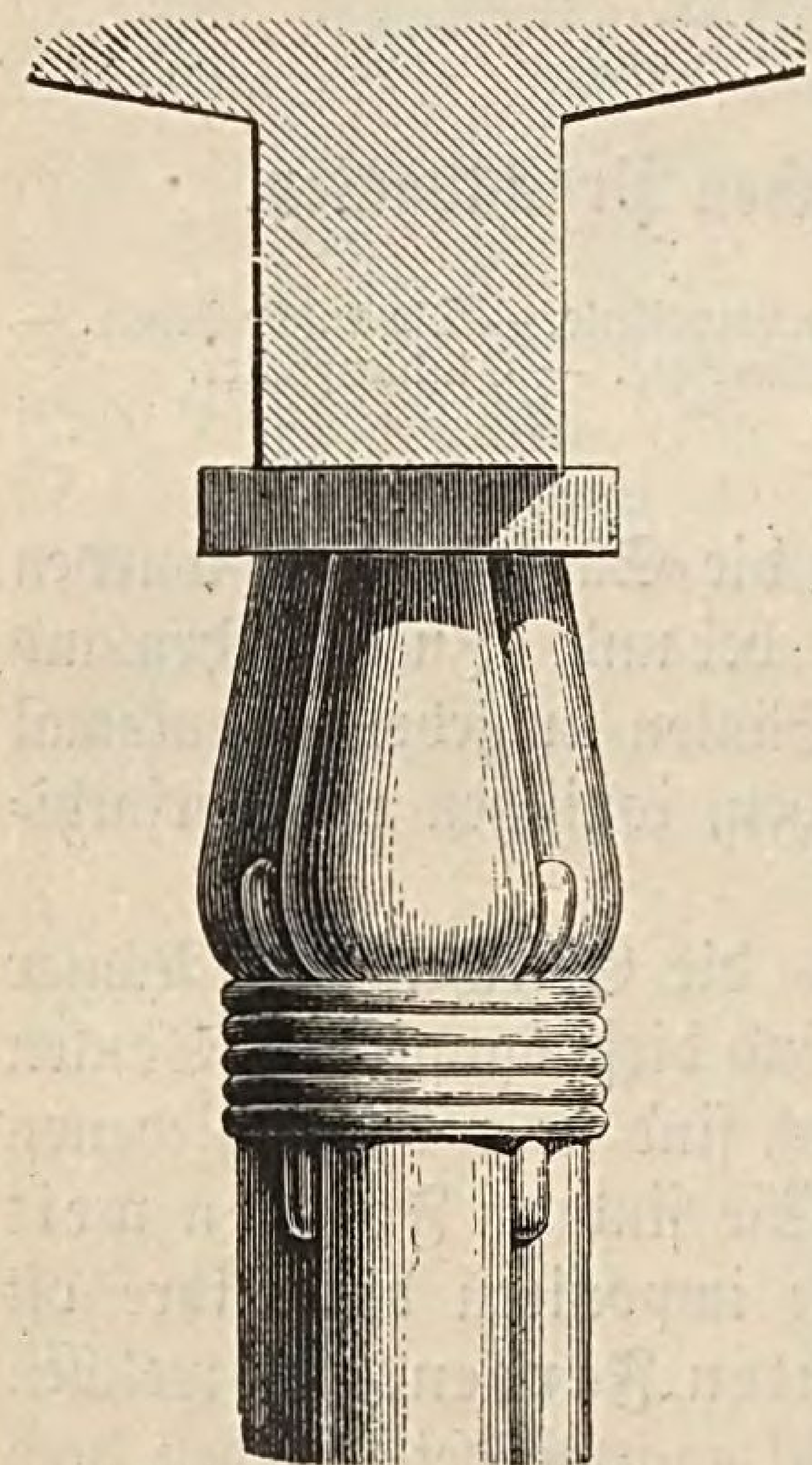
Querdurchschnitt der sechzehnkantigen kannelirten Säule.

b. Die sechzehnkantige Säule entstand, wenn man diese acht Kanten abermals abschnitt. So steht sie im Innern des genannten Grabes.

Sie ruht auf einer flachen, an der Kante abgerundeten, kreisförmigen Basis. Da die Winkel der sechzehn Seiten aber so stumpf sind, daß man die einzelnen Seiten gar nicht unterscheiden könnte, sind diese ausgehöhlt, d. h. die Säule ist kannelirt, wie das in vorstehender Abbildung deutlich zu ersehen ist.

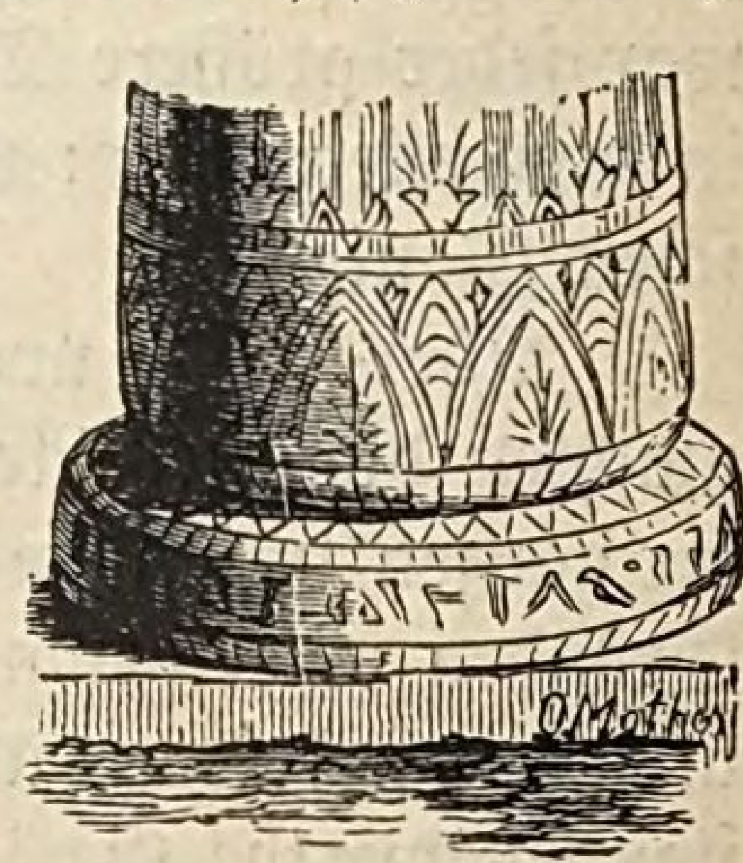
c. Die sogenannte Lotossäule. Sie stellt in ihrer ältesten Gestalt vier zusammengebundene Lotosstengel dar, deren Kronen das Kapitäl bilden.

Sie war mit grellen Farben bunt bemalt, sagte dem Geschmacke der Aegypter ganz besonders zu und bildete in ihrer weitern Vervollkommnung den Hauptschmuck der großen Säle, Hallen und Höfe in Tempeln und Palästen. Statt der vier Stengel machte man später acht, dann sechzehn.



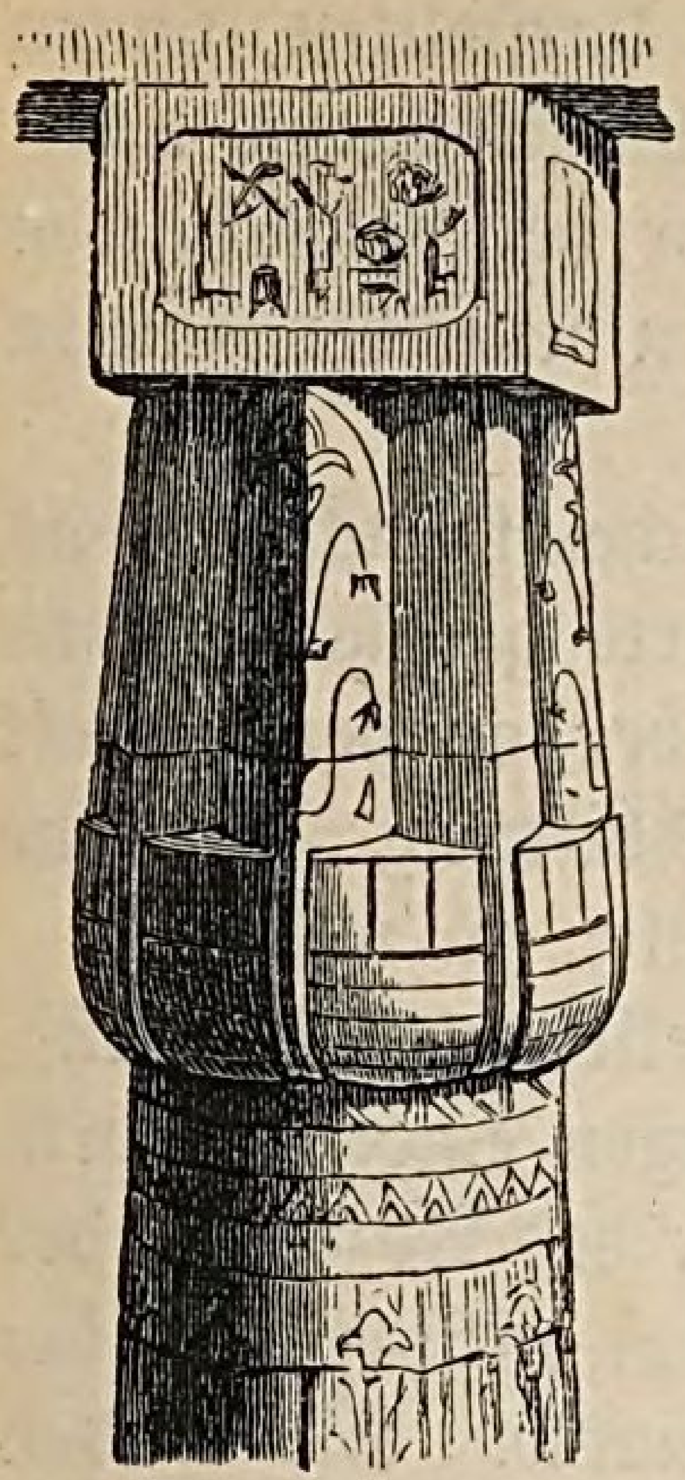
Vierstengelige Lotossäule.

Vielleicht fällt in beistehenden Abbildungen auf, daß die Säulen verhältnismäßig kurz und dick sind. Das ist eine Eigenthümlichkeit aller ägyptischen Säulen. Die dorischen Säulen haben sechs bis sieben, die ionischen acht bis zehn, die korinthischen durchschnittlich neun untere Durchmesser zur Höhe, die ägyptischen nur fünf; ja es finden sich sogar Säulen, welche nur viermal so hoch als dick sind.

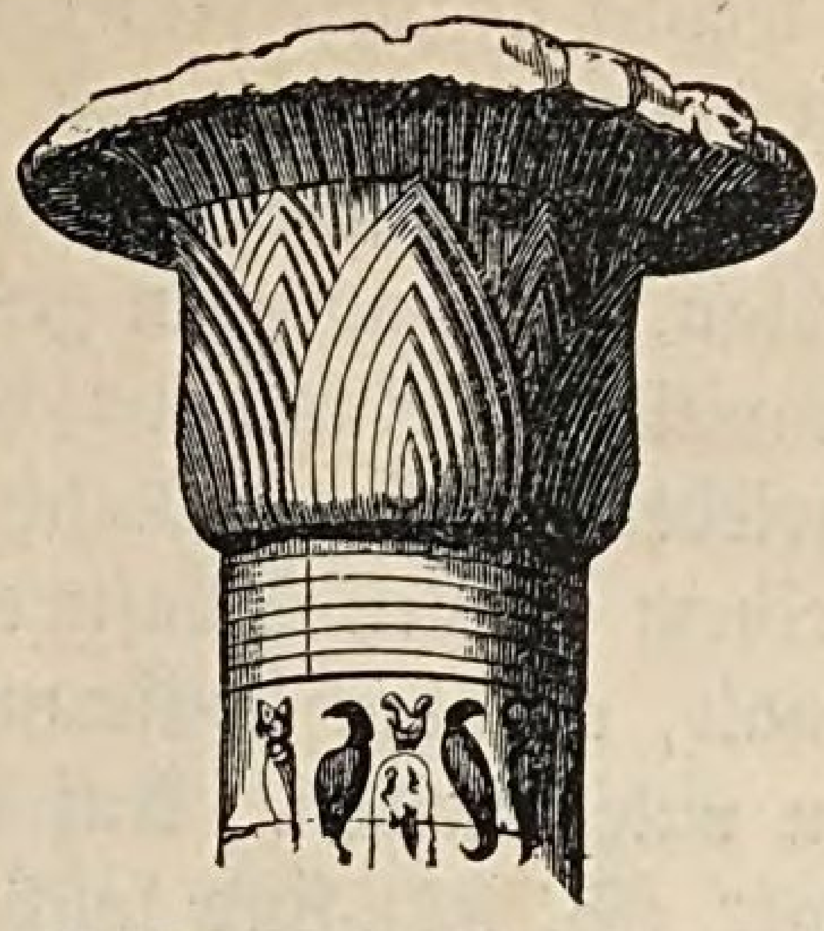


Säulenfuß aus Luxor.

d. Um Flächen für bildlichen Schmuck zu gewinnen, behielt man die Form der Säule im ganzen bei, ließ aber die einzelnen Stengel nicht mehr hervortreten, so daß die Säule und das Kapitäl vollkommen rund und glatt wurden, und nun ward die ganze Säule von oben bis unten mit bildlichen Darstellungen und Hieroglyphen bemalt. — Die Deckplatte blieb immer quadratisch und wurde ebenfalls mit einer hieroglyphischen Inschrift — meist mit dem Namen des Erbauers — versehen.



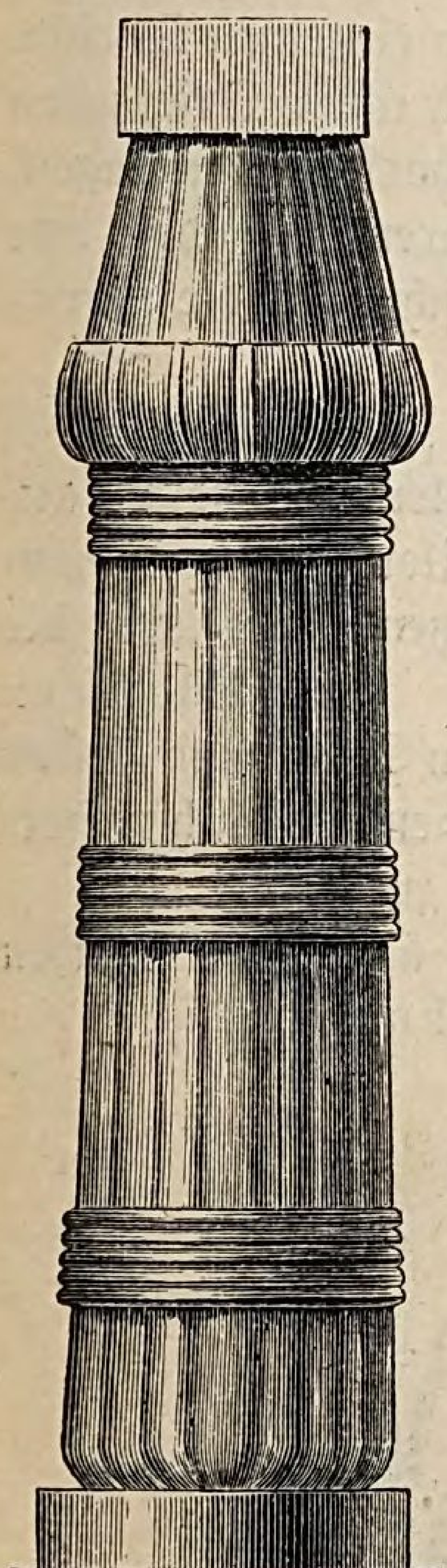
Säule aus Luxor.



Geöffnetes Kelchkapitäl mit Blattverzierungen.



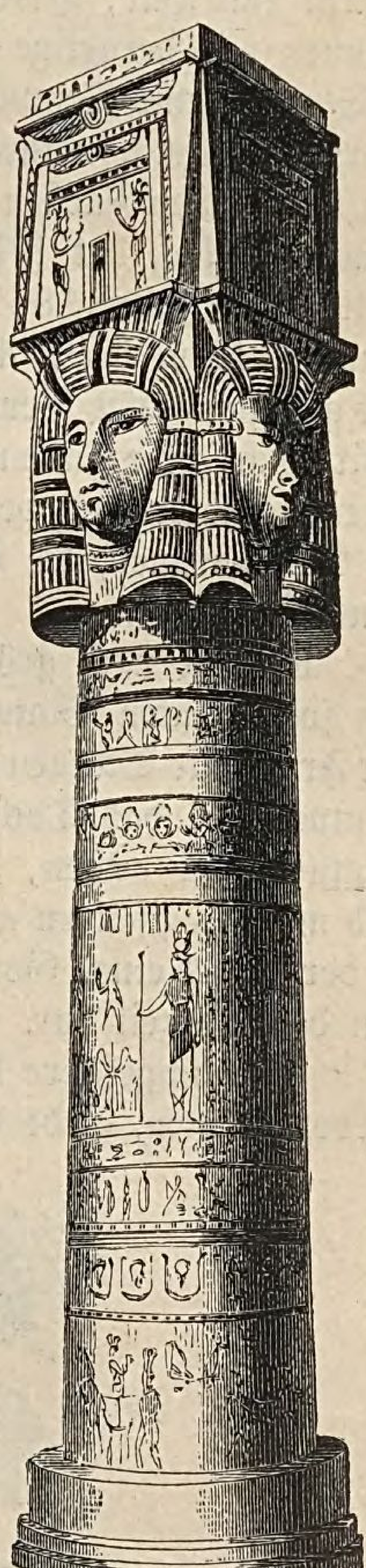
Säulen von Philä.



Sechzehnstengelige Lotossäule.



Statuenpfeiler.



Hathorsäule.

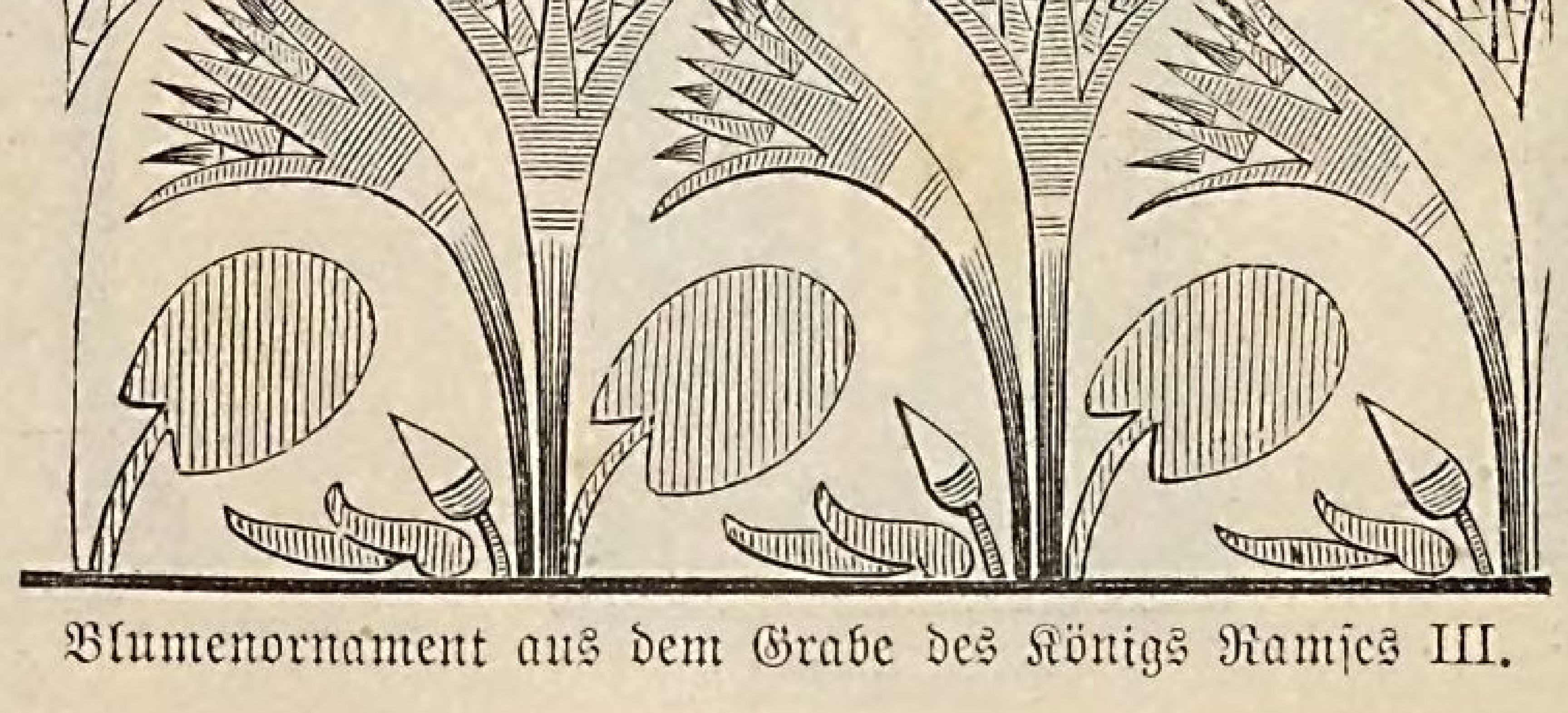
e. Neben den Kapitälen, welche geschlossene Kelche darstellten, kamen nun auch solche auf, welche geöffnete Kelche mit Blattverzierungen nachahmten. Die Blätter wurden in Streifen (wie das an einer der vorstehenden Abbildungen zu sehen ist) gelb, blau, roth und grün gemalt, in denselben Farben die Bänder, welche unter dem Kapitäl die Säule umschlossen.

f. Statt des soeben beschriebenen offenen Kelches erscheint auch oft das Palmenkapitäl; dies stellt auf einem runden Schafte auswärts geneigte Palmblätter dar, natürlich grün bemalt, aus der Entfernung aber an der Gestalt kaum von der vorigen Form zu unterscheiden. Auf der Abbildung „Säulenhalle des Osiritempels auf Pilak" (S. 91) sind solche Säulen zu sehen.

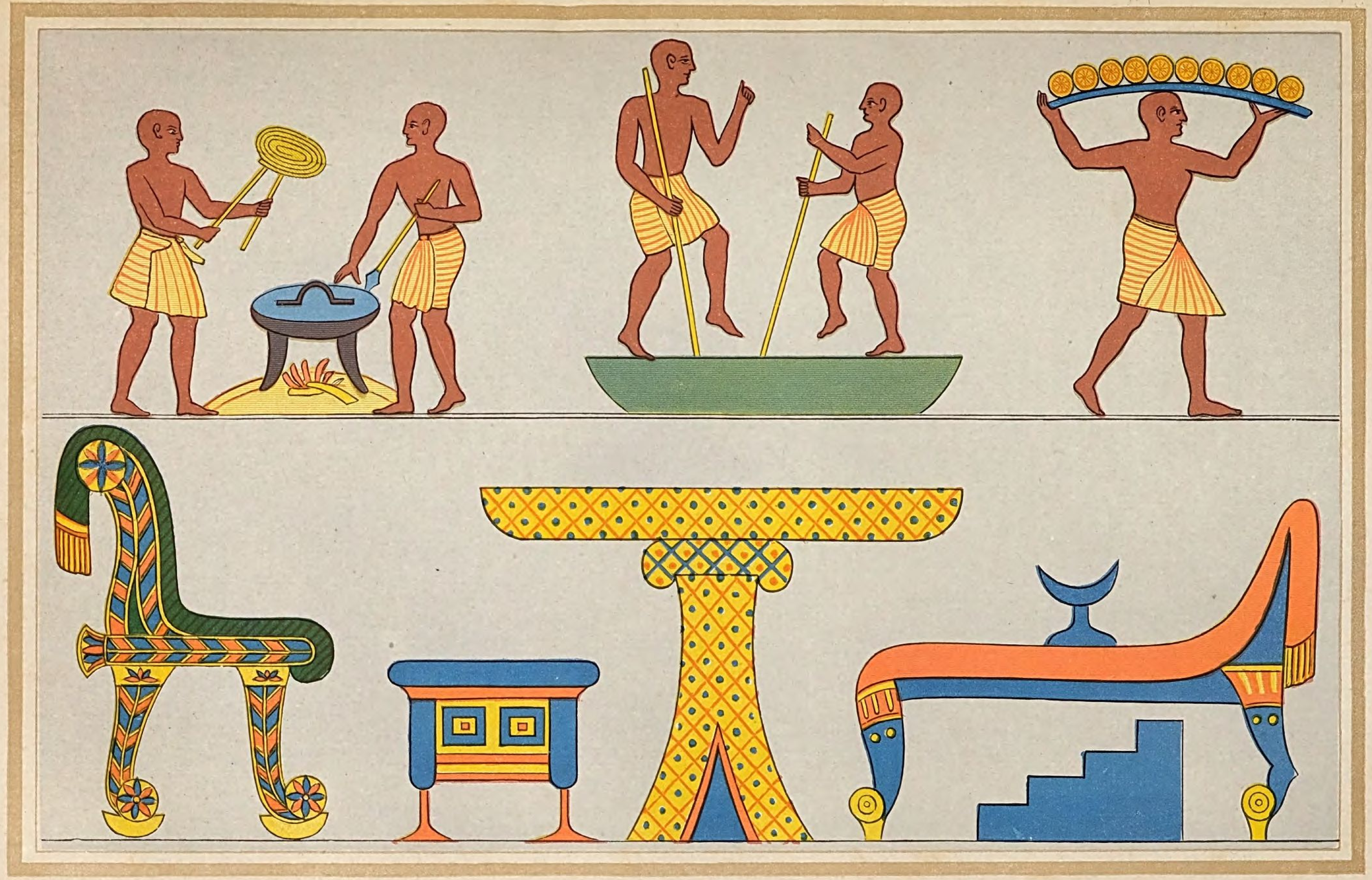
g. Ein namentlich in späterer Zeit außerordentlich beliebter Säulenaufsatz bestand aus vier Köpfen, über welchen vier Darstellungen eines Tempels einen Würfel bildeten. Das Tempelchen auf dem Kopfe war das Abzeichen der Göttin Hat Har, gewöhnlich von uns Hathor genannt; dem entsprechend bezeichnen wir derartige Säulen als solche mit der Hathormaske. Sie machen in Tempeln und Tempelhöfen einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Ernst und feierlich schaut von ihrer Höhe das regungslose Antlitz herab. Dieses ist mit den natürlichen Farben angestrichen, bei manchen Tempeln auch vergoldet, das blaue Kopftuch hat hellrothe und gelbe Streifen. Bei der großen Weltausstellung im Jahre 1867 in Paris war auf dem Marsfelde auch ein ägyptischer Tempel, 18 m breit, 48 m lang, errichtet, welcher in seinen einzelnen Theilen mit gewissenhafter Genauigkeit unter Mariette's Leitung nach echten Originalen kopirt war. Die Halle um den inneren Raum wurde von Hathorsäulen getragen, deren Gesichter ganz vergoldet waren. Selbst die Lippen waren vergoldet; nur die Augenbrauen, die Wimpern, Pupille und Iris waren schwarz, die Hornhaut war weiß.

h. Eine noch größere Verwendung der Menschenfigur sehen wir aber bei den sogenannten Statuenpfeilern. Das sind viereckige Pfeiler, an welche auf der Frontseite Statuen angelehnt sind. Wenn also diese Pfeiler, z. B. in einem Tempelhofe, das Dach einer ringsum gehenden Halle stützen, so blicken die Statuen nach außen, d. h. alle nach der Mitte des Hofes. Diese Bildsäulen sind mit den Pfeilern aus demselben Steine gehauen, nur ein Stück, und stellen in der Regel einen Gott, den Erbauer des Tempels, oder einen königlichen Helden der Vorzeit dar. Der Name ist in den Hieroglyphen zu lesen.

Eine ungefähre Vorstellung von der Wirkung, welche ägyptische Säulen hervorbrachten, giebt das Bild „Blick in einen Säulenhof".



Blumenornament aus dem Grabe des Königs Ramses III.



Das Land der Pyramiden. 4. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Hofbäckerei des Königs Ramessu III. Relief in dessen Felsengrabe im Thale Biban el Moluk.
Hausgeräthe. Aus Gräbern von Privatpersonen.



Eine Damengesellschaft. (Aus den Gräbern Thebens.)

Wie die alten Aegypter ihre Geschichte und ihr Leben malten.

Malen und Anstreichen. — Unzählige Abbildungen. — Kindliche Darstellungsweise. — Musikalische Abendunterhaltungen. — Steife Damengesellschaft. — 1. Grundton. — 2. Sieben Hauptfarben. — Unterhaltungen der Männer. — 3. Fleischfarbe. — 4. Perspektive. — Spiele im Freien. — 5. Die menschliche Figur. — Porträts. — Aegyptische Kulturentwicklung. — 6. Kontur. — Gewerbliches Leben. — Chemische Färberei. — Glasbläser. — 7. Dinge in verschiedener Entfernung. — 8. Dinge dicht hinter oder neben einander. — 9. Größenverhältnisse. — Die großen Könige. — Oeffentliche Arbeiten. — Kriegsleben. — 10. Schattirung. — Die Landschaft. — 11. Hauptansicht. — Stabilität. — Wappen und Hieroglyphen.

Die im vorigen Abschnitte behandelten Felsengräber liefern dem Alterthumsforscher ein reiches Material zum Studium altägyptischer Sitten und Gebräuche, da an den steinernen Wänden in flachen Reliefbildern das ganze Leben der Bewohner von Aegypten mit seinen kleinsten und unbedeutendsten Einzelheiten dargestellt ist. Hier sehen wir den König in der Schlacht, dort den Arbeiter, welcher die Ziegel formt, hier den Priester im Tempel, dort den Schiffer in seinem Boote, hier die Erstürmung einer Festung, dort die Bereitung des Brotes; — Fischfang, Weinbau, Viehzucht, alle Künste und Gewerbe sind uns hier vorgeführt, nichts fehlt.

Im alten Aegypten wurde viel Farbe verbraucht, sehr viel! An Tempeln und Palästen sind innen und außen alle Wände mit jenen bunten Bildern bedeckt; fast alle Säulen sind von oben bis unten bemalt, ebenso die Decken der Säle und Hallen. In den gewöhnlichen Wohnhäusern sind die Wände mit grellen Farben fachwerkartig angestrichen; eine weiße Stubenthüre sieht man nirgends, sie ist gelb eingefaßt, der Grund ist roth, und Lotos und Papyrus sind darauf gemalt. Möbel von polirtem Nußbaumholz kennt man hier nicht; bei Vornehmen und Reichen findet man zierlich eingelegte Arbeit von Cedernholz, Ebenholz, Elfenbein, Goldplättchen und dergleichen, bei dem Mobiliar der Königspaläste namentlich sehr reiche Vergoldung; die gewöhnlichen Hausgeräthe aber sind roth, gelb, blau, auch grün, weiß und schwarz angestrichen. Eine Bettlade (das ist ein Geräth wie ein Sofa, welches nur an einer, kurzen Seite mit einer Lehne versehen ist, siehe das Bild: „Hausgeräthe") hat z. B.

hellblaue Grundfarbe und ist zinnoberroth eingefaßt; ein Schemel ist zwei Finger breit roth und gelb gestreift, eine Tischplatte gelb mit rothen, sich rechtwinklig durchschneidenden schmalen Streifen; in der Mitte jedes auf diese Weise entstehenden Quadrates ist ein schwarzer Punkt.

Der Aegypter liebte Alles hell und bunt; er strich an und bemalte Alles, was nur eine Farbe annahm; Vornehme trugen Halskragen und Armbänder von edlen Metallen und kostbaren Steinen; — der Geringere trug sie von doppelt auf einander geleimtem Kattun, welcher dann bunt bemalt wurde.

Die Liebhaberei der alten Aegypter an der Malerei war so groß, daß sie alle nur denkbaren Verhältnisse ihres häuslichen und öffentlichen Lebens bildlich darstellten, und so ist es uns möglich geworden, noch nach Jahrtausenden die genaueste Kenntnis zu haben von dem Thun und Treiben der ehemaligen Bewohner des Nilthales. Nicht daß uns alte Schriftsteller mit solcher Ausführlichkeit berichtet hätten, sondern wir sehen in den Wandgemälden Alles deutlich abgebildet vor uns und bekommen so eine weit lebendigere und richtigere Anschauung, als sie uns irgend ein Geschichtschreiber hätte geben können.

Das Leben im Hause, von der Mutter, welche den Säugling nährt, bis zur vornehmen Damengesellschaft — Spiele, Lustbarkeiten und musikalische Unterhaltungen — Landbau, Jagd und Vogelfang — alle Arten gewerblicher Beschäftigungen, Bäcker, Schreiner, Bildhauer 2c., in voller Thätigkeit — Handwerkszeuge, Hausgeräthe, Kleidungsstücke, Gegenstände der Toilette, musikalische Instrumente, Spielsachen, Krieger aller Art, die verschiedenartigsten Waffen, Schlachten zu Land und zur See — Bestattung und Einbalsamirung der Leichen — alles Dieses haben die Bewohner Aegyptens in zahlreichen Wandgemälden der Nachwelt aufbewahrt.

Allein die ägyptische Malerei will verstanden sein. Wer sie zum ersten Male sieht, kann sich kaum des Lächelns enthalten; sie macht den Eindruck des Verschobenen, Unbehülflichen, und viele Bilder sind dem Uneingeweihten durchaus unverständlich. Doch wer die Grundsätze ägyptischer Malerkunst einmal erfaßt hat, dem fällt nichts mehr auf, und jedes Bild ist ihm klar.

Vor Allem merke man: Die Aegypter haben in ihrer Wandmalerei die Darstellungsweise eines Kindes, das nur die allerersten Schritte in der Zeichnungskunst gethan hat. In der Kunst der Ausführung brachten sie es zu einer außerordentlichen Vollkommenheit; sie wußten vortreffliche Farben zu bereiten, die nach Tausenden von Jahren noch frisch und lebhaft sind; sie bedeckten die größten Flächen mit einem ausnehmend gleichartigen Tone, so daß auch nirgends ein Fleckchen heller oder dunkler ist; aber ihre Manier blieb im Großen und Ganzen stets dieselbe, wodurch jedoch nicht ausgeschlossen wurde, daß der einzelne Künstler hier und da einen Schritt vorwärts that und von der alten Darstellungsweise abwich.

Suchen wir nun die Regeln ägyptischer Malerkunst an einigen dazu passenden, meist aus den Felsengräbern Thebens herrührenden Wandgemälden auf.

Die alten Bewohner des Nilthales waren zwar ein philosophisches Volk, ein Volk von Denkern, aber nichtsdestoweniger heiter und lebenslustig, munter und gesellig. Sie hielten z. B. ihre Abendkonzerte wie wir; da wurde auf der

Flöte geblasen, Harfe gespielt oder auch gesungen und der Gesang mit einem Instrumente begleitet, welches die größte Aehnlichkeit mit unserer Guitarre hat. Einzelne ließen sich allein hören, oder man führte gemeinschaftlich ein Stück auf, so daß drei, vier Harfen, einige Flöten, etliche Tamburin, eine Guitarre, eine Doppelflöte, eine Lyra, ein Sistrum und ein paar Klappern zusammenwirkten. Auch getanzt wurde häufig, doch nicht wie bei uns. Um sich zu unterhalten, tanzte man nicht selbst, sondern sah tanzen. Rings an den Wänden saß die geladene Gesellschaft, roch an ihren Sträußchen und sah mit Vergnügen zu, wie in der Mitte des Zimmers junge Mädchen, meist Dienerinnen und Sklavinnen, tanzten. Der Tanz selber hatte keine Aehnlichkeit mit unseren Rundtänzen, z. B. dem Walzer ꝛc., sondern mit dem Ballet.

In gleicher Weise kam man abends (denn am Tage blieb man der Hitze wegen gern zu Hause) zu geselliger Unterhaltung zusammen.

Das zu Anfang dieses Abschnittes stehende Bild zeigt eine solche „Damengesellschaft“. Acht vornehme Frauen sitzen auf reich verzierten Lehnstühlen neben einander. Ihre Kopftücher sind mit Fransen besetzt und werden von einem aus Gold und Edelsteinen bestehenden Diadem gehalten. Ueber den Scheitel zieht eine Spange, welche mit einer Art Federbusch gekrönt ist. Besonders kostbar sind die breiten Halskragen aus Perlen, Gold und Juwelen sowie die Bracelets, die in reicher Zahl Ober- und Unterarm zieren. Die Aegypter gingen in der Regel sehr einfach gekleidet, sie verstanden es aber auch (namentlich die Frauen), sich mit der größten Pracht zu schmücken. — Als Kleider tragen sie lange, faltige Gewänder von Baumwolle, die aber so außerordentlich fein sind, daß ein solches Gewand mit Leichtigkeit durch einen Fingerring gezogen werden kann; wie viel leichter denn durch die großen Ohrringe! Dabei ist der Stoff so durchsichtig, daß er (wie das Bild auch zeigt) die einzelnen Körpertheile erkennen läßt. Unter diesem durchsichtigen, gazeartigen Gewande trugen die Damen in der Regel noch ein kurzes, undurchsichtiges. — Eine nicht minder reich geschmückte Dienerin, an welcher namentlich ein kostbarer Gürtel zu bewundern ist, reicht den Gästen Fächer und Erfrischungen. Hinter ihr steht ein runder einbeiniger Tisch, unter welchem vier Blumenvasen stehen; — fast jede Dame hat ihr Sträußchen in der Hand. Auf dem Tische finden sich neben einander Körbchen, Fächer, Schmucksachen, Bouquets und andere Dinge. Die Damen im alten Aegypten verstanden sich sich auf den Luxus und den Putz wie die heutigen Pariserinnen.

Hieran schließen wir die beiden ersten Regeln der ägyptischen Malerkunst.

1) Es wird nicht auf einen weißen Grund gemalt, weil die weißen Gewänder und dergleichen sonst nicht abstechen würden. Ehe eine Fläche bemalt wird, bekommt sie einen hellbläulichen, gelblichen oder gräulichen Grundton.

2) Es werden nur sieben Hauptfarben verwendet:

Schwarz (Kopfhaar und Bart — die Schnur, mit welcher der künstliche Bart hinter den Ohren gehalten wird ꝛc.).

Weiß (viele Gewänder — die Nägel an den Fingern und Zehen — die Hornhaut im Auge ꝛc.).

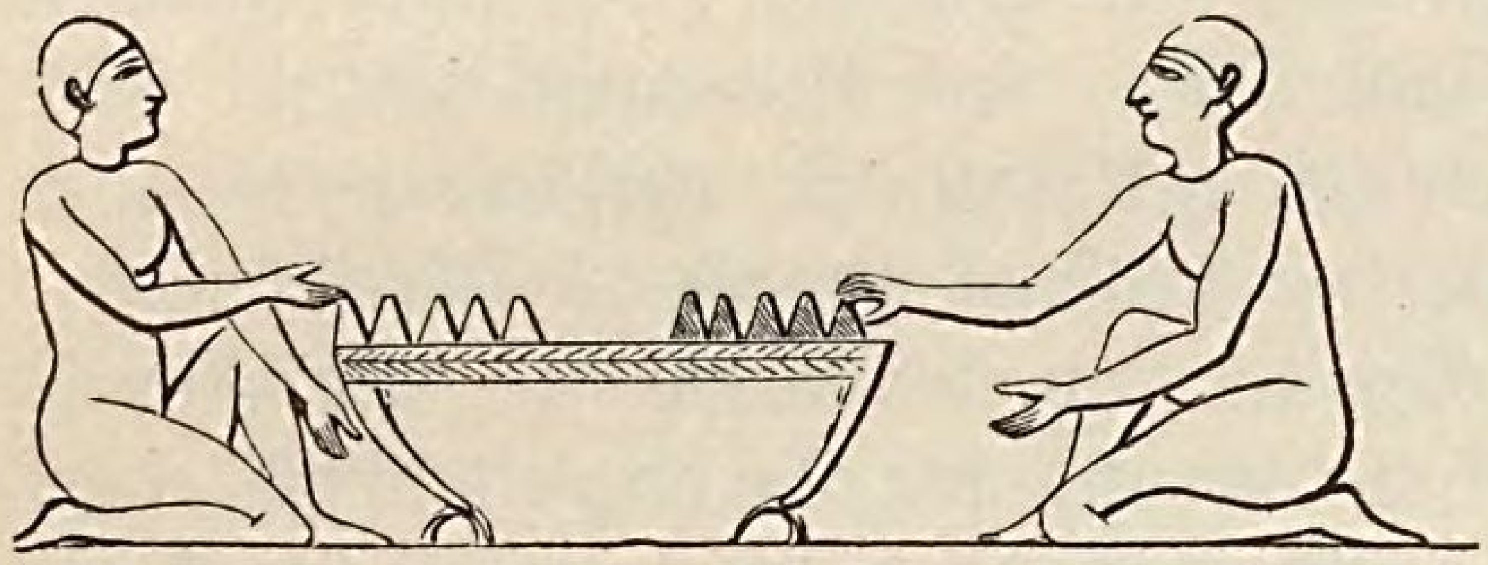
Blau (Eisen — Wasser — Berge 2c.).
Gelb (Sand- und Kalkstein — rohes Holz — der Löwe 2c.).
Grün (das Krokodil 2c.).
Zinnoberroth (die Sonnenscheibe 2c.).
Braunroth (Pferde, Hasen, Antilopen 2c. — Baumstämme — die Iris und die Thränensäckchen in den Augen — Granit 2c.).

Von selbst versteht es sich, daß Dinge, welche in Wirklichkeit eine der sieben angegebenen Farben haben, auch mit dieser gemalt werden, Blätter also grün, die Pupille schwarz, das Gold gelb 2c.

Blau, Gelb, Grün und Braunroth kommen hell und dunkel, greller und matter vor. Das Grün des Krokodils ist ein ganz anderes als das einer Palme; es giebt hell- und dunkelgrüne Gewänder u. s. f.

Braun, Grau, Violet und andere Mischfarben waren den Aegyptern nicht unbekannt, wurden aber in den Wandgemälden nur selten angewendet. Warum das so war, wird später noch klar werden.

Die Männer liebten besonders das Brettspiel. Sie nahmen weniger Theil an Tanz, Musik und Gespräch, setzten oder knieten sich zu Zwei und Zwei in eine Ecke und spielten da im Brett, wie sich auch heutzutage kartenlustige Leute von der übrigen Gesellschaft zurückziehen an ihren Spieltisch.


Brettspiel.

Die Steine waren schwarz und weiß oder auch schwarz und roth, hatten ungefähr die Gestalt eines Kegels und waren gewöhnlich aus Holz geschnitzt, bei reichen Leuten aus Elfenbein. Waren die Spieltischchen niedrig, so setzte oder hockte man sich neben sie an den Boden, wie es vorstehendes Bild zeigt; man kniete mit dem einen Beine, setzte sich auf die Ferse und zog das andere Knie gegen die Brust an sich. Vor hohen Tischen saß man auf Stühlen nach unserer Weise. — Das Brettspiel war namentlich auch eine Lieblingsunterhaltung der ägyptischen Könige.

Hier haben wir nun zwei weitere Regeln der Malerkunst beizufügen.

3) Die Fleischfarbe (Hautfarbe) für die ägyptischen Männer ist braunroth, für die Frauen ein mattes, gedämpftes Gelb (also nicht das grelle Gelb, womit z. B. ein Löwe gemalt wird).

Wie kam man aber auf diesen sonderbaren Einfall? Sahen denn an den Ufern des Nils die Männer braunroth und die Weiber gelb aus? Nein. Aber da in den ältesten Zeiten Männer und Frauen nicht an der Kleidung zu unterscheiden waren (Beide trugen dieselben Gewänder, und es finden sich in den Wandgemälden unzählige menschliche Figuren, von welchen man — da alles Unterscheidende verdeckt ist — durchaus nicht zu sagen vermöchte, ob sie männlich oder weiblich sind, wenn man sie nicht an der Farbe unterscheiden könnte), auch nicht an der Tracht der Haare (diese war ein und dieselbe; in der Regel sind die Haare durch das blaue oder blau und gelbe Kopftuch ganz verdeckt),

auch nicht am Bart (denn die Männer trugen keinen natürlichen und nur ausnahmsweise einen künstlichen), und da auch die Maler vor 5000 Jahren noch nicht verstanden, in der Gesichtsbildung (Physiognomie) das Geschlecht auszudrücken, so blieb nichts übrig, als einen recht sichtbarlichen, handgreiflichen Unterschied in der Farbe zu machen. Dieser Unterschied mußte ein sehr großer sein, denn der Beschauer eines 20 m hohen Tempels oder eines 30 m hohen Pylons mußte doch auch bei den obersten Figuren noch sehen, ob sie Mann oder Frau darstellten. Welche Farben sollte man unter den sieben oben bezeichneten, damals bekannten wählen? Schwarz, Weiß, Blau, Grün, Zinnoberroth waren unbrauchbar; es blieb also gar nichts Anderes übrig, als den sonnverbrannten Mann mit der ihm zunächststehenden Farbe braunroth, die blässere Frau gelblich zu malen — wenigstens wußte man sich nicht besser zu helfen.

Als sich in späterer Zeit die Zahl der Farben vergrößerte, hätte man allerdings praktischere Fleischfarben anwenden können; allein dadurch wären frühere Bilder unverständlich geworden. Ueber das ganze Land war an Tempeln und Palästen in einer so ungeheuren Masse von bildlichen Darstellungen die Geschichte und Entwicklung von Land und Volk angemalt, daß man, um keinen Wirrwarr zu machen, bei der einmal hergebrachten Weise lieber stehen blieb.

Fremden Völkern gab man eine entsprechende Fleischfarbe; wir sehen Neger schwarz, Perser ähnlich unserer Hautfarbe, Andere etwas gelblicher oder hellbraunroth. Für die Aegypter aber blieb man für alle Zeiten bei dem von den ältesten Gemälden gegebenen Vorbilde. Die Damen auf Seite 129 sind also mattgelb, die Brettspieler Seite 132 braunroth zu malen.

In dem Grabe des Königs Seti I. findet sich eine höchst interessante Darstellung, zeigend, wie dem Könige vier Völkerschaften vorgeführt werden. Zuerst kommen vier Rutu, welche man auch ohne die Unterschrift an der braunrothen Hautfarbe, an Tracht und Gesichtsbildung sogleich als Aegypter erkannt hätte. Dann folgen vier Amu; das sind Semiten, welche Vorderasien und die nordöstlichen Provinzen Aegyptens bewohnten — Juden, Phöniker, Assyrer, Babylonier. Sie sind in bunte Zeuge gekleidet, haben einen Federschmuck auf dem Haupte und eine herabhängende Haarlocke. — Auf die Amu folgen vier Nahasu, Neger, die südlichen Nachbarn der Aegypter. Die Gesichtsbildung ist so charakteristisch, daß sie allein — auch ohne die schwarze Farbe — genügen würde, den Mohren zu erkennen. — Den Schluß machen die Tamahu mit röthlich blondem Haupthaar und Bart, rosenrothen Federn auf dem Kopfe und einem Mantel, welcher auf der linken Schulter mit einer Schleife gehalten ist. Arme und Beine sind tätowirt, die Iris in den Augen ist hellblau, die Hautfarbe die der Kaukasier. Es sind die Nachkommen der von Europa her über Italien und Spanien nach Afrika eingewanderten Kelten, welche die Küstenländer westlich von Aegypten bewohnen. Sie werden auch Libu genannt, welches Wort ohne Zweifel die Wurzel des Namens Libyer ist. Zwei der Mäntel bestehen aus gemustertem Zeuge, zwei aus geflecktem Pelze. Das Bild „Tamahu" giebt eine getreue Kopie dieser hellfarbigen Nordländer. Hier sehen wir also eine ganz andere Hautfarbe und Farben, welche überhaupt nicht zu jenen sieben ursprünglichen gehörten.

Diese höchst interessante Darstellung, welche von den Gelehrten aller Nationen kopirt und studirt worden ist, zeigt, was die ägyptischen Maler vor 3200 Jahren leisteten, selbst wenn sie dem alten Stil getreu blieben. Daß sie auch eine andere, freiere Auffassung und eine der unsrigen näher stehende Porträtirkunst kannten und übten, werden wir später sehen. Minutoli sagt in Bezug auf die Vorführung der Völkerschaften in Seti's Grab: „In keiner mir bekannten Darstellung zeigt sich die ägyptische Kunst in einem glänzenderen Lichte."

Das Bild „Ramessu II. vor der Göttin Sechet" giebt eine Anschauung von der mattgelben Farbe, durch welche bei den großen Wandgemälden Frauen kenntlich gemacht wurden.

4) Die Perspektive fehlt entweder ganz oder ist in sehr kindlicher Weise behandelt. Vierbeinige Tische, Stühle, Sessel, Bettladen haben in der bildlichen Darstellung alle nur zwei Beine — gerade wie die Kinder zeichnen. Von einem Hause, einem Tempel, einer Pyramide, einem Obelisken sieht man immer nur eine Seite. Das niedere Tischchen, auf welchem in vorstehendem Bilde die beiden Männer Brett spielen, hat in der Wirklichkeit nicht zwei, sondern vier Beine, aber nur zwei werden gezeichnet.

Der Thron (auf dem Bilde „Hausgeräthe") mit dem gepolsterten Sitze und der gepolsterten Rücklehne hat nicht zwei, sondern vier Beine. Vor ihm steht ein Polsterstuhl; er hat die Gestalt einer bunt bemalten Kiste mit vier metallenen Beinen, gezeichnet werden aber nur zwei. Dann kommt ein runder einbeiniger Tisch und schließlich rechts ein Bett, d. h. eine breite, gepolsterte Bank mit Lehne an einer kurzen Seite. Es weiß jedermann, daß ein Bett vier Beine hat, darum sind in der Abbildung die zwei vollkommen genügend; der Beschauer kann keine falsche Vorstellung haben. Die Betten waren so hoch, daß man mit einem Tritte hinaufstieg. Das Kopfkissen war ein halbmondförmiges Holzgestell, so hoch wie eine Schulter breit ist; man hob es an das obere Ende des Bettes und legte den Kopf hinein. Hatte man am Morgen ausgeschlafen, so stieg man herunter, schob den Tritt unter das Bett, stellte das Kissen wieder hübsch in die Mitte, und — das Schlafzimmer war aufgeräumt. Decken u. dgl. hatte man in dem warmen Klima nicht nöthig, und bei dem ersten Ausgange wurde gebadet, man brauchte also auch kein Waschbecken. — Auf die Wiedergabe der Dekoration und alles Dessen, was der Beschauer nicht von selbst wußte, wurde alle Sorgfalt verwendet; perspektivische Darstellung der Fluchtseiten hätte die Bilder, welche für die Betrachtung aus weiter Ferne bestimmt waren, nur undeutlich gemacht. Man darf nicht außer Acht lassen: Bei der ägyptischen Wandmalerei handelte es sich nicht um schöne, geschmackvolle Kunstwerke, sondern um die klare Darstellung bestimmter Zustände und Handlungen zur Illustration und Ergänzung eines kurzen Textes, oder auch zum vollständigen Ersatz desselben. Der Inhalt war das einzig Wesentliche.

Von den sonstigen Spielen der Aegypter sind noch folgende zu erwähnen: Das Würfelspiel. Die Würfel waren theils von Knochen, theils von Elfenbein, vollkommen so wie die unsrigen; sogar die Anordnung der Augen ist ganz

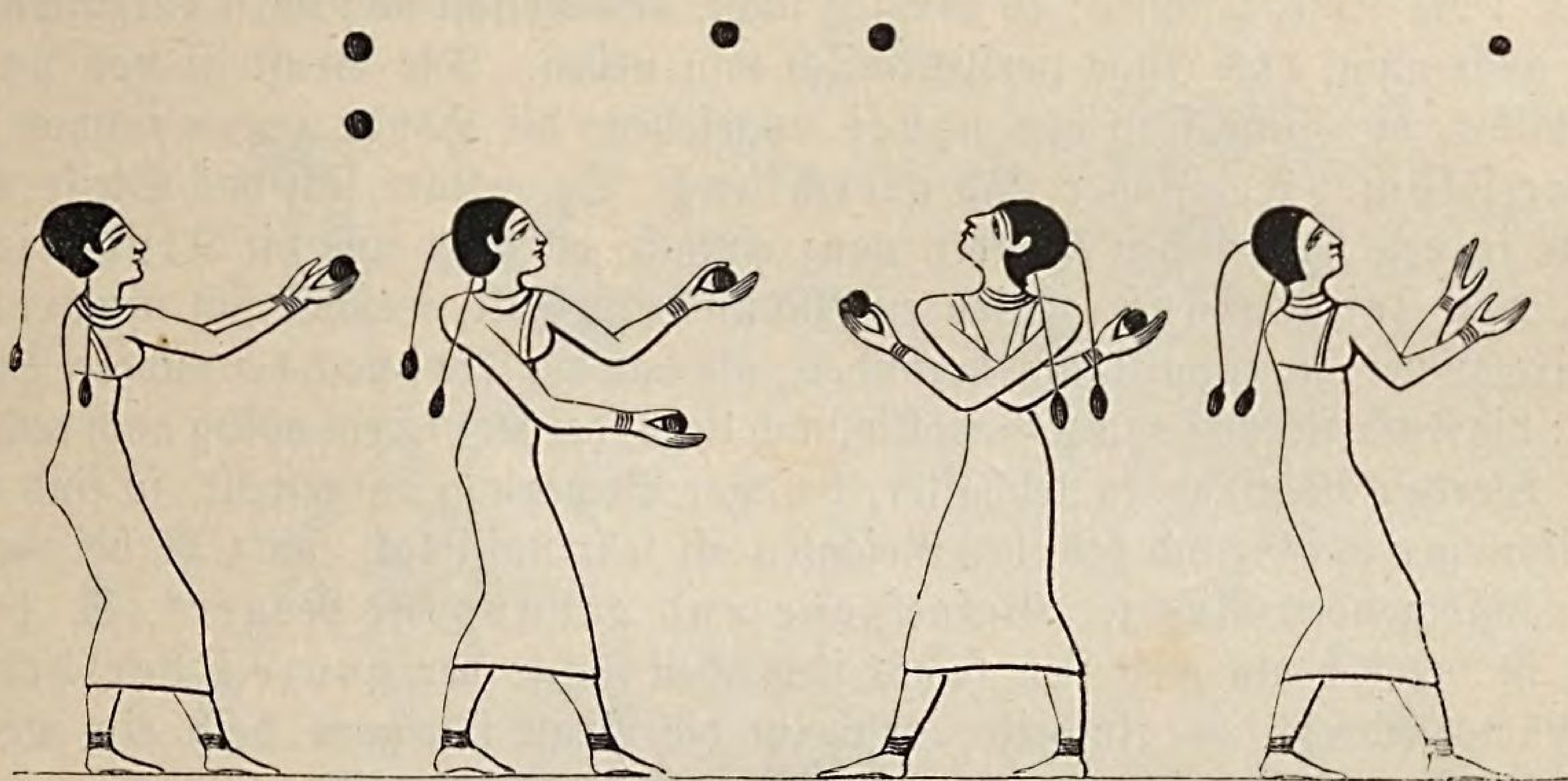


Das Land der Pyramiden. 4. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Tamahu. Aus dem Grabe des Königs Seti I.

dieselbe. — „Gerade oder Ungerade“ war ein sehr beliebtes Spiel. — Auch das bei unseren Kindern häufig vorkommende Spiel, daß sich zwei auf den Boden einander gegenüber setzen, ein drittes sich in kriechender Stellung so zwischen sie legt, daß es mit dem Gesicht gegen den Boden sieht, und nun rathen muß, wie viel Finger ihm über den Rücken gehalten werden, war sehr im Schwunge. Bei uns singen die zwei hockenden Kinder ein Liedchen, trommeln dabei dem dritten auf den Rücken und fragen schließlich: „Wie viel Finger stehen?“ Wie die kleinen Aegypter gesungen oder gefragt haben, wissen wir noch nicht, aber abgebildet haben wir das Spiel wiedergefunden.

Am Schlusse dieses Kapitels finden sich zwei Moraspieler abgebildet. Bekanntlich besteht das Moraspiel in Folgendem: Die beiden Spieler setzen sich einander gegenüber und halten eine geschlossene Hand auf den Rücken.



Ballspielerinnen.

Von dieser öffnen sie eine beliebige Zahl von Fingern, fahren zu gleicher Zeit mit der so halb geöffneten Faust hervor und rufen in demselben Augenblicke die vermuthliche Zahl sämtlicher ausgestreckten Finger, d. h. es sagt jeder einige mehr, als er selbst geöffnet hat. — Von Aegypten kam die Mora nach Italien; auch die alten Römer liebten dieses Glücksspiel über die Maßen, und heute noch spielen es die Italiener leidenschaftlich gern, nur endigt es bei ihnen sehr oft mit Messerstichen, denn nach zehn Minuten oder einer Viertelstunde beschuldigt einer der Spielenden seinen Kameraden des Betrugs, er habe noch nachträglich Finger ausgestreckt oder eingeschlagen — von Vorwürfen kommt es zum Zank, vom Zanke zu Drohungen, und das Ende sind Messerstiche. Die Polizei hat deshalb die Mora verboten, gespielt wird sie aber doch.

Im Freien belustigte man sich hauptsächlich mit Reifspielen und mit Ballwerfen. Namentlich in letzterem Stücke hatten es die ägyptischen Mädchen sehr weit gebracht. Sie warfen zwei, drei Bälle zugleich, auch mit verschränkten Armen, und machten alle die Kunststücke, welche wir gewohnt sind von Seiltänzern und dergleichen Künstlern mit Aepfeln oder Messingkugeln ausgeführt zu sehen. Das vorstehende Bild wird dieses noch besser erläutern. Daselbst ist auch das enge, lange Gewand zu sehen, welches Frauen und Mädchen trugen.

Das folgende Bild zeigt noch ein anderes Ballspiel, Reitball. Zwei Mädchen stehen in gebückter Stellung einander gegenüber; zwei andere reiten auf jenen und werfen die Bälle einander zu. Diejenige, welche den ihr zugeworfenen Ball nicht fängt, muß absteigen, nun selbst die Trägerin machen und Diejenige aufsitzen lassen, welche ihr bisher als Reitthier gedient hat.

Für Geld ließen sich öffentlich Künstler sehen, welche schwere gymnastische Stücke ausführten, und namentlich Taschenspieler.

Auf den beiden soeben besprochenen Abbildungen fällt uns sogleich die sonderbare Gestalt der menschlichen Figuren auf. Diese bedarf einer besonderen Erläuterung, und das giebt die fünfte Regel.

5) Menschliche Figuren sind so zu verstehen. Der Kopf ist jedesmal von neben (also im Profil) gezeichnet, das Auge aber von vorn. Genau so würde jedes Kind zeichnen; es vermag nicht, das Gesicht von vorn darzustellen, aber auch nicht, das Auge perspektivisch von neben. Die Brust ist von vorn abgebildet, die Füße sind von neben angesehen; die Hände zeigen immer die ganze Fläche; die Finger sind gleichlang. So erklärt sich das Steife und Eckige in den ägyptischen Figuren ganz einfach; es zeigt uns die Kindheitsstufe der Zeichenkunst. Wird ein Mann dargestellt, welcher sich umdreht, so wird an der Figur gar nichts verändert, als daß der Kopf nach der andern Seite sieht; die Füße stehen dann z. B. völlig nach links, der Kopf steht völlig nach rechts.

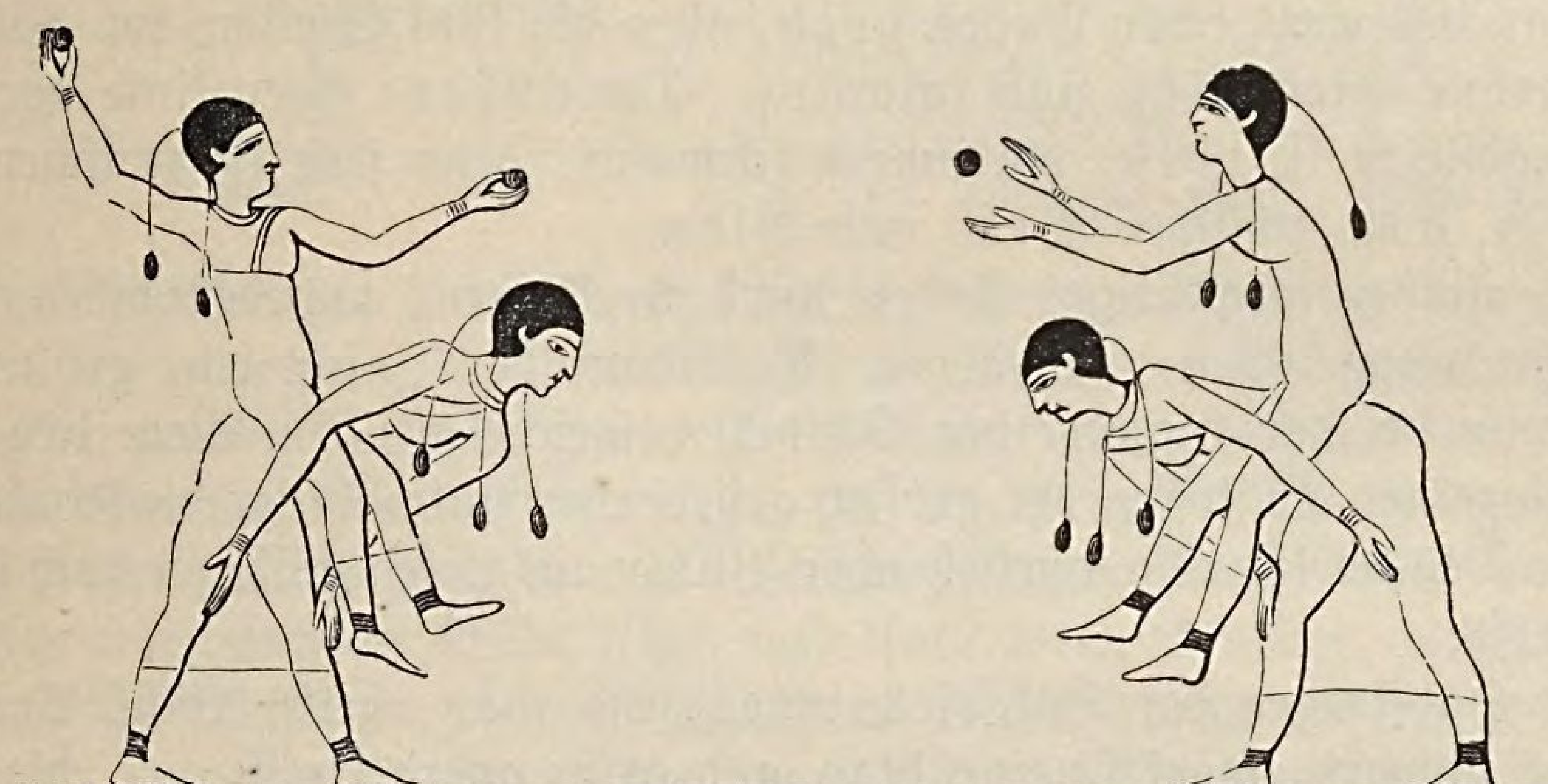
Werden Menschen in lebhafter, heftiger Bewegung dargestellt, so sind die Abbildungen auf Grund des eben Gesagten oft sehr possirlich, wie z. B. bei einem der nachfolgenden Bilder, „Gefangene und gebundene Neger", S. 147. Hier ist bei der am weitesten rechts stehenden Figur der ganze Oberkörper rückwärts gedreht. — Zuweilen erscheint die Brust übrigens doch ein wenig verkürzt, so daß sie nicht mehr ganz von vorn angesehen ist.

Nun darf man aber nicht denken, die ägyptischen Maler hätten keine anderen Figuren malen können als die eckigen, verdrehten, welche wir in den Wandgemälden sehen. Nein, sie konnten auch Gesichter von vorn malen, nicht nur im Profil. Bei der Enthüllung von Mumien hat man zuweilen auf der Brust eine Tafel mit dem Bildnis des Verstorbenen gefunden. Solcher Porträts finden sich mehrere in den Sammlungen von London und Paris. Da ist z. B. das Bild eines jungen Mannes. Es ist auf eine Tafel von Cedernholz gemalt, 10 Zoll hoch, 5 Zoll breit. Das Gesicht ist ganz von vorn dargestellt; die Schattirung ist sehr kräftig, zum Theil in hellen und dunklen Pinselstrichen so kühn ausgeführt, daß sie einen sehr gewandten Maler verräth. Der Hintergrund ist matt grünlichgrau und nach Bedürfnis auf der einen Seite dunkler, so daß der Kopf sehr gut absticht. Die Hornhaut der Augen ist bläulichweiß; selbst der Spiegelglanz auf den Augen, der grellweiße Punkt, fehlt nicht.

Obwohl sich ein solches Bild nicht mit den Leistungen unserer Künstler vergleichen kann, so zeigt es doch, daß man vor Jahrtausenden in Aegypten auch anders, naturgetreuer, richtiger und lebendiger malen konnte, als wir es zu sehen gewöhnt sind.

Aber warum kamen solche Fortschritte in der Malerei denn nicht öffentlich zur Anwendung?

Weil, wie oben bereits angegeben, die Wandmalerei eigentlich nichts Anderes war als eine Schrift, deren Buchstaben man nicht nach Belieben verändern durfte ohne Gefährdung der Deutlichkeit und Verständlichkeit, und weil der Aegypter überhaupt ein Freund des Bleibenden war. Und dazu war er durch die eigenthümlichen Verhältnisse seines Landes gebracht worden. Das Nilthal ist rechts und links von fast unzugänglichen, öden und unbewohnten Felsbergen eingeschlossen; dahinter liegt nach Osten das Rothe Meer, nach Westen die Wüste. Im Süden ist es eng, felsig und läßt beinahe keine Verbindung mit dem Nachbarvolke zu; im Norden stößt es an das Mittelmeer. Die Landenge von Suês ist zum Theil eine fast undurchdringliche Wüste. So ist es ganz natürlich, daß die Bewohner Aegyptens in vorhistorischen Zeiten lange, lange auf sich allein beschränkt waren und mit anderen Völkern so ziemlich gar keine Verbindung hatten.



Reitballspielerinnen.

Infolge der Eigenthümlichkeiten ihres Landes — wobei namentlich die regelmäßigen Ueberschwemmungen eine große Rolle spielten — kamen aber die Aegypter viel schneller als andere Völker über die ersten Stufen menschlicher Kultur, d. i. über das Jäger- und Hirtenleben, hinweg und widmeten sich dem Ackerbau, dieser Grundbedingung fester Wohnsitze und daraus folgender höherer Kultur. Sie eilten anderen Völkern weit voraus, und als sie endlich mit diesen näher bekannt wurden, hatten sie einen solchen Vorsprung vor denselben, daß sie nur mit Verachtung auf sie herabblickten und sie als rohe, ungebildete Barbaren behandelten. Aegypten war ein Reich in der höchsten Blüte, liebte Künste und Wissenschaften, hatte den Höhepunkt seines Glanzes schon erreicht zu einer Zeit, wo Griechenland und Italien noch nicht einmal in der Sage existirten. Als Lykurgos seinen Spartanern Gesetze gab, hatte Aegypten seine schönste, herrlichste Zeit schon tausend, sage tausend Jahre hinter sich. Als man in Rom die ersten, nur mit Stroh gedeckten, armseligen Lehmhütten baute, waren es gegen dreitausend Jahre, daß man in Aegypten die ewigen Pyramiden errichtet hatte.

Daher der wohlberechtigte Stolz der Aegypter, ihre Unzugänglichkeit und ihr hartnäckiges Abschließen gegen fremde Bildungselemente, ihr Halten an dem Bestehenden, an dem Hergebrachten.

Als weitere Regel zur Förderung des Verständnisses der ägyptischen Malerei knüpfen wir hier noch an:

6) Alle Figuren haben eine scharf gezeichnete Kontur, die nicht übermalt wird. Diese Kontur ist immer schwarz, mit Ausnahme, wenn sie eine weiße Fläche von einer weißen, eine gelbe von einer gelben, oder eine weiße von einer gelben trennt; dann ist sie roth oder rothbraun. Die Kontur bei einer männlichen Figur ist also schwarz, bei einer weiblichen roth. Der Grundton der bemalten Fläche gilt dabei immer für weiß. Die Nägel an den Figuren haben also bei einer Frau überall eine rothe Kontur, bei einem Manne jedoch eine rothe nur gegen außen, eine schwarze aber gegen den braunrothen Finger hin. (Siehe „Ramses II. vor der Göttin Sechet.")

Diese Regel wurde mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt beobachtet. Bei dem weiter unten folgenden Bilde „Palmenweiher" (S. 148) ist z. B. die Kontur des mattgelben Weges roth, aber die fünf Stellen, wo das Gelbe an das grüne Gras stößt, sind schwarz. Die äußere Grenzlinie der gelben Umfassungssteine ist roth, die innere schwarz, denn jene ist zwischen Gelb und Weiß, diese zwischen Gelb und Blau.

Bei minder sorgfältiger Arbeit wird an kleinen, unbedeutenden Dingen die Kontur weggelassen. Wird der „Palmenweiher" nicht sehr groß gemalt, so läßt man bei den braunrothen Steinchen, welche auf dem Wege liegen, und bei den einzelnen Blättchen der großen gefiederten Palmblätter die Kontur weg.

Für Den, welcher die vorstehenden Bilder ausmalen will, sei noch Folgendes bemerkt:

Die Halskragen der Ballspielerinnen sind blau, gelb, roth, Arm- und Beinringe schwarz eingefaßt und blau und grün quergestreift; — die Lederbälle sind gelb oder roth, oder hell- und dunkelblau; — die eng anliegenden, bis unter die Arme reichenden Frauenröcke haben Kattunmuster, z. B. Grund dunkelblau, roth quadrirt, in der Mitte jedes Quadrates ein runder schwarzer Fleck, um diesen kleine weiße Punkte; die Rockträger sind gelb und roth eingefaßt — Kopfbedeckung mit den Quasten schwarz.

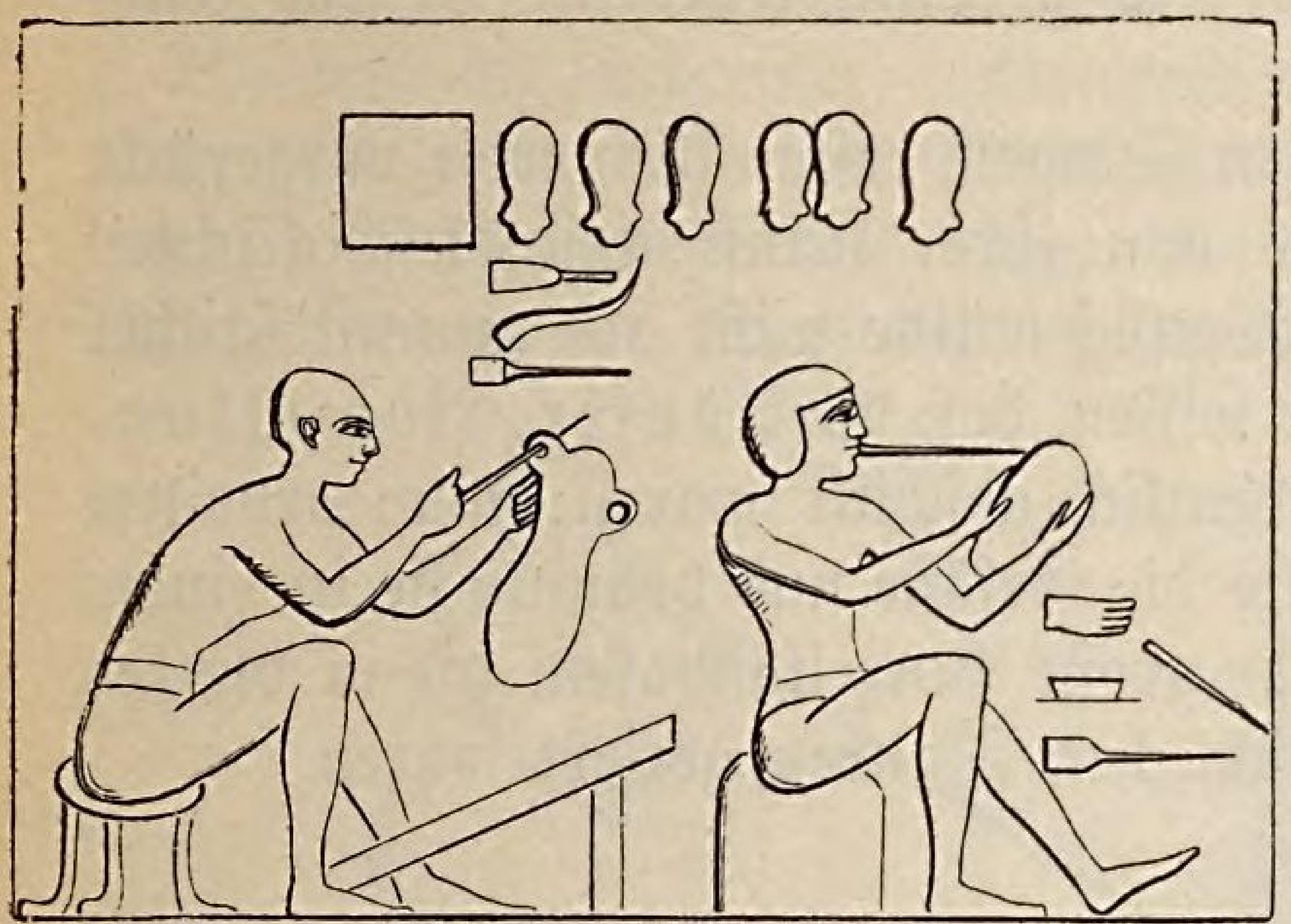
Vergleiche auch hier das Bild: „König Ramses II. vor der Göttin Sechet."

Auch das geschäftliche Leben der alten Aegypter führen uns ihre Wandgemälde auf das Lebendigste vor.

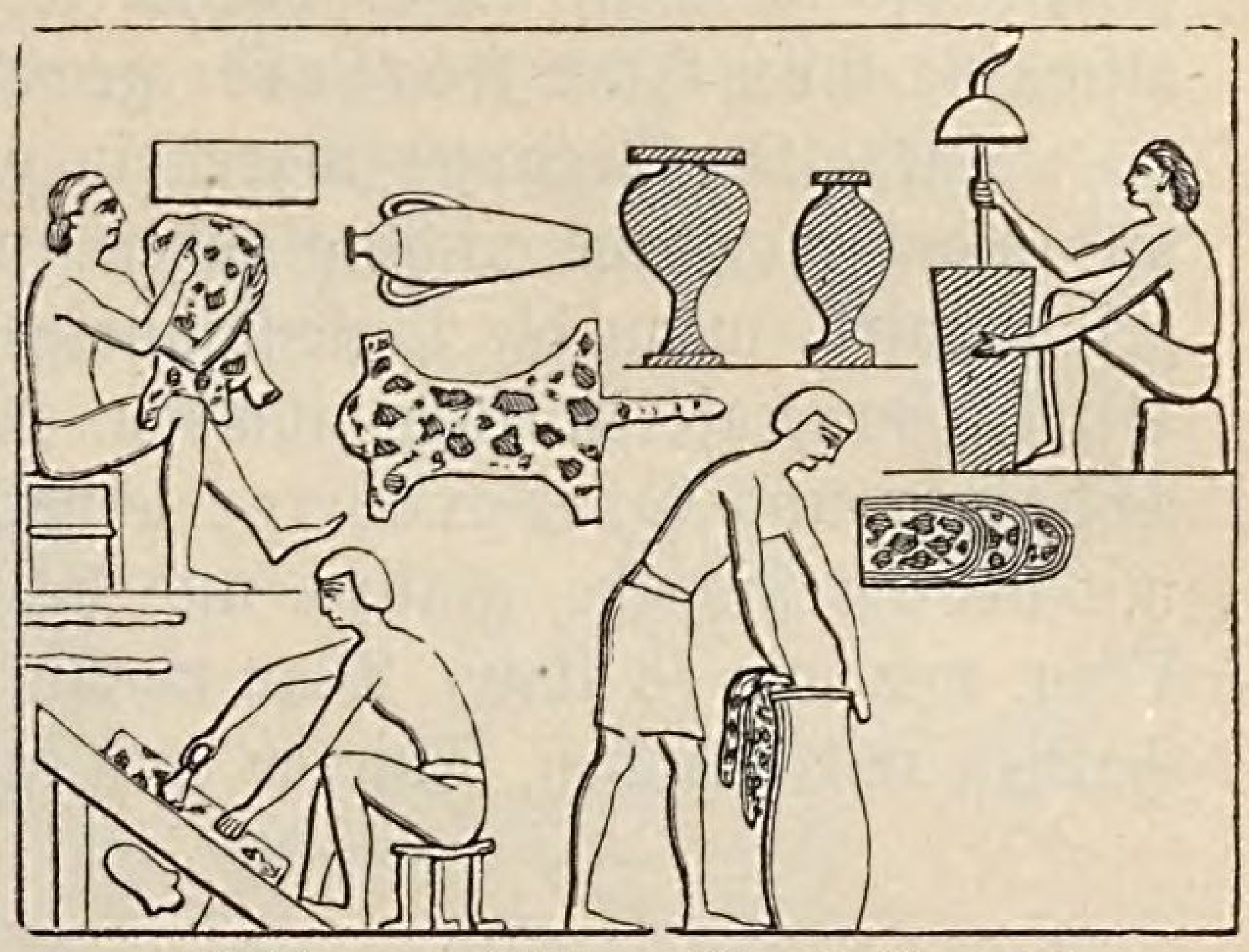
Der Bäcker knetete seinen Teig mit den Füßen, ähnlich wie man im Süden, z. B. schon im Württembergischen, die Trauben keltert, indem man sie mit den Füßen tritt. Die Brote waren flach, gewöhnlich von runder oder länglichrunder Gestalt, oft mit einem erhöhten Rande, wie zuweilen bei unseren flachen Kuchen. Feines Gebäck hatte die Gestalt von Dreiecken, Sternen rc., auch von Blumen, Fischen, Kühen, Schafen rc., wie wir Aehnliches bei unseren Zuckerbäckern finden. Die Brote wurden auf langen Brettern oder auch in niedrigen Körben auf dem Kopfe zu den Kunden getragen.

Bei dem Bilde: „Bäckerwerkstätte" sehen wir links einen Arbeiter, welcher ein Gebäck zurecht macht, ähnlich einem flachen Schneckenhause oder einer Spirale; daneben ist ein anderer an einer eisernen Backpfanne beschäftigt, unter welcher

ein Feuer brennt. Zwei Bursche weiter rechts springen in dem Backtroge umher; weil der Teig aber unter ihren Füßen weicht, sie also nicht fest stehen, halten sie sich an einer Stange, damit sie nicht umfallen. Endlich sehen wir rechts den jungen Mann, welcher die flachen runden Kuchen zu den Kunden trägt.

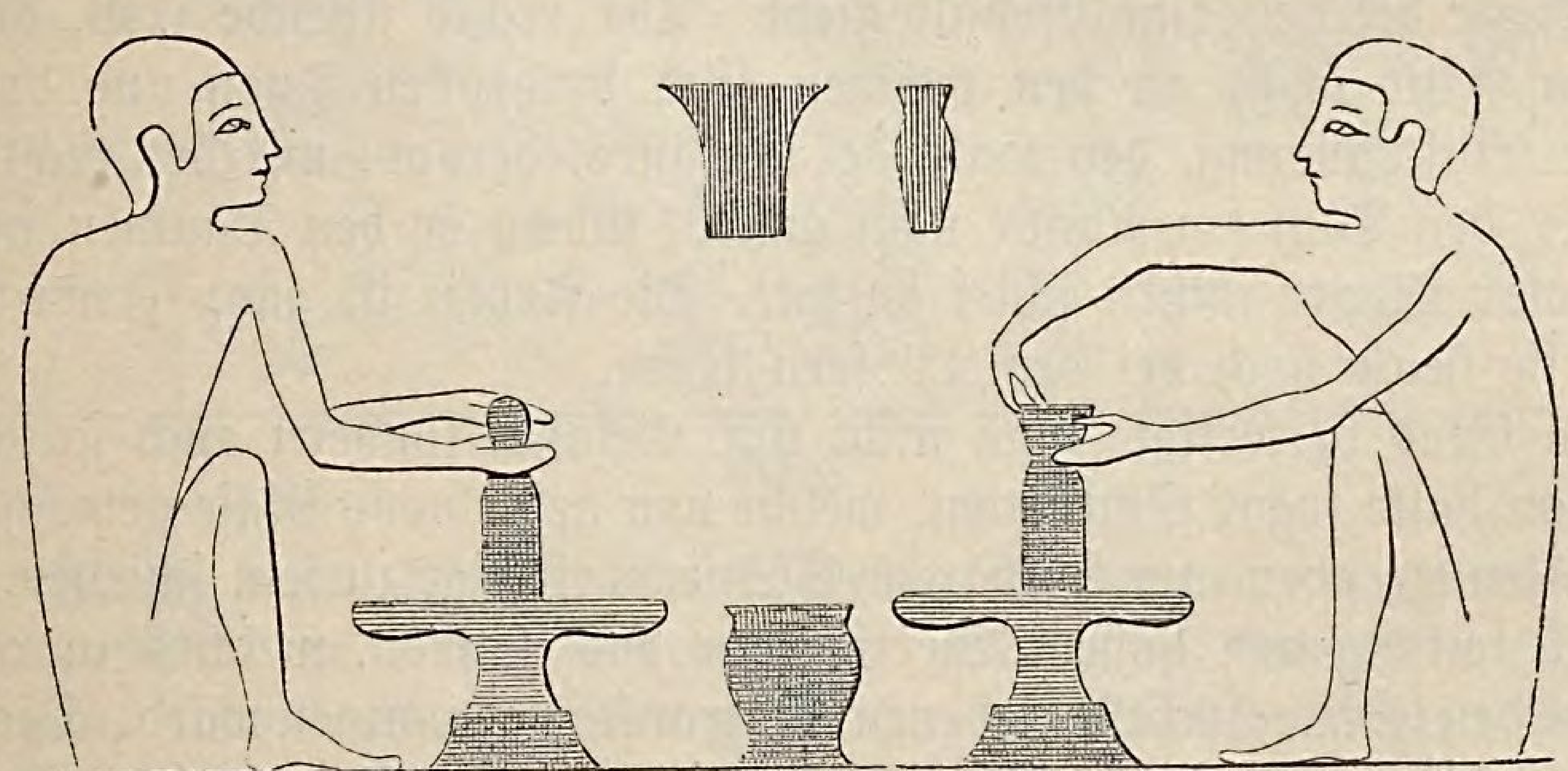


Schuster.



Kürschnerwerkstätte. (Vergl. S. 143.)

Der Schuster, d. h. der Verfertiger der ledernen Sandalen, saß auf einem niedrigen dreibeinigen Stuhle und arbeitete mit Ahle, Nadel und Hammer, gerade wie man es heutigen Tages bei unseren Schuhmachern sieht. Es ist sogar auf den Wandgemälden zu sehen, wie der Arbeiter das Gesicht verzieht, weil die Nadel, mit welcher er den ledernen Riemen annäht, nicht durchgehen will. Auf vorstehendem Bilde sehen wir links einen Arbeiter, welcher soeben beschäftigt ist, Löcher in die zugeschnittenen Sandalen zu bohren; rechts sitzt ein anderer, welcher die Form der zugeschnittenen Sohle prüfend betrachtet. Die Ahle hat er nicht auf den Boden gelegt, um sich nachher nicht bücken zu müssen; er hält sie einstweilen mit den Zähnen.

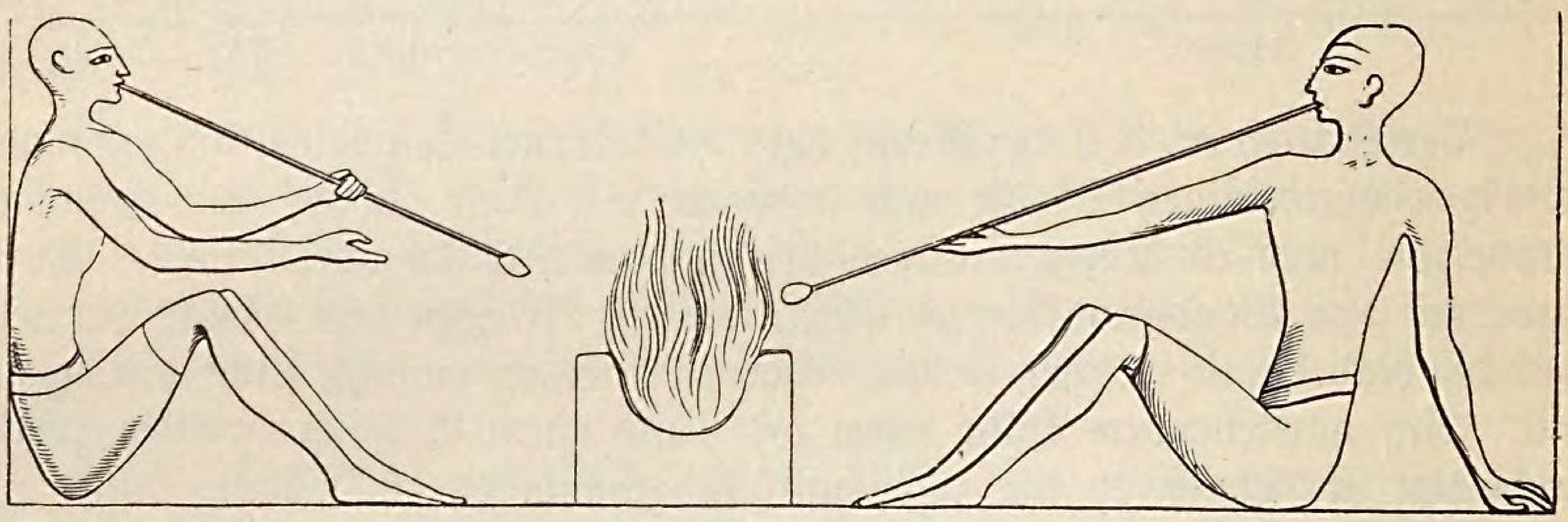


Töpfer, an der Scheibe arbeitend.

Wir sehen ferner, wie (mit der Spindel) gesponnen, wie gewebt, gewalkt und gefärbt wird, wie aus Flachs und dünnen Lederstreifen Seile und Stricke gemacht werden und dergleichen. Ueber das Färben erzählt uns Plinius, die Aegypter hätten eine merkwürdige Weise gehabt, die Zeuge bunt zu machen. Sie hätten nämlich die bunten Muster nicht mit Farbe auf den

Stoff gemalt, sondern das Muster nur mit verschiedenen farblosen Flüssigkeiten aufgezeichnet, dann sei das ganze Stück Zeug in einem Kessel mit Farbestoff gekocht worden und — bunt gemustert herausgekommen. Der eine in dem Kessel enthaltene Farbestoff habe auf dem Zeuge verschiedene Farben dargestellt, je nachdem dieses vorher so oder so getränkt worden. — Das wäre also eine chemische Färberei gewesen.

Die alten Aegypter waren in vielen Dingen erstaunlich weit vorgerückt, und mancher würde nicht glauben, was von ihrer Kunst und Geschicklichkeit gesagt wird, wenn die tausendjährigen Wandgemälde nicht als unumstößlicher Beweis vor unseren Augen ständen. Wir wissen, daß die Töpfer, Porzellanarbeiter und Glasarbeiter außerordentlich geschickt waren; man arbeitete mit der Drehscheibe, glasirte und bemalte die Gefäße und brannte sie in einem Ofen, wie wir es thun. Man machte sehr große Porzellanvasen, die in bunten Farben mit Blumen, Thieren und menschlichen Figuren geziert waren.



Glasbläser.

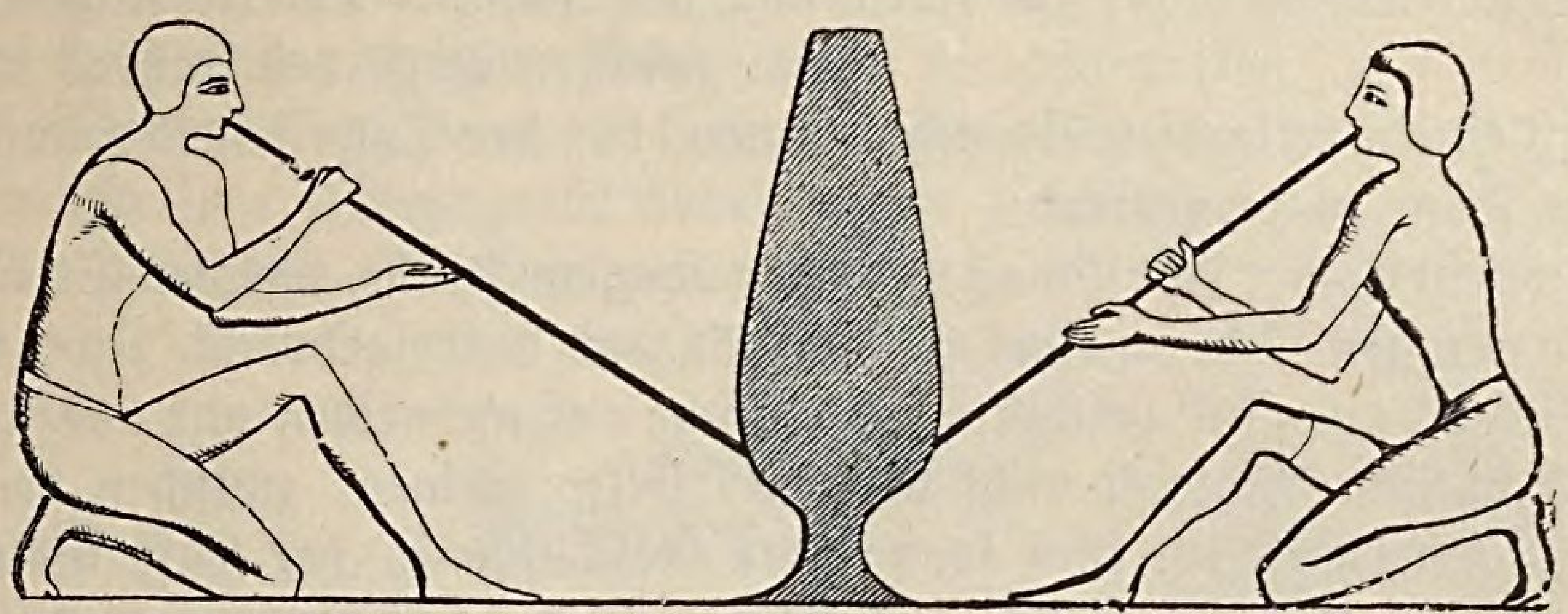
Sehr interessant ist, auf dem Bilde Seite 139 zu sehen, wie der Arbeiter seinem Topfe die gehörige Gestalt giebt. Der rechts sitzende z. B. drückt mit der linken Hand leicht an den weichen, sich drehenden Thon und bringt dadurch die Einschnürung, den Hals des Gefäßes, hervor; mit der rechten Hand schweift er den Topf am Rande nach außen, indem er den Daumen innen, die anderen vier Finger außen schief anlegt. Die Arbeit ist ganz genau dieselbe, wie wir sie heute noch bei den Töpfern sehen.

Von Glas verfertigte man nicht nur Gefäße, sondern auch falsche Edelsteine; man hatte sogar Statuetten, welche von gefärbtem Glase gemacht waren, dem Nichtkenner aber aus kostbarem Steine verfertigt zu sein schienen. — Für die Glasbereitung von hohem Werthe war das Natron, welches in reichlicher Masse aus den (Seite 30 beschriebenen) Natronseen gewonnen ward. Die größten Glasmanufakturen waren in Theben, später auch in Alexandria. Noch heute zeigen uns die Wandgemälde den ganzen Hergang des Geschäftes. Da sehen wir, wie ein Arbeiter das lange Blasrohr in die geschmolzene Masse taucht, wie es ein anderer an den Mund setzt und unten das Gefäß anbläst — wie bei uns. Und das war doch lange, lange vor dem Anfange unserer Zeitrechnung!

Das Glas, anfangs nur zu Schmuckgegenständen verwendet, war theils farblos, theils gefärbt, weiß, gelb, roth, braun, schwarz, oft grün, am häufigsten

blau; auch wurde es geschliffen und vergoldet. Glasperlen finden sich rund und länglich in allen Größen und Farben.

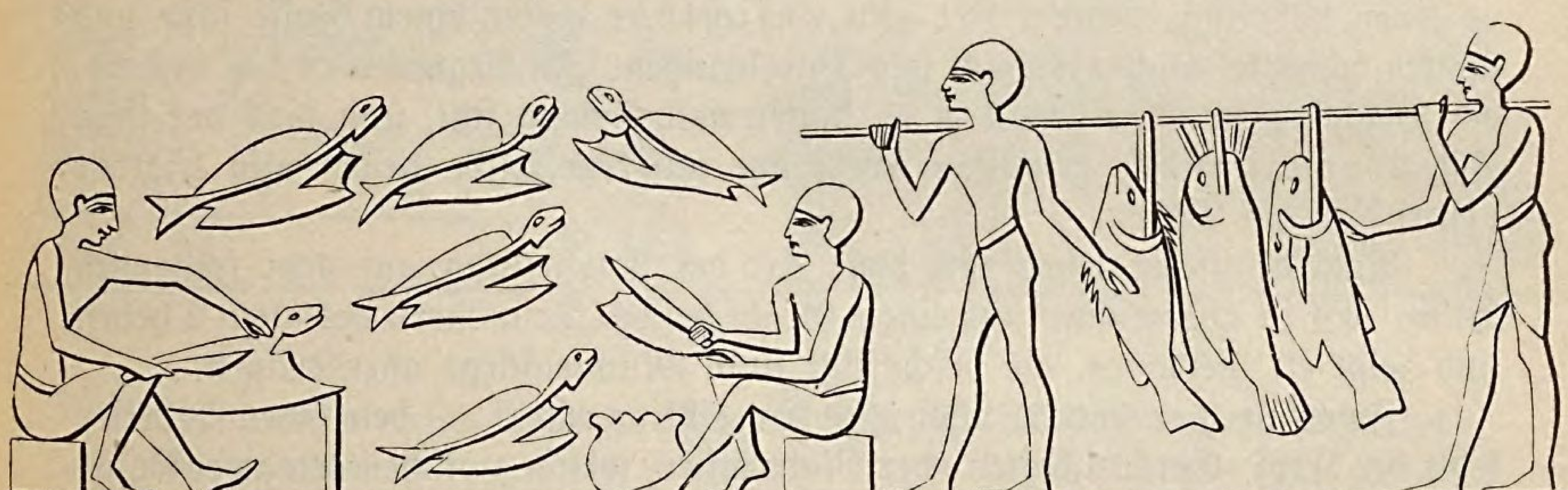
Es wäre ermüdend, alle Gewerbe in dieser Weise durchzugehen; darum sei nur noch erwähnt, daß uns die Wandgemälde gar manches zeigen, woran wir ohne sie wahrscheinlich überhaupt gar nicht gedacht hätten. Wir sehen z. B., daß die Schreiner kostbareres Holz in dünnen Tafeln auf geringeres Holz aufleimten, also ihre Möbel ganz in unserer Weise furnirten. Wir sehen bei dem Goldschmiede Blasebälge, welche getreten werden und durch eine lange Röhrenleitung den Wind dem Schmelzofen zuführen ꝛc.



Glasbläser.

Aus allen diesen Umständen entnehmen wir die hohe Stufe der ägyptischen Kultur in grauester Vorzeit.

Nun zu einem neuen Bilde!



Fischer.

Die Fische, deren der Nil eine überreiche Menge, und zwar in mehr als zwanzig verschiedenen Arten lieferte, fing man theils vom Ufer, theils von Kähnen aus. Man gebrauchte hierzu große, aus Bindfaden geflochtene Zugnetze oder auch Angeln. An letzteren ließ man oft die Ruthe weg, hielt das eine Ende der Schnur in der Hand und warf das andere, an welchem Haken und Köder befestigt waren, in das Wasser. Sehr große Fische pflegte man mit zweizinkigen oder gabelförmigen Speeren zu erlegen. Die geschickte Handhabung dieser Waffe galt sogar als eine ritterliche Kunstfertigkeit des vornehmen Mannes, der im alten Aegypten (wie heute in England) das Fischen und Angeln als angenehmen Zeitvertreib würdigte. Bei dem großen Verzehr von Fischen,

die eine Hauptnahrung des Volkes bildeten, ward natürlich der Fischfang von vielen gemeinen Leuten als Broterwerb getrieben, und wer die Kosten für die Anschaffung von Netzwerk nicht erschwingen konnte, mußte sich mit der Angelruthe behelfen. In diesem Sinne unterscheidet schon der Prophet Jesaias (Kapitel 19) zwischen den Fischern, so Angeln auf das Wasser werfen, und denen, welche Netze auswerfen, wobei er auch der Netzstricker und Garnwirker erwähnt. — Die gefangenen Fische wurden sogleich mittels eines langen Messers aufgeschnitten und ausgeweidet; sodann trocknete man sie entweder an der Sonne, oder sie wurden eingesalzen. Eine beträchtliche Anzahl von Fischen wurde zu religiösen Zwecken, zunächst zur Fütterung der heiligen Thiere, Katzen, Krokodile, Ibisse u. s. w., verbraucht; an einem gewissen Tage des Jahres war auch Jeder nach einem religiösen Brauch gehalten, vor der Thür seines Hauses einen gebackenen Fisch zu verzehren.

Auf vorstehender Abbildung werden gefangene Fische, welchen Stricke durch die Kiemen gezogen sind, an einer Stange hängend herbeigebracht. Zwei Männer sitzen bereits da und sind beschäftigt, die Fische aufzuschneiden und auszunehmen. Wer die ägyptische Malerei nicht versteht, sollte meinen, zwischen den beiden sitzenden Männern flögen fünf sonderbare Geschöpfe in der Luft umher; das sind aber schon aufgeschnittene Fische, welche am Boden liegen.

Das führt uns zur folgenden Regel für die ägyptische Malerkunst.

7) Von einander entfernte Dinge, solche, welche hinter einander sich befinden, werden, wenn sie wichtig genug sind, über einander gezeichnet.

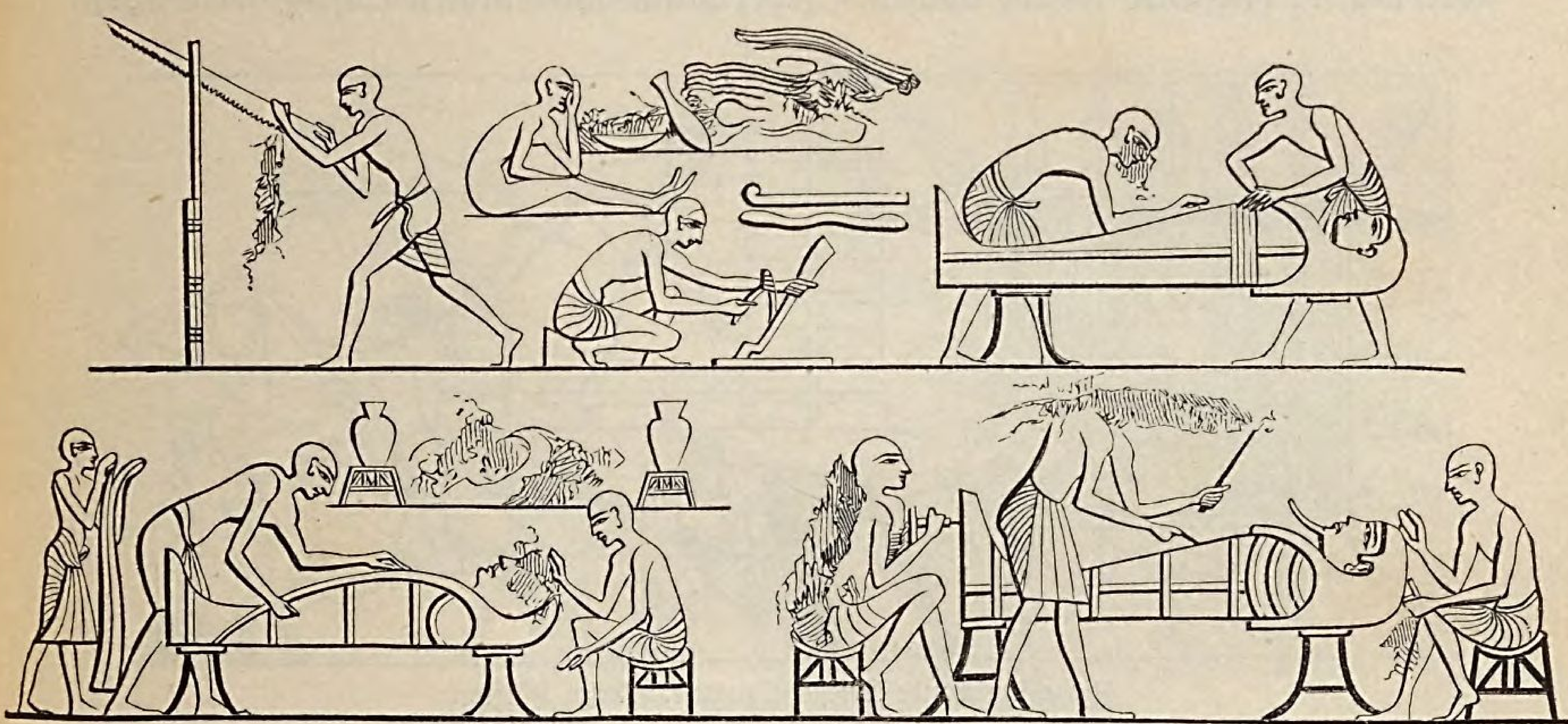
Stellte bei uns ein Maler z. B. die Werkstätte eines Küfers dar, so würde er einen Lehrling, welcher für ihn unsichtbar hinter einem Fasse säße und Reifen schnitzte, auch nicht auf sein Bild bringen. In Aegypten ist das anders; der Beschauer muß wissen, daß da hinten noch jemand sitzt, und was der thut. Die über einander gemalten Fische auf unserem Bilde liegen also hinter einander am Boden.

Noch deutlicher sehen wir diese Art der Darstellung auf dem folgenden Bilde. Es ist abgezeichnet aus einem Grabe bei den Trümmern des alten Theben und zeigt elf Personen, die beschäftigt sind, Mumiensärge anzufertigen.

Zwar ist hier und da schon eine Einzelheit zerstört — dem einen Arbeiter fehlt der Kopf, Geräthschaften oder Materialien, welche zwischen den zwei Vasen liegen, sind gar nicht mehr zu erkennen — das Bild ist ganz flach erhaben in die Sandsteinwand des Felsengrabes gemeißelt und von sorglosen Reisenden oder gleichgültigen Arabern zerstoßen worden — allein es ist doch immer noch sehr interessant, zeigt uns die verschiedenen Arbeiten bei der Sargfabrikation und giebt ein treffliches Beispiel zum Verständnis der Perspektive in der ägyptischen Malerei. — Die Sargfabrikanten hatten ein sehr einträgliches und wichtiges Geschäft, da man in Aegypten mit den Särgen einen großen Luxus trieb. In der Werkstätte eines vielbeschäftigten Meisters sah man die verschiedensten Hantierungen; da wurde gesägt, geschnitzt, geleimt, angestrichen, gemalt ꝛc. Auf nachfolgendem Bilde sehen wir im Vordergrunde rechts einen Sarg, an welchem drei Männer beschäftigt sind; der eine polirt am Kopfe, der andere bohrt oder schneidet Figuren in das Fußbrett, der dritte scheint Verzierungen auf der Brust anzubringen.

Links neben diesem ist ein anderer Sarg, mit welchem zwei Arbeiter in ähnlicher Weise zu thun haben, während ein dritter schon fertige Leisten zum Anheften herbeibringt. Hinter dieser Gruppe stehen auf verzierten Untersätzen zwei Vasen, wie man deren vier in jeden großen Sarg that, um die Eingeweide des Verstorbenen darin zu verschließen. Wieder hinter diesen Vasen steht ein Mann, welcher ein Brett durchsägt; ein anderer hockt auf einem niedrigen Stühlchen am Boden und bearbeitet einzelne Bestandtheile der hölzernen Särge, wie auch schon einige vollendete neben ihm liegen. Noch weiter nach hinten sitzt einer der Arbeiter auf dem platten Boden, den Ellenbogen auf das Knie gestützt, den Kopf in die Hand gelegt; er hat sich, wie es scheint, zu sehr angestrengt, ruht nun aus und erholt sich.

Er ist unbekleidet, denn im heißen Aegypten kommt es oft vor, daß Diejenigen, welche sehr anstrengende Arbeit haben, sich die Erleichterung verschaffen, die Kleider ganz und gar abzulegen.



Werkstätte eines Sargfabrikanten.

Zur Linken dieses sitzenden Mannes steht das Leimpfännchen, liegen verschieden Leisten 2c.

Die Figuren links stehen in fünf verschiedenen Entfernungen von dem Beschauer; der Maler stellt sie in fünf Stufen über einander dar. Diese Art der Darstellung ist uns zwar sehr auffallend, dem Aegypter war sie aber leichtverständlich; und Derartiges finden wir überall in den ersten Versuchen der Zeichenkunst. Auch unsere altdeutschen Gemälde behandeln die Perspektive in ähnlicher Weise.

Nach dem Gesagten kann die Abbildung der Kürschnerwerkstätte (vergl. S. 139) nicht mehr unverständlich sein. Pelze dienten den Aegyptern zum Schmucke und wurden namentlich von den Oberpriestern bei Ausübung ihres Amtes getragen; wie z. B. Seite 67 bei dem Todtengerichte zu sehen ist.

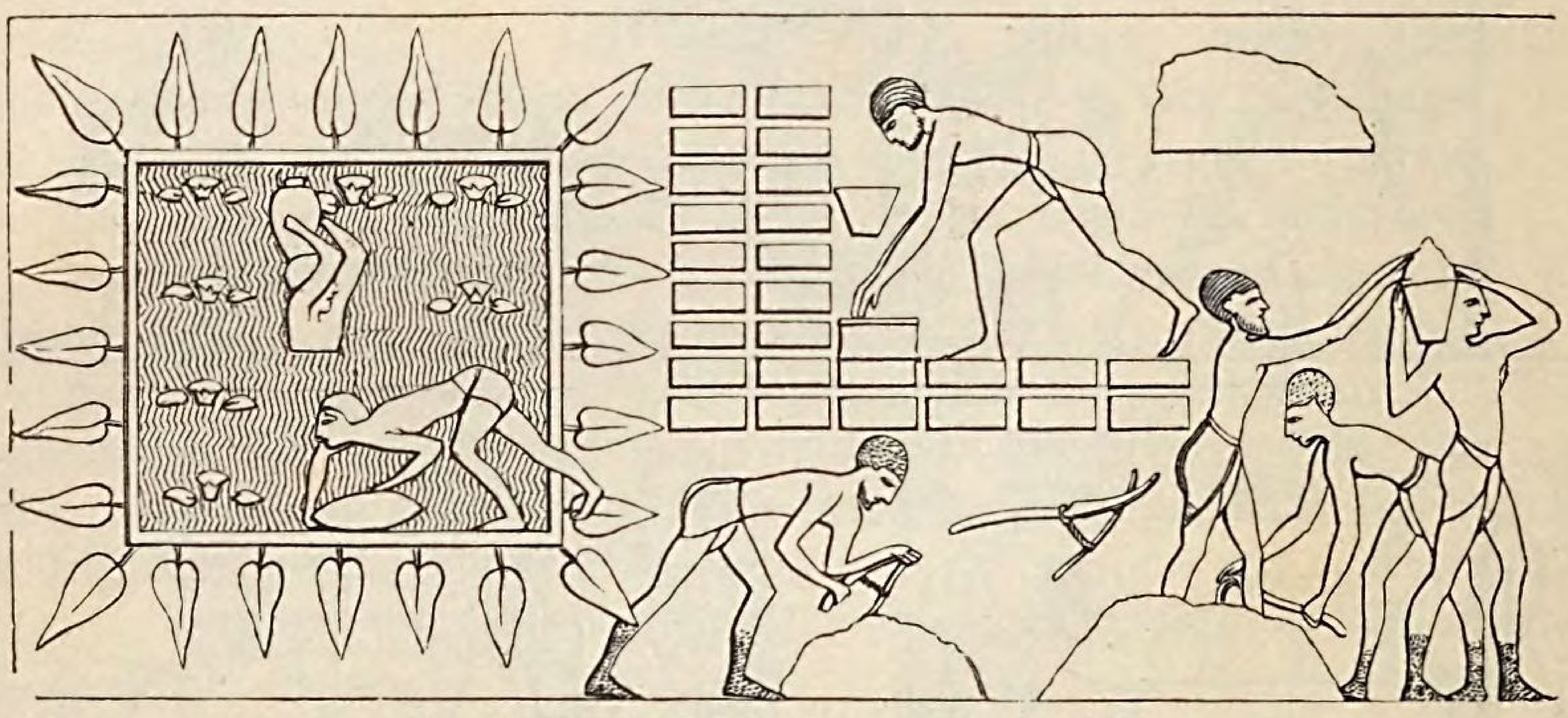
Hingegegen werden 8) dicht hinter oder neben einander stehende gleichartige Dinge nicht über einander gestellt. Man zeichnet die vorderste

Figur ganz aus und zieht dann links (oder rechts) mit der linken (oder rechten) Seite gleichlaufende Linien, wie das an einer später folgenden Abbildung „Aegyptische Bogenschützen“ zu sehen ist. Hier stehen neun Mann neben einander, und an der Perspektive ist eigentlich wenig auszusetzen; die Figuren verlieren nur alles Leben dadurch, daß sie zu gleichmäßig sind.

Auf diese Weise werden stets militärische Aufzüge und dergleichen dargestellt. Wir finden sie auch auf der Abbildung Seite 83, „Transport eines Kolosses.“

9) Das richtige Größenverhältnis der einzelnen Figuren wird gar nicht, oder fast gar nicht beachtet, wenn der Beschauende das ungefähre Verhältnis von selbst weiß.

So sehen wir z. B. ein Haus, dessen Thüre halb so groß ist als das ganze Gebäude; dabei steht ein Mann, weit höher als die Thüre, fast so hoch als das Haus. Ja, es kommt vor, daß die Menschen höher sind als die Häuser. Das thut aber nichts; das Bild wurde doch von jedermann vollkommen richtig verstanden.



Ziegelstreichende Kriegsgefangene. Erste Hälfte.

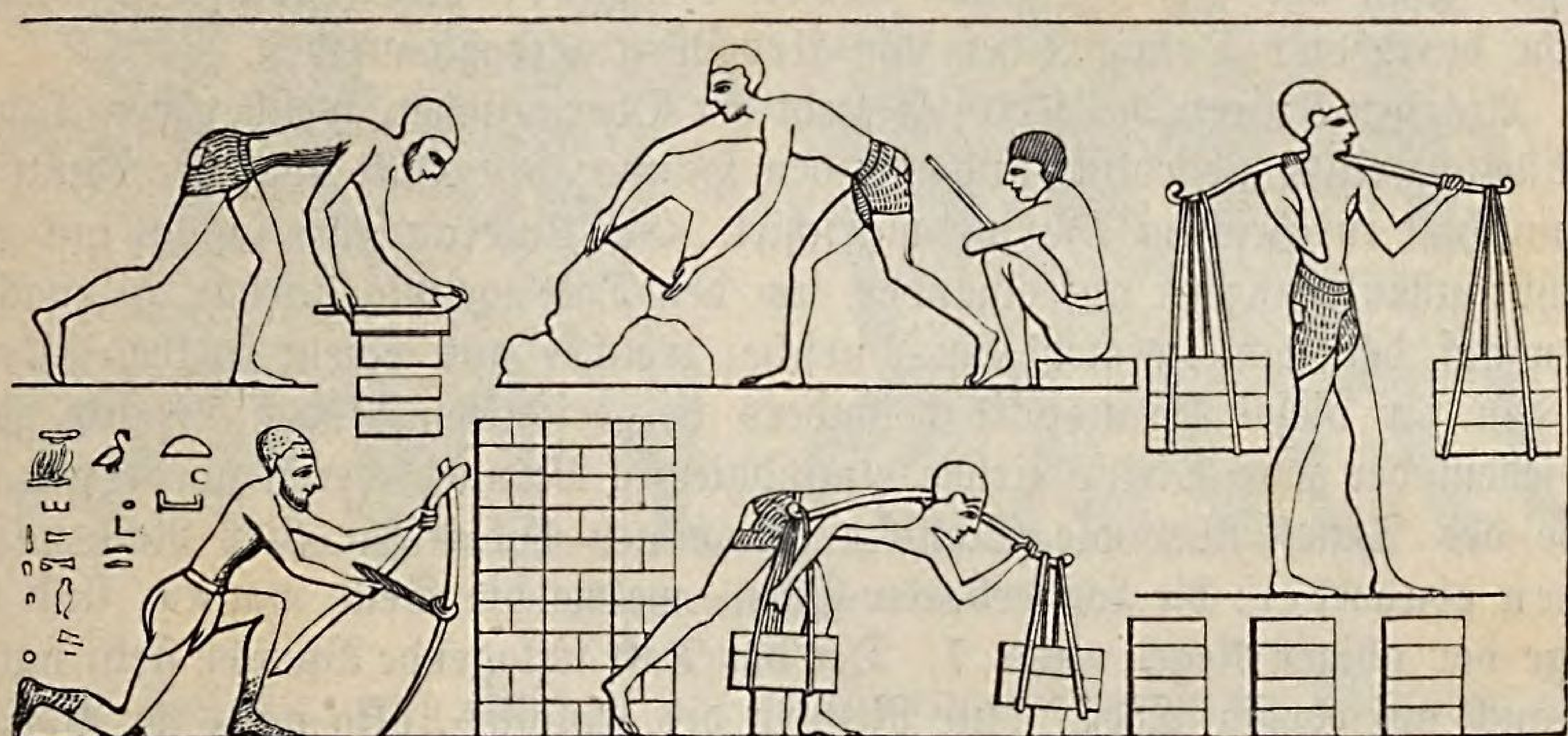
Eine ausgezeichnete, hervorragende Person, also z. B. der König, wird größer gezeichnet als die übrigen Menschen. Auf den Bildern, welche den Sohn der Sonne bei einem feierlichen Aufzuge darstellen, ist der König doppelt, ja dreifach so groß wie seine Begleiter. Natürlich ist nun auch der Wagen größer, in welchem er steht, und sind es die Pferde, welche diesen Wagen ziehen. Diese letzteren sind so hoch, daß die königlichen Fächerträger mit ihren langen Fächern bequem unter dem Bauch der Thiere durchgehen könnten.

Man vergleiche im obigen Bilde „Fischer“ die Größe der aufgeschnittenen Fische mit der der unaufgeschnittenen und mit der der Fischer selbst.

Wie über die gewerbliche Thätigkeit, so geben uns auch über öffentliche Arbeiten die Wandgemälde die sicherste und gründlichste Aufklärung. Die Darstellungen sind ausführlich und in den Einzelheiten genau; für uns besteht nur die einzige Schwierigkeit: sie zu verstehen. Darum sollen hier noch einige Abbildungen speziell erläutert werden.

Vorstehende Zeichnung ist aus dem Grabe eines königlichen Baudirektors (aus Theben) genommen. In diesem Grabe finden wir alle die Arbeiten dargestellt, welche unter der Aufsicht und Leitung des Verstorbenen ausgeführt wurden, — Paläste werden erbaut, Obelisken aufgerichtet, Sphinxe behauen u. s. w., unter Anderem auch durch Kriegsgefangene Ziegel verfertigt. Links liegt ein viereckiger, mit einem Grasrande eingefaßter Weiher, in welchem Wasserpflanzen stehen. Schattige Bäume umgeben ihn von allen Seiten.

Hier wird das Wasser geholt, um die Lehmerde aufzuweichen; ein Arbeiter bückt sich und schöpft mit einem Kruge, ein anderer ist sogar in den Weiher gestiegen und kommt soeben, mit einem gefüllten Kruge auf der Schulter, wieder heraus. Rechts davon wird im Vordergrunde der Lehm geknetet und bearbeitet. Ist er weich genug, so wird er in große Gefäße gebracht und (auf der Schulter) den Arbeitern hingetragen, welche mit der Form die Ziegel daraus machen. Diese werden sodann in Reihen neben einander auf den Boden gelegt und an der Luft getrocknet, wie das im Hintergrunde, rechts von dem Weiher, zu sehen ist.



Ziegelstreichende Kriegsgefangene. Zweite Hälfte.

Dabei liegt auch noch ein Haufen zum Ausstechen der Ziegel fertig bereiteten Thones. — Weiter sehen wir im Vordergrunde des Bildes schon vollständig trockene, auf einander gesetzte Steine, dahinter einen Mann, welcher seinen Kübel mit weichem Lehme ausschüttet. Hier sitzt auch ein ägyptischer Aufseher mit dem Stocke in der Hand. Endlich sehen wir noch zwei Arbeiter beschäftigt, die getrockneten Steine fortzutragen.

Wir haben hier vier verschiedene Nationen. Der Gefangene, welcher zunächst am Weiher den Thon mit einer Hacke bearbeitet; der andere, welcher seinem Leidensgefährten hilft, den Kübel auf die Schulter zu heben, und endlich der dritte, welcher ganz im Vordergrunde an den aufgeschichteten Ziegeln kniet, sind unverkennbar Hebräer. Sie sind bestimmt zu erkennen an ihrer Gesichtsbildung, tragen einen schwarzen Backenbart und sind auf der Brust stark behaart. Alles dieses ist natürlich auf dem großen Originalgemälde viel deutlicher zu erkennen als auf einer kleinen Nachbildung. Die Hautfarbe ist graugelb.

Die Gefangenen, und zwar der Wasser holt, der, welcher an dem Weiher Ziegel zum Trocknen auflegt, und derjenige, welcher den Kübel mit Thon trägt, sind mattgelblich gemalt. Alle diese Sieben haben weiße Schürzen; die Uebrigen tragen gelbe Lendentücher und haben eine blaßrothbraune Hautfarbe. Sehr bestimmt unter allen Personen auf dem ganzen Bilde tritt hervor der braunrothe ägyptische Aufseher mit seinem weißen Lendentuche und braunrothem Stocke.

Zu weiterem Verständnisse sei auch hier noch das Bild Seite 83: „Transport eines Kolosses“, erläutert und zugleich bei jeder Figur die Farbe angegeben, welche sie im Originalgemälde hat.

Der Grundton ist mattgelb. Der weiße Koloß mit seinem blauen Kopftuche und schwarzen Barte ist auf eine braunrothe, schlittenähnliche Schleife gestellt. Auf diese ist er mit (braunen) Seilen an einem (schwarzen) eisernen Ringe befestigt. Die Seile sind mit (braunrothen) Hölzchen zusammengedreht und so angespannt. Zur Schonung der Bildsäule sind vorn, hinten und oben am Arme (schwarz und weiße und braunroth und weiße) Stückchen Pelz untergelegt. Von der Schleife gehen neben einander vier (braune) Seile aus, welche durch vier Doppelreihen von Arbeitern gezogen werden.

Auf den Knieen des Kolosses steht der Oberaufseher, welcher den Transport leitet, Alles überblickt und mit den Händen den Takt angiebt, damit die Mannschaft in gleichem Schritte marschirt. Ein Unteraufseher schlägt mit zwei (rothbraunen) Hölzern auf einander, um den Takt weithin hörbar zu machen. Vorn auf der Schleife steht ein Bursche, welcher aus einem (gelben) Kruge auf den für diesen Transport besonders hergerichteten Boden Wasser gießt. An jedem der vier Stricke ziehen einundvierzig Männer, deren vorderster das Ende des Taues über die Schulter genommen hat. Die vier Reihen sind neben einander; die sonderbaren Ecken, welche die Seile machen, sind nur Folge der obigen Regel unter 7. Der den Takt schlagende Bursche steht natürlich auch auf ebener Erde. Zur Rechten des Kolosses, also ganz im Vordergrunde, gehen drei Männer, welche je zwei Gefäße mit vorräthigem Wasser tragen. (Stricke und Querhölzer sind braun.) Diesen folgen drei andere mit einem eingekerbten Balken. (Es ist das keine Säge — Farbe hellbraunroth.)

Das Original dieses Bildes findet sich in einer Grotte zwischen Beni-Hassan und Scheik-Abadeh. Dort sieht man noch fünfzehn weitere Personen dem Kolosse folgen; sie tragen zum Theil Stöcke und sind also zur Aufsicht und Nachhülfe da. Ferner sind bei dem Aufzuge noch sechzig Sänger, von welchen jeder in der einen Hand einen Palmenzweig, in der andern ein Bananenblatt hält.

Auch das Kriegsleben des Volkes stellen uns die Wandgemälde ausführlich dar. Die Truppen marschiren auf, der König besteigt seinen Wagen, das Heer zieht aus. Man schlägt ein Lager auf; hier ist des Königs Zelt, da stehen die Wagen, dort die Pferde, Alles in größter Ordnung und militärischer Pünktlichkeit. Der Feind naht, die Schlacht beginnt, der König ist überall, wo der Kampf am gefährlichsten ist; mitten im Getümmel steht er auf seinem Wagen, schießt seine Pfeile ab und schlägt die Feinde mit dem Keulenbeile zu Boden. Nach der Schlacht werden die Verwundeten weggetragen, die Gefangenen

gebunden fortgeführt. Auch Festungen werden gestürmt, Leitern an die Mauern und Thürme gelegt, die Angreifenden werden hinabgestürzt, Pfeile fliegen hinüber und herüber 2c. Wir sehen auch eine Seeschlacht, und wie dabei die feindlichen Krieger in das Wasser gestürzt werden.

Nach Beendigung des Krieges werden die Gefangenen in die Bergwerke oder zu den Steinbrüchen abgeführt; die Unterworfenen bringen dem siegreichen Sohne der Sonne den bestimmten Tribut und noch vielerlei kostbare Geschenke; ein Schreiber fertigt das Verzeichnis aller dieser Schätze, und der Sieger hält seinen Triumphzug.

Alles das sehen wir oft und vielfach abgebildet. Nachstehende Gruppe gehört zur Darstellung der Heldenthaten des Königs Ramessu II. und ist aus dem großen Felsentempel bei Abu Simbel abgezeichnet. Sie stellt den Transport gefangener und an einander gebundener Neger dar und ist uns ein sehr interessantes Beispiel zu einer weiteren Regel der ägyptischen Malerei.



Gruppen gefangener und gebundener Neger.

10) Schattirung giebt es bei den Wandgemälden nicht. Kommen aber auf einem Bilde Dinge vor, welche dieselbe Farbe haben und sich theilweise decken, so wird (weil die bloße Kontur nicht hinreichend wäre, dem ferner stehenden Beschauer das Bild deutlich und klar zu machen) der eine Gegenstand dunkel, der andere hell gemalt.

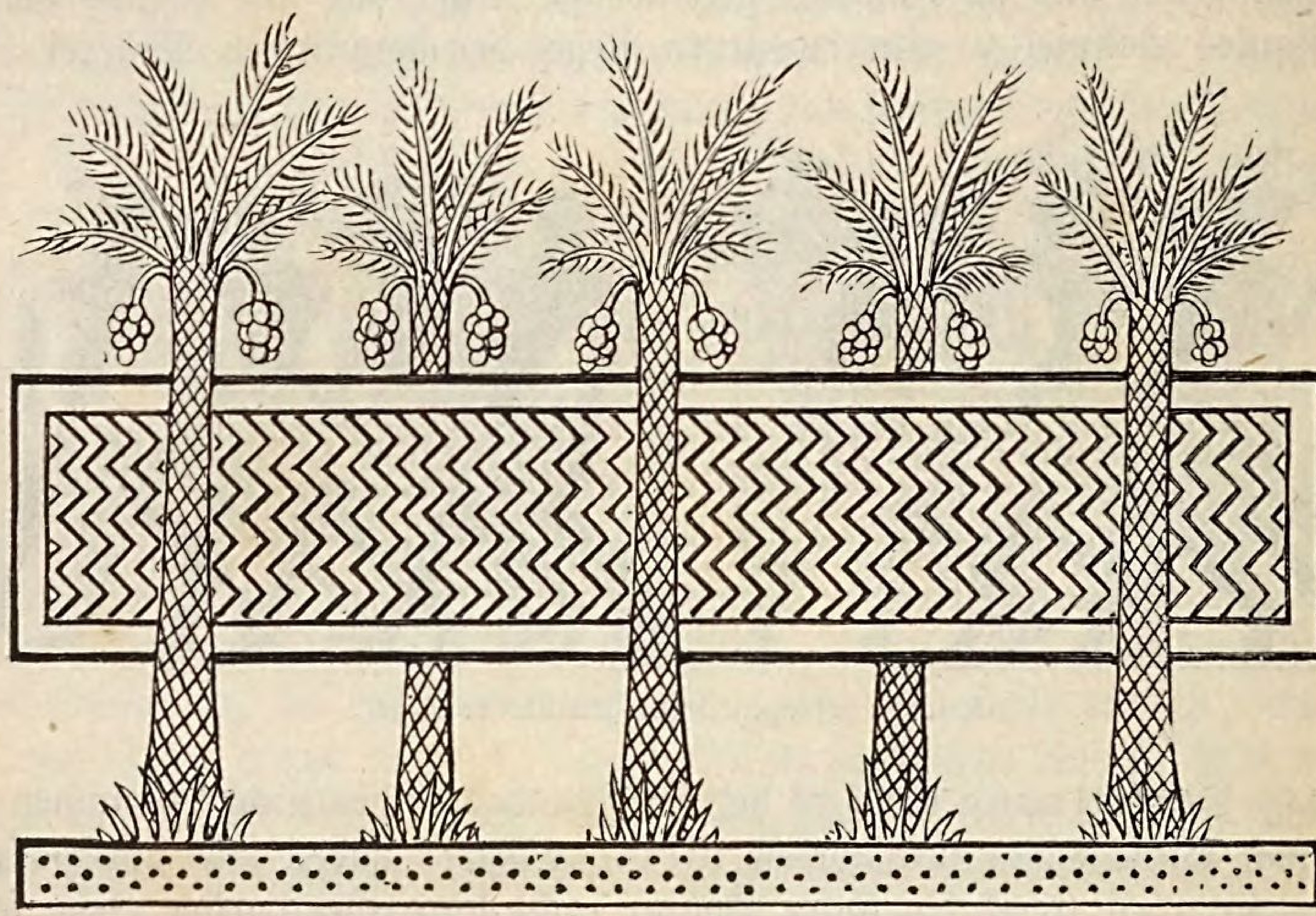
Auf vorstehendem Bilde könnte man unmöglich die einzelnen Figuren von einander unterscheiden — eine feine weiße Zwischenlinie verschwindet ja in der Entfernung — wenn nicht abwechselnd der eine Neger tief schwarz, der andere nur dunkelgrau wäre. Ebenso sind die Pantherfelle theils grell, theils mattgelb.

Bei der erst später angeführten Reihe Bogenschützen (siehe Abbildung S. 226) sind der erste, dritte, fünfte, siebente und neunte dunkel, der zweite, vierte, sechste und achte hellrothbraun. Auf dem Bilde Seite 83: „Transport eines Kolosses“, ist von den zwei und zwei gehenden Männern immer der eine hell, der andere dunkel.

Dabei ist nicht bestimmt, ob der nähere oder entferntere Gegenstand hell oder dunkel ist; das ist manchmal so, manchmal anders und hängt ganz von der Willkür des Malers ab; natürlich richtet er sich dabei auch nach den übrigen auf seinem Bilde dargestellten Dingen.

Aber alles das muß man wissen, um die ägyptische Malerei zu verstehen. — Wenn man einen hellen und einen dunklen Mann neben einander abgemalt sieht, darf man nicht glauben, auch hier verschiedene Menschenrassen und Völkerschaften zu sehen, sondern nichts Anderes, als die einfache Beobachtung einer Regel der ägyptischen Malerkunst.

11) Alles wird nach seiner Hauptansicht gezeichnet — ein Tisch von der Seite, der auf ihm liegende Halskragen von oben; — ein an der Rückseite eines länglichrunden Teiches stehender Mann sieht aus wie Einer, der auf einem blauen Sacke steht. Bei der ägyptischen Malerei kommt es hauptsächlich darauf an, ein ganz bestimmtes, deutliches Bild der darzustellenden Dinge zu geben; darum versucht der Maler, sie alle so darzustellen, wie sie einzeln sind, während wir sie malen, wie sie sich in ihrer Zusammenstellung ausnehmen.



Weiher mit Palmen.

Der Boden — Wiese, Weiher, Weg ꝛc. — wird also von oben angesehen und dargestellt; was sich vom Boden erhebt, das Aufrechte also, von der Seite.

Vollständig deutlich wird dies bei Betrachtung des Bildes „Weiher mit Palmen“ werden.

Der Künstler malt den Weiher, ein längliches, rechtwinkliges Viereck, fünfmal so lang als breit, eingefaßt mit gelbem Sandsteine. Das Wasser wird hellblau; die regelmäßigen Zackenlinien, welche die Wellen bedeuten, werden dunkelblau. Nun stehen aber diesseit des Weihers drei und jenseit desselben blos zwei Palmbäume. Also werden vor den Weiher drei und hinter ihn zwei Palmen gemalt. Da sie ungefähr gleich hoch sind, werden sie auch gleich hoch dargestellt. Sie stehen auf gelbem Sandboden; in dem Sandboden liegen viele Steinchen; unten an den Stämmen wächst Gras. Alles ist genau da.

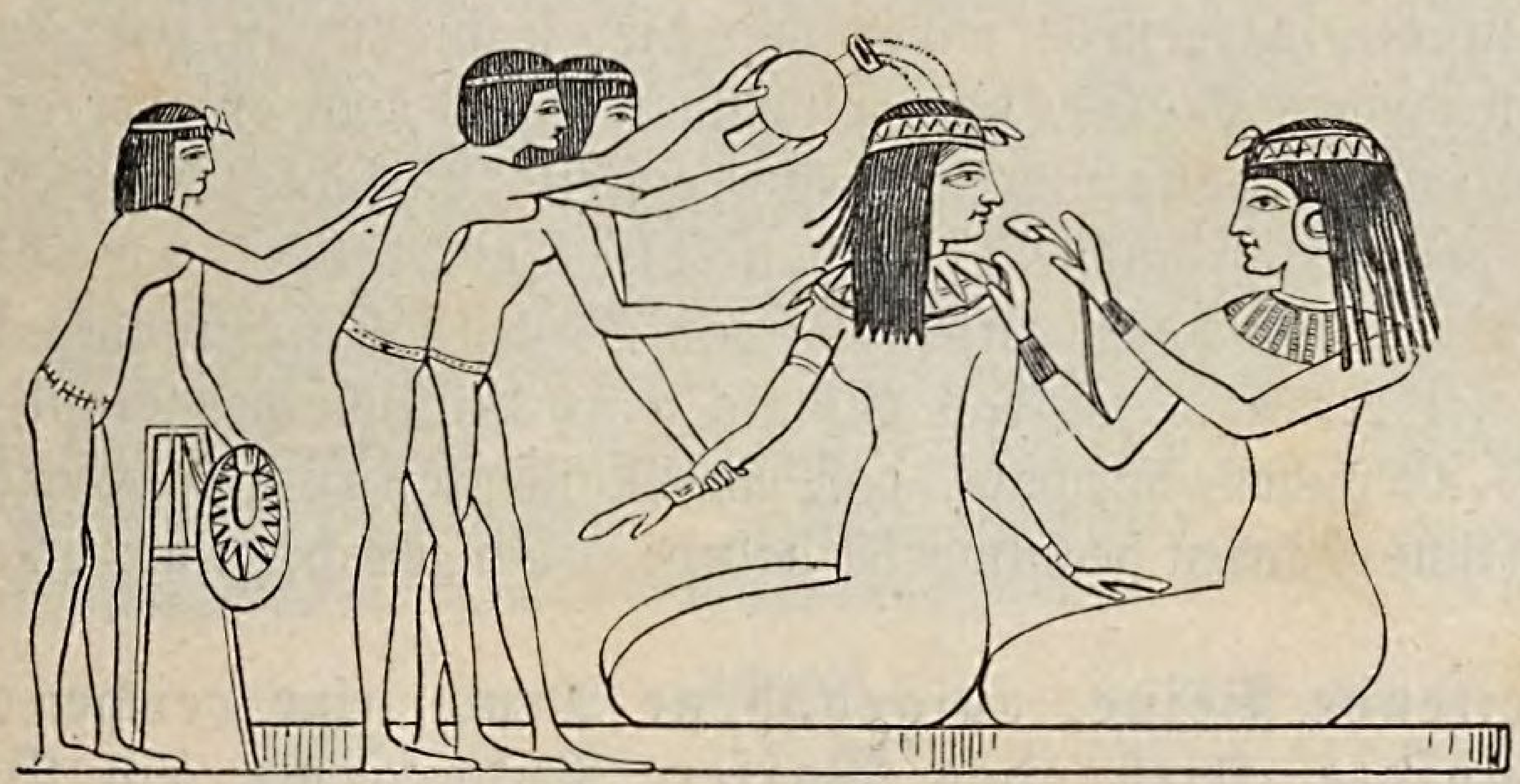
Wir lächeln freilich über diese Malkunst und fragen wohl: „Ist hier ein Stück blaues Zeug von Baum zu Baum gespannt?“ Aber der Aegypter.

dem diese Darstellungsweise geläufig ist, sieht sogleich einen Weiher zwischen Palmen.

Bei dem Bilde: „Bäckerwerkstätte“ sind die flachen, runden Kuchen, welche der Bursche rechts wegträgt, auch von oben, d. h. von ihrer Hauptseite dargestellt.

Knüpfen wir an die vorgeführten Wandmalereien noch einige allgemeine Bemerkungen über die Tracht.

Bei dem warmen Klima genügte ein Minimum von Kleidungsstücken; Kinder gingen oft ganz nackt, und bei anstrengender Arbeit oder im Hause legten auch erwachsene Männer ihre Lendentücher ab (S. 132, 143 ꝛc.), trugen aber zuweilen doch einen Gürtel (S. 139, 145 ꝛc.). Frauen trugen eng anliegende weiße Kleider (S. 135) oder solche von gemustertem Kattun (wie die löwenköpfige Göttin auf dem Bilde: „Ramessu vor der Göttin Sechet“). Ueber diese undurchsichtigen Kleider wurde von Reichen das durchsichtige Gewand (S. 129 und 131) geworfen. —



Toilette einer ägyptischen Dame.

Aus Reinlichkeitsrücksichten war den Priestern geboten, den Kopf vollständig kahl zu rasiren; die Gebildeten, Herren und Frauen, thaten ein Gleiches und schützten den Kopf gegen die Strahlen der Sonne entweder durch ein umgebundenes Kopftuch (S. 67, 83, 129 ꝛc.) oder durch eine schwarze, eng anliegende Kappe (S. 135, 137 ꝛc.) oder auch durch eine Perücke.

Den Schluß macht eine Scene aus dem Ankleidezimmer: Die Toilette einer ägyptischen Dame. Eine Dienerin gießt der Herrin Oel auf das noch ungeordnete Haar, eine andere zieht ihr den schönen Kragen zurecht, eine dritte bringt einen andern Kragen zum Anprobiren herbei, und eine vierte hält der gnädigen Frau eine wohlduftende Blume unter die Nase.

Ueberall dieselbe Manier, fortlaufend durch Jahrtausende. Und konnten denn die ägyptischen Künstler gar nicht Anderes malen? — Doch! Aber bei der Malerei hatte das Festhalten an der alten Manier einen ganz besonderen Grund.

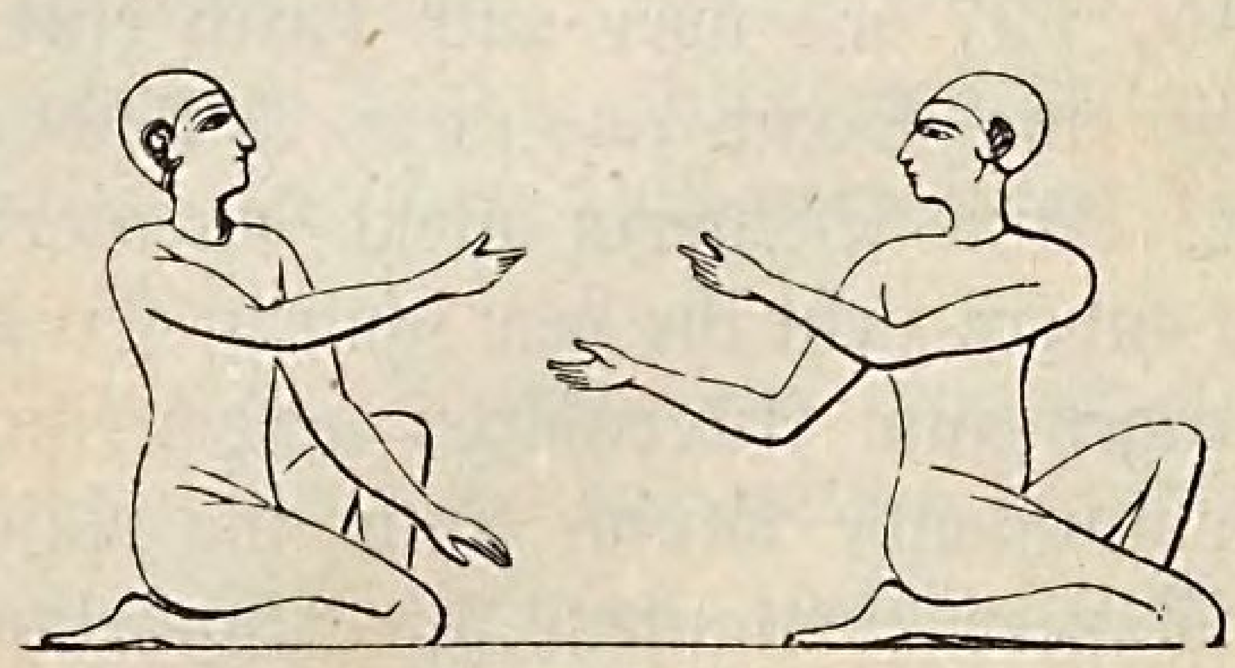
Alle öffentlichen Gebäude waren mit bildlichen Darstellungen bedeckt, und man konnte von einer einmal bekannten, allgemein verstandenen Form nicht abweichen, ohne Verwirrung und Irrthum zu veranlassen.

Wir haben Aehnliches in unseren Wappen. Der Frankfurter Adler verdankt seine Form einer Zeit, da man ihn noch nicht besser zeichnen konnte; er

hat diese Allen verständliche Form aber behalten. Meißelte nun heute ein Steinmetz einen wirklichen Adler, d. h. das naturgetreue Bild eines Adlers, über eine Hausthür, so würden die Leute stehen bleiben und fragen: „Was soll wohl der Falke bedeuten?“ — „Das ist ja ein Rabe!“ — würden Andere sagen. — „Nein, es ist ein Geier! Was der Bauherr nur damit ausdrücken wollte?“ Und käme dieser nun und sagte lachend: „O ihr Thoren! Das ist ja euer Adler!“ — dann würde man allgemein den Kopf schütteln und sagen: „So sieht der Frankfurter Adler nicht aus. Ja, das ist wohl ein Adler, aber man macht ihn nicht so.“ Wie sollte man ein Wappen verstehen, wenn es jeder nach seiner Laune machen wollte?

Das führt uns schließlich noch auf den innigen Zusammenhang der Malerei mit den Hieroglyphen, der Bilderschrift Aegyptens, bei der natürlich keine Figur auch nur im Geringsten verändert werden durfte, weil sonst der Leser ihre Bedeutung nicht erkannt haben würde. In dem folgenden Kapitel über die Hieroglyphen sehen wir z. B., daß der Buchstabe R durch den Mund, , die beiden Lippen, dargestellt wird, und die Zeichnung ist ganz entsprechend den Leistungen eines Volkes, das mit seiner Kunst noch auf der ersten Stufe der Kindheit steht. Hätte nun in späterer Zeit ein Maler einen Mund dargestellt, wie er wirklich aussieht, so hätte alle Welt rathlos vor dem unverstandenen Bilde, vor dem unbekannten Buchstaben gestanden. Und hätte nun der Maler erklärt, daß das Bild ja ganz deutlich den Mund, d. h. die Lippen eines Menschen, darstelle, daß ein Mund genau so aussehe — dann würde man ihm erstaunt geantwortet haben: „So macht man aber keinen Mund.“

Schreitende Beine, aufgehobene Arme, eine reichende Hand, eine Löwenpfote, fließendes Wasser, Ruderarme, ein Berg, eine Hand, ein Garten ꝛc., alles das waren Dinge, welche jedesmal genau gleichmäßig dargestellt werden mußten, wenn man sie erkennen sollte. So hielt auch die Malerei an der einmal hergebrachten, allgemein verständlichen Manier fest.



Mora-Spieler.



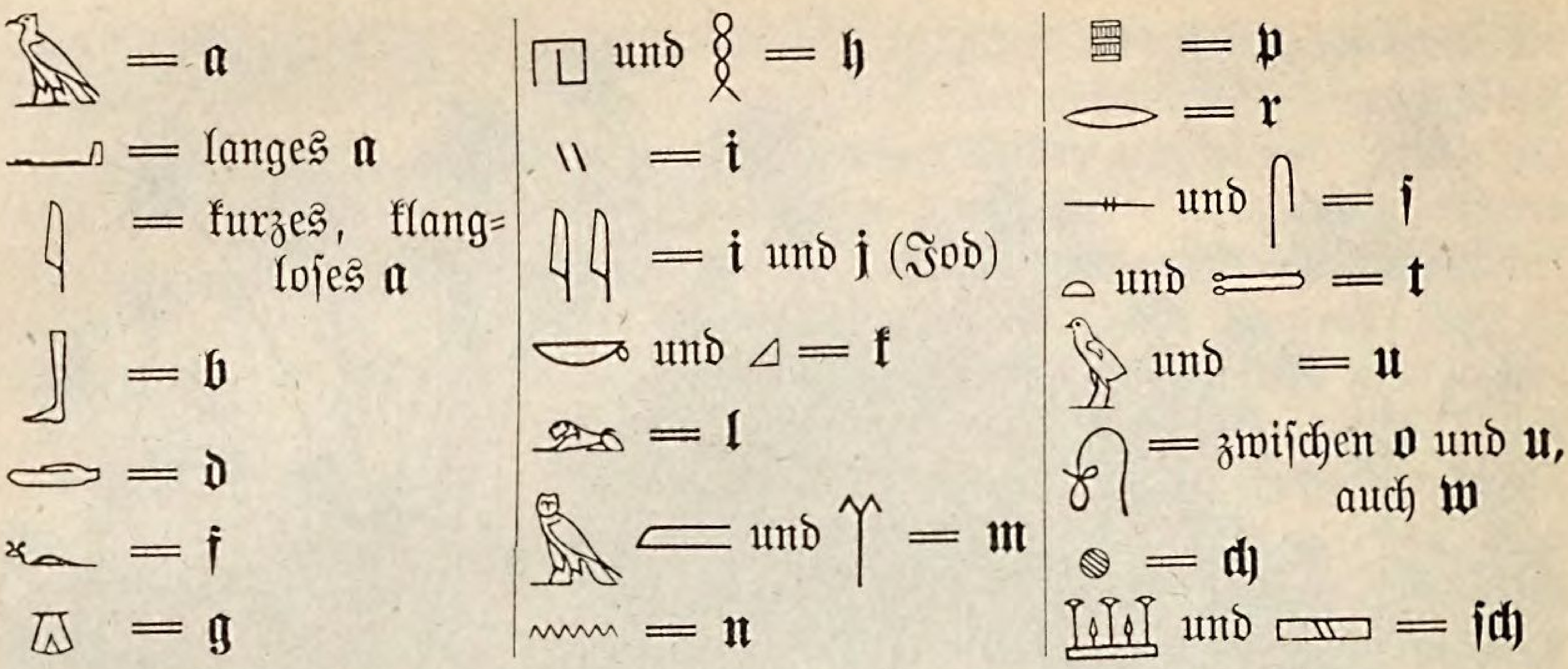
Papyrus.

Die Hieroglyphen.

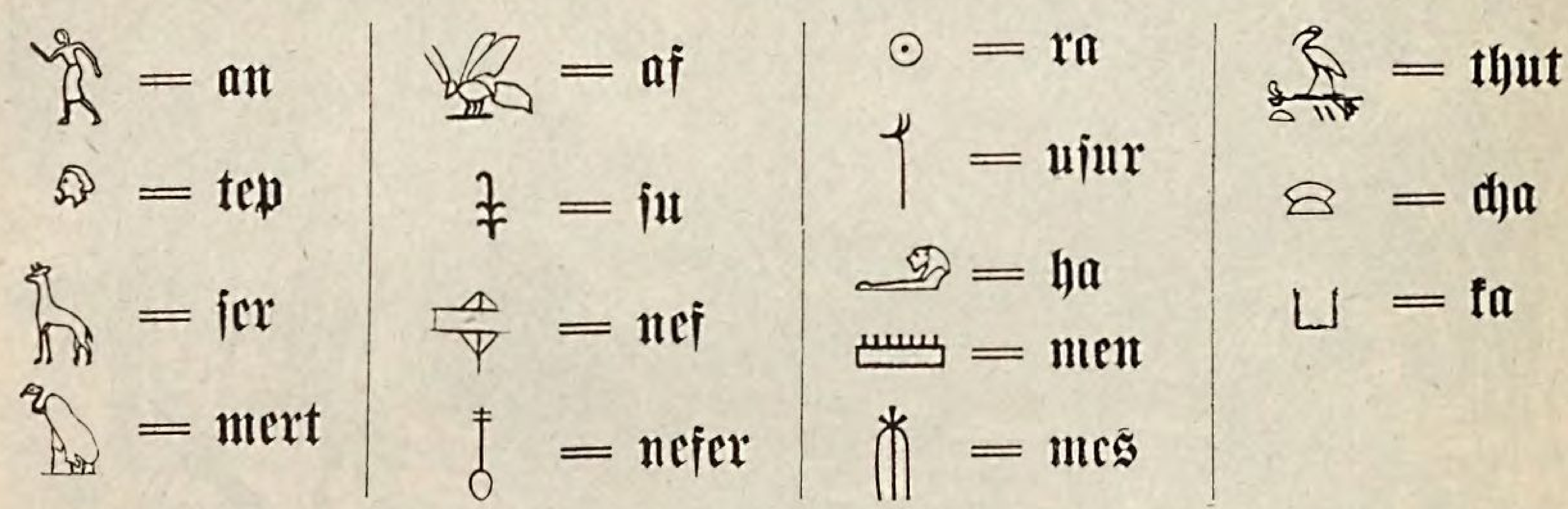
Was Hieroglyphen sind. — Lese- und Schreibregeln. — Papyrus. — Hieratische Schrift. — Demotische Schrift. — Koptisch. — Doppelsprachige Inschriften. — Grammatisches. — Wörterverzeichnis. — Leseübung.

Das Wort „Hieroglyphe“ stammt aus dem Griechischen; hieros heißt heilig und glyphein: eingraben; eine Hieroglyphe wäre also eine heilige Eingrabung — auf Stein oder Metall; zunächst ist darunter verstanden die altägyptische Bilderschrift, in welcher unter Anderem auch die ältesten heiligen Schriften der Bewohner des Nilthales verfaßt waren. Diese Hieroglyphen bestehen aus mehr als dreitausend konventionellen Bildern von lebenden Wesen und Dingen aller Art; sie stellen dar: Menschen und Theile des menschlichen Körpers, Thiere und Theile von Thieren, Pflanzen, Früchte, Bauwerke und deren Theile, Geräthe, Kleidungsstücke und Schmuckgegenstände, Waffen, Himmelserscheinungen u. s. w.

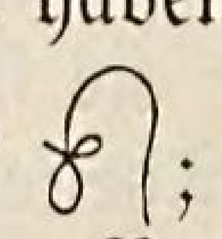
Sie zerfallen in zwei große Hauptabtheilungen, lautliche und bildliche Zeichen. Die lautlichen bezeichnen entweder einen einzigen Laut, z. B.

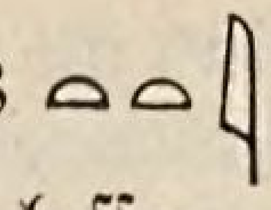
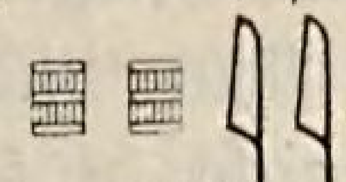


oder eine ganze, aus zwei oder drei Lauten beſtehende Silbe, ſo z. B.

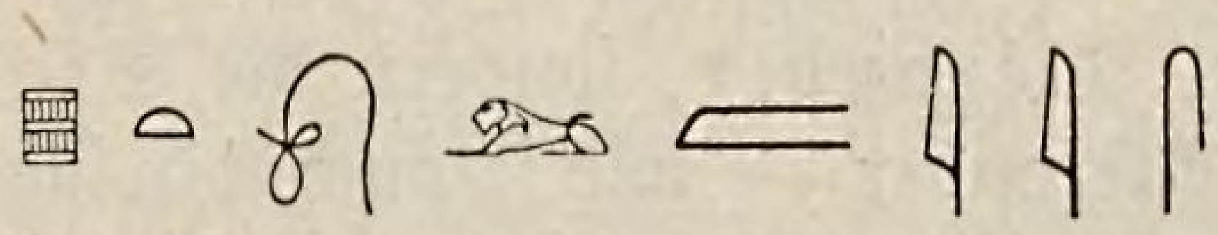


Zur Sicherung der Deutlichkeit und Beſtimmtheit wird den Silbenzeichen oft noch das Zeichen des erſten Lautes der Silbe vor-, oder das des letzten Lautes nachgeſetzt; man ſchreibt alſo die Silbe pa der Sicherheit wegen p. pa oder pa. a. Noch mehr: Man fügt dem Bilde der Silbe die Bilder aller ihrer einzelnen Laute bei, und kann dann die Silbe vor, hinter oder zwiſchen die Buchſtaben ſetzen, alſo obiges Beiſpiel ſchreiben: pa. p. a. oder p. a. pa oder endlich p. pa. a, ſo daß alſo die Silbe pa auf fünferlei Art durch einzelne Buchſtaben präziſirt werden kann. In Wirklichkeit kommt ſolches Fünferlei aber doch nicht leicht vor; es giebt auch da einen feſtſtehenden Gebrauch, wie jede Silbe geſchrieben wird, manche nur auf eine Art, manche auf zwei, manche auf drei Arten, wie man ja auch im Deutſchen Eidechſe und Eidexe ſchreibt.

Die oben angeführten Buchſtaben, Geier = A, Bein = B, Hand = D, Ohrenſchlange = F u. ſ. w., ſind nicht die einzigen für den beigeſchriebenen Laut; es giebt noch mehr Buchſtaben N, als nur die Wellen, noch mehr B, als nur das Bein ꝛc. Zu beachten iſt ferner noch, daß im Aegyptiſchen mancherlei Laute vorkommen, welche wir im Deutſchen nicht haben, für die es alſo auch bei uns keinen Buchſtaben giebt, wie z. B.  und ; und umgekehrt kennen wir im Aegyptiſchen keinen Buchſtaben, welcher z. B. genau unſerem O entſpräche; ebenſo findet ſich kein Zeichen für den Laut E, woraus wohl folgt, daß dieſer Laut in echt ägyptiſchen Wörtern gar nicht vorkam, man alſo das E da, wo wir es der bequemeren Ausſprache wegen zufügen, nicht ſcharf und

stark aussprechen darf. In dem Namen des Königs  TTA darf man also zwischen den beiden T nicht ein scharfes E hören lassen, sondern nur das sogenannte stumme E, insofern es zur Trennung der beiden T nothwendig ist. Und wenn wir den Namen eines andern Königs (ebenfalls der sechsten Dynastie angehörend) Pepi schreiben, so darf nicht die erste Silbe betont werden; in den Hieroglyphen steht . In dem Namen des Königs Amenhotep sind also die erste und dritte Silbe zu betonen, die zweite und vierte schwach auszusprechen; in den Hieroglyphen steht nur AMNHTP.

Als Aegypten unter fremde Herrschaft kam, mußten Königsnamen geschrieben werden, in welchen ein E vorkommt; und doch hatte man dafür kein Zeichen. Man half sich daher auf folgende Weise: War das E nicht betont, so ließ man es ganz weg, schrieb also:

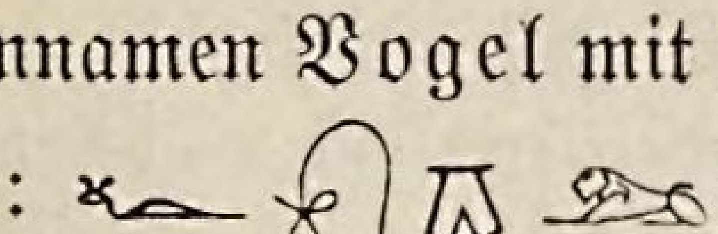
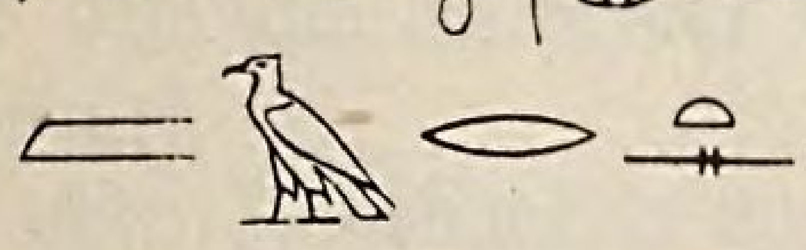


P t o l e m ä o s (Ptolmis),

oder ersetzte es durch das kurze, klanglose A, z. B.



K l e o p a t r a;

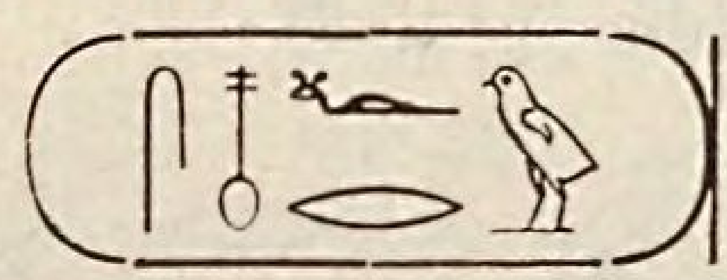
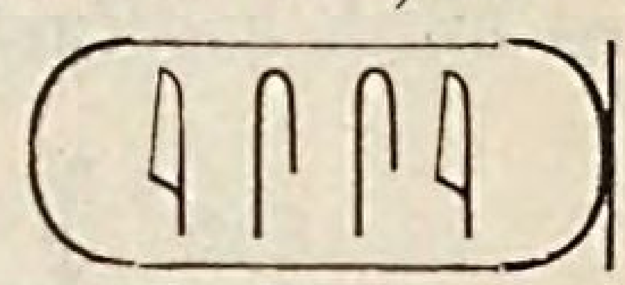
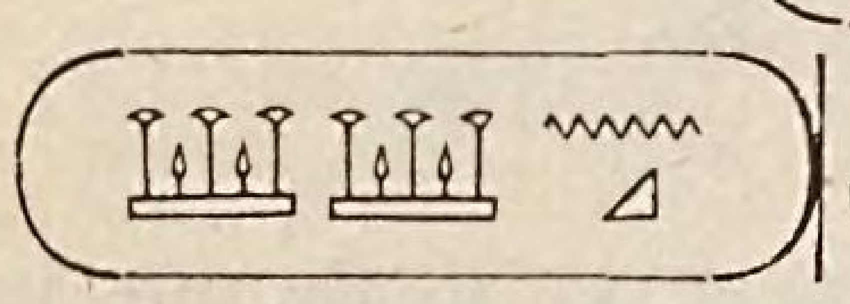
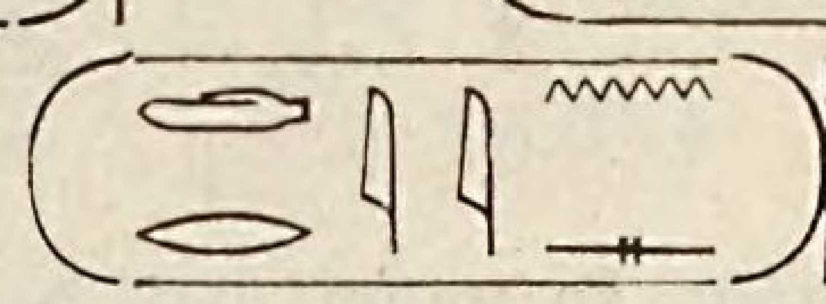
war es hingegen betont, so nahm man dafür ein A. In Nero finden wir es durch , in Aurelius durch  ersetzt. Wollte also bei uns jemand seinen Familiennamen Vogel mit Hieroglyphen schreiben, so müßte er folgende Bilder wählen: ; der Personenname Merz aber würde so aussehen: .

Außer diesen lautlichen Zeichen giebt es zweitens bildliche, und auch diese zerfallen wieder in zwei Unterabtheilungen. Sie sind nämlich figurative, d. h. solche, welche den Gegenstand selbst darstellen, oder symbolische, d. h. solche, welche auf indirektem Wege einen Begriff ausdrücken. Die Bilder eines Krokodils, einer Gazelle, eines Ochsen, eines Esels, eines Schweines u. dergl. sind figurative Zeichen; sie sind Abbilder des Gegenstandes selbst und jedem leicht verständlich. Symbolisch aber ist es, wenn für die Nacht der Himmel mit einem Sterne, für das Alter ein Mann, der sich gebückt auf einen Stab stützt, für gehen zwei schreitende Beine, für preisen erhobene Arme u. s. w. gesetzt werden.

Ganz besonders wichtig waren die (von uns sogenannten) Determinative, nämlich diejenigen Bilder, welche zum richtigen Verständnisse den in Buchstaben geschriebenen Wörtern beigefügt wurden. Schreiben wir z. B. im Deutschen das Wort Bauer, so ist noch ungewiß, ob darunter ein Käfig oder ein

Landmann gemeint ist. In diesem Falle half sich der Aegypter jedesmal durch ein Determinativ — er fügte dem Lautzeichen das Bild eines Käfigs oder eines Mannes bei. Ebenso würde er hinter Band ein Buch oder eine Schnur, hinter Thor einen Mann oder eine Thür setzen. Nun ein ägyptisches Beispiel zu nehmen, so wird Anch = Ziege mit den Buchstaben A—n—ch geschrieben, und das Bild einer Ziege beigefügt; das Wort Anch = Ohr aber mit dem Silbenzeichen Anch und dem Bilde des Ohres.

Diese Determinative kommen aber nicht blos, Mißverständnisse zu verhüten, bei gleichlautenden Wörtern vor, sondern fast überall; hinter jedem Worte, welches einen Mann bezeichnet, gleichviel, ob Gattungsname oder Eigenname — Schiffer, Schreiber, Prinz, Octavianus — steht das Bild eines Mannes; hinter jedem weiblichen Personennamen — Mutter, Gemahlin, Kleopatra — das Bild einer Frau; hinter jedem Städtenamen ein Stadtplan, hinter jeder Flüssigkeit eine Wellenlinie (Zickzacklinie) u. s. f. Der Aegypter schrieb nicht: München, Königin, Alexander, sondern die Stadt München, die Frau Königin, der Mann Alexander — wie ja auch wir sagen: der Vogel Strauß, weil es noch einen andern Strauß giebt.

Königsnamen werden in einen länglichrunden Rahmen eingeschlossen, z. B. wie Snoferu: , Assa: , Scheschenk: , Trajanus: .

Die Hieroglyphen sind also

1) lautlich oder phonetisch,
    a. alphabetische Zeichen,
    b. Silbenzeichen,
2) bildlich und zwar
    a. figurativ, figürlich;
    b. symbolisch.

Man schrieb von rechts nach links, konnte aber auch in umgekehrter Richtung schreiben; will man beim Lesen untersuchen, auf welcher Seite man zu beginnen hat, so sieht man nur, wohin die lebendigen Wesen (Menschen, Thiere) die Köpfe wenden. Obige Buchstaben und Silbenzeichen werden alle von links gelesen. Stehen mehrere Zeichen über einander, so geht das obere dem unteren vor; man schrieb auch in senkrechten Reihen, und diejenige war die erste, nach welcher die Köpfe der übrigen blickten.

Die Hieroglyphen wurden in Stein gemeißelt, mit Farben an die Wände, auf Kisten, Särge u. dergl. gemalt, gewöhnlich mit Tinte, die aus Schilfkohle bereitet wurde, mittels eines zugespitzten Schilfröhrchens auf Leinwand und Papyrus geschrieben.

Der Papyrusschilf wuchs in Unterägypten an sumpfigen Ufern des Nils, an Kanälen und Seen. Er hat einen dreieckigen, kahlen Stengel, der über 5 m

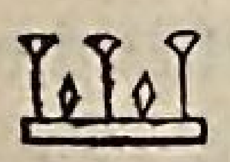
hoch wird, und eine armdicke, querliegende Wurzel, die ehemals gegessen wurde, weil sie einen süßen Saft enthält. Man schnitt den Stengel durch und löste die Haut zwischen Mark und Rinde in langen Streifen ab. Diese Streifen wurden, mit Nilwasser benetzt, so auf große Tische aufgelegt, daß sie mit den Rändern einander bedeckten. Durch den in ihnen enthaltenen Zuckersaft klebten sie an einander fest. Die so entstandenen sehr großen Bogen wurden, so lange sie noch feucht waren, gepreßt und dann an der Sonne getrocknet. — Sollte das Papier stärker werden, so legte man über die erste Lage der Streifen noch eine zweite, diese dann aber quer. Der einzelne Streifen ist etwa 6 cm breit.

Die in Särge, Obelisken, Tempelwände, Altäre u. s. w. gemeißelten Hieroglyphen wurden, gerade wie die auf Holz, Kalk u. dergl. gezeichneten, in der Regel ausgemalt, d. h. das ganze Bild wurde mit Farbe angestrichen. Nur gezeichnet, nicht innen ausgefüllt (wenn man will: mit dem Schilfrohre geschrieben), wurden die Hieroglyphen auf Papyrus, und zwar sind hier alle Figuren schwarz, nur die Hauptsatzanfänge in den paar ersten Zeichen roth. Auch erlaubt man sich bei diesen geschriebenen Hieroglyphen alle möglichen Abkürzungen, so weit dadurch die Deutlichkeit und Bestimmtheit des Bildes nicht leidet. Die Eule , der Buchstabe M, kommt also vor, sorgfältig ausgemalt mit schwarzem Schnabel, gelben Füßen und braunem Gefieder; auf Papyrus aber ist sie einfach nur so geschrieben:  Zu erkennen war sie doch, und ein Zweifel konnte nicht entstehen.

Aber selbst diese vereinfachten Zeichen waren immer noch zeitraubend und durchaus ungeeignet, wenn es galt, umfangreiche Schriftstücke herzustellen, oder schnell zu schreiben. Dazu haben die ägyptischen Gelehrten eine Abkürzung erfunden, die hieratische Schrift, in welcher z. B. die Eule zu dem Zuge  abgekürzt ist. Diese hieratische Schrift kommt also fast nur auf Papyrus vor, in religiösen, historischen, belletristischen Werken, in Dokumenten u. dergl. — Der älteste uns bekannte hieratische Papyrus stammt aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. Geburt.

Im achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung machte sich das Bedürfnis, die Schrift abermals und noch entschiedener abzukürzen, so dringend geltend, daß wieder eine andere Schrift geschaffen und mit ihr zugleich die Sprache in etwas verändert wurde. Das ist die demotische Schrift, die meist für bürgerliche Zwecke — Kontrakte, Kaufbriefe und derartige geschäftliche Schriftstücke — verwendet wurde. Das M, die Eule, wird hier zum einfachen Bogen , so daß die Abstammung des Zeichens absolut nicht mehr zu erkennen ist; aber nicht nur die Buchstaben sind zur Unkenntlichkeit verändert, es liegen auch dem Demotischen andere Sprachformen zu Grunde, als den hieroglyphischen und hieratischen Schriftstücken.

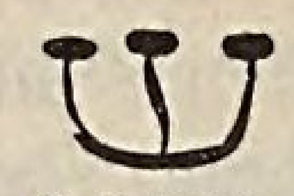
Hier sei auch noch erwähnt, daß die phönikischen und hebräischen Buchstaben ihre ägyptische Abstammung hier und da sehr deutlich verrathen. Das Sch, der hieroglyphische Garten, soll uns dies veranschaulichen.


Hieroglyphisch.


Hieratisch.


Demotisch.


Phönikisch.


Hebräisch.

Die Schrift der Denkmäler blieben unbestritten die Hieroglyphen; aber im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt entstand noch eine neue Schrift, die koptische; — sie giebt die Sprache der damaligen Zeit mit altgriechischen Buchstaben wieder. Von den vielen koptischen Schriften, welche auf uns gekommen, sind die meisten kirchlich-religiösen und nur wenige medizinischen, philosophischen oder historischen Inhaltes.

Im Jahre 1799 fanden die Franzosen bei Raschid in Unterägypten einen Stein mit einer dreifachen Inschrift; oben in Hieroglyphen, darunter in demotischer Schrift, unten griechisch. In der Nähe von Raschid stehen noch Trümmer der alten Königsstadt Sa (Saïs, Seite 32), und es ist wahrscheinlich, daß der Stein in einen Tempel dieser Stadt gehört hat. Der griechische Text, welchen man vollständig lesen und verstehen kann, sagt, daß der König Ptolemäos V. dem Lande große Wohlthaten erwiesen, unter Anderem die Abgaben vermindert, rückständige Steuern ganz erlassen und bei seinem Regierungsantritte eine allgemeine Amnestie gewährt habe; daß die Priester darauf beschlossen hätten, ihm zu Ehren in jedem Tempel seine Bildsäule aufzustellen und ihm alljährlich ein besonderes Fest zu feiern; und endlich, daß in jedem Tempel ein Stein aufgestellt werden solle, auf welchem dieser Beschluß in Hieroglyphen, in demotischer Schrift und in griechischer eingegraben sei. Jetzt hatte man also eine Hieroglyphen-Inschrift mit griechischer Uebersetzung, und jetzt konnte man mit Erfolg an die Entzifferung der bis dahin räthselhaften Bilder gehen. Mit dem größten Fleiße und mit dem staunenswerthesten Erfolge haben nun die Gelehrten aller Nationen sechzig Jahre lang auf diesem Grunde weiter gebaut, und wenn es auch noch nicht gelungen ist, jede Gruppe sicher zu erklären, und wenn sich auch die Zahl der Bildergruppen durch neue Entdeckungen vermehrt, so weist doch jedes Jahr einen reichen Schatz neuer, fest bestimmter Wörter auf.

Am 15. April 1866 hatte Professor Dr. Lepsius, dieser unermüdliche und treffliche Aegyptolog, bei einer Forschungsreise nach der Landenge von Suês das Glück, einen noch vollkommen gut erhaltenen Stein aufzufinden, der ebenfalls ein Dekret in Hieroglyphenschrift nebst griechischer Uebersetzung enthält. Es ist weit größer als das von Raschid, der griechische Text füllt allein 76 Zeilen. Dies war nun ein kostbarer, unbezahlbarer Prüfstein, ob das, was wir bis jetzt erforscht und gefunden zu haben glauben, auch richtig sei, und mußte der Hieroglyphenentzifferung eine neue, feste Grundlage geben. Und siehe da, es stellte sich heraus, daß die Aegyptologie überall auf dem rechten Wege war, und nur kleine Einzelheiten würden wir ohne die griechische Uebersetzung nicht so gut verstehen, als jetzt mit derselben.

Den richtigen Weg zur Entzifferung der Hieroglyphen eingeschlagen zu haben, ist unbestritten das Verdienst des Franzosen Franz Champollion, geboren 1790 zu Grenoble, gestorben 1832; ihm sind nachgefolgt Engländer, Niederländer, Italiener, Franzosen ꝛc. in reicher Zahl, und die deutschen Gelehrten dürfen sich rühmen, nicht die Letzten zu sein in Herbeischaffung, Sichtung, Ordnung und Entzifferung des überaus reichen Materials. Lepsius

hat sich durch sein unvergleichliches Denkmälerwerk wie durch seine historischen und chronologischen Arbeiten unvergänglichen Ruhm erworben; Brugsch hat neben seinen geographischen und demotischen Arbeiten ein hieroglyphisches Wörterbuch und im Jahre 1872 auch eine hieroglyphische Grammatik erscheinen lassen, so daß es nun allen Gebildeten möglich ist, die Sprache der Hieroglyphen wie jede andere zu studiren. Lauths zahlreiche und überaus gründliche Forschungen haben ihm Anerkennung erworben, viel weiter als die deutsche Zunge klingt. Ebers hat die Wissenschaft mit so trefflichen Arbeiten beschenkt, daß er allgemein den Ersten und Besten beigezählt wird. Dümichen und Reinisch sind ausgezeichnet durch die Fülle des Materials, das sie herbeigeschafft, und durch den Fleiß und die Gediegenheit, mit welchen sie es bearbeiten. Viele wären noch zu nennen, Zündel, Stern, Wuttke und so mancher Andere, doch sei es genug, noch Eines anzuführen: Gerade auf dem Gebiete der Aegyptologie haben die Deutschen einen herrlichen Sieg errungen: Die seit 1863 in Berlin erscheinende „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde“ ist für die Gelehrten aller Nationen das Centralorgan für ägyptologische Forschungen geworden; aus Paris und London, aus Leyden und Turin, aus Alexandrien und Kairo werden die Abhandlungen in diese deutsche „Zeitschrift“ gesendet.

Aus den Werken der genannten Gelehrten folgen hier noch einige grammatische und lexikalische Notizen.

Grammatisches.

Es giebt im Aegyptischen nur zwei Sprachgeschlechter, ein männliches und ein weibliches; das weibliche wird durch den Auslaut ⌓ = t (s. S. 152) angezeigt. Dagegen giebt es drei Zahlformen: Einzahl, Zweizahl und Mehrzahl. Die Mehrzahl wird gebildet durch Anhängung der Silbe u mit Hinzufügung der Ziffer drei, d. h. dreier senkrechter Striche. Die Zweizahl bekommt die Ziffer zwei, d. h. zwei kleine senkrechte Striche, und bei männlichen Substantiven auch noch die Endung ui; bei weiblichen wird das „zwei“ mit dem Auslaut zusammen ti gelesen. Zum Beispiel:

Einzahl oder Singular.	Zweizahl oder Dual.	Mehrzahl oder Plural.
	Männlich.	
techen = Obelisk.	techenui = zwei Obelisken.	techenu = Obelisken.
nuter = Gott.	nuterui = beide Götter.	nuteru = Götter.
secher = Plan.	secherui = zwei Pläne.	secheru = Pläne.
	Weiblich.	
tebt = Schuh.	tebti = beide Schuhe.	tebtu = Schuhe.
sont = Schwester.	sonti = zwei Schwestern.	sontu = Schwestern.
sat = Tochter.	sati = beide Töchter.	satu = Töchter.

Der bestimmte Artikel heißt im Singular nämlich pa oder pe, weiblich ta oder te, im Plural für beide Geschlechter na oder ne. Der unbestimmte

Artikel, eigentlich das Zahlwort ein, ist für beide Geschlechter ua oder uan. „Ein Vater“ heißt ua — atef und uan — atef.

Die persönlichen Fürwörter heißen:

Einzahl.	Mehrzahl, für beide Geschlechter gleich.
ich = annuk,	wir = anon,
du, männlich = entuk,	ihr = entuten,
weiblich = entut,	sie = entusen,
er = entuf,	
sie = entus,	

Bei der Konjugation der Zeitwörter wird das Fürwort dem Stamme des Zeitwortes als Endung angehängt.

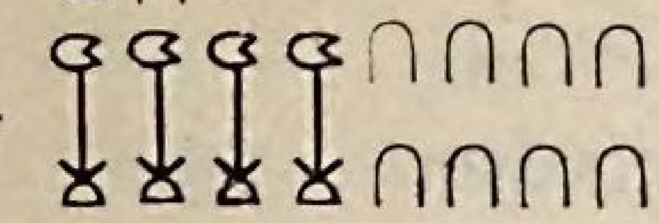
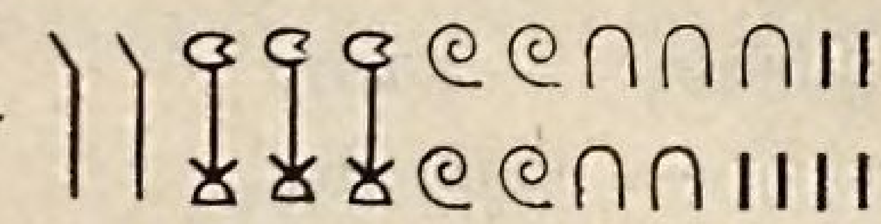
Singular.	Plural.
uon = sein.	
uon—a = ich bin,	uon—an = wir sind,
uon—k = du (männlich) bist,	uon—ten = ihr seid,
uon—t = du (weiblich) bist,	uon—sen = sie sind.
uon—f = er ist,	
uon—s = sie ist,	
meh = füllen.	
meh—a = ich fülle,	meh—an = wir füllen,
meh—k = du (männlich) füllst,	meh—ten = ihr füllet,
meh—t = du (weiblich) füllst,	meh—sen = sie füllen,
meh—f = er füllt,	(jedesmal für beide Geschlechter).
meh—s = sie füllt,	

Das Adjektiv steht hinter seinem Substantiv und richtet sich nach diesem in Geschlecht und Zahl. Der Komparativ wird durch angehängtes 𓂋 bezeichnet, z. B. 𓄤𓆑𓂋 (nofer) schön, 𓄤𓆑𓂋 𓂋 (nofer er) schöner. Der Superlativ wird umschrieben; statt: „Er ist der stärkste Mann“, sagt man: „Er ist stärker als alle Männer.“

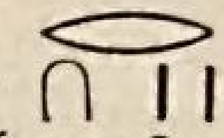
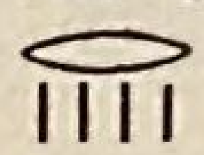
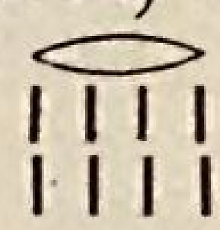
Die Ziffer.

Die Aegypter rechneten nach dem Zehnersysteme und hatten bestimmte Zeichen für die Einheiten der verschiedenen Stufen. Diese Einheiten wurden nach Bedürfnis wiederholt; Stellenwerth gab es nicht.

1 — |	12 — ∩||	100 — 𓍢
2 — ||	20 — ∩∩	346 — 𓍢𓍢𓍢∩∩∩∩||||||
3 — |||	32 — ∩∩∩||	507 — 𓍢𓍢𓍢𓍢𓍢|||||||
4 — ||||	60 — ∩∩∩∩∩∩	1000 — 𓆼
10 — ∩	75 — ∩∩∩∩∩∩∩|||||	
11 — ∩|		

1111 — 	10000 — 
4080 — 	23456 — 

Ebenso giebt es noch besondere Zeichen für 100000, eine Million und zehn Millionen, doch kommen diese sehr selten vor.

Bruchzahlen werden durch das Wort Ro = Theil bezeichnet  = ein Halbes,  = ein Viertel,  = ein Zehntel,  = ein Zwölftel. War der Zähler größer als 1, so setzte man den Bruch aus einfachen Brüchen zusammen; für $^3/_8$ schrieb man also:   d. h. $^1/_4 + ^1/_8$; für $^7/_{10}$:   d. h. $^1/_2 + ^1/_5 = ^7/_{10}$.

Oefters vorkommende Wörter. (Mit Uebersetzung)

Welt — ta,
Gott — nuter,
Göttin — nuterit,
König — suten,
Königreich — sutenit,
Herr — neb,
Vater — atef,
Bruder — son,
Sohn — sa,
Jüngling — nofer,
Sklave — hon,
Knecht — ket,
Diener — bak,
Herrin — nebt,
Frau — himt,
Mutter — mut,
Schwester — sont,
Tochter — sat,
Mädchen — nofert,
Sklavin — hont,
Kopf — tep,
Herz — hati,
Auge — an,
Mund — ro,
Arm — amahe, tot,
Bein — bat,
Ochse — ehe,
Hund — nu,
Kameel — kamaal,
Katze — maau,
Hase — uon,
Fisch — ram,
Krokodil — emsahu,
Himmel — pet,
Jahr — ter,
Tag — hru,
Nacht — kerh,
Gestalt — tut,
Geburt — mese,
Meer — ima,
Stadt — nent,
Haus — pa,
Thor, Thüre — chetem,
Stein — aner,
Gold — nub,
Silber (weißes Gold) — nub — hat,
Eisen — apot,
Wasser — mau,
Bier — hek,
Wein — arp,
Traube — alel,
Korn (Durah) — ta,
Weizen — boti,
Brot (grobes) — pau,
Brot (feines, Kuchen) — ak,
Priester — ab,
Buch — seftu,
Gesang — hesta,
Wort — tot.

groß — ur,
lang — ka,
schwarz — kam,
weiß — hat, het,
schön, gut — nofer,
gesund — uta,
kräftig — snab.

Null — nen,
eins — ua,
zwei — son (ui),
drei — chemet,
vier — aft,
fünf — tua,
sechs — sas,
sieben — sechef,
acht — sesennu,
neun — peset,
zehn — met,
hundert — saa,
tausend — cha,
zehntausend — tab,
hunderttausend — hefennu,
eine Million — heh,
zehn Millionen — sennu,
der vierte — meh-aft,
der fünfte — meh-tua,
der zwanzigste — meh-tot,
halb — mo,
die Hälfte — ta past.

---

lieben — mer,
tanzen — terf,
stehen — ha,
essen — kek,
trinken — sau,
bekämpfen, abwehren — chesef,
eintreten — uta,
schlagen — hi,
sehen — maa,
machen — ar,
geben — tu,
singen — hos,
herausgehen — per,
schreiben — an,
hören, gehorchen — sem.

---

vorher — ter,
danach — hir-sa-nen,
einst, ehemals — em-kan-ua,
gestern — saf,
heute — tuai,
morgen — beka,
jetzt — em-tai-unnut,
immer — ra-neb,
oben — hir,
unten — cher,
dort — am,
überall — em-bu-nib,
oftmals — heh-en-sop,
niemals — nen-sop,
viel, sehr — a,
wie? — em-ach,
wo? — tennu.

---

von, wegen (zugleich allgemeines Zeichen des Genitivs) — en,
in, aus, durch, mit, während — em,
zu, nach, auf, an, gegen (zugleich den Dativ bezeichnend) — er,
auf, über — hir,
hinter — ha,
bei, neben, mit — cher,
bis — saa.

---

und — hna,
oder — ro-pu,
aber — cher,
denn — tera,
wenn — cheft,
weil — hir-enti,
daß — au.

---

o! ah! — a.

Stoff zur Lese-Uebung.

Zu bemerken: ist unser H, aber ein starker Hauchlaut, etwa die Mitte haltend zwischen H und CH.

emsahu — Krokodil,

sau — trinken,

atef — Vater,

heru — Tag,

heru-u — Tage,

pen — dieser,

ten — diese,

apen — diese,
(Plural für beide Geschlechter.)

tot-ui — beide Arme,

hapi — Nil,

chap — Wespe,

chetem — Festung,

mut — Mutter,

Schardina — Sardinier,

ar — wenn,

ran — Namen,

hna — und,

ram — Fisch,

dot — Wort,

hoker — Hunger,

scha — bis,

arp — Wein,

dschr — Rothwein,

mese-t — Geburt

aur — Strom,

hesta — Gesang,

suten — König,

het — Kanal,

ab — Stab,

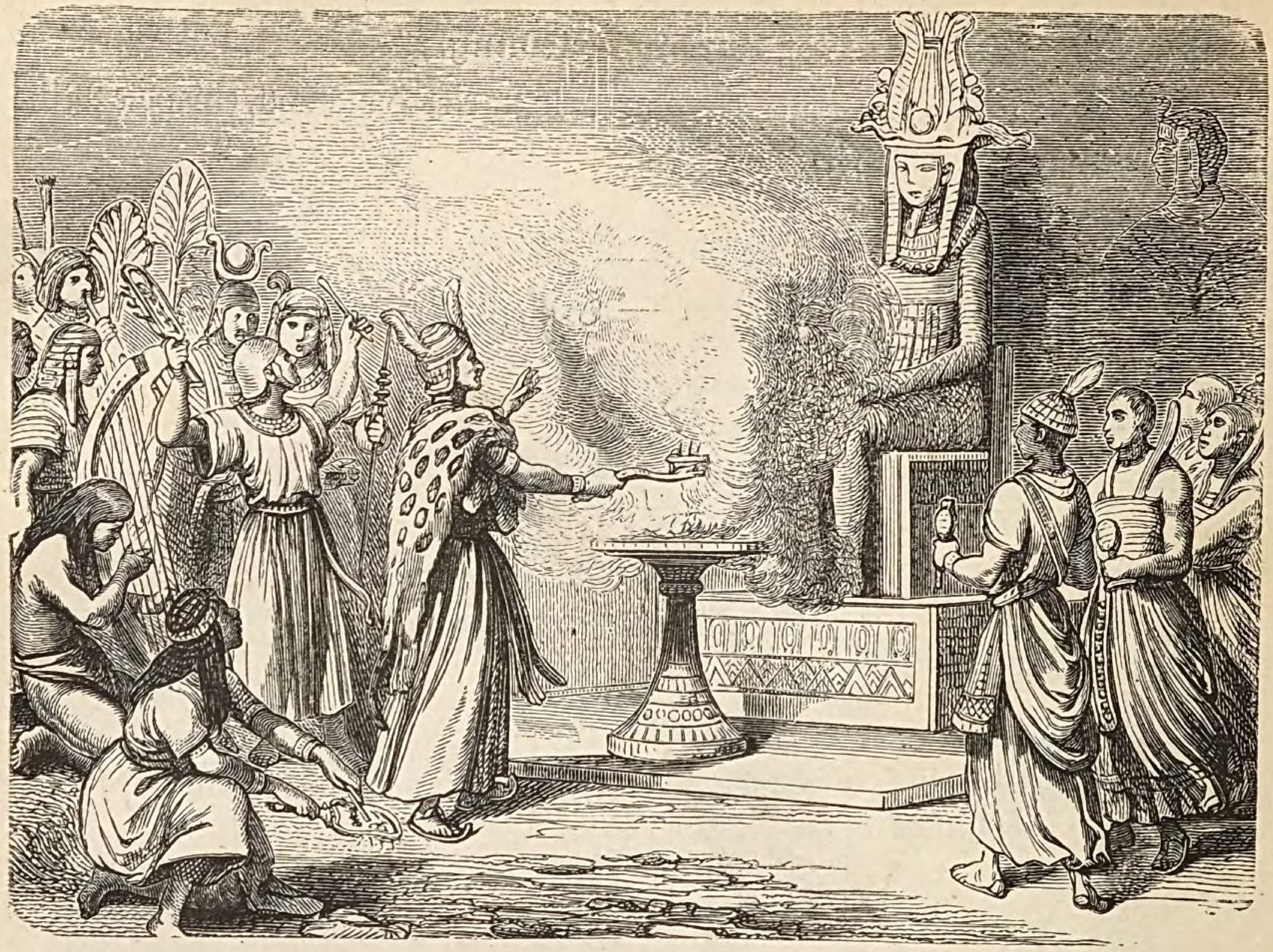
saf — gestern,

aner — Stein,

ab — Elefant,

asch — Leder,

senem — Trauer,



Opfernde Priester.

Die Götter Aegyptens.

1. Die Götter selbst.

Die Neteru. — Die Viereinigkeit. — Innenweltliche Gottheiten. — Der Jaro. — Helden als Götter. — Opferung. — Welche Götter am meisten verehrt wurden. — Verallgemeinerung der Götter. — Die Priester.

Das Wort Gott, ägyptisch Neter, hatte in dem alten Kemi eine ganz andere Bedeutung als bei uns, oder bei den Griechen und Römern. Neter war das Erhabene, das Ehrwürdige; der Himmel, die Sonne, die Erde, der Nil waren Neteru, ebenso die fabelhaften Helden vergangener Zeiten, die Begründer und Ordner des Staates; ja, jeder König wurde Neter, wenn er in der That war, was er sein sollte, der Beschützer und Versorger des Landes; auch ihm wurden Altäre errichtet, gerade wie ein guter Sohn vor dem Bildnisse seines Vaters tagtäglich betete und auf einem kleinen Altare opferte.

Uranfänglich waren vier untrennbare Götter:

1) Die Materie, der Stoff, aus dem Alles geworden. Die Welt mit Allem, was in ihr ist, ist aus diesem Stoffe entstanden; aber der Urstoff selbst kann nicht entstanden sein, er ist unerschaffen. Das ist die Göttin Net.

2) Der Geist, der in der Materie wirkt und lebt. Das ist Gott Nef. — Nef und Net sind untrennbar mit einander verbunden; die Materie ist gar nicht

denkbar ohne die Kräfte, welche in ihr wirken; ebenso giebt es keine Kraft ohne einen Stoff, an welchem sie haften könnte. Durch Gott Nef und aus der Göttin Net ist Alles entstanden, was da existirt.

3) Der Stoff nimmt einen Raum ein. Da die Urmaterie nicht erst geschaffen worden ist, sondern von jeher existirt, so muß der unendliche Raum gleichfalls unerschaffen, ewig sein. Das ist die Göttin Sechet. Sie umfängt Alles, in ihr ruht Alles, entsteht und vergeht Alles.

4) Was da ist, ist im Raume, und was geschieht, geschieht in der Zeit. Auch die Zeit ist ohne Anfang und Ende, nicht entstanden, nicht geschaffen. Die ungetheilte Zeit, die Ewigkeit, ist Gott Sebak.

Geist und Stoff, Zeit und Raum lassen sich nicht trennen. Nef und Net, Sebak und Sechet sind die vier ersten, größten Götter, durch welche, aus welchen und in welchen Alles entstanden ist; sie aber sind nicht entstanden; sie sind unerschaffen, unvergänglich, untrennbar — sie sind Eins.

Aber wie das ist, wie man sich diese Vereinigung vorzustellen hat, das weiß kein Mensch, das ist keinem klar, das ist Amun, „der Verborgene". Amun ist die unbegreifliche Vereinigung der vier ersten Gottheiten, ist selbst der höchste Gott; Amun ist die große Viereinigkeit, bestehend aus Nef und Net, Sebak und Sechet — Amun ist Alles in Allem.

Ein Theil der formlosen Materie nahm Gestalt an und wurde die Welt. Diese bildete sich also in der Viereinigkeit als ein Theil derselben, und zwar in Gestalt einer Kugel, blieb aber auch fernerhin noch von Amun umschlossen.

Der Theil des Gottes Nef, welcher in der Welt wirkt, der innenweltliche Schöpfergeist, heißt Gott Ment. Er schuf zuerst das Urfeuer, die Urwärme, Gott Ptah. Ohne Wärme ist weder Thier- noch Pflanzenleben möglich; ohne Wärme keine Verdunstung, also auch keine Scheidung des Wassers von dem Trocknen; die Wärme war nothwendig zum Werden aller Dinge.

Nun, durch den Einfluß des Ment und die Wirkung des Ptah, schied sich die ungeordnete, gemischte Weltmasse, die als Kugel im Schoße Amuns ruhte; das Feinere stieg auf die Oberfläche, zog sich da zusammen und bildete ein festes Gewölbe, den Himmel — die Göttin Pe. Das Gröbere setzte sich im Mittelpunkte fest, verdichtete sich da und wurde die Erde — Göttin Anuke.

Die Aegypter hatten also nicht einen Gott des Himmels, welcher Sonne, Mond und Sterne regierte — sondern der Himmel selbst, das blaue Gewölbe, war eine Gottheit. Sie hatten keinen Gott der Erde, der die Pflanzen wachsen ließ, die Thiere ernährte, die Geschicke der Menschen lenkte — sondern die Erde selbst, auf der wir leben, war eine Göttin.

Aus dem Theile der Urmaterie, der noch zwischen Himmel und Erde schwebte, bildeten Ment, der Schöpfergeist, und Ptah, das Urfeuer, nach und nach zwei große Weltkörper — die Sonne, Gott Ra, und den Mond, Gott Aah. (Das Wort ist zweisilbig, besteht aus einem kurzen und einem langen A.) Man darf sich aber Ment hierbei nicht als eine Person vorstellen; er ist nur die dem Stoff innewohnende Kraft, wie die Kraft, welche in dem Magnetstein wirkt, indem sie das Eisen anzieht. Ptah ist nicht ein Gott des Feuers, sondern nur die Alles durchdringende Wärme selbst.

Als Sonne und Mond nach und nach entstanden waren, konnte auch von einer Zeiteintheilung die Rede sein, denn mit und durch Gott Ra zugleich entstanden zwei Göttinnen: Sati, der Tag, die erleuchtete Welthälfte, und Hathar, die Nacht, die dunkle Welthälfte. (Die letztere Göttin heißt nicht, wie oft geschrieben und gesprochen wird: Ha-thor, sondern ihr Name ist ein aus Hat und Har zusammengesetztes Wort.) Bei den Aegyptern waren also Tag und Nacht nicht von Ewigkeit her da, selbst bevor die Sonne noch entstanden war, wie dies die jüdische Schöpfungsgeschichte berichtet, in welcher es heißt: „Es wurde Tag, es wurde Nacht", aber erst am vierten Tage schuf Gott, der Herr, die Sonne. Die Aegypter hingegen sagten: „Bevor die Sonne entstanden war, konnte auch nicht Tag sein."

Die Gottheiten, welche wir bis jetzt betrachtet haben, sind also:

I. **Amun**, der Viereinige, Unbegreifliche, bestehend aus:

1) Gott Nef — Geist, Urgeist,
2) Göttin Net — Materie, Stoff,
3) Gott Sebak — ungetheilte Zeit, Ewigkeit,
4) Göttin Sechet — unendlicher Raum.

II. **Die innenweltlichen Gottheiten**, nämlich:

1) Gott Ment — Schöpfergeist,
2) Gott Ptah — Urfeuer, Wärme,
3) Göttin Pe — Himmelsgewölbe,
4) Göttin Anuke — Erde,
5) Gott Ra — Sonne,
6) Gott Aah — Mond,
7) Göttin Sati — erleuchtete Welthälfte, Tag,
8) Göttin Hathar — dunkle Welthälfte, Nacht.

Ein weiterer Gott war der Jaro, der Nil, der unter verschiedenen Namen verehrt wurde, je nachdem man ihn so oder so betrachtete. Als die Quelle alles Lebens war er Gott Hapi; da er durch sein schlammiges Wasser, welches die Erde bedeckt, den Stoff zu allem Werdenden giebt, heißt er Gott Nun rc.

Zu den Göttern Aegyptens gehörten weiter die Helden der Sagenzeit. Während jene Götter durchaus nichts Menschliches an sich haben, sind diese nur Menschen, Menschen ganz und gar.

Unter ihnen leuchtete besonders hervor die Familie des großen Königs Osiri. — Zu ihr gehören:

Osiri, der König. Er gründete den Staat und lehrte unter Anderem die Menschen den Weinbau. — Seine Gemahlin

Isi, die Königin. Sie ist die Begründerin des Getreidebaues.

Osiri's Geschwister heißen:

Harueri, d. i. Har, der Aeltere.

Set, welcher die Waffen erfand, die Menschen deren Gebrauch lehrte und sich dadurch die Würde eines Gottes des Krieges erwarb.

Nebthi, die Beschützerin der Familie. Sie lehrte die Menschen Häuser bauen und ist die Göttin des Familienglückes.

Kinder von Osiri und Isi waren:

Har, der unter der entstellten Form Horus bekannter ist;

Anta, eine Tochter, von den Griechen Bubastis genannt, und ein erst kurz nach Osiri's Tode geborener Sohn, der ebenfalls Har hieß, zum Unterschiede von seinem Bruder aber

Har=pi=Kroti = Har, das Kind, genannt wurde. (Aus Harpikroti entstand der griechische Harpokrates.)

Noch andere Helden aus der Sagenzeit wurden göttlich verehrt; man baute ihrem Andenken Tempel, errichtete ihnen Altäre und opferte vor ihrem Bildnisse, d. h. man betete zu ihnen und goß Milch, Oel oder Wein auf ihren Altar. Bei größeren Feierlichkeiten wurde auch geräuchert und gesungen.

Es ist nun sehr natürlich, daß die verschiedenen Götter desto mehr verehrt wurden, je faßlicher sie dem Volke waren. **Ptah**, das Urfeuer, die Wärme, wurde weit häufiger verehrt als **Ment**, der Schöpfergeist; denn Wärme, Feuer war etwas viel Anschaulicheres als die schaffende Kraft, die nur in ihren Wirkungen sichtbar wurde. Und noch mehr Tempel errichtete man dem Gotte **Ra**, der Sonne, denn diese sah man klar und hell am Himmel stehen, und ihr segnender Einfluß war jedem deutlich; auch der Ungebildetste staunte die Sonne an und fühlte sein Herz von Dank gegen sie durchdrungen. Daß ohne den warmen, hellen Sonnenschein keine Pflanze wachsen, mithin auch keine Thiere und Menschen leben könnten, das war jedem einleuchtend, und deshalb verbreiteten sich die Bildsäulen des Gottes Ra über das ganze Land. — Am meisten jedoch wurden diejenigen Gottheiten angebetet, welche selbst Menschen gewesen waren; denn diese standen natürlich dem Volke am allernächsten, sie waren Allen verständlich. Von Osiri und Isi sprach man überall; was sie für das Land gethan, wußte jeder und konnte auch jeder würdigen. Es gab fast keine einzige Stadt, die nicht dem großen Osiri einen Tempel erbaut hätte; weit seltener waren die Tempel für den Gott Aah (Mond) und noch seltener die der Göttin Net (des Urstoffes).

Nun ist aber noch Dreierlei zu beachten:

1) Nur die Priester hatten den Ueberblick über die Gesamtheit der Götter; nur ihnen waren System und Zusammenhang klar. Das Volk in seiner Masse aber konnte sich nicht zu philosophischen Betrachtungen erheben über die Ewigkeit der Materie 2c., es wählte einen Gott aus, der ihm durch irgend etwas nahe gelegt war, verehrte diesen und nahm von den meisten übrigen Göttern keine Notiz. Tares (Oberägypten) hatte 22 Provinzen, Tameh (Unterägypten) 20, und jede Provinz (ägyptisch Tasch) ernannte nach und nach einen eigenen Lokalgott, dessen größter Tempel in der Hauptstadt war; nebenbei wurden hier und da auch noch andere Götter verehrt. Memphis hatte als Hauptgott Ptah; Nubi und Chenu (S. 14) und Piom (S. 24) verehrten Sebak; auf der Insel Ab (S. 8) hatte man den Göttinnen Anuke (Anke) und Sati einen Tempel erbaut; Ra hatte in vielen Städten sein Heiligthum, die größte Pracht entfaltete der Sonnentempel in Anu (S. 32).

2) Durch dieses Herausnehmen eines einzelnen Gottes aus der Gesamtheit wäre der betreffenden Provinz nur eine einseitige Göttlichkeit zugute gekommen; es verlangte und erwartete aber selbstverständlich jeder von seinem Gotte die ganze, volle Allmacht, Allweisheit, Allgerechtigkeit, Allwissenheit und Allgüte; und so blaßte die ursprünglich mit dem Einzelgotte verbundene Idee immer mehr ab, und alle Götter wurden einander ähnlicher, mehr oder minder der Inbegriff aller Vollkommenheit. Wenn es z. B. in einem Lobgesange auf Gott Ra heißt: „Du hast von Anfang die Herrschaft geführt; du bist Gott von Uranbeginn, Beschützer der Elenden. Dich bestechen nicht die Gaben des Schuldigen; du lässest im Gerichte nicht erst Zeugen kommen; du beachtest bei deiner Entscheidung nicht leere Versprechungen. Du thust kund die innersten Gedanken. Du bezeichnest den Schuldigen, ihn zum Feuer und den Unschuldigen zur Rechten" — so ist hier doch unzweifelhaft aus der Sonne etwas ganz Anderes geworden, als was sie ursprünglich war.

3) Ein und derselbe Gott wurde je nach verschiedener Auffassung unter verschiedenem Namen verehrt. **Harmachu** (S. 78), d. h. die aufgehende Sonne, **Tum**, d. h. die untergehende Sonne, Abendsonne, **Chnum** (S. 8) die Sonne auf ihrem uns unsichtbaren Wege von ihrem Untergange zu ihrem Wiederaufgang, **Har**, das Sonnenlicht, der Leuchtende — alle Vier sind nichts Anderes als Gott Ra. So ward die Zahl der Götter ins Ungemessene vermehrt; sie gingen in einander über, wurden mit einander verbunden und verwechselt und waren schließlich ein jeder Eins und Alles. Wenn Tum „der Herr der Welt" oder Ptah in einem Hymnus „Herr der Wahrheit" genannt wird, so ist ersichtlich, daß in beiden Fällen überhaupt nur an göttliche Vollkommenheit gedacht ist.

Die Priester bildeten in Aegypten die Klasse der Gelehrten und hatten nicht alle mit dem Gottesdienste zu thun. Einzelne besorgten die eigentlichen Opfer und Räucherungen, andere die Musik bei Tempelfesten und feierlichen Aufzügen, noch andere die niederen Geschäfte — sie trugen bei Prozessionen die Bildsäule des Gottes, hielten die verschiedenen Räume des Tempels rein, desgl. die Opfergefäße und Räucherbecken u. s. w. Zur Klasse der Priester gehörten aber auch die Philosophen, Geschichtschreiber, Astronomen und Sterndeuter, Aerzte und Einbalsamirer, Mathematiker und Feldmesser; sie waren die Männer der Gesetzgebung, Finanzverwaltung, die Richter &c. und bekleideten alle öffentlichen Staatsämter.

Auch ihr spezieller Beruf ging vom Vater auf den Sohn über. Alle Erfahrung, welche z. B. ein Arzt oder ein Einbalsamirer in seinem Berufe während einer langjährigen Praxis gemacht, kam direkt und unverkürzt an seinen Sohn. Daraus erklärt es sich auch, daß die Aegypter in einzelnen Wissenschaften, wie beispielsweise in der Astronomie, so außerordentlich weit vorgeschritten waren; der Sohn war auch im Wissen der Erbe seines Vaters.



Der König vor dem Gotte Sebak.

2. Darstellung der Götter.

Verschiedene Art der Darstellung. — Unterscheidungsmerkmale. — Bildsäulen. — Die Sphinxe. — Thiergestaltige Götterbilder. — Sogenannter Thierkultus. — Der Hapi. — Religiöse Feste.

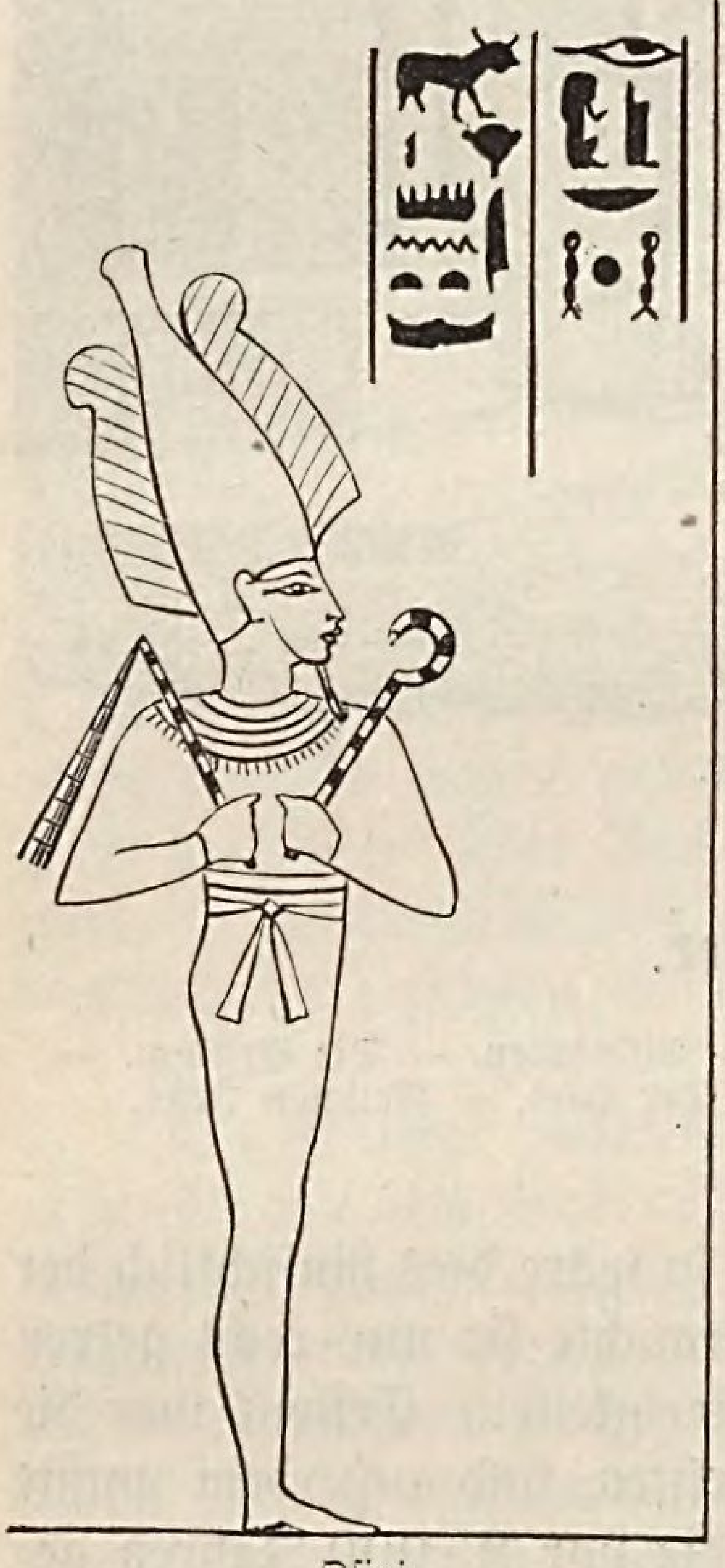
Wollten die Aegypter ihre Götter abbilden, so wäre dies hinsichtlich der menschlichen Götter ganz einfach gewesen, man brauchte sie nur recht getreu abzumalen. Doch erhoben sich hier zweierlei Schwierigkeiten. Erstens war die Porträtirkunst damals noch nicht sehr weit vorgeschritten, und außerdem wußte ja niemand, wie Osiri, Harueri, Set und Nebthi, die vor 25000 Jahren gelebt haben sollten, ausgesehen hatten. Uns ergeht es ganz ähnlich, wenn wir Moses, Jesus, Paulus und andere große Männer der Vergangenheit abbilden wollen; wir kennen ihr Aussehen nicht, und selbst wenn es einem Alterthumsforscher gelänge, eine alte Büste oder eine Abbildung eines solchen Mannes aufzutreiben, so wäre damit doch immer noch nicht geholfen. Denn der Beschauer, welchem unmöglich die Gesichter aller Helden, Weisen, Propheten und anderer Berühmtheiten der Vorzeit bekannt sein können, wüßte immer noch nicht, wen er vor sich hätte.

Wie helfen wir uns in solchem Falle? Wir zeichnen eine Figur, wie — nach unserer Vorstellung — der Betreffende etwa ausgesehen haben kann, und schreiben dazu, wer es sein soll. Wir malen z. B. einen alten Mann mit großem Barte, in altjüdischer Tracht, und schreiben darunter: Moses,

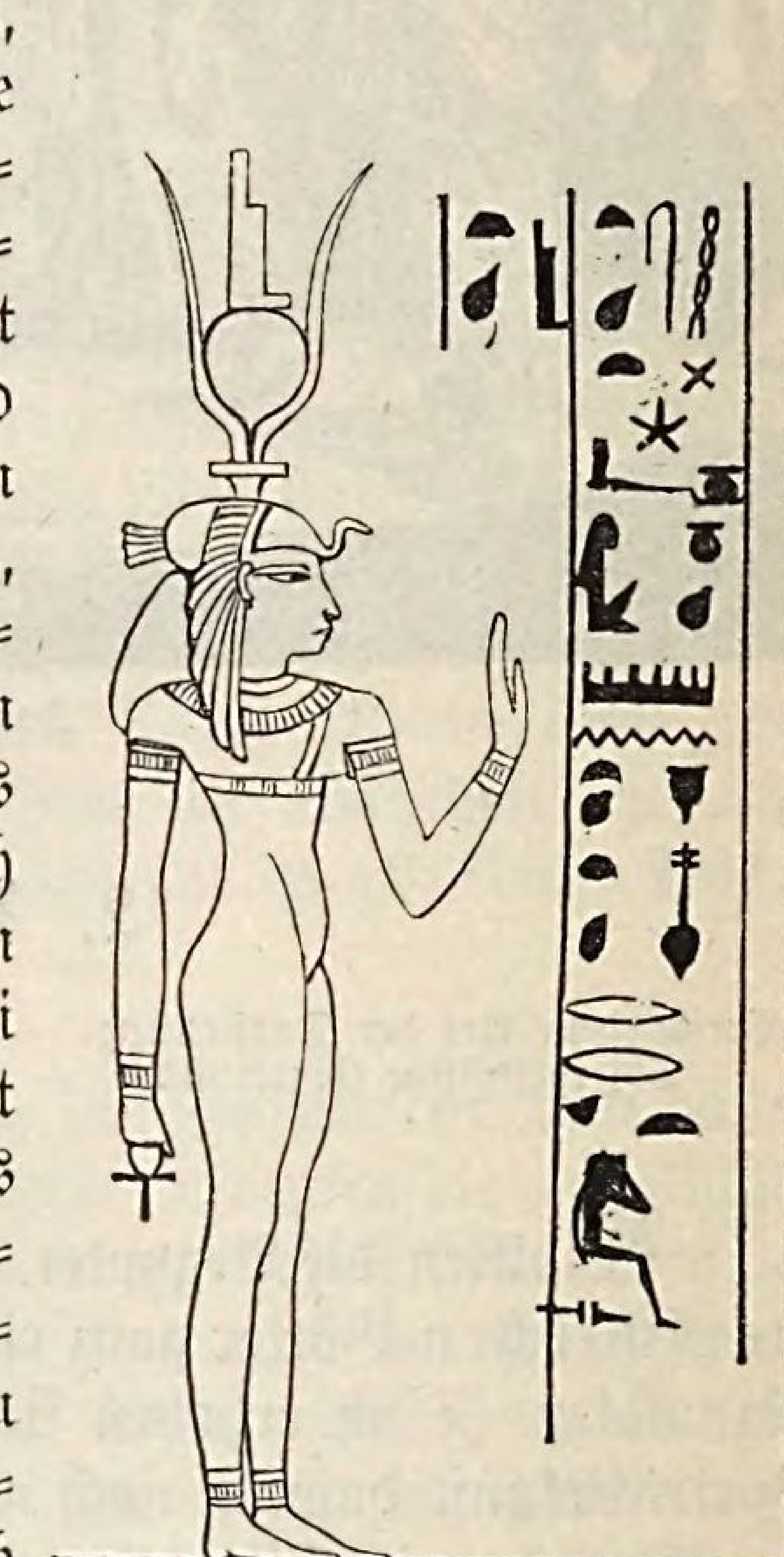
oder Saul, oder Samuel — denn es kann jeder von ihnen sein, und ausgesehen hat keiner so.

Gerade so machten es die Aegypter auch; sie zeichneten einen Mann mit der Königskrone, gaben ihm in die linke Hand den königlichen Hirtenstab, in die rechte die Peitsche, und schrieben dazu: Das ist der große Osiri. Der Thron hieß Os, das Auge Iri; man setzte zu dem Königsbilde also einen Thron und ein Auge, und jedermann las Osiri. (Die Form Osiris ist ja nicht die altägyptische, sondern die durch die Griechen entstellte.)

In nachstehendem Bilde trägt Osiri die weiße Krone von Oberägypten, rechts und links (nicht vorn und hinten) mit einer Straußfeder geschmückt, dem Buchstaben für Wahrheit und Gerechtigkeit und dem Abzeichen der Göttin Ma. Wollte man Isi abbilden, so malte man eine Frau mit dem Kopfschmucke einer Königin, oder auch mit einer Krone, und schrieb ihren Namen dazu: Der Thron, Os, gab den Konsonanten S für den Namen Isi (Isis ist auch die griechisch entstellte Form); dann fügte man noch bei den Kreisabschnitt = T, Zeichen des weiblichen Geschlechtes, und ein Ei, welches ebenfalls dazu diente, weibliche Personen, namentlich Göttinnen, Königinnen und Prinzessinnen, zu bezeichnen. Auch setzte man kurzweg der weiblichen Figur nur einen Thron auf den Kopf, wie dies namentlich bei Statuetten geschah. Beides ist in vorstehender Abbildung zu sehen.



Osiri.



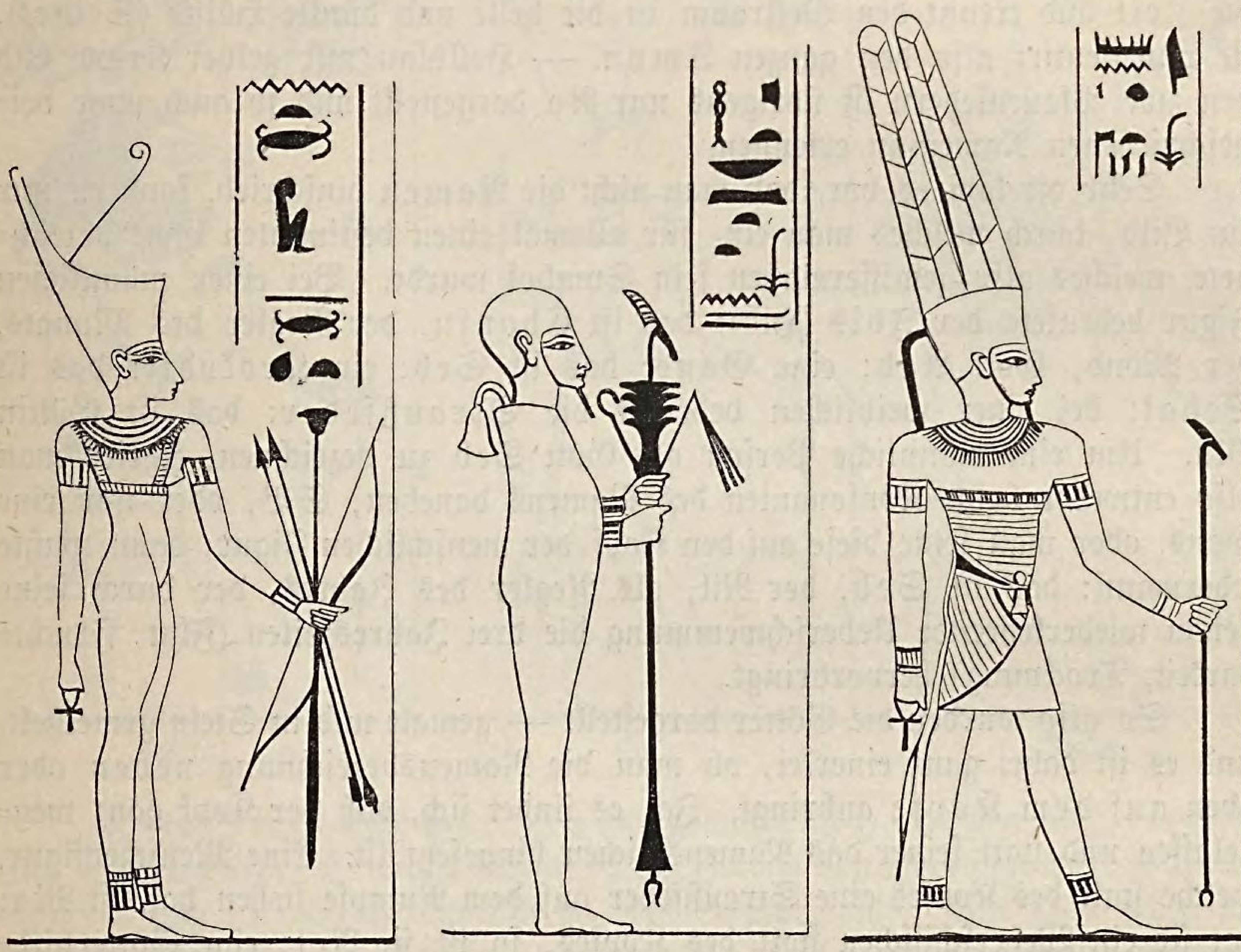
Isi.

Gerade so bildete man Nebthi ab, nur war sie durch einen Hausplan mit darauf stehendem Becken, welches Beides sie statt des Thrones auf dem Kopfe trug, oder nebst Kreisabschnitt und Ei neben sich stehen hatte, gekennzeichnet, das heißt: es stand ihr Name dazu geschrieben.

Wie aber sollte man die anderen Götter darstellen, welche nicht Menschen waren? Himmel, Erde, Mond und Sonne hätte man noch in irgend einer verabredeten und Allen verständlichen Art zeichnen und malen können, wie z. B. Har, der Welterleuchter (S. 166), der am Himmel hinfliegende Gott Ra, als

geflügelte Sonnenscheibe (S. 65) abgebildet und über Eingängen von Tempeln und Palästen angebracht wird. Wie aber sollte man den viereinigen Amun malen — den Urgeist — den Urstoff? — wie die Ewigkeit, Gott Sebak — den unendlich Raum, Göttin Sechet — wie die Wärme, Gott Ptah?

Man zeichnete eben auch Menschen und schrieb die Namen dazu, gerade wie wir unseren rein geistig gedachten Gott auch als Menschen in Gestalt eines ehrwürdigen Greises darstellen, obwohl wir wissen, daß er gar keinen Körper hat. Net, der Urstoff, war weiblich, also malte man eine Frau und schrieb den Namen dazu, wie hier unten zu sehen ist. Die beigesetzten Hieroglyphen sind: N, T, Weberschiffchen (das ebenfalls Net hieß), Frau, N, Weberschiffchen, T (weibliches Geschlecht bezeichnend), Ei. Der Name steht also dreimal da.



Net. Ptah. Amun-Ra.

Die Göttin trägt die rothe Krone von Unterägypten; der Maler hätte ihr eben so gut die von Oberägypten aufsetzen können, denn alles Derartige ist vollkommen gleichgültig. Ebenso der schöne Halskragen, die bunten Rockträger, die Arm- und Beinringe und Waffen und Scepter in der Hand. Das Henkelkreuz in der Rechten heißt Anch = Leben, und wird nicht selten den Göttern in die Hand gegeben, ihr ewiges Leben anzudeuten. Wesentlich ist nur, daß die Figur eine Frau ist und ihr Name dabei steht.

Vor Net steht hier Ptah, Urfeuer, Wärme — es ist ein Mann, und oben liest man die Buchstaben: Quadrat = P, Kreisabschnitt = T, Schlinge = H.

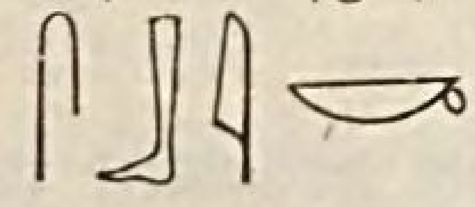
Vor Ptah steht ein anderer Gott. Er trägt eine goldgelbe Krone mit zwei hohen Pfauenfedern, den künstlichen Bart, welcher mit einer Schnur an den

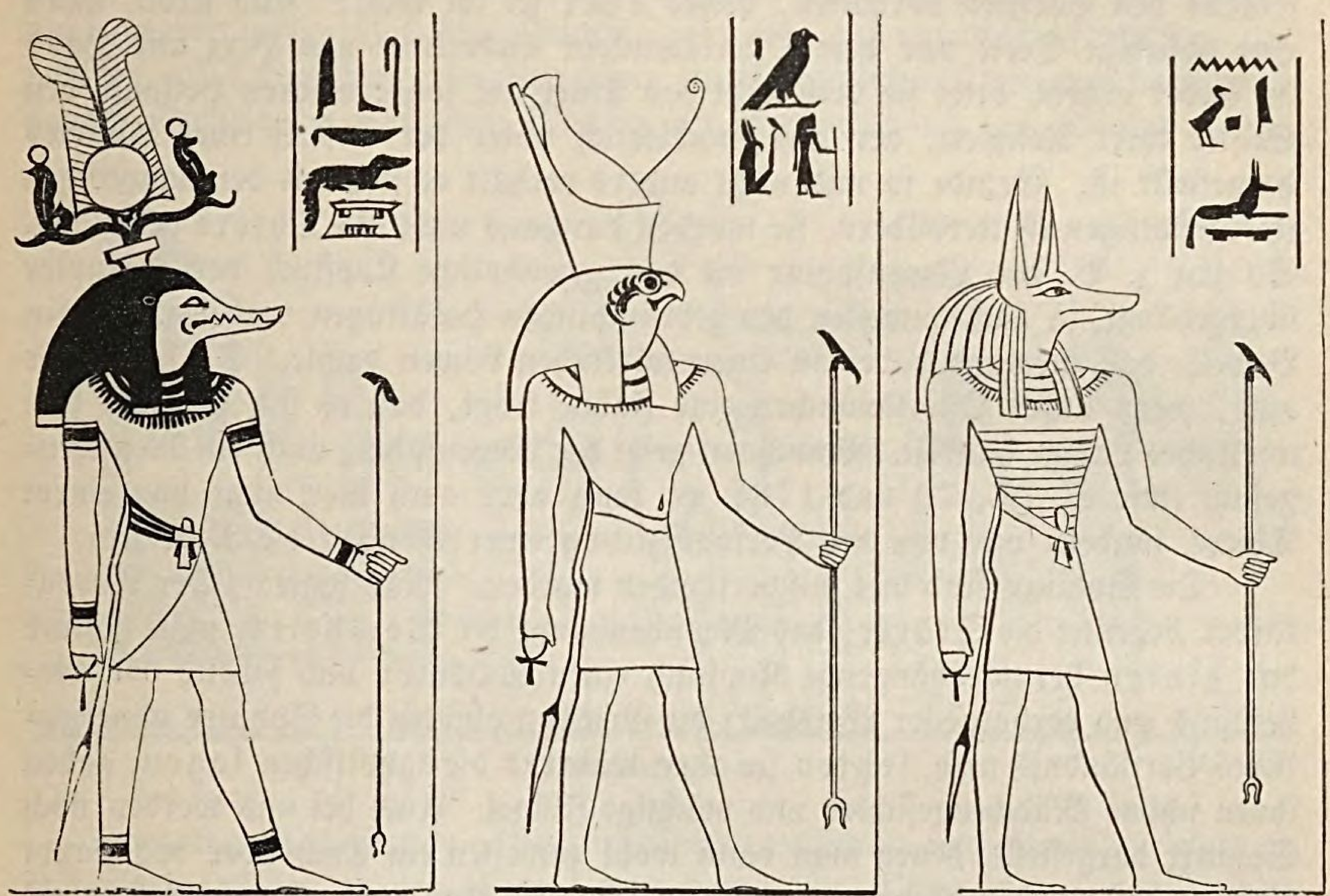
Ohren befestigt ist, einen vielfarbigen Halskragen, kostbare Arm- und Beinringe, einen prachtvollen Brustpanzer, bunten Gürtel, gelbes Lendentuch (nach hinten) und weiße Schürze (nach vorn), Henkelkreuz und Scepter; die Hautfarbe ist hellblau. Dazu geschrieben ist „Amun — Ra, Suten Neteru“, d. h. Amun — Ra, König der Götter. Das ist also die Sonne. Durch den vorgesetzten Namen Amun darf man sich nicht beirren lassen; dieser kommt bei verschiedenen Göttern vor, z. B. Amun — Nef, der verborgene Geist, Amun — Ra, die unbegreifliche Sonne. Auch erkannte man in der Sonne ein Abbild des viereinigen Amun, dessen Stelle sie gewissermaßen in der Welt vertritt; sie war eine sichtbare Verkörperung der Urgottheit, denn sie erleuchtet, erhellt (Geist), wärmt, erzeugt (Materie), schafft Tag und Nacht, regelt also die Zeit und trennt den Weltraum in die helle und dunkle Hälfte (Sechet), sie repräsentirt also den ganzen Amun. — Hellblau mit gelber Krone und den zwei Pfauenfedern ist übrigens nur Ra dargestellt und so auch ohne beigeschriebenen Namen zu erkennen.

Sehr oft kam es vor, daß man nicht die Namen hinschrieb, sondern nur ein Bild, durch welches man ein- für allemal einen bestimmten Gott bezeichnete, welches also gewissermaßen sein Symbol wurde. Bei einer männlichen Figur bedeutete der Ibis (Hib): das ist Chonsu, der Regler des Monats, der Mond, Gott Aah; eine Gans: das ist Seb; ein Krokodil: das ist Sebak; bei einer weiblichen bedeutet die Straußfeder: das ist Göttin Ma. Um eine männliche Person als Gott Seb zu bezeichnen, schrieb man also entweder beide Konsonanten des Namens daneben, S B, oder nur eine Gans, oder man setzte diese auf den Kopf der menschlichen Figur; dann wußte jedermann: das ist Seb, der Nil, als Regler des Jahres, der durch seine genau wiederkehrende Ueberschwemmung die drei Jahreszeiten (Flut, Fruchtbarkeit, Trocknung) hervorbringt.

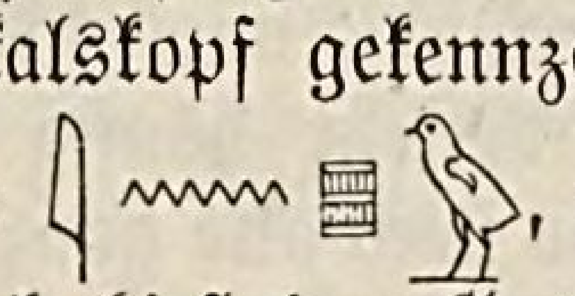
So also wurden die Götter dargestellt — gemalt und in Stein gemeißelt, und es ist dabei ganz einerlei, ob man die Namensbezeichnung neben oder oben auf dem Kopfe anbringt. Ja, es findet sich, daß der Kopf ganz weggelassen und statt seiner das Namenszeichen hingesetzt ist. Eine Menschenfigur, welche statt des Kopfes eine Straußfeder auf dem Rumpfe stehen hat, ist Ma; hat sie ein Weberschiffchen statt des Kopfes, so ist sie Net; eine Götterbildsäule mit einem Widderkopfe ist Nef (der Geist), mit einem Krokodilskopfe ist Sebak (die Ewigkeit) u. s. f. Wenn man also solche Bilder und Statuen sieht, muß man nicht denken, die weisen Aegypter hätten solche Mißgeburten zu Göttern gemacht. Man darf nicht an einen Gott Krokodil oder Gott Widder, Gott Gans, Gott Löwe, Gott Schlange denken, so wenig als irgend ein vernünftiger Mensch an eine Göttin Wasserbecken oder an eine Göttin Straußfeder denken wird. Wer vor einer weiblichen Bildsäule mit dem Kopfe einer Löwin opferte, der opferte der Göttin Sechet; er dachte nicht an ein solches Zwittergeschöpf, auch nicht an einen Menschen, sondern an den unendlichen Raum, an das unbegrenzte All, in dem die Welt mit Himmel und Erde, mit Sonne und Mond schwebt, das aber viel weiter reicht — das unendlich und unfaßbar ist.

Daß an gar kein Thier gedacht ist, geht schon daraus hervor, daß wir überall die Menschenfigur und menschliche, d. h. ägyptische Kleidung finden.

Die Bildsäule des Gottes Sebak (Seite 167) und die hier stehende Abbildung desselben Gottes tragen königlichen Hauptschmuck und das allgemein gebräuchliche Tuch um den Kopf. Man konnte sich doch kein so aufgeputztes Krokodil denken! Deutlich steht aber auch noch geschrieben:  und dann folgt noch einmal das Krokodil.



Sebak. Har. Anapu.

Neben Sebak steht Har (von uns gewöhnlich Horus genannt), der Sohn des großen Osiri. Er trägt hier die Doppelkrone von Oberägypten und Unterägypten und ist sogleich kenntlich an dem Sperberkopfe. Vor Har sehen wir noch den von den Griechen so genannten Anubis, einen Sohn der Nebthi, welcher durch den Schakalskopf gekennzeichnet ist; auch steht sein eigentlicher Name dabei geschrieben: , und dazu ist noch einmal der Schakal abgemalt. Wahrscheinlich hieß der Gott Anapu.

Zu den thiergestaltigen Götterbildern gehören auch die Sphinxe. Diese kolossalen Steinbilder aus Granit, Sand- oder Kalkstein, welche oft ganze Alleen an den Eingängen der Tempel bilden (S. 93), stellen in der Regel einen liegenden Widder dar (S. 80) und sind alsdann ein Bild des Gottes Nef, des Geistes. Man könnte diese Sphinxalleen demnach etwa so übersetzen: der Gottesgeist geleitet in den Tempel, oder: der Gottesgeist bewacht den Tempel, hütet seinen Eingang.

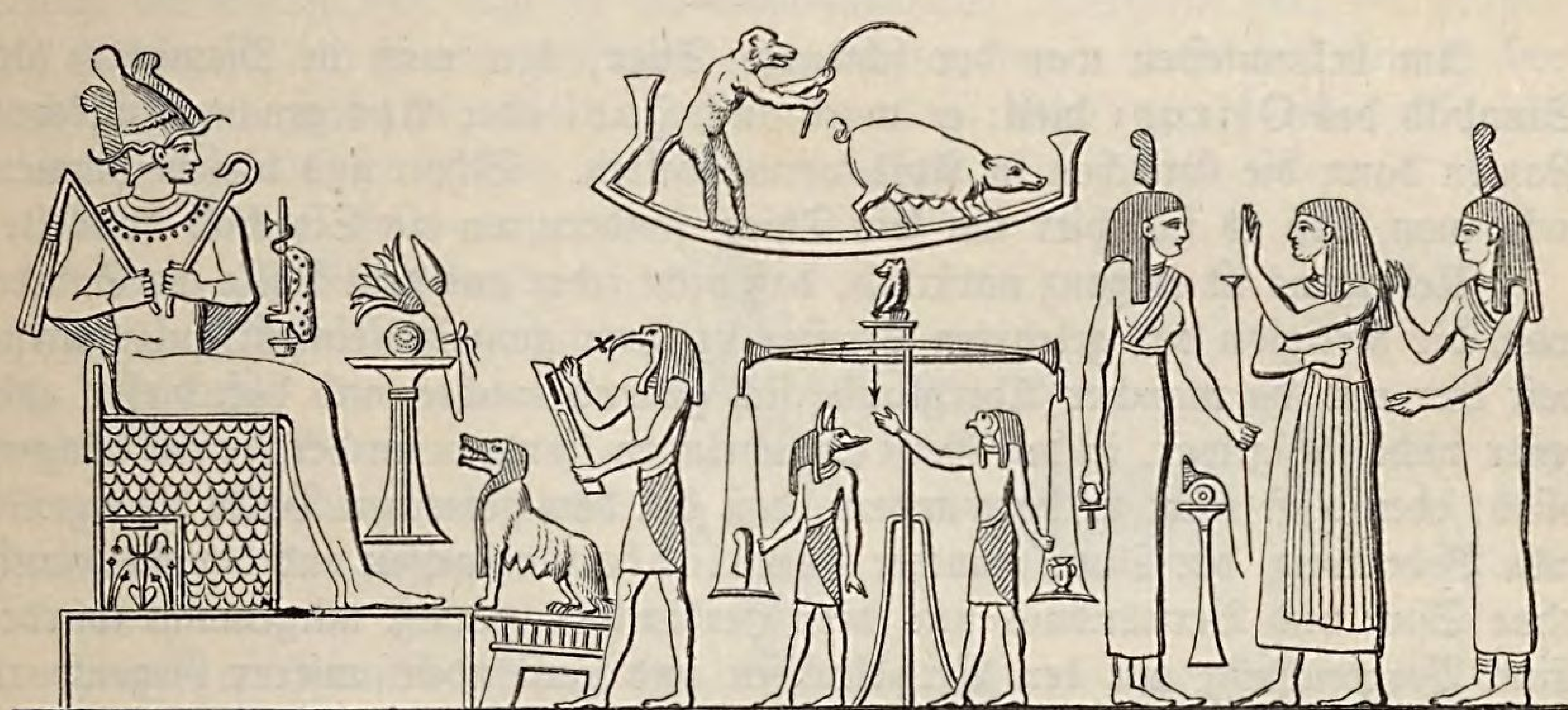
Zuweilen sind die Sphinxe auch liegende Löwen; dann stellen sie Gott Ra vor. Es wäre also sehr thöricht, bei den Sphinxen an wirkliche Widder

oder wirkliche Löwen denken zu wollen; an das Thier dachte in Kemi niemand; das war nur ein Sinnbild. In vielen christlichen Kirchen sehen wir eine Taube an der Decke, an der Kanzel oder am Altare angebracht — geschnitzt, gemalt oder vergoldet. Wer dürfte aber um deswillen sagen, der Gott der Christen habe Vogelsgestalt? Die Taube soll eben den heiligen Geist bedeuten. — — Wer kennt nicht das Osterlämmchen? Gemalt oder in Stein gehauen kommt es tausendmal in Kirchen und Kapellen vor. Darf aber jemand den Christen vorhalten, dieses Thier sei ihr Gott? Und selbst, wenn eine gläubige Seele vor dem Osterlämmlein niederkniet und Herz und Hand im Gebet erhebt, betet sie doch nicht das Thier an, sondern ihren Heiland, den Stifter ihrer Religion, der hier sinnbildlich unter der Gestalt eines Lammes dargestellt ist. Gerade so und nicht anders verhält es sich mit den ägyptischen thiergestaltigen Götterbildern, sie wurden durchaus nicht als Thiere behandelt. So hat z. B. der Löwensphinx oft das gewöhnliche Kopftuch der Aegypter übergehängt, ja auch zuweilen den gebräuchlichen Halskragen umgelegt — ein Beweis, daß niemand dabei an einen wirklichen Löwen dachte. So sehen wir auch, wenn unser Osterlämmchen eine Fahne trägt, daß es sich hier um kein wirkliches Lamm handelt. Manchmal zeigt der Löwensphinx auch ein Menschengesicht (wie S. 77, 79 und 176); es kann aber auch hier nicht von einem Thiere, sondern nur von der Personifizirung einer Gottheit die Rede sein.

Die Sphinxe sind viel mißverstanden worden. Man sagte: „Der Löwenkörper bedeutet die Stärke, das Menschenhaupt die Weisheit"; man nannte das hinten herunterhängende Kopftuch einen Schleier und fabelte von Geheimnis und verborgener Weisheit; die Griechen ahmten die Sphinxe ohne jegliches Verständnis nach, setzten sie aber, während die ägyptischen lagen, gaben ihnen schöne Mädchengesichter und mächtige Flügel. Auch bei uns werden noch Sphinxe dargestellt, denen man dann wohl zuweilen ein Tuch über das Haupt giebt, so daß von dem Kopfe gar nichts zu sehen ist, eben weil man ein Geheimnis durch sie andeuten will. Nichts von alledem war bei den ägyptischen Sphinxen — sie waren Widder, manchmal mit vergoldeter Sonnenscheibe auf dem Kopfe, seltener kamen sie vor als Löwen, nur zum Theil mit dem Menschengesichte.

Zu den vielfach mißverstandenen Abbildungen gehört auch die Darstellung des Todtengerichtes vor dem großen Osiri, wie es sich das Volk in Aegypten dachte. Diese Darstellungen finden sich sehr häufig auf Wandgemälden und Papyrusrollen und sind der Hauptsache nach alle ganz gleich, nur in unwesentlichen Nebendingen verschieden. Auf nebenstehendem Bilde sehen wir links Osiri auf dem Throne sitzen. Vor ihm steht ein kleiner Altar mit Blumen und Früchten. Rechts wird die Seele des Verstorbenen durch Wahrheit und Gerechtigkeit — zweimal die Göttin Ma mit der Straußfeder — eingeführt. In der Mitte steht die Wage, auf welcher von Har und Anapu des Verstorbenen Herz (abgebildet als kleines Gefäß) mit Wahrheit und Gerechtigkeit (der Straußfeder auf der andern Wagschale) abgewogen wird. Thuti (Thot) — der Gott der Schrift und der Wissenschaften — steht dabei und schreibt den Richterspruch auf. Hat der Verstorbene auf Erden nicht tugendhaft gelebt, so muß die

Seele in einen neuen Körper fahren, ein zweites Leben durchmachen, und dieses wird so oft wiederholt, bis sie vollkommen gut und rein ist. Hatte sich ein Mensch sehr grober Sünden schuldig gemacht, so wurde seine Seele in einem Thierkörper auf die Erde zurück geschickt, um da geläutert zu werden. War ein Mensch stolz und hoffärtig, so kam seine Seele in einen Hund, der gestoßen und getreten ward, und mußte so die Demuth lernen. Auf vorliegendem Bilde wird eine Seele, geleitet von einem Affen, in einem Schiffe als Schwein wieder auf die Erde geführt, um dort in dieser Hülle zu lernen, was sie als Mensch nicht gelernt hatte. Vor dem Richter Osiri sitzt auf einem Eingangsthor eine Hündin. Die Griechen erkannten darin ein fürchterliches Ungeheuer und schufen danach ihren Kerberos, den Wächter der Unterwelt mit drei Köpfen.



Das Todtengericht.

Die spätere Zeit glaubte, es sei ein Nilpferd, bestimmt, nach dem Richterspruche Osiri's die Bösen zu verschlingen, und nannte das Thier den „Fresser des Amenti", der Unterwelt. Ja, man hat sogar ein Nilpferd mit Krokodilskopf herausstudirt. Die Bedeutung aber ist folgende: Die Göttin Hathar, eigentlich die dunkle Welthälfte, die Finsternis, erhielt — weil das Grab, das gewissermaßen als die Pforte der Unterwelt betrachtet werden kann, finster ist, — den Beinamen: Wächterin der Unterwelt, und weil Hathar weiblich ist, so steht kein Hund, sondern eine Hündin da. Es wird also hier bildlich ausgedrückt: Durch die Nacht des Grabes führt der Pfad vor den ewigen Richter.

Freilich ist nicht jedes Bildchen auf einer Papyrusrolle so deutlich gezeichnet, daß man sogleich und unzweifelhaft die Hündin erkennt; aber in den meisten Fällen ist das Bild durchaus nicht zu verkennen und zeigt keine Spur von einem Nilpferd oder Krokodil.

Da Osiri das Amt eines Richters über die Verstorbenen verwaltete, so erhielt er den Beinamen Api oder Hapi (beide Schreibweisen kommen in den Hieroglyphen vor), d. h. der Richter; Osiri und Api wurde zusammengezogen in Osirapi, was also nichts Anderes heißt als: Osiri, der Richter, woraus aber die Griechen einen ganz neuen Gott Sarapis machten, der dann auch bei den Römern unter dem Namen Serapis als Gott der Unterwelt auftritt.

Statt der steinernen Sinnbilder hielten die Aegypter auch zuweilen hier und da lebendige. Statt ein Krokodil oder einen Menschen mit Krokodilskopf in Stein zu meißeln, hielten sie in einem geschützten großen Becken ein lebendiges Krokodil, das heißt: das lebendige Symbol des Gottes Sebak. Statt nun vor dem großen Bilde des Sebak Milch, Oel oder Wein auf den Altar zu gießen, konnte man auch das Krokodil füttern; das war aber keine Verehrung des Thieres, sondern eine Huldigung, welche man dem Gotte Ewigkeit darbrachte.

Auch bei uns kommen zuweilen noch lebendige Sinnbilder vor. Hier und da wird bei Osterprozessionen das oben erwähnte Lämmchen, mit Blumen und Bändern geschmückt, lebendig mitgeführt.

Am bekanntesten war der schwarze Stier, den man in Memphis als Sinnbild des Osirapi hielt; er ward auch Hapi oder Api genannt, welchen Namen dann die Griechen in Apis verwandelten. Schon aus diesem Namen sieht man, daß es sich hier um kein Thier, sondern um ein Sinnbild handelte.

Uebrigens ist es ganz natürlich, daß nicht jeder aus dem Volke im Stande war, die Religion der gelehrten Priester in ihrer ganzen Reinheit aufzufassen, daß hier und da mancher Aberglaube sich geltend machte, und daß dieser und jener nicht fähig war, in den Geist einzudringen, sondern an der Form hängen blieb; ebenso ist nicht zu verwundern, daß bei dem gemeinen Volke die eigentliche Bedeutung, der Sinn mancher Feierlichkeit vergessen und der Gebrauch ohne Sinn und Verständnis nur dem Herkommen gemäß mitgemacht wurde. Eine Vergleichung mit den Verhältnissen und Zuständen unserer Gegenwart soll Alles deutlicher machen.

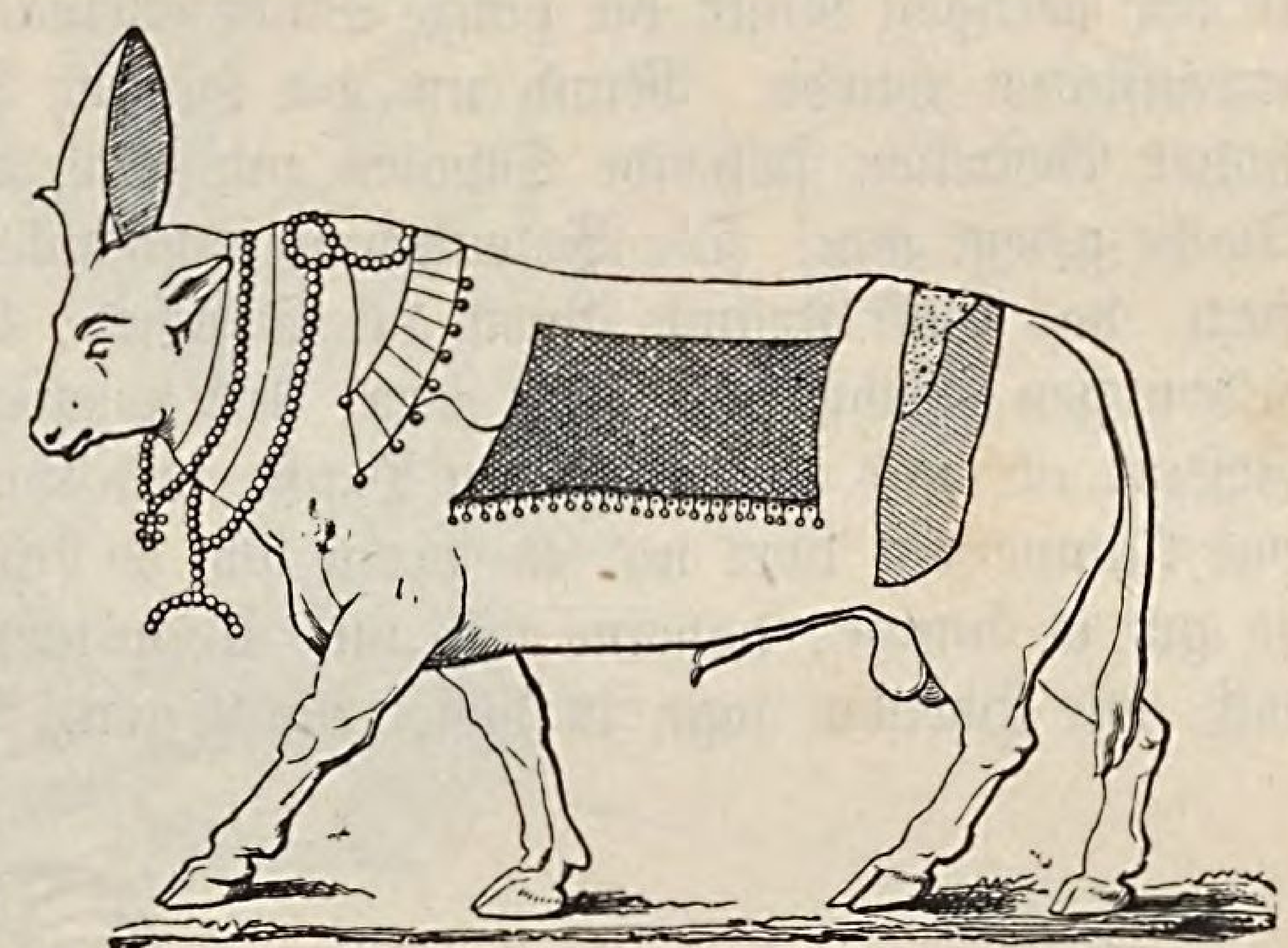
Hier liegt eine Bäuerin im Gebete auf den Knieen vor einer Bildsäule der heiligen Maria und bittet um die Genesung des kranken Kindes. Und auf daß ihr Gebet sicherer erhört werde, verspricht sie der Mutter Gottes zwei große Wachskerzen und eine neue Krone. Das ist also schon eine Verwechselung des Bildes mit Dem, was es darstellen soll; denn die Wachskerzen und die Krone schmücken nur das Bild. Aber noch mehr! Wenn das Gebet vor der Maria am See nicht hilft, geht die Mutter des kranken Kindes zur Maria vom Berg und klagt dieser ihr Leid. Hier ist also unwiderleglich klar, daß das steinerne Bild angebetet wird und nicht eine und dieselbe Mutter Gottes, im Bilde dargestellt am See und auf dem Berge.

Gerade ebenso war es in Aegypten. Dem gemeinen Volke ging manche Bedeutung verloren, und dieser und jener, der in Unwissenheit aufgewachsen war, kam wohl und opferte der heiligen Schlange und dachte gar nicht daran und wußte nicht einmal, daß diese nur das Sinnbild des viereinigen, unerschaffenen Amun ist. Die Fremden aber, welche nach Aegypten kamen, verstanden natürlich den Sinn der Verehrung der Thiere gar nicht; sie wußten nur, was sie mit ihren Augen sahen, und so entstand die verkehrte Ansicht, die Religion der Aegypter sei ein roher Thierdienst gewesen.

Und wie auch heutzutage ein Hülfsbedürftiger von einem Heiligenbilde Wunder verlangt und das wunderbegierige Volk Tausenderlei zu erzählen

weiß, daß hier und da der Heilige in Wirklichkeit geholfen, Blinde sehend und Lahme gehend gemacht habe, obwohl jeder Vernünftige weiß, daß es nicht wahr ist, weil es nicht wahr sein kann — gerade so verlangte das niedere Volk in Aegypten nicht nur Wunder von Hapi, sondern es wußte auch viele Beispiele anzuführen, wo er die Gebete erhört hatte, obwohl auch da jeder Gebildete wußte, daß das Aberglaube sei. Man stellte dem Thiere eine Frage und warf ihm Futter vor; fraß es, so war das eine bejahende oder günstige Antwort; nahm es aber nichts, so war die Antwort verneinend oder ungünstig. Ebenso brachte man Bitten vor das Thier. „O Hapi“, fleht eine Mutter, „mein Kind ist krank, keine Kunst kann ihm die Gesundheit wiedergeben; so hilf du ihm!“ Mit diesen Worten wirft sie dem Thiere sein Lieblingsfutter vor. Der Stier beriecht die Speise und läßt sie sich wohl schmecken. Getröstet geht die Mutter nach Hause; sie hat ja ein günstiges Zeichen bekommen. Stirbt der Knabe aber dennoch — so ist Hapi nicht daran schuld; es ist dann irgend etwas versehen worden, denn auf Hapi kann man sich verlassen.

Dem Stiere Hapi wurde unter allen als Göttersymbolen gehaltenen Thieren (Schlange, Katze, Krokodil ꝛc.) am meisten abergläubische Verehrung gezollt, und das hing mit einer Einrichtung der Zeitrechnung zusammen. Alle 25 Jahre hatte der Mond an demselben Tage des Jahres von 365 Tagen in derselben Stunde wieder dieselbe Gestalt. Daher begannen die Aegypter alle 25 Jahre einen neuen Abschnitt in ihrer Zeitrechnung, und um diesen Anfang einer neuen Periode öffentlich kund zu thun, wurde alle 25 Jahre ein neuer Hapi eingeführt. Wenn der alte nicht schon gestorben war, wurde er jetzt getödtet, und ein neues Thier, das die Priester natürlich schon vorher ausgesucht hatten, wurde unter vielen Feierlichkeiten in den ihm bestimmten Tempelraum gebracht der alte Hapi aber ward einbalsamirt und in einem großen Felsengrabe beigesetzt. (Siehe Serapeum S. 29 und 31.)



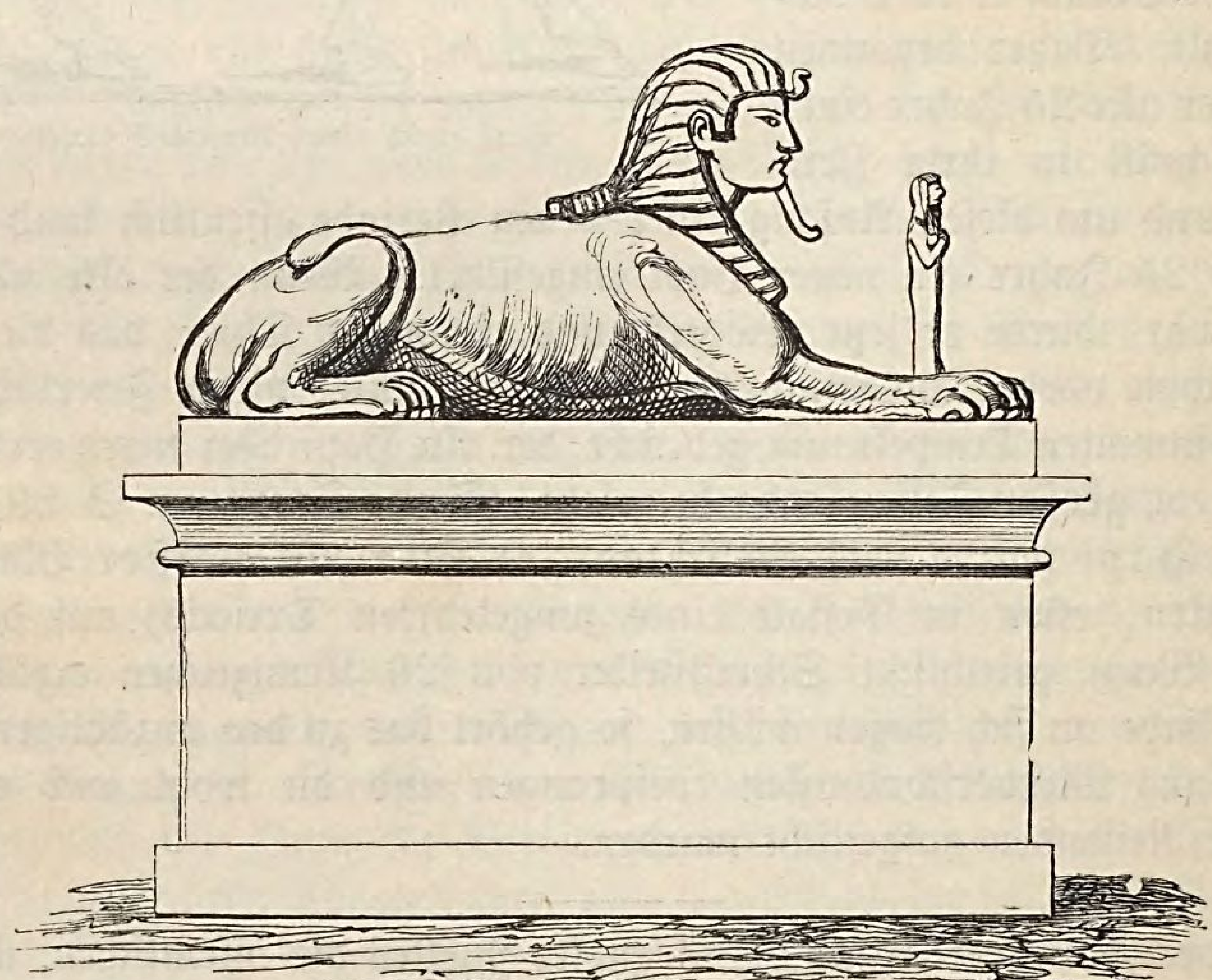
Hapi (nach einer Bronze-Statuette).

Zum Hapi wurde stets ein schwarzer Stier mit weißer Bläße (d. h. einem Flecken, etwa in Gestalt eines umgekehrten Dreiecks) auf der Stirn gewählt. Wenn griechische Schriftsteller von 29 Kennzeichen erzählen, die der Hapi habe an sich tragen müssen, so gehört das zu den unzähligen Fabeln, die meist aus Mißverständnissen entsprangen und die wohl auch absichtlich griechischen Reisenden aufgetischt wurden.

Bei der Gottesverehrung der Aegypter spielten die öffentlichen, alljährlich wiederkehrenden Feste mit ihren großartigen Aufzügen eine wichtige Rolle. Herodot erzählt uns aus eigener Anschauung Mancherlei darüber und meint,

Festversammlungen, Aufzüge und Altarbesuche seien überhaupt unter allen Menschen zuerst von den Aegyptern angestellt worden; die Griechen hätten dergleichen erst von jenen gelernt. Zu dem großen Feste in Pibast (Bubastis S. 32) kamen die Theilnehmer auf Flößen zahlreich, Männer, Weiber und Kinder, von der Südgrenze des Landes her gefahren. Wo man an einer Stadt vorbeikam, wurde Halt gemacht, die Bewohner des Ortes schlossen sich, insofern sie an dem Feste theilnehmen wollten, mit ihren Flößen an, und so wuchs der Zug von Tag zu Tag und brachte schließlich Hunderttausende in die Festesstadt. Nun denke man sich das Leben auf dem Flusse! Musik ertönt, es wird gesungen, geklappert, getanzt; so oft man anlegt, gesellen sich neue Theilnehmer der Festfahrt zu, und so geht es wochenlang Tag für Tag. Der Zug der Auswärtigen soll, ohne die Kinder, bei solchen Festen siebenmalhunderttausend betragen haben, bei den großartigen Opferungen und Festgelagen aber mehr Wein verbraucht worden sein als sonst das ganze Jahr.

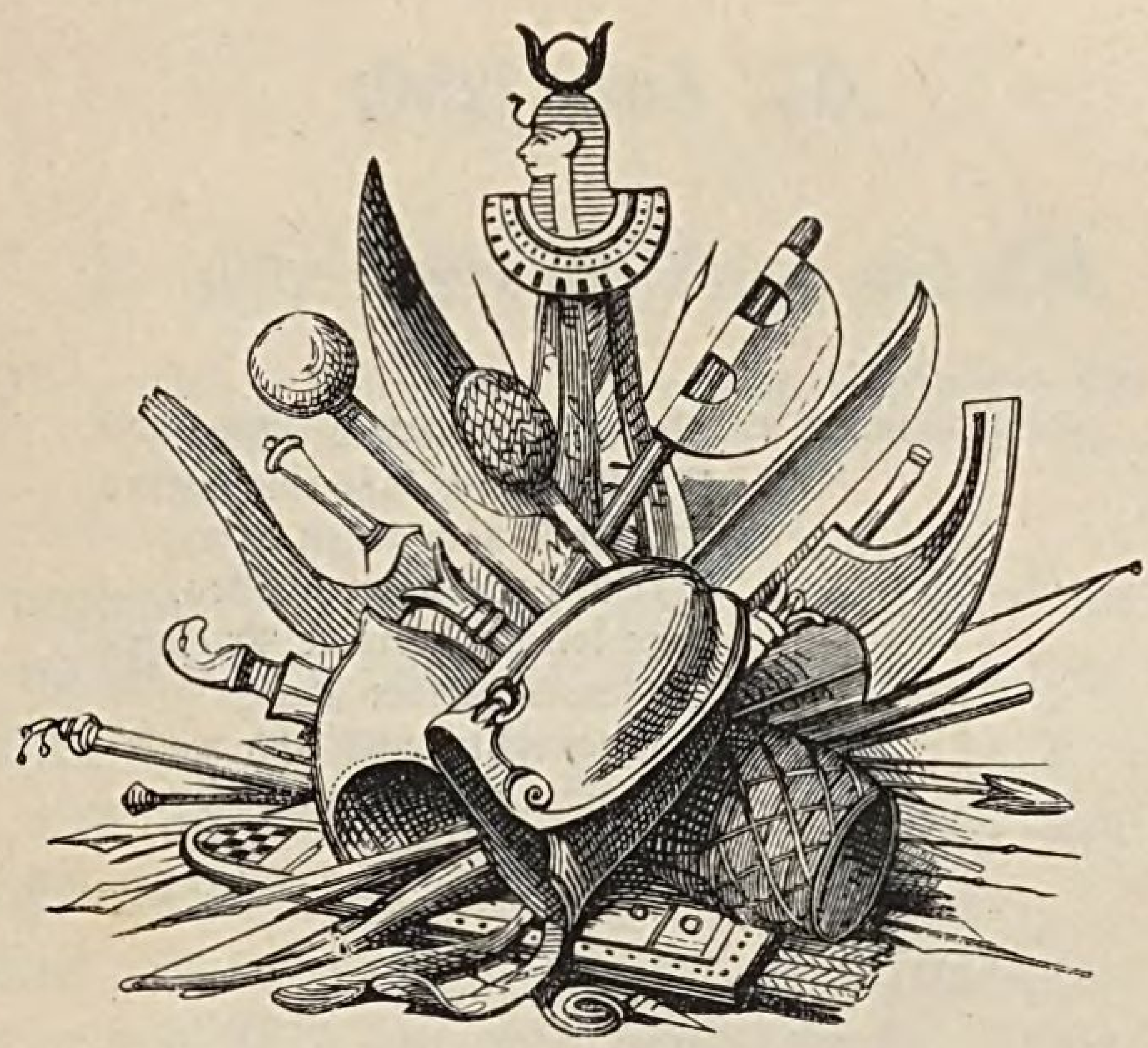
Bei dem großen Feste in Sa (Saïs S. 32) war es charakteristisch, daß in der heiligen Nacht die ganze Stadt erleuchtet, eine glänzende Illumination veranstaltet wurde. Rund um die Häuser brannten die Lampen, d. h. auf hohen Gestellen stehende Schalen mit Salz und Oel, in welches oben der Docht gelegt war. Die Beleuchtung fand während der ganzen Nacht hindurch statt, das Volk strömte durch die Straßen; Besuche, Gastmähler, Musikaufführungen, Schaustellungen jeder Art wechselten mit einander während der Festzeit ab, und wer nicht von Hause fort konnte, wem es nicht vergönnt war, das Lampenfest dort mit zu feiern, wo es lokal begründet war, der feierte es, so gut er konnte, daheim mit und illuminirte sein Haus, seinen Garten, so daß, wie Herodot sagt, in dieser Nacht ganz Aegypten erleuchtet war.



Löwen-Sphinx mit Menschenkopf.

Das

Land der Pyramiden.



II.

Sagen und Geschichtliches.

Mit andachtsvollem Sinne,
Mit Ehrfurcht laßt uns wallen
Im Geist nach jenen alten,
Ehrwürd'gen Tempelhallen.
Hier lehrten fromme Priester
In fernen Zeiten schon,
Hier herrschte mild und weise
Der **Sonne** großer **Sohn**.

Osiri und Isi.

1. Osiri's Geburt, Leben und Tod.

Verkündigung. — Isi. — Set. — Osiri's Auszug. — Seine Rückkehr. — Des Bruders Verrath. — Der verhängnisvolle Sarg. — Der vermißte König.

Vor vielen tausend Jahren war Aegypten noch nicht der herrliche Paradiesgarten, prangend im Schmucke üppigster Vegetation und bevölkert von Millionen glücklicher Bewohner; der Boden war zum größten Theile noch unangebaut, die Menschen waren roh und wild und nährten sich von Schilf, Gras, Fischen, Seethieren und Menschenfleisch.

Aber es sollte anders werden, so war es beschlossen.

An den Ufern des Nils lag eine kleine Stadt, Tape. Eines Tages, so erzählt die Sage, vernahm man eine Stimme aus der Höhe, die verkündete laut: „Der Herr der Welt tritt hervor an das Licht!" Und aus dem Tempel des Gottes Amun tönte es von unsichtbaren Lippen gesprochen: „Der große König Osiri ist geboren!"

Und wohl verdiente dieser solche Verkündigung, denn er wurde der größte Wohlthäter seines Volkes. Unermüdet zog er im Lande umher, lehrte die Menschen Ackerbau und Viehzucht und gewöhnte sie an mildere Sitten, erfand den Pflug und führte den Obstbau und die Kultur des Oelbaums ein, lehrte die Bereitung des Weines und des Bieres, die Benutzung des Oeles zur Beleuchtung und zum Backen, gründete Städte, führte Gesetze ein, errichtete Werkstätten, in welchen Waffen zur Bekämpfung wilder Thiere und Geräthe zur Bearbeitung des Bodens angefertigt wurden, und ward der Erfinder des Gesanges und der Musik.

Ihm treu zur Seite stand seine Gemahlin Isi. Unter den wilden Pflanzen des Feldes fand sie Weizen und Gerste, lehrte die Menschen den Getreidebau, und Osiri erfand das Brotbacken. Auch das Lieblingsinstrument der Aegypter, das Seszescht (von den Römern Sistrum genannt, eine Art Triangel, siehe S. 189), ist eine Erfindung der Isi. Beide mit einander vereinigt, König

und Königin, ließen die Rutu den ersten Schritt zur Gesittung thun, machten der Menschen Sitten milder und ihr Leben schöner.

Bald dehnte sich die kleine Stadt Tape (d. i. Theben) aus, schmückte sich mit Tempeln und Palästen und wuchs mit der Zeit empor zur herrlichen Hauptstadt des Landes, und mit ihr gedieh und erblühte ganz Aegyptenland in reichstem Segen.

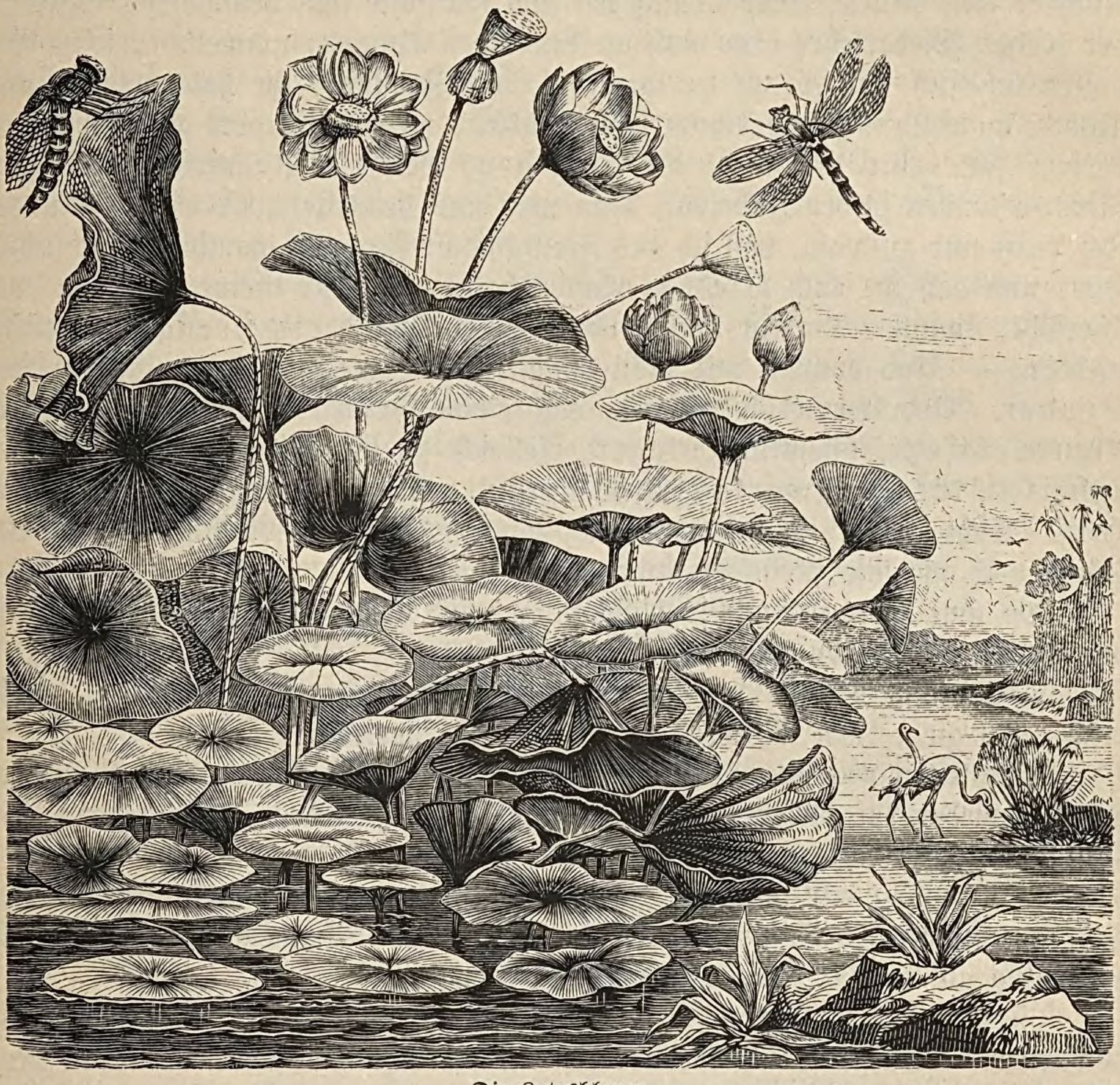
Da ließ eines Tages der König seine Gemahlin, seinen Sohn Har und seinen Bruder Set vor sich kommen und sprach: „Ihr seht, mein Volk ist glücklich und bedarf meiner persönlichen Anwesenheit nicht mehr; so will ich denn hinausziehen, auch anderen Völkern zu bringen, was sie gut und glücklich macht. Du, meine Isi, bist die Königin des Landes und bekleidest die höchste Würde während meiner Abwesenheit; aber auf deine Schultern, mein Bruder Set, lege ich die ganze Last der Regierung und die Sorge für mein Weib und mein Kind. Thue also, daß du ehrlich vor mir bestehest, wenn ich dereinst wiederkehre!"

Darauf versammelte er tüchtige Handwerker und Ackersleute, Krieger, Musiker und Sänger um sich und zog mit diesem bunten Heere zuerst nach Aethiopien. Hier ließ er große Dämme errichten, den Lauf des Flusses zu regeln, und die Einwohner durch seine mitgebrachten Aegypter in Ackerbau und Viehzucht, Gewerken und Künsten unterrichten. Von Aethiopien ging er nach Arabien, von da nach Indien und durchwanderte so ganz Süd- und Westasien. Auch nach Europa kam der gute König, und wohin er kam, brachte er Ordnung, Gesetz und Recht mit, überall machte er die Menschen glücklicher und besser. Darum ward er mit seinen Begleitern fast aller Orten freudig empfangen und mit Jubel begrüßt. Sein Ruhm eilte ihm voraus und ebnete ihm die Pfade; nur hier und da war er genöthigt, sich den Weg mit der Schärfe des Schwertes zu bahnen. Nirgends vertrieb er die eingeborenen Könige, nirgends erzwang er Steuern und Tribut; er kam, unterrichtete und belehrte die Völker, pflanzte Weinstöcke und Oelbäume, ließ da und dort auch wohl nach Bedürfnis einige von seinen erfahrenen Begleitern zurück, dann zog er weiter.

So verging Jahr auf Jahr, und an den Ufern des Nils tauchte allmählich die Sorge auf, ob der so innig Verehrte wohl je wiederkehren werde. Set wurde rücksichtsloser gegen Isi, herrschte in unumschränkter und willkürlicher Weise und machte Miene, die Krone ganz für sich zu behalten, statt sie — wenn Osiri nicht wiederkehren sollte — an dessen Sohn Har zu übergeben, wie das Gesetz befahl. Um sich aber das Gelingen seines schlechten Planes zu sichern, um nöthigenfalls der Gewalt mit Gewalt begegnen zu können, warb er sich mit großem Geschick eine mächtige Partei im Lande, deren Wohl und Wehe von ihm allein abhing. Menschen, die unter seinem Bruder nicht zu dem geringsten Hof- oder Staatsdienste gekommen wären, setzte er in Amt und Würden ein. „Ich will's mit euch versuchen", sagte er. „Freilich, wenn mein Bruder zurückkehrt, dann ist's vorbei mit euch." Solchen, die keines Vertrauens würdig waren, gab er Stellen, in welchen sie leicht veruntreuen konnten. Erfuhr er dann einen Betrug, so sprach er: „Ich will euch verzeihen; aber wehe euch, wenn Osiri etwas davon erfährt!"

Auf diese Weise bildete er sich nach und nach einen Anhang, der bereit war, Alles für ihn zu thun; denn jeder fühlte: wenn Set stürzt, so stürzen wir Alle; wenn er heute die Regierung an Osiri oder an Har übergiebt, so ist es in wenigen Wochen mit unserer Herrlichkeit für immer vorbei.

Jetzt war Set sicher, daß ihn seine Freunde gegen alle Ansprüche seines Neffen mit größter Ergebenheit vertheidigen würden, und er sah getrosten Muthes der Nachricht von dem Tode seines Bruders entgegen.



Die Lotosblume.

Daß dieser je zurückkommen werde, wagte außer der treuen Isi in Aegypten vielleicht niemand mehr zu hoffen, denn es waren schon viele Jahre verflossen, ohne daß man auch nur das Geringste von dem guten Könige erfahren hätte.

Da, ganz plötzlich, verbreitete sich die Nachricht; „Der König ist heimgekehrt; er ist schon gelandet!" Mit Windesschnelligkeit flog die freudige Botschaft durch das ganze Land; Einer rief sie dem Andern zu; Freude und Jubel erschallte aller Orten. Man bereitete Feste vor für den feierlichen Einzug des Allgeliebten; jedes andere Geschäft wurde vergessen; denn nur ein Gefühl belebte Aller Herzen, das der lebhaftesten Freude über das unerwartete Erscheinen des längst Todtgeglaubten.

Osiri's Reise vom Meere bis Theben war ein ununterbrochener Triumphzug; auf blumenbestreuten Pfaden zog er in seine Hauptstadt ein. Alles jauchzte; von allen Seiten ertönte der Jubelruf: „Heil unserem Vater! Heil dem großen Osiri!"

Set merkte nun wohl, daß sein Stündlein gekommen. Die Herrlichkeit des Regierens war vorbei, und die Ehre, welche man ihm bisher aus Furcht erwiesen hatte, konnte leicht in offene Verachtung, ja Beschimpfung umschlagen. Auch er eilte seinem Bruder entgegen und wünschte ihm heuchlerisch Glück zu der frohen Wiederkehr; aber noch an demselben Tage versammelte er seine Genossen um sich und sprach zu ihnen: „Liebe Freunde, ihr habt gesehen und gehört, in welchen Freudentaumel die Rückkehr meines Bruders ganz Aegypten versetzt hat. Wir sind wohl die Einzigen, welche nicht aufrichtig mit einstimmen können in den Jubelruf, denn was uns bevorsteht, ist nichts Gutes. Ich weiß nur zu wohl, daß ich aus Freundschaft für euch manchmal nachsichtig war, und daß ihr euch Vieles erlaubt habt, was nur meine Liebe zu euch übersehen konnte. Das ist nun vorbei! Osiri wird ein strenges Gericht halten. — Und doch ist mir nicht bange meinetwegen, denn ich bin sein Bruder. Aber wenn ich bedenke, daß meine Freunde ihrer Würden und Aemter entsetzt, öffentlich entehrt, vielleicht zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in die Bergwerke geschickt werden sollen — dann blutet mir das Herz. Seht, wenn ich daran denke, dann möchte ich wünschen: Wäre der König doch nie, nie zurückgekommen!"

Da umringten ihn alle seine Anhänger und drangen in ihn: „Was sollen wir thun? Rathe du uns! Hilf uns!"

„Ich weiß es nicht!" rief Set in dem Tone der Verzweiflung. „Laßt mich! Es giebt kein Mittel; — ihr seid Alle verloren."

Nun ward viel hin und her gesprochen und berathschlagt, jeder Plan aber alsbald wieder verworfen, denn Set blieb dabei: „Alles ist vergebens; der König ist streng und unerbittlich."

„So wollen wir hingehen", rief endlich Einer in Verzweiflung, „wollen uns dem Könige zu Füßen werfen und ihm Alles bekennen. Vielleicht sieht er gnädig auf unsere Reue und vergiebt uns."

„Feiger Thor!" sprach Set verächtlich. „Kannst du deine Stunde nicht abwarten? Willst du dich vor der Zeit dem Rächer ausliefern? Kann denn Osiri nicht vielleicht noch vorher sterben? Dann seid ihr von aller Schuld und Strafe frei."

Stolz verließ Set den Saal. Betroffen blickten die Umstehenden einander an. Ja, wenn der König in den nächsten Tagen stürbe, dann wäre ihnen Allen geholfen. Still ging jeder heim und überdachte das Wort in seinem Innern. Am nächsten Tage und am folgenden wurde viel gelaufen, hierhin und dorthin, viel im Geheimen gesprochen mit diesem und jenem, und ehe die Sonne noch dreimal aufgegangen war über den östlichen Bergen, war der verderbliche Bund geschlossen: Set und zweiundsiebzig Genossen hatten einander zugeschworen, den König umzubringen; dann sollte Isi mit ihrem Sohne entfernt, verbannt und Set förmlich zum Könige ausgerufen werden.

Fest auf Fest folgte in Theben; Osiri verblieb nur wenig Zeit, sich um die Regierung zu bekümmern. Sogar die Königin Aso kam von Aethiopien hergereist, den Allverehrten in seiner Hauptstadt zu begrüßen.

Set hatte unterdessen bei passender Gelegenheit die Höhe seines Bruders gemessen und den schönsten Sarg gekauft, welcher genau diese Länge hatte. Den rechten Sarg zu finden war nicht schwer, denn es gab der Sargniederlagen in Theben viele. Der Aegypter beschäftigte sich, wie wir wissen, oft mit dem Gedanken an seinen Tod, und wer es konnte, kaufte sich bei Lebzeiten seinen Sarg, ließ ihn sich nach Gefallen ausschmücken und eben so sein Grab, die „ewige Wohnung“ genannt. Ein schöner Sarg war eine Gabe, die am Geburtstage oder bei jedem andern Feste mit freudigstem Danke von jedermann angenommen wurde. Set ließ nun den erkauften Sarg noch auf das Reichste mit Gold, Elfenbein, eingelegtem Holze, mit Schnitzwerk und Malereien verzieren und dann in sein Haus bringen.

Bald darauf nahm die Königin Aso Abschied und reiste, eine kleine Strecke von Isi begleitet, nach Aethiopien zurück. Isi aber kehrte nicht sogleich wieder heim, sondern hielt sich noch eine Zeit lang in Kebt auf, einer Stadt, die etwa sechs Meilen unterhalb Thebens am Nil lag (s. S. 20).

Während ihrer Abwesenheit lud Set seinen Bruder und die Großen des Reiches zu einem Festmahle ein, mit welchem auch er die Wiederkehr des Vielgeliebten feiern wollte. Bei diesem Mahle fanden sich auch sämtliche zweiundsiebzig Verschworene ein. Man saß zechend und scherzend bis spät in die Nacht beisammen; wollte sich einer der Gäste entfernen, so entließ ihn Set, wenn es keiner der Verschworenen war; Osiri aber ward stets durch die dringendsten Bitten zurückgehalten. Endlich war niemand mehr anwesend, der das Verbrechen hätte stören können.

„Ich möchte“, sprach Set, „euch gerne ein bleibendes Andenken geben an diesen schönen Tag, an welchem es mir nach so langer, langer Trennung wieder einmal vergönnt war, meinen theuern Bruder zu bewirthen. Seht“, fuhr er fort und führte die Gesellschaft in einen anstoßenden Saal, „hier habe ich einen Sarg anfertigen lassen, der gewiß jedem von euch Freude machen wird. Wohlan, ihr sollt darum losen, und wer der Glückliche ist, der mag ihn nehmen als Erinnerung an das heutige Fest.“

Alle traten hinzu, bewunderten nicht nur die Kostbarkeit der Gabe, sondern auch die herrliche Arbeit; Set holte elfenbeinerne Würfel herbei, und nun versuchte Einer nach dem Andern sein Glück. Die Gewinnenden waren diejenigen, welche mit beiden Würfeln die gleiche Zahl von Augen warfen. Es mußten also alle Zweiundsiebzig würfeln und dann diejenigen, welche — wie wir sagen — einen Pasch getroffen, nochmals ihr Glück gegen einander probiren, bis zuletzt nur noch Einer einen Pasch warf. Das war die gewöhnliche Art in Aegypten, etwas zu verlosen, und war allerdings bei einer Gesellschaft von 72 Personen sehr langweilig; aber wann waren auch so Viele beisammen? Wenn ihrer sechs oder sieben zusammen waren, so traf vielleicht schon bei dem ersten Gange nur ein Einziger mit beiden Würfeln eine gleiche Augenzahl, und das Loos hatte schnell entschieden.

„Haltet!“ rief nach einigen Minuten einer der Mitspielenden. „Es ist doch thöricht, dem blinden Zufalle die Entscheidung zu überlassen. Wie, wenn einer den Sarg gewinnt, der ihn gar nicht gebrauchen kann? Es wäre doch Schade, wenn er unbenutzt bleiben sollte. Ich schlage euch eine andere Art der Entscheidung vor, die nicht minder unparteiisch ist. Versuchen wir's, wem der Sarg paßt, und der bekomme ihn. Wem die Natur zufälligerweise die rechte Größe gegeben hat, der soll der Glückliche sein.“

Der Verschlag fand allgemeinen Beifall und Einer nach dem Andern stieg in den Sarg, Alle drängten sich herbei; aber er paßte Keinem. Natürlich! Es war ja vorher verabredet, daß nur diejenigen den Versuch machen sollten, welche sehr merklich zu klein oder zu groß waren. Aber anscheinend drängten sich Alle begierig hinzu, bis endlich wieder Einer mahnend die Stimme erhob und mit dem Tone der Zurechtweisung in das Getümmel hinein rief: „Aber ihr Freunde, mir will es scheinen, als gebühre dem Könige doch der Vorrang.“

„Ja, ja“, ertönte es von allen Seiten, „der König soll's zuerst versuchen!“ Und bescheiden trat jeder zurück.

Osiri stieg ein, legte sich, — da sprangen die Verräther hinzu, warfen den Deckel auf den Sarg, schlugen die bereit gehaltenen Nägel ein, gossen noch siedendes Blei nach — kein Mensch vermochte den Sarg mehr zu öffnen.

Das war am 17. des Monats Athyr, im 28. Regierungsjahre des großen Osiri.

Noch in derselben Nacht trugen die Verschworenen den Sarg an den Nil, warfen ihn ins Wasser und kehrten einzeln und auf verschiedenen Wegen nach ihren Wohnungen zurück. Am andern Morgen vermißte man den König und fragte zuerst bei Set nach ihm. Dieser stellte sich höchlichst erstaunt und versicherte, sein Bruder sei gesund und wohlgemuth um Mitternacht von ihm weggegangen; erbot sich jedoch, sogleich Erkundigungen bei den übrigen Festgenossen einzuziehen. Alsbald wurde auch ein Eilbote nach Kebt gesandt, die Königin von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Noch an demselben Tage kam Isi an. Ihr Jammern und Klagen, ihre Thränen vermehrten noch die allgemeine Aufregung. Mit Blitzesschnelle hatte sich ja in der Hauptstadt und von dieser aus nach allen Winden die Trauerbotschaft verbreitet: „Der König ist verschwunden.“ Allen war es, als hätten sie einen lieben Vater, einen treuen Bruder, einen theuren Anverwandten verloren; die Wehklage erscholl in jedem Hause. Aber mit der Trauer vereinigte sich die Entrüstung, der Ruf nach Rache; denn das war Allen klar, daß hier ein dunkles Geheimnis, vielleicht ein scheußliches Verbrechen vorliege. Wäre Osiri bei der Heimkehr von dem Festmahle eines plötzlichen Todes gestorben, so hätten ihn seine Begleiter doch nach dem Palaste gebracht; ja, hätte er sich selbst — was nicht anzunehmen — ganz allein auf dem Rückwege nach seiner Wohnung befunden — den Leichnam würde man doch haben finden müssen. Er war also absichtlich von bösen Menschen weggeschafft worden. Wer konnten diese Schändlichen sein? Wer in ganz Aegypten konnte Vortheil von dem Tode des vielgeliebten Königs ziehen?



Sets Tod. (Seite 188.)

2. Har, der Rächer.

Was im Schilfe gefunden ward. — Die Zerstückelung des königlichen Leichnams. — Zwanzig Särge. — Pilak. — Isi's Milde. — Aso. — Sets Tod. — Die Mysterien.

Von nichts Anderem sprach man, an nichts Anderes dachte man, als an das räthselhafte Verschwinden des Königs, und mit der größten Energie bemühte sich jedermann, das unzweifelhafte Verbrechen zu enthüllen. Jeder theilte hier und dort seine Gedanken mit und ließ sich die Vermuthungen der Anderen sagen. Der Verdacht bekam eine bestimmte Richtung, und bald waren Alle auf der rechten Spur.

Set heuchelte die tiefste Betrübnis; aber die argwohnsvollen Blicke der trauernden Königin machten ihn befangen, vor ihrem Scharfblicke bangte ihm; die tausend Fragen, welche von allen Seiten an ihn gestellt wurden, brachten ihn in Verlegenheit. Er beurlaubte sich, denn — — er hatte eine große Jagd veranstaltet, die sich nicht leicht verschieben lasse. So ging er weiterem Verhöre aus dem Wege; sechsundzwanzig seiner Genossen begleiteten ihn, die Uebrigen mußten in der Hauptstadt zurückbleiben, um zu beobachten, was da vorgehe.

Der Sarg schwamm unterdessen den Nil hinunter und blieb endlich im dichten Schilfe des Ufers sitzen.

Das Nilschilf, welches wir Papyrus nennen, wurde von den Griechen Byblos genannt. Erzählte nun ein griechischer Schriftsteller, der Sarg sei den Nil hinabgeschwommen und in Byblos (d. h. im Papyrusschilfe) wiedergefunden worden, so konnte der Leser wohl mißverstehen: in der Stadt Byblos.

Auf diese Weise ist wahrscheinlich die mit den sonderbarsten Ausschmückungen verzierte Erzählung bei Plutarch entstanden, der Sarg sei bis zur Stadt Byblos in Phönikien geschwommen. — Es fand sich übrigens in Unterägypten selbst ein am Meere liegender Ort Pi — Bailos, dessen Namen die Griechen ebenfalls Byblos aussprachen, und ebenso eine gleichbenannte Nilinsel bei Sa. — Aegyptische Nachrichten über das Leben Osiri's sind bis jetzt nicht aufgefunden worden.

In dem Schilfe sahen am Wasser spielende Kinder die prächtige Kiste, erzählten ihren Eltern davon, und alsbald wurde Nachricht nach Theben geschickt. Isi eilte herbei, ließ den Deckel sprengen und erkannte ihren unglücklichen Gemahl. Laut weinend stürzte sie über die Leiche. Entsetzen ergriff alle Umstehenden.

Die Königin reiste nun mit dem Sarge, der ihre Liebe barg, ab. Da sie aber nicht weit von Uti war, wo ihr Sohn Har erzogen wurde, beschloß sie, diesen — jetzt ihr einziges Gut — zu besuchen. Der Sarg wurde in dem Dickicht eines Waldes verborgen, und Isi eilte, ihr geliebtes Kind an das Herz zu drücken.

Unglücklicherweise aber kam Set bei dem Umherstreifen auf seiner Jagd an den heimlichen Ort und fand hier die Leiche seines Bruders wieder, die er längst im Meere glaubte. Sogleich rief er seine Genossen zusammen. „Seht her!" sprach er. „Der Leichnam des Königs ist gefunden. Wehe uns! Jetzt kann uns nur unverbrüchliches Zusammenhalten retten, Treue in Noth und Tod und festes, entschiedenes Handeln." Damit zog er sein Schwert, zertheilte die Leiche in kleine Stücke, gab jedem seiner Schuldgenossen eins davon und sagte: „Das ist das Siegel unseres Bundes auf Leben und Tod. — Nun geht hin, suchet eure Freunde auf, dinget, werbet, theilet Waffen aus; jetzt müssen wir ein Heer rüsten und der Gewalt mit Gewalt entgegentreten."

Die Verschworenen zerstreuten die ihnen überlieferten Stücke des Leichnams in die Umgegend und zogen dann umher, unter lockenden Versprechungen Theilnehmer für ihre Pläne zu werben.

Als Isi von Uti (dem Butos der Griechen) zurückkam, fand sie zu ihrem großen Schrecken den Sarg leer. Trostlos irrte sie umher, den Todten zu suchen; siehe, da fand sie eine abgehauene Hand. Verzweiflungsvoll nahm sie diese Reliquie zu sich und durchwanderte nun weinend und klagend die ganze Umgegend, die theuren Ueberreste aufzusuchen. Bald fand sie das Haupt — einen Arm — sie wurde nicht müde, sie rastete nicht, kein Schlaf erquickte sie, keine Ruhe gönnte sie sich; — endlich hatte sie von den sechsundzwanzig Stücken doch fünfundzwanzig wiedergefunden. Das noch fehlende war in den Nil geworfen und da von den Fischen verzehrt worden.

Die Königin ließ nun so viele kostbare Särge machen, als große Städte im Lande waren — mehr als zwanzig, einen genau wie den andern. In den einen wurde die zerstückte Leiche gelegt, in die andern kamen lebensgroße Puppen. Darauf wurden die Priesterkollegien der genannten Städte zusammengerufen; Isi stellte die Särge vor sich hin und sprach: „Ich übergebe euch hier den todten Osiri. In einem dieser Särge liegt sein wahrer

Leichnam; nehmt sie mit euch; begrabet sie in euren Tempeln; errichtet dem großen Todten Altäre und opfert ihm; sei jeder von euch überzeugt, daß er den echten, wahren Leib Osiri's bewahre, so wird er euch Allen Segen bringen."

So geschah es. Jede größere Stadt hatte ein Grab Osiri's und rühmte sich, den wirklichen Leichnam des großen Königs zu besitzen.

Das blieb lange so. Nach und nach, im Laufe der Zeiten, bildete sich jedoch immer fester die Ansicht, das eigentliche, das wahre Grab sei in dem großen Tempel auf der Insel Pilak, an der Grenze Aethiopiens. Damals rechnete man noch nach Jahren zu 360 Tagen; darum wurden um das Grab 360 eherne Opferschalen gestellt und die Priester mußten an jedem Tage eine derselben mit Milch füllen. Der heiligste, höchste Eid, welchen ein Aegypter leisten konnte war der: „Das schwöre ich bei dem großen Osiri, der auf Pilak ruht!" —

Als der Todte beerdigt war, sollte nun der Verbrecher gestraft werden. Sets grauenvolle That lag bereits offen vor Aller Augen; allein ihn zur Rechenschaft zu ziehen, war nicht so leicht, denn er und seine Freunde hatten ein großes Heer gesammelt und trotzten der Königin. Da rief auch sie ihre Getreuen zum Kampfe auf; der junge Har (uns bekannter unter dem latinisirten Namen Horus) stellte sich an die Spitze der tapferen Kriegsmänner; erfahrene Feldherren, die mit Osiri die Welt durchzogen hatten, standen ihm zur Seite. Der Krieg begann, und bald folgte die fürchterliche, blutige Entscheidungsschlacht. Set wurde gefangen genommen und gebunden vor die Königin geführt.

Aber diese verzieh ihm: „Set, Set", sprach sie, „du hast deinen Bruder ermordet, hast meinem Kinde den Vater geraubt, hast mich zur Witwe gemacht. Keine Strafe wäre herb genug für dich, aber nichts giebt mir den Verlorenen wieder. Gehe, du bist gestraft genug; gehe hin in Frieden!"

Har war im höchsten Grade aufgebracht über die Milde seiner Mutter; doch konnte er ihren Beschluß nicht ändern.

Und Set? — „Ha", rief er triumphirend, „ich werde doch noch König von Aegypten!" Er eilte nach Aethiopien und beredete die Königin Aso, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen; Aegypten sei ein reiches Land, die Hauptstadt berge große Schätze ohne Zahl; es sei eine so große Beute zu gewinnen, wie nirgends anderswo. So zog er mit dieser Königin an der Spitze eines auserlesenen Heeres wieder gen Theben, und ihm entgegen trat abermals Har mit seinen Kriegern.

Da traf es sich, als Aso eines Tages in der Nähe des äthiopischen Lagers spazieren ging, daß plötzlich dicht vor ihr eine Schlange zischend aus dem Grase fuhr und auf sie zusprang. Aso ergriff, um Hülfe schreiend, die Flucht, aber die Schlange verfolgte sie in weiten Sätzen. Schon wollte die Königin ermattet zu Boden sinken, da erblickte sie einen jungen Aegypter, welcher des Weges daher kam. Sie nahm ihre letzte Kraft zusammen und stürzte auf ihn los, daß er sie errette; dieser schwang sein Schwert und hieb die Schlange mitten von einander.

Als die vor Angst halb ohnmächtige Königin wieder ruhig geworden, erkannte sie in ihrem Retter den jungen Har, denselben, gegen welchen sie mit ihrem Kriegsvolke herangezogen war. Sogleich schloß sie Frieden und ein Freundschaftsbündnis mit ihm. Die bevorstehende Schlacht konnte sie jedoch nicht abwenden, denn Set befehligte die Truppen und hatte sie alle lüstern und begierig nach Aegyptens Schätzen gemacht. Der Kampf entbrannte und war heißer und erbitterter denn das erste Mal. Set wußte, was auf dem Spiele stand, darum feuerte er die Seinen unablässig an und focht mit dem Muthe der Verzweiflung. Nicht minder tapfer kämpften Hars Getreue, welche allesamt ergrimmt waren ob der Niederträchtigkeit des ruchlosen Set. Lange schwankte der Kampf hin und her; stundenlang währte das Morden und Schlachten; die Wurfspieße waren längst alle dahingeschleudert und verbraucht, Mann an Mann kämpfte jetzt mit Schwert und Beil, mit Dolch und Sichel, mit der Keule und dem furchtbaren Keulenbeile. Dieses Keulenbeil, eine Nationalwaffe der Aegypter, war eine Vereinigung von Keule und Beil: an einem etwa $^2/_3$ m langen Stabe eine schwere metallene Kugel mit einem Beile an der einen Seite. (Siehe S. 177, 185 &c.)

Endlich, nach dem hartnäckigsten Widerstande, vermochten die Aethiopier nicht mehr Stand zu halten; sie wandten sich zur Flucht, und in tollem, wildem Durcheinander jagten sie dahin — ihnen nach mit lautem Jubelgeschrei die tapferen Sieger. Set hatte gekämpft wie ein Held, bis er in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen wurde. Wie ein Sturmwind raste er dahin auf dem Streitwagen — dicht auf seinen Fersen folgte der junge Har. „Halt, Verräther! Halt!“ rief er und schwang muthig seine Waffe. Da kehrte Set sich um, legte einen Pfeil auf seinen Bogen und schoß ab. „Nimm das, Knabe!“ schrie er und jagte weiter. Aber seine Hand hatte gezittert, der Pfeil hatte nicht getroffen. Laut auf jauchzte Har.

„Platz da! Platz!“ rief Set, denn vor ihm drängten sich die Flüchtigen, daß er nicht durchkommen konnte. Allein es war nicht möglich, sich hier Bahn zu brechen — noch ein Augenblick — jetzt ist Har da — „Vater, ich räche dich!“ ruft er — und zerschmetterten Hauptes liegt Set am Boden.

Da ihr Sohn noch zu jung war, so übernahm Mutter Isi selbst die Regierung. Lange Jahre herrschte sie noch über Aegypten glücklich und beglückend. Als sie geschieden war, trauerte das ganze Land und man erwies ihrem Andenken die höchsten Ehren. Ueberall errichtete man ihr Tempel, Bildsäulen und Altäre. Ihr, der Erfinderin des Getreidebaues, feierte man auch jährlich ein zehntägiges Erntefest. — Verschiedene Pflanzen, namentlich mehrere Heilkräuter, wurden nach ihr benannt, und der schönste Stern am Himmel, der Sirius, altägyptisch Sopd, ward ihr geweiht und Sat Isi, Stern der Isi, genannt. Als in späterer Zeit den 360 Tagen des Jahres noch fünf Schalttage zugesetzt wurden, feierte man alljährlich am ersten Schalttage den Geburtstag Osiri's, am vierten den der Isi. — Osiri's Geburtstag war einer der größten Festtage im ganzen Jahre und wurde in allen bedeutenderen Städten mit Pracht und Jubel begangen. Zuerst wurde in dem Tempel gebetet, gesungen und geopfert; dann bekleidete man eine kleine Bildsäule des

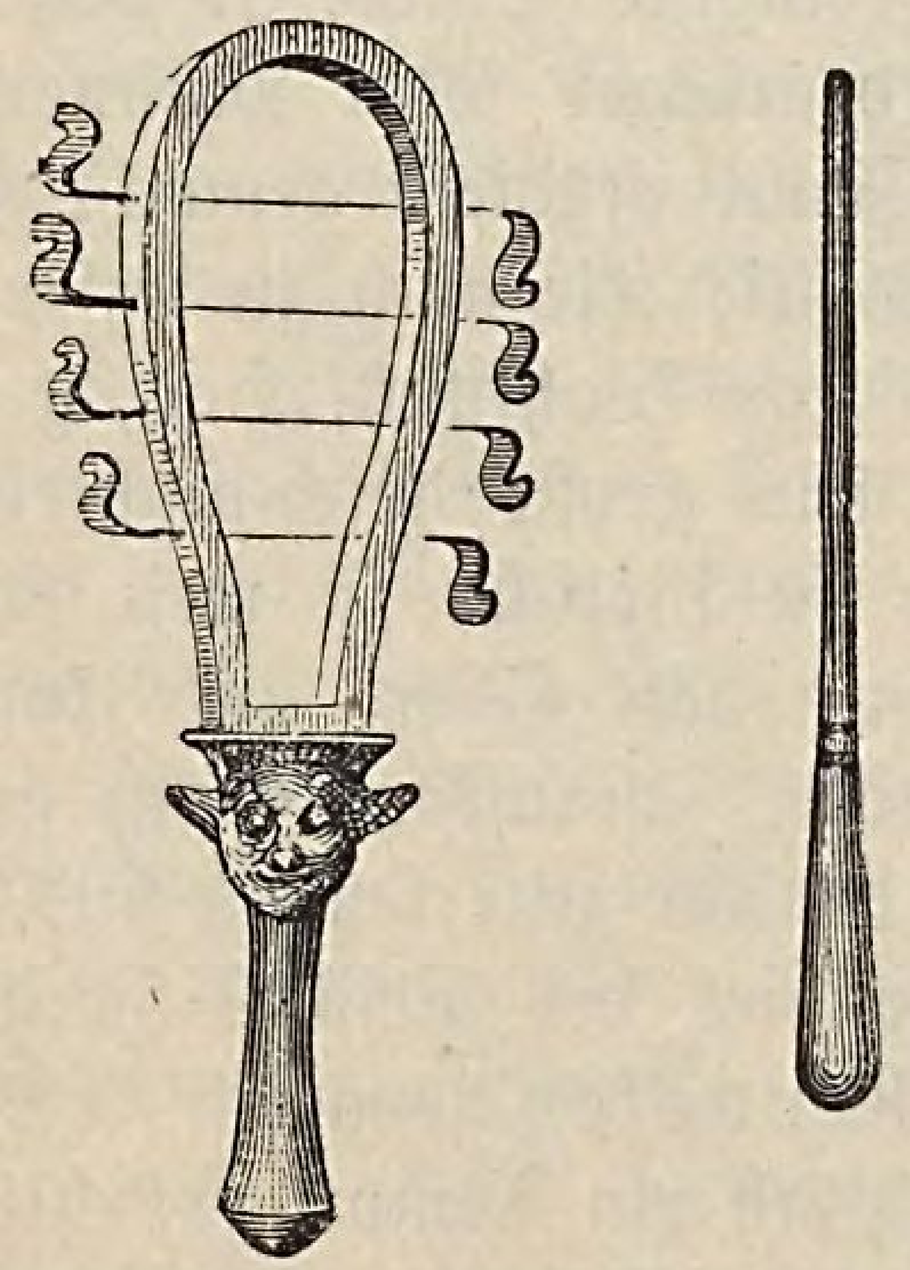
vergötterten Osiri mit kostbaren Gewändern, stellte sie in ein tragbares vergoldetes Kapellchen und trug sie so in feierlicher Prozession durch die ganze Stadt.

Diese Feste wurden namentlich dadurch so bedeutend, daß an ihnen viele Tausende von Besuchern aus benachbarten kleineren Städten und Dörfern nach den Hauptorten kamen; der Fluß bildete ein leichtes Verbindungsmittel, und Tausende von einfachen Kähnen und bunt geschmückten Gondeln, Segelbarken und Ruderbooten schwammen an solchen Festtagen den Nil hinauf und hinunter. Gab es doch viel zu sehen in den großen Städten, Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler; auch Kampfspiele und in späterer Zeit sogar Stiergefechte wurden aufgeführt. Die Stiere wurden eigens dazu gehalten und für diese Wettkämpfe aufgezogen. Gewöhnlich ließ man zwei Stiere gegen einander kämpfen, d. h. sich mit ihren Hörnern angreifen; mit Stöcken versehene Treiber standen dann in dem Cirkus, reizten die wüthenden Thiere immer von neuem und ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Aber auch das kam vor, daß Männer gegen Stiere kämpften.

Am Todestage des großen Königs aber, am 17. Athyr, beging man die Mysterien der Isi, denen jedoch nur Eingeweihte beiwohnen durften. Zur Nachtzeit wurde in den Tempeln von den Priestern theatralisch dargestellt der Tod des Königs, die Auffindung seiner Leiche, die Zerstückelung derselben durch Set, der Königin trostloses Umherirren und Suchen u. s. w. — Nichts fehlte, selbst die Schlange nicht, durch welche Aso verfolgt wurde, — nur zerhieb man keine wirkliche Schlange, sondern ein dickes Seil.

Nach den Aussagen altägyptischer Priester wären seit jenen Tagen bis zum Beginne unserer Zeitrechnung nicht weniger als fünfundzwanzigtausend Jahre verflossen.

Von Osiri und Isi sprachen späte Zeiten noch mit Verehrung und Liebe, von Set nur mit Abscheu; Tufe nannte man ihn allgemein, d. i. der Bösewicht. Daraus entstand der griechische Name Typhon. Heutzutage aber gedenkt niemand mehr an den Ufern des heiligen Nils der großen Vergangenheit, denn ein fremdes Volk wohnt dort, welches keinen Osiri kennt; das alte Volk ist verschwunden. —



Seszescht oder Sistrum (s. S. 179).

Das erste Jahrtausend des Reiches.

Frühere Zustände im Thale des Nils. — Gründung des Reiches. — Mena's erste Nachfolger. — Die Pyramiden-Erbauer. — Die älteste Bildsäule und die älteste Handschrift. — Der weise Ptahhotep. — Pepi.

Auch im Nilthale lebten, wie allerwärts, die Menschen zuerst nur in Familien vereinigt, bis sie sich nach und nach unter Stammesoberhäuptern zu kleinen Königreichen zusammenthaten. Diese kamen bei den verschiedensten Anlässen miteinander in Streit; die Folge war Krieg, Mord, Plünderung. Nun verbanden sich mehrere zu gemeinsamem Schutz und Trutz, vereinigten sich zu einem einzigen Ganzen, oder es wurden schwächere Staaten von stärkeren erobert und inkorporirt; — jeder herrschsüchtige oder beutegierige Anführer war Ursache, daß die Zahl der Königreiche verringert ward. Ihrer wurden weniger, aber sie wuchsen an Stärke, Ansehen und Umfang.

In Oberägypten lag westlich vom Nil eine Stadt Tini (von den Griechen später This oder Thinis genannt), welche besonders durch ihre Purpurfärbereien berühmt war. Hier wurde vor ungefähr 6300 Jahren der Mann geboren, welcher zuerst ganz Aegypten unter seinem Scepter vereinigte. Durch Güte oder Gewalt, durch freiwillige Unterwerfung oder Eroberung brachte er alles Land von Pilak bis zum Meere unter seine Botmäßigkeit und gründete ein großes, mächtiges Reich. Mena hieß der Held, zu deutsch: der Beständige. Durch ihn ward Tini eine berühmte Stadt, so daß nach 3000 Jahren die Pharaonen ihre höchsten Würdenträger, oder Männer, welche sich in außergewöhnlicher Weise um den Staat verdient gemacht hatten, durch den Titel ehrten: Königssohn von Tini; wie auch zu unseren Zeiten noch ähnliche Titel verliehen werden: Fürst von Wahlstatt, Herzog von Magenta &c.

Mena sah ein, daß das neue große Reich auch eine entsprechende Hauptstadt haben müsse; Tini war zu südlich, zu weit von dem Meere entfernt; der rechte Platz war die Grenze von Ober- und Unterägypten, da, wo der Nil sich zum ersten Male theilte. Nachdem durch großartige Dammbauten, die heute noch bei Koscheischeh deutlich zu erkennen sind, dem Flusse eine andere Richtung gegeben war, wurde hier des Reiches Hauptstadt erbaut und nach der benachbarten Pyramide Mennofer genannt. (Siehe S. 27 bis 30.)

Zuerst ward dem Gotte Ptah ein Tempel errichtet, so groß und prächtig, wie noch keiner stand im ganzen Nilthale, ein Gegenstand der allgemeinen

Bewunderung kommender Geschlechter, die darum die ganze Stadt oft Ha-Ka-Ptah, Haus der Anbetung des Ptah, nannten. Dann kam die Befestigung der Stadt: eine hohe, dicke Mauer, durch welche die Bewohner gegen jeden räuberischen Ueberfall geschützt wurden, und welche Veranlassung wurde, sie oft kurzweg nur Anbu-hat, die weiße Mauer, zu nennen. Die Gründung der Stadt fällt ungefähr in das Jahr 4400 v. Chr. Geburt. Da Mena 62 Jahre regierte, hatte er, der thätige, energische Mann, Zeit, nach des Reiches Einigung auch des Friedens Werke in großem Maßstabe und in reicher Zahl zu vollführen. Zwar ward der Königspalast unter ihm nicht vollendet, und seine Residenz blieb noch bis an seines Lebens Ende Tini; aber während in der neuen Hauptstadt unermüdlich weiter gebaut wurde, ordnete er des Landes Regierung und Verwaltung und bestellte einen geregelten Hofhalt. Er fühlte nicht das Bedürfnis, fremde Länder zu erobern, andere Völker zu unterwerfen; als er Kemi geeinigt hatte, verwandte er seine Kraft darauf, Landbau und Gewerk zu fördern, Künste und Wissenschaften zu pflegen, die Sitten milder, das Leben des Volkes leichter und schöner zu machen und den Staat zu regeln. Hoch angesehen waren unter ihm die Baumeister, höher aber noch die Gelehrten, und die Würde eins Hir-seschta, d. h. Geheimnis-Lehrers, war der edelsten Jünglinge Ideal, das sie mit Eifer und Ausdauer zu erreichen trachteten. Es gab Geheimnislehrer des Himmels (Astronomen), der Länder (Geographen), der Tiefe (Gelehrte für die Kunde des Bodens, des Gesteins, der Metalle ꝛc.) und eine große Zahl Beamter. Besondere Sorgfalt ward verwandt auf die Erziehung der Prinzen; Knaben, welche sich durch Frische des Geistes und Thatkraft auszeichneten, wurden zu Gesellschaftern und Gespielen der Königskinder herbeigezogen und fanden in späteren Jahren ihre Stellung in der Regierung oder in der Verwaltung, im Heere oder als Priester, d. h. Gelehrte.

Mena hat den Staat Aegypten gegründet, das ganze Staatsgebäude aufgeführt und das Volk zu höherer Gesittung geleitet. Sein Ende war ein tragisches, indem er (wahrscheinlich beim Baden) seinen Tod durch ein Nilpferd fand.

Auf ihn folgte sein Sohn Tota (d. i. der Schläger), welcher das Königsschloß in Memphis vollendete und die Residenz dahin verlegte. Er war kein Held des Schwertes, sondern ein Mann der Wissenschaften, trieb selbst die Arzneikunst und schrieb ein Werk über Anatomie.

Leider ist es uns nicht vergönnt, aus jenen längst dahingeschiedenen Jahrtausenden Größeres aufzuzählen, den Kern der Geschichte zusammenzufassen, den Nachgeborenen zu verkünden, was von den Männern der Kraft, den Helden des Geistes in jenen fernen Tagen am Gestade des heiligen Hapi geleistet worden; — der Vandalismus späterer Eroberer hat die Steindenkmäler zerstört, und der kindliche Unverstand der heutigen Landbewohner Tausende von Papyrusrollen vernichtet; die Fellachen verbrannten diese unersetzlichen Zeugen grauer Vorzeit massenweise, um sich an dem harzigen Wohlgeruche zu ergötzen, oder auch um ihr Feuer zu entflammen. Hoffen wir, daß unermüdlich fortgesetzte Ausgrabungen einerseits und Oeffnen bisher noch

verschlossener Gräber und Särge anderseits auch unsere Kenntnis jener fernen Tage noch vermehren, und es uns dereinst doch noch möglich sein werde, eine zusammenhängende Geschichte der Zeit zu schreiben, welche um 6000 Jahre hinter uns liegt. Was wir bis jetzt davon wissen, daß unter diesem Pharao eine Hungersnoth, unter jenem eine Pest ausgebrochen u. dergl., ist kaum der Aufzeichnung werth.

Wichtiger ist, daß König Bainuter (4060) bestimmte, auch die Frauen sollten thronfähig sein; in Ermangelung eines Sohnes solle die älteste Tochter ihrem Vater in der Regierung folgen. Dieses Erbfolgegesetz wurde viertausend Jahre, d. h. bis zur Eroberung des Pharaonenlandes durch die Römer, in Aegypten beibehalten.

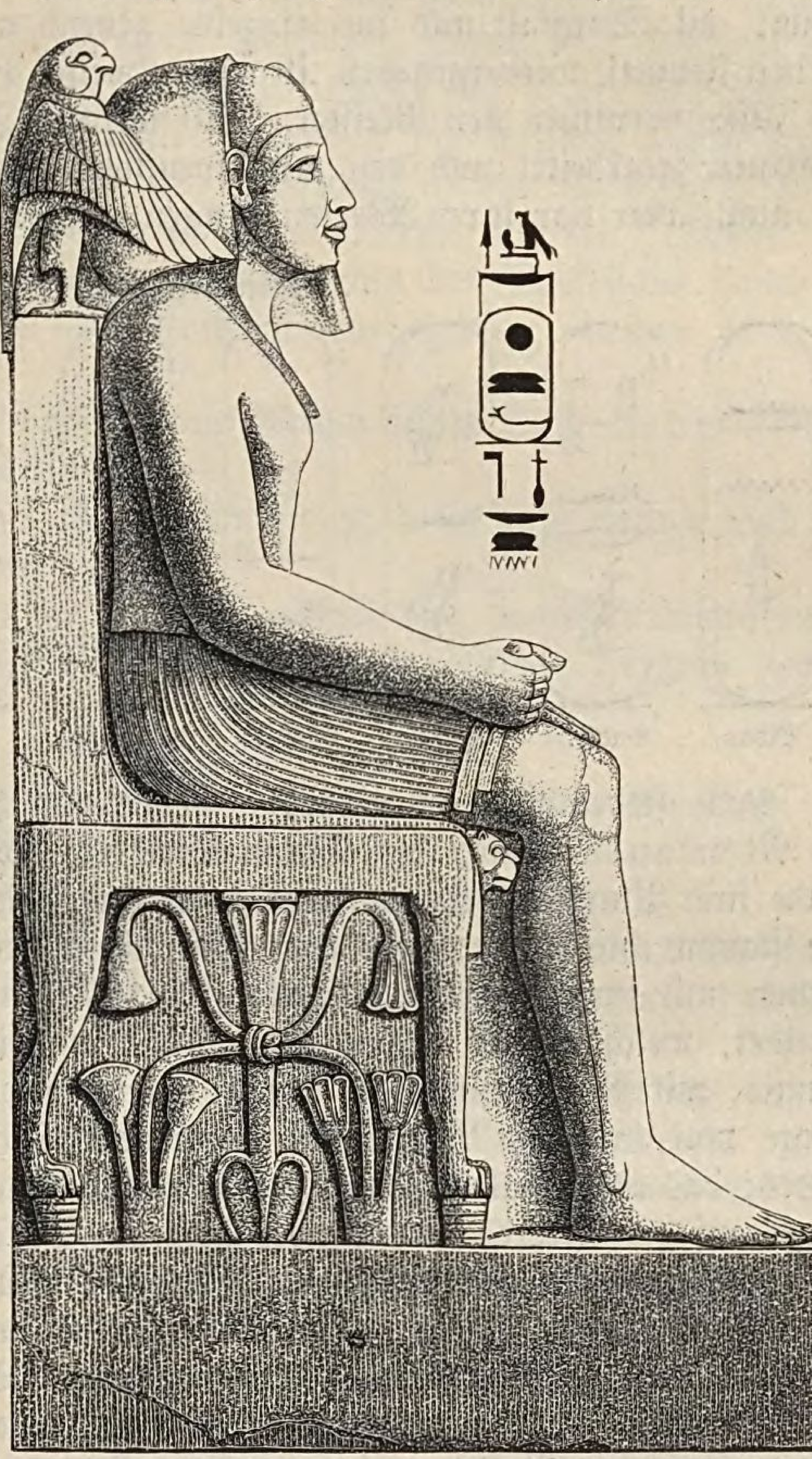
Nachdem das Land 400 Jahre in Frieden gelebt, brach unter König Zazai Krieg mit den Libyern aus, wurde jedoch bald zu glücklichem Ende geführt, so daß Fürst und Volk sich wieder segensreicherem Thun zuwenden konnten. König Toser, Zazai's Enkel, war ein so geschickter Arzt, daß die dankbaren Aegypter ihm für alle Zeit den Ehrennamen „Heilgott" beilegten. Nicht minder hochwichtig war es, daß er die noch schwankende Form mancher Hieroglyphen festsetzte und ungeschickt gewählte Formen mit charakteristischeren vertauschte. Toser muß ein reichbegabter und geistig hochstehender Mann gewesen sein; von ihm scheint auch der Gebrauch der Säge bei Bearbeitung der Steine herzurühren.

König Snoferu (3759) ist der Erste, von welchem uns ein zu seinen Lebzeiten errichtetes Denkmal Kunde giebt. Er soll 29 Jahre regiert haben, eroberte die Sinai-Halbinsel, wo er noch heute als „Ueberwinder fremden Volkes" an einer Felswand dargestellt ist, und baute sich dann (bei dem jetzigen Dorfe Medûm, ungefähr in gleicher Breite mit dem Merisee) eine Pyramide, die des Todten ewige Wohnung ward. Sie steht jetzt, nach 5600 Jahren noch, und die um sie her aus Quadersteinen aufgeführten Mausoleen der Verwandten des Königs zeigen uns, wie vorgeschritten in damaliger Zeit schon das Volk der Aegypter war. Bei einem Wandgemälde sehen wir z. B. eine Dame mit einem weiß, roth und schwarz gemusterten Kleide; sodann Jagdscenen von außerordentlicher Naturwahrheit, und vor noch nicht langer Zeit wurde eine wunderbar schöne Doppelstatue in einem der Gräber gefunden — Snoferu's Sohn Rahotep und dessen Gemahlin Nofert — in sitzender Stellung, fast in Lebensgröße, äußerst sorgfältig gearbeitet, die Augen in Elfenbein, Krystall und Erz leuchtend ausgeführt.

Auf Snoferu folgte Chufu, der Erbauer der höchsten Pyramide (s. S. 28 und 101), dessen riesenhaftes Grabdenkmal bereits Seite 105 geschildert ist. Er war ein äußerst thätiger Mann, der während des Vierteljahrhunderts seiner Regierung fast Unglaubliches leistete. Als Kriegsheld besiegte er die Bewohner der Sinai-Halbinsel, welche sich bei dem Tode seines Vorgängers empörten; als Vater des Vaterlandes bauete er nicht nur den Gläubigen herrliche Tempel zu ihrer Gottesverehrung, er gründete auch längs des Nils eine ganze Reihe neuer Städte, dem Volke Wohnsitz und Heim zu schaffen, und verdankte dieser Thätigkeit den Beinamen Chnum, d. h. Baumeister, wodurch die Mitwelt

und kommende Generationen ihn ehrten. Daß Chufu selbst ein Werk über Gottes Verehrung geschrieben, ist bereits Seite 100 erwähnt.

Von der großen Pyramide östlich stehen drei kleine Pyramiden, welche die Grabmäler der Frauen und Kinder des Königs sind; um alle diese her ist eine große Zahl von Grabkammern aufgeführt, die Leichen der Verwandten, der hohen Staatsbeamten und der persönlichen Freunde des Sohnes der Sonne zu beherbergen. Auch im Tode blieben sie noch vereint mit dem Helden, um welchen sie sich im Leben geschart hatten.



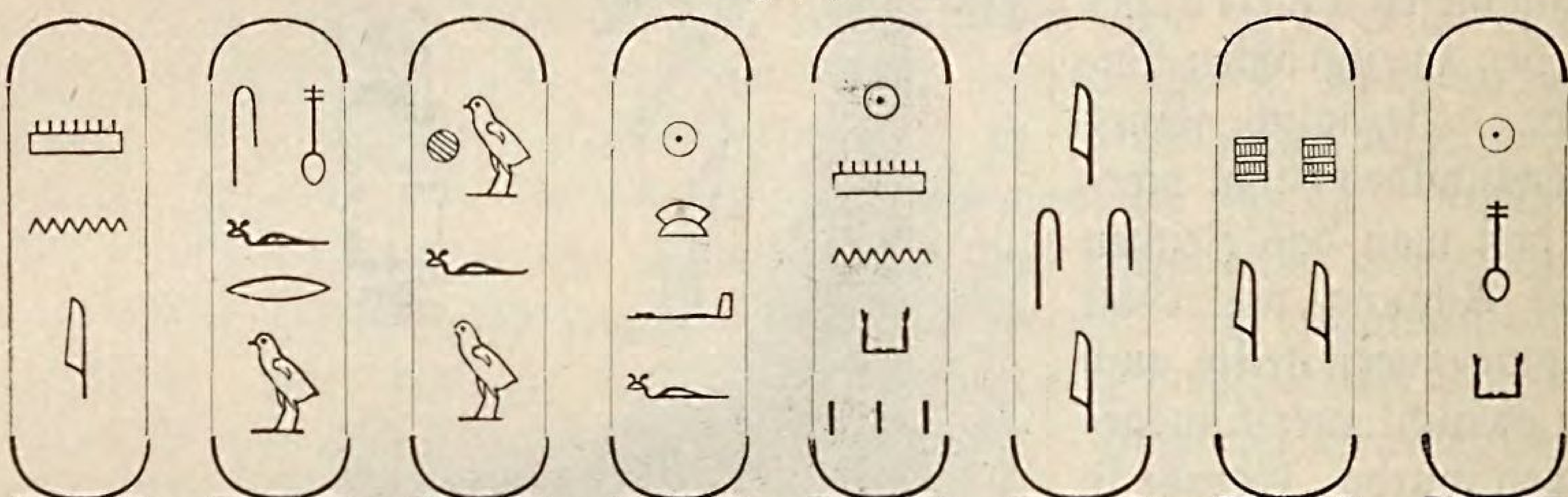
Statue Chafra's von Mariette aus dem Brunnenschacht gezogen.

Auf Chufu folgte Ratatef und auf diesen Chafra, der Herr der zweitgrößten Pyramide. Bezüglich seines Namensschildes ist zu merken, daß man das Zeichen ⊙ aus Achtung vor Gott Ra immer zuerst stellte, auch wenn es nicht zuerst ausgesprochen wurde. Gerade so schrieb man Menkaura nicht ⊙, sondern ⊙, darf aber doch nicht Ramenkau lesen. Der Name Chafra bedeutet: Seine ( ) Krone ( ) ist die Sonne (⊙); die Königin hieß Merisanch und war Oberpriesterin des Gottes Thuti (S. 172).

Vor zwanzig Jahren entdeckte Mariette, als er den Sphinx bloßlegte, ebenfalls vom Sande verschüttet, einen wunderbaren Bau, den Chafra aus riesenmäßigen, aber haarscharf geschnittenen und glänzend polirten Stücken bunten Granites und gelben Alabasters hier aufgeführt hatte. Er zeigt schmale Gänge, weite Säle, dunkle Seitenkammern — Alles mit unübertrefflicher Vollendung gearbeitet, die Steine in einander gefügt mit wahrer Meisterschaft. Ostwärts davon lag ein Brunnenschacht. Aus diesem wurden im Jahre 1860 sieben Statuen des genannten Königs, welche vergangener Zeiten Barbarismus da hineingestürzt, wieder an das Tageslicht hervorgezogen; fünf derselben sind arg verstümmelt, zwei

wohlerhalten, eine davon sogar fast unbeschädigt. Sie zeigt den König lebensgroß auf einem Armstuhle sitzend. Zwei Löwen bilden die Seitenlehnen und die Füße des Sitzes; auf der Rücklehne breitet ein Sperber seine Flügel schützend um das Haupt des Königs, dessen Name auf dem Sockel der Statue zu lesen ist. Aus dunkelgrünem Granit ausgeführt, ist diese Bildsäule die älteste, welche das Menschengeschlecht besitzt. Sie ist nun 5500 Jahre alt; das Gesicht, mit Sorgfalt und ins einzelne gehend ausgearbeitet, mit staunenswerther Feinheit wiedergegeben, ist ohne Zweifel Porträt; Arme, Beine, Hände und Füße verrathen den Meister. Mit welchen Instrumenten die ägyptischen Bildhauer gearbeitet und den widerspenstigen Stein bewältigt haben, wissen wir nicht, aber vor ihren Werken beugen wir uns.

Königsschilder.



Mena. Snoferu. Chufu. Chafra. Menkaura. Assa. Pepi. Noferkara.

Nach siebenundzwanzigjähriger Regierung ging Chafra ein zur Ruhe und Menkaura bestieg den Thron Kemi's. (Die drei Striche im Namensschilde sind Pluralzeichen und werden u ausgesprochen. S. S. 157.) Von ihm stammt die kleinere der drei Pyramiden bei Dschiseh her. Die Grabkammer mit ihrer gewölbten Decke (S. 107) ist mit polirten Granitplatten bekleidet, welche durch eiserne Klammern an die Wand befestigt sind; die Mumie, mit Gold geschmückt, lag in einem kostbaren, kunstreich gearbeiteten Sarge von braunem Basalt mit hölzernem Deckel. Die Engländer holten Beides; das Schiff aber ging bei Gibraltar unter und ruht nun mit dem Sarge auf des Meeres Grund; der hölzerne Deckel erhob sich auf das Wasser, wurde gerettet und prangt jetzt im Britischen Museum.

Einunddreißig Jahre regierte Menkaura und erwarb sich die Achtung und Liebe seiner Unterthanen in hohem Grade. Seine treffenden und milden Urtheilssprüche werden gerühmt, durch Gerechtigkeit und Freigebigkeit förderte er das Wohl des Volkes, und durch seine Frömmigkeit leuchtete er Allen vor.

Noch hunderte von Jahren blieb es Sitte, daß die Könige sich zu ihren Begräbnissen Pyramiden errichten ließen, nur erreichten sie nicht die Größe der drei von Chufu, Chafra und Menkaura erbauten. Frieden herrschte an den Ufern des Nils; die gedeihliche Entwicklung des Volkswohles wird nicht durch lange, sittenverwildernde Kriege aufgehalten und gestört; die Fortschritte in Wohlstand, Kunst, Wissenschaft und in edlerer Gesinnung geben ein erhebendes Bild damaligen Zustandes, wohl würdig, sinnend betrachtet zu werden.

Um das Jahr 3360 vor Chr. Geb. schmückte sich König Assa mit der roth und weißen Doppelkrone. Er hatte einen Sohn, Namens Ptahhotep, welcher nach und nach zu hohen Ehren und Würden stieg, das Amt eines „Vorstehers der Stadt und Umgegend" bekleidete und das Alter von 110 Jahren erreichte. Was er in seinem langen Leben gelernt hatte, schrieb er zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen auf und hinterließ diesen ein Buch der Weisheit, von welchem durch einen glücklichen Zufall eine Abschrift auch noch auf uns gekommen ist. Der Papyrus befindet sich in der Bibliothek zu Paris. Der Abschreiber von damals beglaubigt die Echtheit seiner Arbeit durch die am Ende beigesetzten Worte: „Beendigt ist das Werk; von seinem Anfange bis zu seinem Ende stimmt es genau überein mit der Urschrift."

Einige kleine Proben (nach der Uebersetzung des Professors Lauth in München), hier und da aus dem Buche herausgegriffen, werden es besser charakterisiren als alles Lob:

„Sei nicht übermüthigen Sinnes auf Grund deines Wissens; kein Meister ist vollkommen in seiner Herrlichkeit. —

Achte die Weisheit höher als die Edelsteine, denn diese werden auch am Arme einer Sklavin getroffen. —

Hüte dich, Unweises an dir zu zeigen. Bilde dich, damit du kenntnisreich und verständig werdest und dir an deines Lebens Ziel das Zeugnis werde: Er war ein Meister. —

Die Enthaltsamkeit ist an sich selbst ein Reichthum. —

Auch dein thörichter Sohn ist doch immer dein Kind. Entfremde ihm dein Herze nicht! Bleibe ihm ein Vater! —

Nicht zu bereuen brauchen, ist ein Zeichen von Weisheit. —

Verspotte den Bittenden nicht; dies wäre ärger, als wenn du seinen Körper schlügest. Schreie ihn nicht an; was ihm wehe thun muß, das sage ihm mild und freundlich. —

Wenn du zu den großen Denkern gehörst, so bilde dir nicht ein, daß du Solches leistest, dessen auch künftige Tage sich noch erinnern werden. Kein Wort gelangt zu dauerndem Ruhme. Siehe, das Krokodil taucht auf und wieder unter — und schon ist seine Erscheinung verwischt. —

Mache dem Bittenden Muth, dir vorzutragen, weswegen er zu dir gekommen ist. —

Die Klugheit deiner Rede ist mehr werth als die Floskeln deines Geschwätzes. —

Gefährlicher ist das Wort als alle Dinge. Wer es losläßt, bringt er es wieder zum Umkehren? —

Wenn du an einem Verwandten Einsicht vermissest, so schmähe ihn darum nicht. Schädige ihn nicht in der öffentlichen Meinung. Sprich allein mit ihm, aber stelle ihn nicht so armselig hin, daß er sich vor dir schämen muß. Sei zutraulich mit ihm und drücke ihn nicht nieder. —

Würdig ist eigenes Verdienst; würdiger als ererbter Reichthum. —

Laß fröhlich leuchten dein Antlitz, so lange du lebst. Verließ je ein Mensch den Sarg wieder, wenn er einmal hineingebettet war?

Wenn du groß geworden bist, nachdem du niedrig warst, und Schätze gesammelt hast nach vergangener Armuth; und wenn du um deswillen der Vornehmste bist in deiner Stadt und dich die Leute kennen ob deines Ueberflusses und du als ein mächtiger Herr dastehst: so laß dein Herz sich nicht überheben um deines Reichthums willen, denn der Urheber dessen ist Gott. Verachte nicht den Nächsten, der da ist, was du selber warst, sondern behandle ihn wie deinesgleichen. —

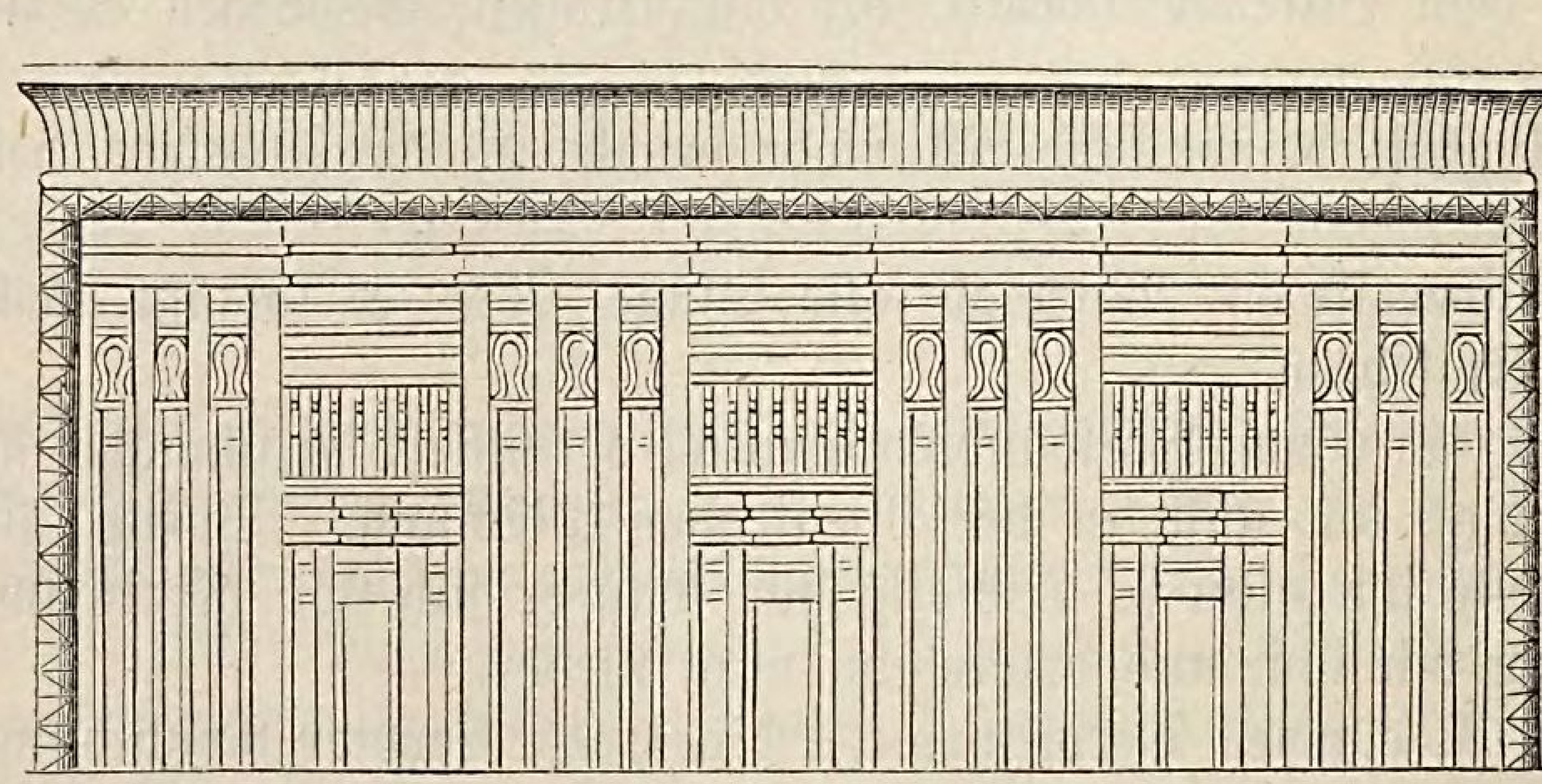
Die Menschenliebe ist höher zu achten, als der Opferkuchen." —

So schrieb Prinz Ptahhotep vor mehr als 5000 Jahren; können wir heute Besseres lehren? Der Papyrus aber, der diese Lehren der Weisheit auf uns gebracht, ist bis jetzt die älteste Handschrift des menschlichen Geschlechtes. Ptahhotep lebte zwei Jahrtausende vor Moses.

Kriegslärm ertönte wieder in Aegypten, als König Pepi um das Jahr 3240 v. Chr. die Regierung antrat. Fünf Feldzüge mußte er unternehmen gegen die Bewohner der Sinai-Halbinsel; auch nach Nubien und Lybien zog er, und er ist der Erste, von wechem uns erzählt wird, daß er eine große Kriegsflotte ausrüstete, um die Bewohner benachbarter Küsten zu befehden. Doch nicht nur in Kampf und Sieg war Pepi groß, auch die Werke des Friedens lagen ihm am Herzen und gediehen unter seiner Hand. Er baute Tempel, gründete Städte und ließ neue Straßen nach dem Rothen Meere anlegen, um den Handel mit Arabien zu fördern. Hundert Jahre soll er Kemi regiert haben, und groß ist der Werke Zahl, die er hinterlassen.

Auf Pepi folgte sein ältester Sohn Mer-en-ra und diesem der jüngere Nofer-ka-ra; was uns aber von ihnen berichtet wird, ist äußerst wenig. Weder Steindenkmäler noch Papyrus sind bis jetzt gefunden, die uns genügende Auskunft über die Geschichte jener Tage gäben; fast scheint es, als sei nach Pepi und seinen Söhnen eine Zeit innerer Wirren eingetreten, durch welche die Errichtung der Steindenkmäler aufgehalten ward, oder aufgestellte zerstört wurden.

In diese Zeit noch nicht aufgehellten Dunkels gehört auch die Sage von Nitakert.



Sarg des Königs Menkaura.



Die räthselhafte Sandale. (S. 200).

Nitakert.

Um 3100 v. Chr. Geburt.

1. Des Weinhändlers Töchterlein.

Die Rosenwange. — Das Bad. — Der furchtbare Geier. — Des Königs Frage und des Weisen Antwort. — Wer suchet, der findet. — Die junge Königin. — Des Königs Tod.

Es sind 5000 Jahre, da brach ein Kaufmann, dem es schwer hielt, sich und die Seinigen zu ernähren, von der Insel Samos mit Weib und Kind auf und zog nach Aegypten, wo er einen kleinen Handel mit Wein anfing. Auch hier ward es ihm sauer, sich durchzubringen, denn die Aegypter waren gegen alle Ausländer stolz, zurückhaltend, finster; sie hätten dem Fremdling nicht gestattet, sich mit ihnen an denselben Tisch zu setzen. Des Samiers einziger Trost, seine einzige Freude bei den vielen Unannehmlichkeiten, Sorgen und Mühen des täglichen Lebens war sein Töchterlein, das ihn reichlich entschädigte für Alles, was er zu dulden und zu ertragen hatte. Die kleine Nitakert (oder Nitokris) erblühte aber auch in unnennbarer Lieblichkeit; Vater und Mutter waren überglücklich im Anschauen ihres Kindes, und selbst die Gäste

im Schenkzimmer, die ernsten Aegypter, konnten sich nicht satt sehen an dem wunderbar lieblichen Mädchen. Und je älter es wurde, desto schöner ward es. Die Nachbarn wußten nicht genug zu erzählen von den glänzenden, dunklen Haaren, von den kohlschwarzen Augen und den frischen, rosenrothen Wangen des Mägdleins und nannten es nur „Rosenwange“.

Der Ruf von Nitakerts Schönheit verbreitete sich nach und nach über die ganze Stadt; ihr zu Liebe holte man den Wein bei ihrem Vater; sie sehen, sie betrachten zu können, kamen Kunden aus den entferntesten Stadttheilen; jeder wollte die „Rosenwange“ sehen, und wer sie einmal angeblickt hatte, der vergaß das Wiederkommen nicht.

Niemand befand sich dabei besser als ihr Vater. Sein kleiner Handel vergrößerte sich von Tag zu Tage; kaum konnte er die Menge Weins auftreiben, die bei ihm verlangt wurde, und aus dem bescheidenen, unbekannten Fremdlinge ward ein reicher, angesehener Kaufmann. Seine Tochter aber hatte vom frühen Morgen bis zum späten Abend vollauf zu thun, denn Alle wollten von ihr bedient sein. Der beste Trunk schmeckte den Gästen nicht, wenn sie ihn nicht darreichte; wer einzukaufen kam, sah nach ihr, und sprang der Vater hinzu und wollte noch so gefällig jeden Wunsch befriedigen, so hieß es doch: „Ist die Rosenwange nicht da? Ich will warten, bis sie kommt.“

So wurde Nitakert den ganzen Tag in Athem gehalten. Doch blieb sie stets unverdrossen und freundlich; munter wie ein Schmetterling flatterte sie hin und her und wußte Alle zu befriedigen. Gab es einmal einen Augenblick der Ruhe, so eilte sie, begleitet von einer Dienerin, hinaus an den Nil, tauchte in seine klaren Fluten und holte sich da neue Frische, Kraft und Lebenslust. — Tägliches Baden war den Aegyptern der großen Hitze wegen und infolge ihrer außerordentlichen Reinlichkeit ein so unabweisbares Bedürfnis geworden, wie uns das Essen; und dieses Bedürfnis konnte befriedigt werden, da alle Städte entweder an dem heiligen Flusse selbst oder doch an einem breiteren Kanale lagen. Auch war das Baden mit weniger Umständen verbunden als bei uns. Meistens trug man nur ein einziges, leichtes Gewand; Sandalen besaßen nur die Vornehmeren und namentlich die Frauen; Alle, Männer wie Frauen, pflegten ein gelb und blau gestreiftes Tuch um den Kopf geknüpft zu tragen. Ausgekleidet war man also schnell. Hatte man nach Herzenslust gebadet, so warf man sein Gewand um, band das Tuch um den Kopf und spazierte weiter; das Abtrocknen besorgte die Sonne.

Eines Tages war Nitakert mit ihrer Begleiterin auch wieder hinausgeeilt, sich in den Fluten des Nils zu erquicken. Während jene sich noch am Bade erfreute, war diese bereits herausgestiegen, hatte sich angekleidet und ging nun am Ufer auf und ab. Sie beschäftigte sich damit, ihrer Herrin einen Strauß zu binden aus den prachtvollen weißen Lotosblumen, die in Masse am Ufer standen (S. 181). Diese Blumen, welche viel Aehnlichkeit mit unseren Seerosen haben, waren eine besondere Liebhaberei der ägyptischen Frauen. Vornehme Damen sah man fast nie, sei es auf dem Spaziergange, sei es in Gesellschaft oder auch bei einer Lustfahrt auf dem Wasser, ohne ein Lotossträußchen in der Hand.

So ging die Dienerin eine kleine Weile sorglos hin und her.

„Rosenwange, Rosenwange", rief sie plötzlich mit lauter Stimme, „sieh diesen furchtbaren Vogel!"

Nitakert blickte in die Höhe — da schwebte in weiten Kreisen ein ungeheurer Geier über ihnen. Und immer enger und enger beschrieb er seine Kreise, immer tiefer und tiefer kam er herab. Angst überfiel die Mädchen; sie schrieen laut auf, sie riefen um Hülfe, aber es war niemand in der Nähe, der ihren Hülferuf hörte, der ihnen in ihrer Noth hätte beistehen können. Jetzt war der gefürchtete Vogel gerade über ihnen, er senkte den Kopf nach unten — und wie ein Pfeil schoß er herab. Nitakert stieß einen gellenden Schrei des Entsetzens aus und bedeckte beide Augen mit ihren Händen. Ihre Dienerin aber entfloh vor Angst und Schrecken.

Einen Augenblick darauf rauschten wieder die Flügel des mächtigen Geiers — die beiden Mädchen wagten hinzusehen — da stieg der fürchterliche Raubvogel wieder in die Lüfte — höher, immer höher — und entschwand den Blicken. Nitakert sprang aus dem Wasser und fiel ihrer Begleiterin weinend um den Hals. Als sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, wollte sie heim eilen; da gewahrte sie erst, was der Geier angestellt — er hatte ihr die eine ihrer Sandalen entführt. Das war nun freilich kein großer Schaden; Rosenwange ging mit ihrer Begleiterin barfuß nach Hause, erzählte das erlebte Abenteuer und hob zum Andenken die übrig gebliebene Sandale auf.

Zu derselben Zeit aber begab sich's, daß der König des Landes aus seiner Hauptstadt hinauszog auf das freie Feld, um dort mit seinen Räthen zu Gericht zu sitzen. Damals wurden die Händel noch nicht im Gerichtshause von besonderen Richtern nach geschriebenen Gesetzen entschieden — das kam erst später auf, sondern der König sprach das Recht öffentlich vor aller Welt, unter freiem Himmel, und erleuchtet durch den Beirath seiner Minister. Die Parteien traten herzu, brachten ihre Anliegen vor, vernahmen ihr Urtheil und entfernten sich wieder, freudig oder traurig, je nachdem der Ausspruch des Königs gelautet hatte.

Da wurde auf einmal die Aufmerksamkeit der Umstehenden gestört; dieser und jener blickte in die Höhe; hier deutete Einer gen Himmel, dort that ein Anderer einen lauten Ausruf des Staunens. Der König selbst erhob sein Haupt, das er nachdenkend gesenkt hatte — siehe, da schwebte hoch in den Lüften ein gewaltiger Geier über der Versammlung. Niemand dachte nun mehr an das Gericht; die Verhandlungen wurden unterbrochen, und Alle beobachteten den stattlichen Vogel, der mit mächtigem Flügelschlage die Luft durchschnitt. Jetzt breitete er seine Fittiche ruhig aus, beschrieb erst größere, dann kleinere Kreise und näherte sich immer mehr der Erde. Mit großer Spannung sahen Alle dem Schauspiele zu, denn der Geier war in Aegypten ein Sieg bringender und Glück verheißender Vogel. (Siegesgeier siehe S. 190.)

Nun schwebte er gerade senkrecht über dem Könige. Da öffnete er eine seiner Krallen und ließ etwas herabfallen. Ein Ruf des Staunens ertönte aus tausend Kehlen zumal. Pfeilgeschwind schoß der Geier davon und war

bald Aller Augen entschwunden. Aber auf dem Schoße des Königs lag eine kleine, niedliche Sandale. Sprachlos saß der König; Verwunderung leuchtete aus alleu Blicken; niemand wußte, was er aus diesem Vorfalle machen sollte.

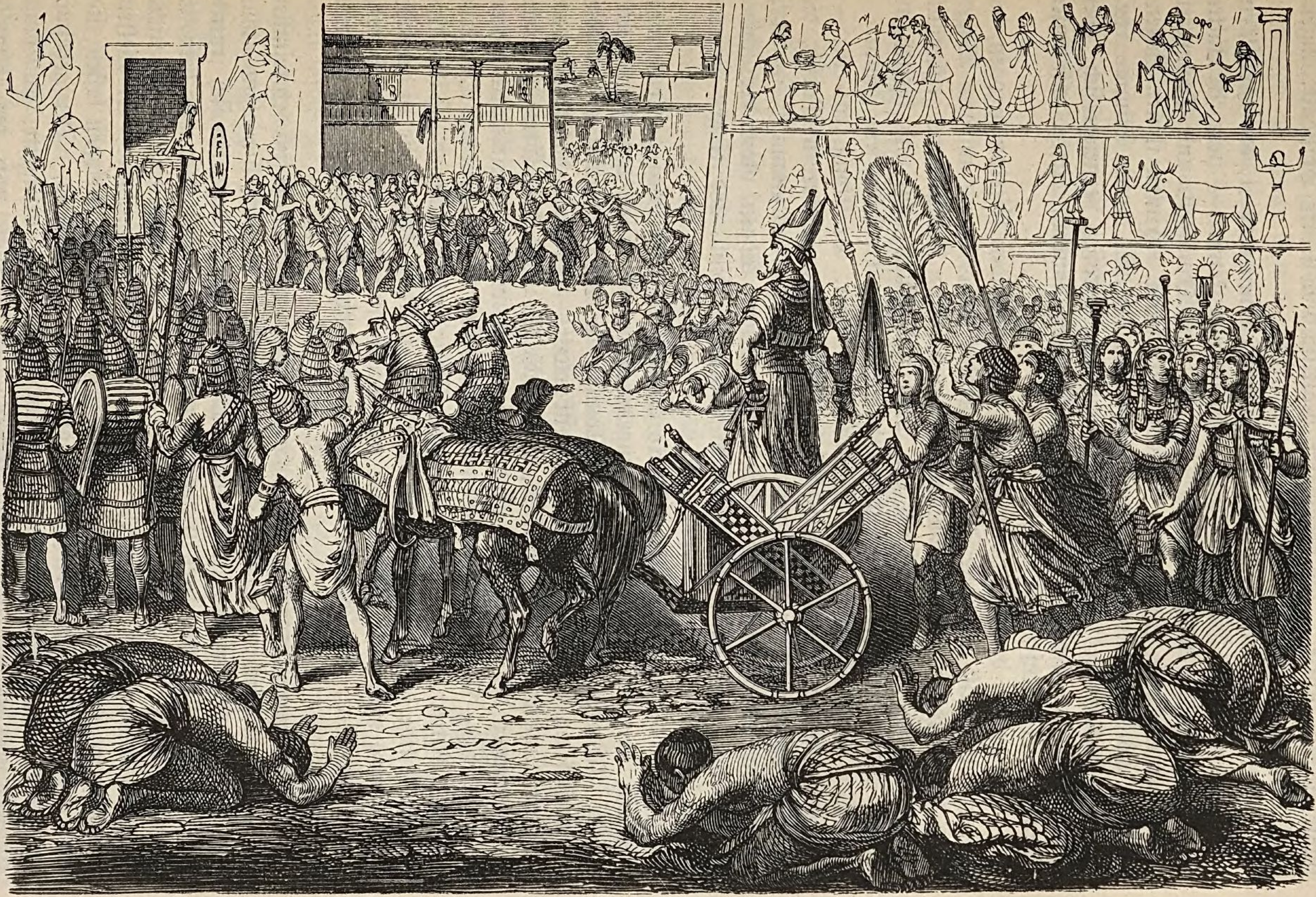
Endlich ergriff der König das Wort und sprach: „Wer deutet mir das?" Sinnend wiegte dieser und jener sein Haupt, aber des Räthsels Lösung wollte lange Keinem gelingen. Da trat ein alter, erfahrener Priester vor, verbeugte sich tief und hob an: „Du hast gefragt, o Sohn der Sonne, und dein Knecht antwortet. Es ist die Fußbekleidung eines Mägdleins, welche dir der segenbringende Vogel aus des Himmels Höhe übergeben hat; auf denn und suche sie, die dir in solcher Weise zugeführt worden ist! Sie werde deine Hausfrau und unsere Königin!"

Alle hatten mit Aufmerksamkeit der Rede des Weisen gelauscht. Kaum hatte er geendigt, da erhob sich ein lauter Sturm des Beifalls. „Auf! Auf!" rief es von allen Seiten. „Suchen wir die Königin!" Im Triumphzuge wurde der König unter dem schmetternden Schalle der Trompeten und dem freudigen Geschrei des Volkes nach der Stadt zurückgeleitet. Hier wußte man die merkwürdige Begebenheit schon durch Einzelne, die vorangeeilt. Jubel erscholl in allen Straßen, und bald zogen Herolde durch die ganze Stadt und verkündeten unter dem Lärm der Trommeln und Trompeten, die Eigenthümerin der merkwürdigen Sandale werde vor den König geladen, und so sie ihm gefalle, solle sie mit ihm herrschen über Aegyptenland.

Sonderbarerweise verging aber der ganze Tag, und niemand meldete sich; obwohl doch gewiß die Tochter jeder Familie stolz gewesen wäre, neben dem Sohne der Sonne auf dem Throne zu sitzen. — Was war nun zu machen? Der König hatte die Sandale sorgfältig verwahrt; wer sie beanspruchte, mußte sie nicht allein genau beschreiben, sondern auch die andere dazu passende Hälfte des Paares vorzeigen können und endlich das dazu gehörige Füßchen. Eine Täuschung war also nicht möglich, so gern man sie auch versucht hätte.

Im Königspalaste konnte man sich nicht fassen vor Staunen, daß sich niemand zu der Sandale meldete. Denn daran dachte man nicht, daß der Geier sie viele, viele Meilen weit aus Unterägypten hergebracht hatte. Wieder zogen die Herolde durch die Stadt und riefen einen großen Preis aus für Den, durch dessen Hülfe das unbekannte Mädchen entdeckt werde — Alles umsonst, Alles vergebens! Der König hatte keine Ruhe und keine Rast mehr vor Ungeduld. „Ich will sie sehen und muß sie sehen", rief er, „und sollte ich jede Hütte meines ganzen Reiches durchsuchen von Pilak bis zum Meere." Er brach auf und durchzog sein ganzes Land von Süden nach Norden, und ließ in jeder Stadt sein Gebot und sein Verlangen verkündigen.

So kam er auch dahin, wo Nitakert wohnte; und als die Herolde hier auf offener Straße sein Wort verlasen, rief's von allen Seiten: „Das paßt auf Rosenwange, die schöne Fremde. Ihr hat ein Geier die eine Sandale entführt; ja, ja, geht zur Rosenwange, der Tochter des Weinhändlers." — Während nun die Umstehenden zu Nitakert eilten, ihr die glückliche Mär mitzutheilen, flogen die Boten zurück zu dem Könige, riefen: „Heil dir! Endlich haben wir gefunden, wen du suchst", und erzählten ihm, was sich begeben.



Der Sohn der Sonne holt seine Braut ein.

Dieser aber konnte sich nicht gedulden, bis man die so lange und sehnlich Gesuchte zu ihm führte — er begab sich, begleitet von seinem Hofstaate, augenblicklich selbst hin zu ihr.

Noch hatte Nitakert sich nicht von ihrem Erstaunen erholt, da scholl Lärm und Getümmel von der Straße her. Sie lief zum Fenster — siehe, da rückten beim Schalle der Klappern und Seszescht, der Trommeln und Trompeten zweihundert schwer gewappnete Keulenträger heran. Hinter ihnen Bogenschützen und Lanzenträger; dann ein Herold, der mit lauter Stimme rief: „Beuget das Haupt!" und alles Volk auf den Straßen verneigte sich; aber Die, so an den Fenstern oder auf den Dächern standen, riefen mit lauter Stimme! „Heil unserm König!"

Nun erschin der vergoldete Wagen, von prächtigen Pferden gezogen, die wieder durch weiß gekleidete Jünglinge geführt wurden, und auf dem Wagen stand der Sohn der Sonne, mit der weiß und rothen Königskrone geschmückt. Diener gingen rechts und links zur Seite und hinter ihm und hielten an langen Stangen Fächer oder Schirme von Straußfedern über sein Haupt.

Der Wagen hielt vor des Weinhändlers Thür, der König trat ein; — nach einer halben Stunde setzten sich die Keulenträger wieder in Marsch, die Musik erschallte, abermals ertönte der Ruf: „Beuget das Haupt!" — Aber neben dem Sohn der Sonne auf dem goldenen Wagen stand die schöne Rosenwange, und Alles jubelte und jauchzte: „Glück und Segen unserer jungen Königin!"

Allenthalben wurden dem Paare Blumen auf den Weg gestreut; man bereitete ihm Feste, begleitet von ungeheuchelten Beweisen der Freude und Liebe. Ueberglücklich kam die neue Königin in der Hauptstadt an; wieder folgte Fest auf Fest, Lustbarkeit auf Lustbarkeit — und was das Beste war: die laute Lust nahm wohl ein Ende, aber nicht die Liebe ihres Gemahls, nicht die Verehrung des Volkes, das seine Königin fast wie ein überirdisches Wesen vergötterte. — Und Nitakert verdiente diese Liebe. Sie war in der That eine liebende Mutter dem Volke; sie brachte Trost dem Verlassenen, Hülfe dem Armen, Pflege dem Kranken; kein Haus war zu klein, keine Hütte zu ärmlich, die sie nicht aufgesucht hätte, Glück und Segen spendend nach allen Seiten. Wo sie erschien, da schwanden Sorge und Noth, und Friede und Freude kehrten ein. —

Jahre waren vergangen; die schöne Rosenwange erfreute sich des reinsten Glückes — liebend und geliebt — was fehlte ihr? — Ach, sie ahnte nicht, was ihr noch bevorstand; sie glaubte nicht, daß in ganz Aegypten sich irgend ein Feind für sie oder ihren Gemahl finden könne. Und doch war dem so. Denn es fanden sich Solche, die es dem Könige nicht vergeben, die es nicht vergessen konnten, daß er eine Fremde auf den Thron erhoben. Sie hielten fest am alten Recht und Herkommen; sie wollten es nicht verletzen lassen, sie wollten es rächen, und sei es selbst am Leben des Königs. Der geheime Bund der Unzufriedenen ward durch einen heiligen Eid besiegelt, der König ermordet und Nitakert zur Witwe gemacht. Da stand sie nun, die ehemals so holdselige Rosenwange, jetzt ein bleiches, weinendes Frauenbild; da stand

sie klagend und jammernd und händeringend am Sarge ihres geliebten Mannes und hätte sich so gern mit ihm begraben lassen! Unter Thränen traf sie die Anstalten zu seiner Beerdigung. Alle nur erdenklichen Zeichen der Liebe und Treue wurden dem Todten noch gespendet, bis endlich nach den 70 Tagen der Trauer die Stunde der Beerdigung erschien. Und als die einbalsamirte Leiche in den westlichen Bergen beigesetzt, das Grab wieder verschlossen war, da lehnte die trauernde Königin noch lange an der vermauerten Thür und betete und weinte. „Schlaf wohl, Geliebter", lispelte sie. „Nicht viel ist's mehr, was ich hier zu thun habe; mein Grab will ich mir bauen, dich will ich noch rächen, und dann, dann eilen zu dir."

2. Die Witwe.

Die Pyramide. — Das unterirdische Gemach. — Das Gastmahl des Todes. — Flammentod. — Nitakerts Geist. — Die „Rothe".

Am andern Tage war die Königin wie umgewandelt. Sie ließ den Baumeister kommen und beauftragte ihn mit Erbauung einer Pyramide — ihres Grabmals, sodann eines großen unterirdischen Saales, geeignet zu festlichen Banketten. Denn es war im Lande Aegypten Gebrauch, in unterirdischen Gemächern (ähnlich unseren Kellern) Schutz gegen die drückende Hitze zu suchen. Als die Pläne zu beiden Bauwerken besprochen und festgestellt waren, entließ Nitakert den Meister mit dem Befehle, er solle kein Opfer scheuen, unumschränkt über ihren ganzen Schatz verfügen — nur sorgen, daß sie so bald als irgend möglich befriedigt werde. Dann widmete sie sich den Staatsgeschäften und that Alles, was ihr zukam, mit Eifer und Hingebung; ja, sie wußte sich ein solches Ansehen im ganzen Volke zu erwerben, daß man in der That den König nicht vermißte. Zu der innigen Liebe, die schon lange Jung und Alt, Arm und Reich, Vornehm und Gering an sie gefesselt hatte, kam jetzt noch die hohe Achtung vor ihrer Einsicht und ihrer Kraft. Noch späte Geschlechter rühmten von ihr, sie sei (außer Isi) die Edelste und Schönste gewesen, die je den Thron mit dem Sohne der Sonne getheilt.



Eine Witwe umarmt die Mumie ihres verstorbenen Gatten.

Aber ihre Schönheit war nicht mehr die frühere; die Rosenfarbe war von ihren Wagen gewichen; nie belebte ein Lächeln ihre bleichen, leidenden Züge; nie kam ein Scherz, nie ein Ton der Freude über ihre Lippen, und oft konnte man sehen, wenn sie still und sinnend dasaß, daß ihr Herz nicht hier sei, daß ihre Gedanken in die Ferne schweiften. Am liebsten ging sie, wenn die Geschäfte des Staates besorgt waren, hinaus und sah nach ihrer

Pyramide. Diese wurde nicht, wie andere, aus gelbem Kalk- oder Sandstein aufgeführt, sondern aus Granit, den man viele Meilen weit von der Südgrenze des Landes herholen mußte. Das ganze Jahr hindurch waren Tausende von Arbeitern beschäftigt, Steine zu brechen, zu behauen, den Nil hinab zu schaffen und dort zum Baue auf einander zu schichten. Mit gleichem Eifer wurde an dem unterirdischen Saale gearbeitet, und als er fertig war, ließ ihn Nitakert mit königlicher Pracht ausschmücken. Seine Einweihung aber wurde noch verschoben, bis auch die Pyramide vollendet war. Endlich, nach sechs Jahren angestrengter Arbeit und sehnsuchtsvollen Harrens, waren beide Werke vollbracht. Im Innern der stolz sich erhebenden Pyramide war das Grabkämmerlein schon hergerichtet, der Granitsarg stand bereits darin, die Steine lagen zurecht, den engen Eingang zu vermauern, sobald die Leiche beigesetzt war.

Niemand wußte, niemand ahnte nur im entferntesten, welchen Plan die betrübte Nitakert in ihrem Herzen barg. Als ihr Gemahl ermordet worden war, hatten die Mörder ihre Rache gefürchtet; aber die trostlose Witwe lebte nur ihrer Trauer, nur ihrem Schmerze, ließ die Frevler unangetastet, und diese blieben in ihren Aemtern und Würden. Sie hatten nicht geglaubt, so leicht davon zu kommen; jetzt, nach sechs langen Jahren, dachte keiner von ihnen mehr an eine Gefahr.

Aber die Königin lud alle die Mörder ein zu einem großen Bankette, das zur Feier der Vollendung der Pyramide in dem unterirdischen Prachtsaale abgehalten werden sollte. Keiner der Geladenen wußte, wer noch außer ihm der Ehre theilhaftig wurde, an dem Königsfeste theilzunehmen, und als sie sich in dem Prunkgemache versammelten, bemerkten sie auch nicht, daß sie Alle beisammen wären, die sich vor sechs Jahren den Tod des Königs zugeschworen hatten. Und ferner wußten sie nicht, daß vom Nil aus ein weiter Kanal unter der Erde gegraben war, der im Vorzimmer des Saales neben der Treppe mündete, nahe bei der einzigen Thür. Auch war der unterirdische Kanal mit einer Schleuse gut verschlossen, so daß kein Tropfen Wassers durchdrang.

Alles war aufs gastlichste geschmückt, mit prunkenden Teppichen behangen, und niemand ahnte das Verderben, welches hinter dieser Wand lauerte. Hundert Flammen erhellten den weiten Saal, den die kostbarsten Geräthe schmückten. Die seltensten Weine schäumten in goldenen Pokalen, die köstlichsten Gerichte prangten in reizenden Schüsseln; Alles, was das Herz erfreuen konnte, war in reichem Maße geboten; duftende Blumen verbreiteten Wohlgeruch, heitere Musik erscholl; Tänzerinnen ergötzten das Auge durch ihre liebliche Kunst — alle Gäste waren einstimmig, es sei das herrlichste Fest, das sie je erlebt.

Strahlenden Auges überblickte die Königin die Zahl ihrer Gäste; mit Genugthuung gewahrte sie deren Freude, hörte sie die geräuschvollen Aeußerungen ihrer Lust. Als gegen Ende der festlichen Tafel das Jubeln und Jauchzen den höchsten Grad erreicht hatte, da entschwebte plötzlich die bleiche Frauengestalt aus dem Saal. Im Vorgemache blieb sie einen Augenblick

stehen, warf noch einen Verderben kündenden Blick zurück nach der Thür, dann stieß sie den Riegel der Schleuse zurück — und stürzte die Treppe hinauf.

Plötzlich ertönt ein donnerähnliches Rauschen und Brausen; die Flügelthür des Saales springt auf, und mit furchtbarer Gewalt dringt die todtbringende nasse Flut herein. Sprachlos vor Schrecken, regungslos vor Entsetzen sind Alle; kein Schrei ertönt, kein Wort wird gesprochen, kein Versuch zur Rettung gemacht; wer steht, bleibt stehen, wer auf dem weichen Polster liegt, erhebt sich nicht. Das Verderben naht zu schnell und zu sicher; der Tod ereilt in wenigen Sekunden Alle, Alle, den vollen Becher noch in der Hand....

Das war die Rache einer Frau, der man ihr Liebstes, ihr Theuerstes entrissen hatte. Sie hätte längst die Verbrecher einfangen und zum Tode oder zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilen lassen können; aber das genügte ihrem rachebedürftigen Herzen nicht. Wie ihr selbst vor sechs Jahren unerwartet, unvorbereitet ihr ganzes Glück geraubt worden, so sollte auch ungeahnt und blitzesschnell das Verderben über Die kommen, welche sich an ihr versündigt. Alle sollten sie vereinigt sein; nicht im Schlafe, nicht unter gewöhnlichen Verhältnissen — mitten in der Freude und Lust sollte der Tod in seiner schrecklichen Gestalt vor sie hintreten. Sie sollten das Leben verlieren zur Zeit, da es ihnen am süßesten war, und ehe der Tod sie ereilte, sollten sie ihn schauen in seiner ganzen Gräßlichkeit. Der volle Becher und das nasse Grab!

Nitakert war unterdessen nach einem benachbarten Gemache geeilt. Hier loderte schon seit Stunden ein großes Feuer; der Boden war mit glühenden Kohlen bedeckt, die Flamme leckte an den Wänden — hier suchte und fand sie den Tod. — Am zweiundsiebzigsten Tage danach bewegte sich ein langer Trauerzug hin zur Pyramide; Aegypten hielt Gericht über die verstorbene Königin und erkannte sie des ehrlichen Begräbnisses für würdig.

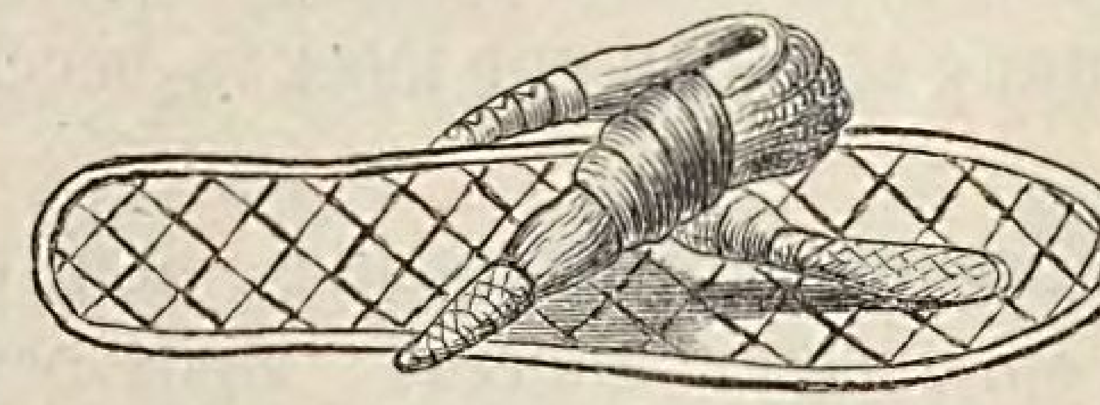
Aber das Volk vergaß sie nicht; ihr Andenken blieb in Segen, und Enkel und Urenkel sprachen nach hundert und aber hundert Jahren noch von der schönen Nitakert. Fünftausend Jahre sind seitdem verflossen. Ein fremdes Volk lagert um die Pyramiden, fremde Worte tönen am Strande des heiligen Nils. Kommst du aber hin in jenes Wunderland, siehst du jene unvertilgbaren Malsteine der Zeit, so wird dir, wenn du vor der kleineren Granitpyramide stehst, dein Wegweiser eine seltsame Erscheinung erzählen und jeder in der Nähe wohnende Araber wird sie dir bestätigen.

Zuweilen in klarer Sternennacht geschieht's, daß ein bleicher Schimmer der Pyramide entschwebt, ein weißer Schein. Tritt der Wanderer näher, so erblickt er ein liebliches Frauenbild von überirdischer Schönheit, gehüllt in ein langes, fliegendes, durchsichtiges Gewand. Auch am hellen Mittage will man schon die bleiche Gestalt gesehen haben. Sie umschwebt die Pyramide, in der sie ihre letzte Ruhe gefunden, und wer sie erblickt, den lächelt sie an, so schmerzvoll und doch so mild, daß er es nimmer vergessen kann.

Das ist die schöne Nitakert, die Rosenwange.

Wo bei dieser lieblichen Sage die Geschichte aufhört und die Dichtung beginnt, läßt sich schwer sagen; zuverlässige Nachrichten sind bis jetzt aus jener Zeit der Wirren noch nicht aufgefunden. Nur Eines scheint nach den Untersuchungen der Gelehrten festzustehen; Nitakert nahm Besitz von der Pyramide Menkaura's, die ja schon 500 Jahre vor ihrer Zeit erbaut war. Des Königs Sarg ließ sie aus seiner Grabkammer nehmen und in ein unteres Grabgewölbe stellen, ihren eigenen Sarg aber an jenes Stelle in das obere Gemach. Dann aber ließ sie von kostbarem Granit einen Mantel nach dem andern um Menkaura's Sandstein-Pyramide legen, so daß deren Höhe und Umfang nach und nach verdoppelt wurden, und diese Pyramide, die mit dem glänzend polirten Steine von Sun (Assuan, Syene) belegt war, weitaus die schönste und prachtvollste von allen ward.

In späterer Zeit wurden die Pyramiden nicht nur sehr häufig als Steinbrüche benutzt, sie wurden auch als Teufelswerk verschrieen, und im Jahre 1196 n. Chr. Geburt gelang es den Höflingen des Khalifen Melik el-Kâmil, ihren Herrn zu überreden, daß er sie allesamt von der Erde vertilge und den Anfang mit der schlimmsten mache, nämlich mit der „rothen", d. h. der von Nitakert mit rothem Granit bekleideten. Ein ganzes Heer von Arbeitern zog hinaus, es wurde ein förmliches Lager aufgeschlagen, und die Zerstörung begann unter Leitung hoher Offiziere. Nach acht Monaten angestrengtester Arbeit, und nachdem kolossale Summen verschwendet waren, hatte man die Ueberzeugung von der eigenen Ohnmacht erlangt und zog tief gedemüthigt wieder ab. — Ernstere Gefahr drohte den Pyramiden vor 50 Jahren, als ein Prophet den Pascha Mehmed Ali aufforderte, die Teufelsbauten zu entfernen. Der Pascha ließ Löcher bohren und wollte zur Sprengung durch Pulver schreiten; die europäischen Gesandten aber machten ihn aufmerksam, daß dadurch die ganze Stadt Kairo und sein eigener Palast selbst in die größte Gefahr gebracht würde. Mehmed Ali erschrak, und die Pyramiden erheben noch stolz ihr Haupt gen Himmel.



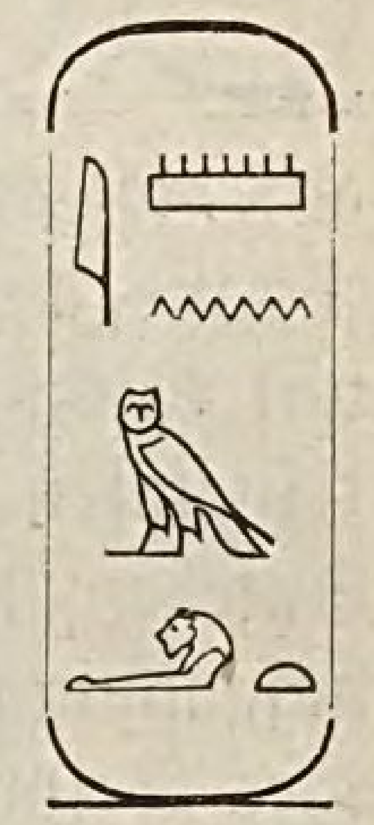
Geflochtene Sandale.



Siebzehn Jahrhunderte weiter.

Die Amenemhat, die Usurtasen und ihre Werke. — Einwanderungen. — Die Schasu. — Völkerwanderung. — Die Fremdherrscher, Hyksos. — Joseph. — Vertreibung der Fremden. — Aahmes und die Königin Haschop. — Held Thutmes III. — Wieder die Schasu. — Seti I.

In dem langjährigen und oft sehr blutigen Ringen um die Herrschaft gelang es um das Jahr 2450 einem Thebaner, sich auf den Thron zu schwingen und die Doppelkrone sich zu erobern. Unter dem Namen Amenemhat I. trat er die Regierung an, hatte aber fortwährend zu kämpfen mit Unzufriedenen und Empörern im eigenen Lande wie mit fremden Feinden und war sein Leben lang von den größten Gefahren bedroht — drangen doch Meuchelmörder sogar bis in sein Schlafgemach und wollten ihn im Schlafe erdolchen. Amenemhat trotzte allen Gefahren, hielt sich muthvoll aufrecht, und an seiner Festigkeit und seiner Ausdauer erlahmten Neid und Bosheit. Sein Sohn Usurtasen I. erntete die Früchte von des Vaters Heldenthum. Ihm ward Verehrung und Liebe; er konnte sich den Werken des Friedens weihen, und unter ihm nahm die Kunst einen neuen Aufschwung: Zur technischen Meisterschaft und zur Naturwahrheit gesellte sich die poetische Schönheit; Bauwerke, Statuen, Schnitzereien, Thonarbeiten — Alles aus der Zeit der Thebanerkönige trägt den Stempel vollendeter Schönheit.

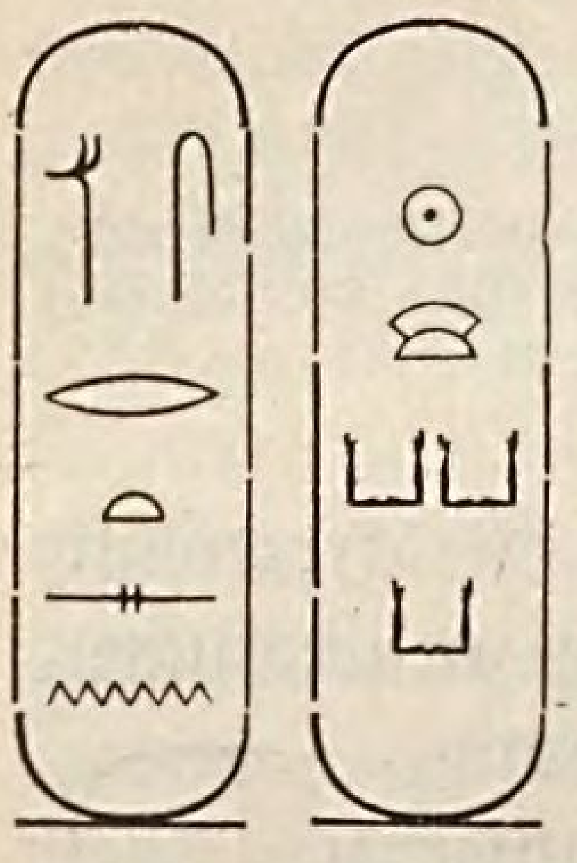




Von Usurtasens Bauthätigkeit zeugen noch heute die auf uns gekommenen Trümmer. Sein Vater Amenemhat begann in Theben ein großes Reichsheiligthum, einen Tempel des Gottes Amun, zu bauen; Usurtasen führte den Bau weiter, und wir stehen vier Jahrtausende später noch staunend vor den Ruinen eines Palastes, mit welchem sich die großartigsten Werke unserer Tage gar nicht vergleichen können; verehrend die Majestät der Vorzeit im Anschauen der Trümmer des Tempels in dem heutigen Dorfe Karnak. (Siehe S. 92—94 und 209.) — Gleichen Eifer entfaltete der König beim Bau eines Tempels in Anu (S. 32), von welchem noch ein Obelisk (S. 73, Nr. 10) übrig ist, auf welchem die Hieroglyphen verkünden: „Der König des oberen und unteren Landes, der Herr der Doppelkrone,

der Sohn der Sonne, Usurtasen, der Freund der Geister von Anu, hat geschaffen dieses Werk.“ Den Kupfer- und Türkisgruben auf der Sinai-Halbinsel widmete er eine besondere Aufmerksamkeit; nach Kasch, Nubien, schickte er Expeditionen, welche ihm reiche Beute an Gold mitbrachten (Seite 121 ist der Eingang des Erbbegräbnisses der Familie Amen abgebildet, deren Haupt Oberpfleger der Provinz Mah war und jene Expeditionen leitete); es war eine Zeit der Blüte und des Wohlstandes für das Land unter Usurtasens gerechter und milder Regierung.

Und in gleicher Weise gedieh das Reich unter den folgenden Herrschern: Von Amenemhat II. erzählen uns alte Steininschriften, daß unter ihm in Kasch viel Gold gewaschen wurde, von Usurtasen II., daß er ganz besondere Sorgfalt verwandte auf die genaue Festsetzung der Provinzgrenzen und auf die Regulirung der Bewässerung des Landes. Usurtasen III. aber, welcher den Beinamen Chakau-ra führte, übertraf alle seine Vorgänger an Kriegsruhm wie an Herrscherweisheit. Er zog aus gegen „das elende Land Kasch“, dessen schwarze Bewohner sich fortwährend räuberische Einfälle erlaubten, züchtigte das Volk, trieb die Viehherden fort, legte Feuer in die Getreidefelder, unterwarf schließlich die Widerspenstigen und richtete weit im Süden Grenzsteine auf, die uns (bei Wadi Halfa) noch heute verkündigen: „Hier ist die Südgrenze, welche festgesetzt worden ist im achten Jahre der Regierung des Königs Usurtasen III., auf daß es keinem Neger gestattet sei, sie zu überschreiten, mit Ausnahme der Schiffe, welche beladen sind mit Rindern, Ziegen und Eseln von Negern, und mit Ausnahme derer, welche kommen, um Tauschhandel zu treiben.“ Chakaura Usurtasen erwarb sich durch die Sorge um das Wohl seines Volkes ein solches Ansehen, daß ihm nach seinem Tode Tempel erbaut, Feste gefeiert wurden, und daß man ihn in den unterworfenen südlichen Strecken, die er nicht blos um ihre Selbständigkeit und Freiheit gebracht, sondern auch durch höhere Kultur und väterliche Obsorge beglückt hatte, später als Landesgott verehrte.



Auf ihn folgte Amenemhat III., um 2300 v. Chr., der „Ueberschwemmungskönig“, welcher den Merisee anlegte und das Labyrinth erbaute (S. 24 bis 26). Mehr als durch siegreiche Feldzüge hat dieser König seinem Lande genützt durch seine Kanalanlagen und die Regelung der Ueberschwemmungen. Als höchst interessante Einzelheit sei hier noch erwähnt: Aus den 42 Regierungsjahren Amenemhats findet sich an den Felswänden der von seinem Vorgänger festgestellten Südgrenze genau angegeben und mit deutlich beigeschriebener Erklärung versehen der höchste Stand, welchen der Nil alljährlich bei seinem Steigen erreichte, und wir sehen daraus, daß das heutige Maximum von dem damaligen um $8,_{17}$ m übertroffen ward, die heutige mittlere Nilhöhe von der damaligen aber um 7 m.

Die hundertundfünzig Jahre der Usurtasen und der in gleicher Weise verdienstvollen Amenemhat waren eine Zeit hoher Blüte und segensreichen Gedeihens; der Landbau, die eigentliche Grundlage ägyptischen Wohlstandes, wurde durch die bewundernswürdigen Wasserbauten in großartigster Weise gefördert.



Aus den Tempelruinen von Karnak.

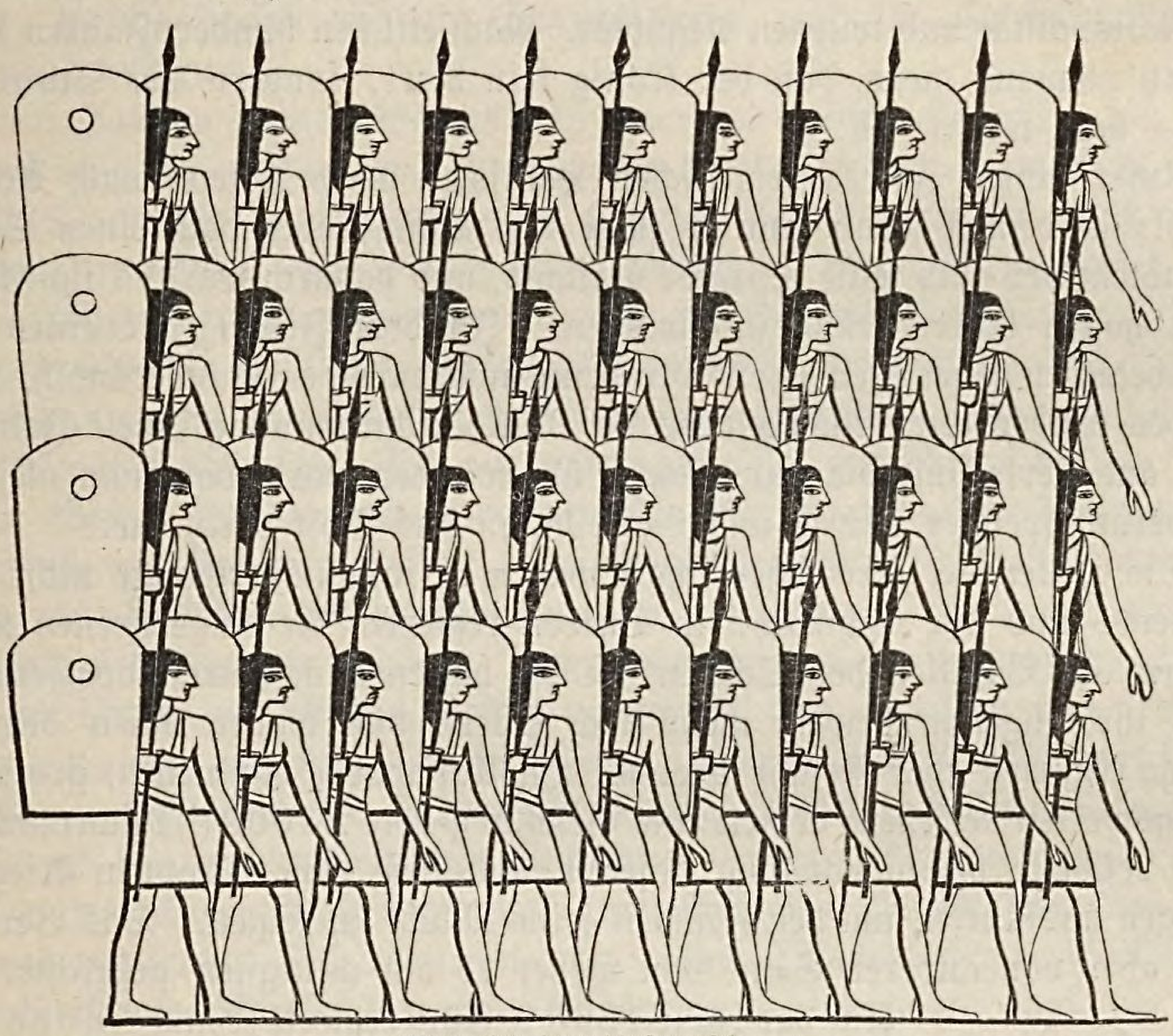
Kunst und Wissenschaft nahmen gewaltigen Aufschwung, und alle Völker der Nachbarschaft blickten voll Achtung und Bewunderung nach den Ufern des Niles; die hellfarbigen Libyer (siehe S. 133) und die schwarzen Neger wanderten in großen Scharen ein, jene, um als Tänzer, Fechter und Turner von Stadt zu Stadt zu ziehen und ihr Brot zu verdienen; diese, um den Vornehmen als Knechte und Mägde zu dienen. Aber auch die Amu (die Semiten aus Syrien) kamen in das Land, Handelschaft zu treiben: Kemi war das geistige und kommerzielle Centrum der Staaten jener Zeit, der Magnet, der alles Strebende anzog und festhielt.

Dieses Zuströmen fremder Nationalitäten ward in mehrfacher Beziehung hochbedeutend für Kemi; die Ausländer brachten mannigfache Bildungselemente mit, erweiterten den geistigen Horizont der Aegypter, verwertheten auch ihre Fähigkeiten und Anlagen, die Kultur immer höher zu bringen, aber — sie schwächten auch das Reich äußeren Feinden gegenüber. An der Küste des Mittelmeeres zogen jahrein, jahraus Amu aus der Gegend des Jordans und aus dem Lande Char (Phönikien) daher und ließen sich nieder in den gesegneten Gefilden des unteren Nil-Landes. Nach und nach wurde das ganze Küstengebiet von der Tanitischen Mündung an (siehe S. 45) bis mit östlich über die Pelusische hinaus von diesen Semiten bevölkert; sie trieben Viehzucht und Ackerbau, dienten als Schiffsknechte und Bauleute und waren gehorsame und friedfertige Unterthanen des Pharao.

Südlich von diesen seßhaften Fremdlingen rückte ein anderer Zweig der Amu dem Nile immer näher; das waren die Schasu, die Beduinen in der Wüste zwischen Aegypten und Kanaan. Bald hier, bald da trieben sie ihre Herden auf die saftigen Triften Unterägyptens, machten auch gelegentlich räuberische Einfälle und rückten langsam aber stetig näher gegen die Stadt Memphis, sodaß von der Regierung wiederholt die Frage aufgeworfen ward, ob ihrem Vordringen nicht Halt zu gebieten sei. Allein da sie im Ganzen doch friedlich waren und räuberische Züge nur selten vorkamen, sah man von energischen Maßregeln ab, sich vorbehaltend, je nach den Umständen zu handeln. Auch lagen dort an der Ostgrenze des Landes mehrere feste Plätze mit starker Besatzung, so daß man keine Ursache zur Furcht hatte. Besonders Ha-Uar, etwas südlich von Pelusium, war eine große und wohlgeschützte Festung, und die tapferen ägyptischen Krieger brauchten nicht vor den Amu zu zittern. Allein es kamen Ereignisse, die aller Berechnung und aller Voraussicht spotteten.

Noch über hundert Jahre nach Amenemhat III. lebten die Rutu in Glück und Wohlstand und erfreuten sich ruhiger Zeiten und gesicherter Zustände. Aber plötzlich brach in Centralasien einer jener merkwürdigen Stürme los, welche wir Völkerwanderungen nennen. Wohl durch Mißernte und Hunger getrieben, brach ein ganzes Volk in das Gebiet seiner westlichen Nachbarn ein, verjagte die Besitzenden von Haus und Hof und ließ sich daselbst nieder. Die Vertriebenen stürzten sich, dem Anstoße folgend, auf ihre Grenznachbarn, und so wälzte sich eine ungeheure Völkermasse, bestehend aus Stämmen Mesopotamiens, Syriens, den „oberen Rutennu“ (den Bewohnern des späteren jüdischen

Landes) aus Phönikiern und anderen westasiatischen Nationalitäten, nach der beide Erdtheile verbindenden Landenge und ergoß sich, ein unaufhaltbarer wilder Strom, über die östlichen Grenzprovinzen Kemi's. Hier fanden sich Stammverwandte, die seßhaften Amu, welche sich alsbald mit den Ankömmlingen verbanden, also daß der Pharao „verrathen und verkauft" war. Mit Begeisterung schlossen sich die Schasu, die kriegslustigen Beduinen, dem großen Völkersturme an, wurden bald die Führer und Leiter der gewaltigen Bewegung, und noch ehe der Sohn der Sonne zur Vertheidigung herbeigeeilt, waren die Grenzfestungen in den Händen der Feinde und alle Provinzen des Nordens von den Amu überschwemmt.



Viergliedriger Aufmarsch.

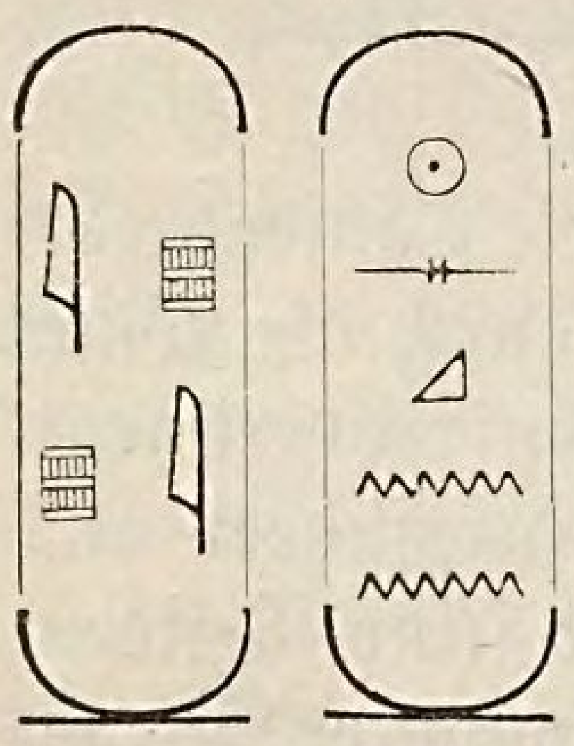
Städte und Tempel wurden zerstört, Felder verwüstet, viele Tausende der Bewohner umgebracht, und siegreich drang die Flut vorwärts, durch die Wucht ihrer Masse Alles vor sich niederwerfend, bis ganz Unterägypten erobert war. Einer der kriegerischen Schasu hatte sich zum Feldherrn und Heerführer aufgeworfen, und als auch Memphis gefallen war, schlug er dort seine Residenz auf und nannte sich König von Aegypten. Von hier aus unternahm er Kriegszüge nach Süden und drängte den rechtmäßigen Herrn des Landes immer weiter zurück, so daß dieser am Ende nur noch einen kleinen Theil von Oberägypten sein nannte und auch da in steter Furcht sein mußte vor den Fremdlingen, die sich wie ein Heuschreckenschwarm über das Land ergossen hatten.

Der erste fremdländische König — Salatis soll er geheißen haben — regierte 19 Jahre, und die ganze Zeit seiner Herrschaft war mit Kampf und

Blutvergießen ausgefüllt. Bei seinen Nachfolgern gestalteten sich aber die Verhältnisse anders; es ging hier, wie anderwärts; die rohen Eroberer waren zwar die gebietenden Herren, aber sie unterwarfen sich der höheren Kultur der von ihnen Unterjochten; nahmen Sittten, Gebräuche, Lebensweise, Sprache und Schrift der Aegypter an; ja, sie gaben sogar ihrem Gotte Baal den ägyptischen Namen Set (siehe Seite 164), bauten ihm prachtvolle Tempel in ägyptischem Stile und ordneten Gottesverehrung und Opfer ganz nach der Weise der Eingeborenen. Die Schasukönige führten ägyptische Hofhaltung ein, förderten die Kunst, ließen Sphinxe, Obelisken, Bildsäulen und Denkmäler aller Art aufstellen und mit ihren Namen schmücken, kurz: sie entäußerten sich ihrer Nationalität und wurden Aegypter. Nach etlichen hundert Jahren fühlte und sah niemand mehr, daß der König kein Rut, sondern ein Schas war, aber — man wußte es!

Unter einem solchen semitischen Herrscher ward Joseph nach Aegypten verkauft; in dem Pharao fand er zwar den König, aber doch einen Stammverwandten, der auch seine Sprache verstand, und dadurch ward es ihm leichter, sich zu hohen Ehren emporzuschwingen. In dem Felsengrabe eines hohen Staatsbeamten jener Zeit lesen wir heute noch von der Hungersnoth, die infolge des wiederholten Ausbleibens der Nilüberschwemmung „viele Jahre hindurch“ andauerte, und die nur dadurch überwunden ward, daß man alljährlich die Vorrathsspeicher öffnete und Getreide an das Volk vertheilte.

Die Zeiten der Fremdherrschaft waren in ihrem Fortgange nicht Zeiten des Elends und der Schmach; in Theben regierten die eingeborenen Könige, aber nur als Vasallen der Schasu. Diese hatten keine Furcht vor jenen und lenkten ihr Augenmerk weit mehr nach Osten, von woher ihnen durch das mächtige Assyrien eher Gefahr drohte. Ha-Uar wurde mit neuen, großartigen Festungswerken versehen, erhielt eine Besatzung von 24000 (!) Mann, und der König residirte oft monatelang daselbst und ließ seine Truppen kriegerische Uebungen ausführen, um den Feinden seine Macht zu zeigen. Das Verderben nahete aber von anderer Seite, von woher es am wenigsten gefürchtet ward.



Um das Jahr 1800 v. Chr. regierte König Apopa, während in Theben Ra-Skenen als sein Vasall gebot. Apopa wollte den Untergebenen seine Macht fühlen lassen und sandte ihm Befehle zu, welche diesen schließlich zur Empörung trieben. Hiermit begannen die Befreiungskriege, welche 80 Jahre dauerten und mit der völligen Vertreibung der Schasu endeten. Ha-Uar wurde lange Zeit zu Wasser und zu Land belagert und endlich — im sechsten Jahre der Regierung des Königs Aahmes — gestürmt; Aegypten war frei, und kein Fremder gebot mehr an den Ufern des heiligen Hapi. Kriegsbegeistert aber zogen die Rutu nach Osten und nach Süden, um Verlorenes wiederzugewinnen, und um der Welt zu zeigen, daß die alte Kraft noch in ihnen lebte. Der vertriebene König wurde im Gegensatze zu dem wahren Sohne der Sonne spottweise nur Hak (Gaufürst) genannt; und aus diesem Hak-Schasu machten die Griechen, welche bekanntlich den Laut Sch nicht kannten, Hyksos. Der größte Theil dieser Beduinen zog nach Südpalästina.

Mit Aahmes (d. h. Mondkind, der Name ist dreisilbig, hat erst ein kurzes, dann ein langes A) begann eine neue Zeit der Blüte für das Reich und des glänzendsten Kriegsruhmes nach außen hin. Thutmes I. (die Griechen machten Thotmosis daraus) war ein gewaltiger Eroberer, der siegreich bis zum Euphrat vordrang und auch nach Süden, im Lande der Nahasu (Neger, siehe S. 133) das Reich erweiterte. Unter der Königin Haschop wurde eine Entdeckungsreise zur See unternommen; die kühnen Meerfahrer kamen bis zum Lande Punt (Süd-Arabien) und imponirten den dortigen Bewohnern in so hohem Grade, daß diese sich freiwillig unterwarfen und die Könige von Punt mit nach Aegypten fuhren, um sich „vor der Königin von Tamera (s. S. 5) zu beugen, welche strahlt wie die Sonnenscheibe, und sie als Gebieterin von Punt zu verehren.“



Auf Haschop folgte Thutmes III., einer der größten Männer, die je eine Königskrone getragen. Er regierte 54 Jahre lang, von 1625 bis 1571, machte im Verlaufe von zwanzig Jahren vierzehn große Feldzüge, unterwarf alle Länder bis zum Tigris, eroberte die Insel Asebi (Cypern), trug seine Waffen siegreich gen Süden bis nach Central-Afrika, brachte die westlich von Kemi gelegene Küste des mittelländischen Meeres unter seine Botmäßigkeit, nahm muthig den Kampf mit den mächtigsten Staaten damaliger Zeit auf und machte sich zum Herrn der bekannten Welt. In den unterworfenen Ländern ward weder Religion, noch Verfassung und Gesetz angetastet; die einheimischen Könige behielten ihre Würde, wurden nur Vasallen des großen Thutmes, regierten in seinem Namen und lieferten den bestimmten Tribut. Zur Sicherung des Besitzes wurden in jedem eroberten Lande die festesten Plätze ausgesucht und erhielten eine starke Besatzung mit einem ägyptischen Befehlshaber. Unermeßliche Reichthümer strömten nach Agypten, Kriegsbeute, Tribut und Ehrengeschenke aus allen Weltgegenden.

Dank den unübertrefflichen Leistungen unserer Aegyptologen lesen wir heute in den Hieroglyphen an den Tempelwänden die Feldzüge des großen Thutmes mit solcher Sicherheit, wie wir bisher Cäsars Krieg in Gallien lasen. Als interessante Einzelheit jener Schilderungen sei erwähnt, daß der Sieger nach der Schlacht den gefallenen Feinden die rechte Hand abhauen ließ, und daß diese Hände mit zu den Gefangenen gezählt wurden, den Verlust des Feindes zu bezeichnen. So heißt es z. B. bei der Schlacht von Megiddo: 3401 lebende Gefangene,

83 Hände

3484 Beute in Allem.

Unter den Beutestücken und dem Tribut kamen vor: Eiserne, mit Gold verzierte Harnische, eine goldene Sturmhaube, Throne und Schemel von Cedernholz und Elfenbein, Grünstein, „echter“ und „künstlicher“ Blaustein, Elefantenzähne, Blei, Kupfer, Farben u. s. w.

Aber trotz der langen Kriege litt das Land nicht Noth. Die freiwillige oder unfreiwillige Einwanderung war eine großartige; Aegypten ward der Mittelpunkt des damaligen Weltverkehrs. Die Heerstraßen wurden zu Handelsstraßen, der Krieg vermittelte die Verbindung der Völker; unzählige Denkmäler

jener glorreichen Zeit bedecken in ihren Trümmern heute noch die Ufer des Niles (s. S. 76) — das Volk von Kemi war glücklich.

Die folgenden Könige wußten zu erhalten, was erworben war; Thutmes IV. (um 1533, s. S. 79) erschien an der Spitze seines Heeres in Mesopotamien und in Nubien, Amenhotep III. (um 1500, s. S. 82) drang viel weiter nach Inner-Afrika ein, als irgend einer seiner Vorgänger; aber in späteren Tagen, zwei hundert Jahre nach dem Helden Thutmes III., erhoben sich die unterworfenen Völker, eins nach dem anderen machte sich frei, und unter der Leitung der Chetu (der Hethiter der Bibel) schloß sich ein Bund semitischer Völkerschaften zu Schutz und Trutz gegen des Pharao's Macht. Seti I. (1443 bis 1392) aber brach schon im ersten Jahre seiner Regierung auf, zog bis nach Kan-Ana (Kanaan) und vernichtete vor allem die räuberischen Schasu, welche sich wieder an die Spitze seiner Feinde gestellt hatten. In dem Siegesberichte heißt es wörtlich: „Der König war gegen sie wie ein grimmiger Leu. Er verwandelte sie zu einem Leichenhaufen in ihrem Berglande. So lagen sie da in ihrem Blute. Nicht Einer entrann seinen Händen, daß er fernen Völkern hätte verkünden können des Königs Stärke.“ Eben so siegreich war Seti gegen die Libu, und als er des Landes Macht und Ansehen wieder festgestellt hatte allen bekannten Völkern der Erde gegenüber, entwickelte er eine staunenswerthe Thätigkeit im Lande selbst. Tempel und Paläste entstanden unter seiner Hand; der Kanal, welcher den östlichsten Arm des Niles (also das Mittelmeer) mit dem Rothen Meere verband (s. S. 32), ward unter seiner Regierung vollendet; die Kunst erhob sich zu einer noch nicht dagewesenen Höhe — der Saal mit den 20 m. hohen Säulen, des Reichsheiligthums in dem heutigen Dorfe Karnak (s. S. 92 u. 207) ist von ihm erbaut — er verbesserte Handelswege und Heerstraßen (s. S. 16) that unendlich viel für die Bewässerung des Landes, trieb mit regstem Eifer den Bergbau und errichtete sich ein Grabmal, so groß und herrlich, daß es heute noch die Bewunderung Aller ist, die es schauen. Aus diesem Grabe (S. 133) ist das Bild „Tamahu“ entnommen.

Seti I. war ein großer, ruhmreicher Herrscher; sein schönster Schmuck aber war der, daß er übertroffen wurde von seinem Sohne, daß er der Vater des großen Ramessu war.



Des Königs Schlachthelm.



Vier Könige vor den Wagen gespannt. (S. 231.)

Ramessu, der Große.

1392 bis 1326.

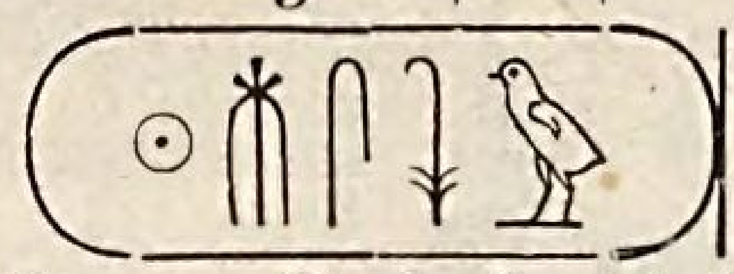
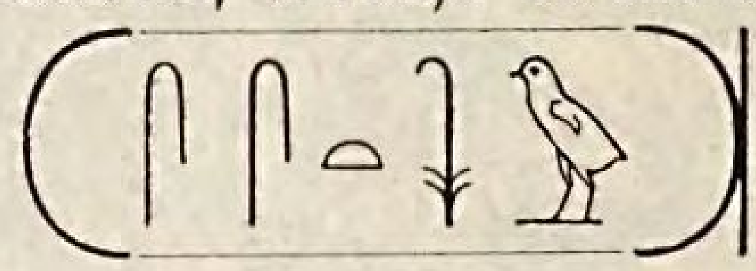
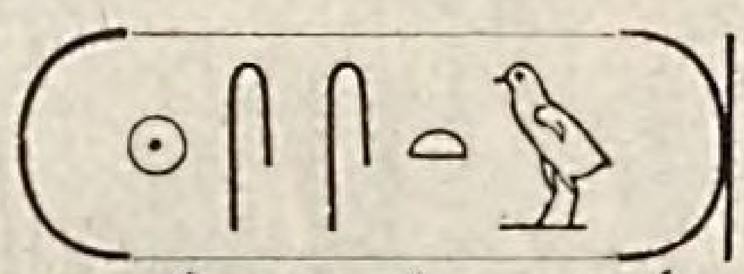
1. Ein großer Held.

Geburt. — Erziehung. — Ein Muster für andere Könige bei ihrem Regierungsantritte. — Rüstung. — Gegen die Kaschu. — Abmarsch. — Das große Heer. — Denkmäler. — Die Schlacht bei Kadesch.

Horch, tönt nicht Trompetenklang von den Zinnen des königlichen Schlosses? Weshalb wallet das Volk freudig bewegt durch die Straßen und jauchzt und jubelt laut auf? Ha, da rufen es die Priester von den Höhen der Tempel aus: Dem Könige Seti I. ist ein Sohn geboren.

Der glückliche Vater hat sogleich die himmelskundigen Astrologen benachrichtigen lassen; diese haben die Stellung der Sterne in der Stunde der Geburt geprüft und dem Könige folgende Antwort geschickt: „Heil, König, dir! Dein Sohn wird größer sein denn einer der Dagewesenen. Er wird beglücken sein Volk, wird erobern die Welt mit seinem starken Arm, er wird sein der Erste nach Osiri! Heil dem Sohne der Sonne!"

Da faßte der König einen großartigen Entschluß. Er ließ zusammenbringen alle Knäblein, die an demselben Tage geboren waren in ganz Aegypten, auf daß sie erzogen würden mit seinem Sohne, daß sie seine Freunde, seine Brüder würden,

die Freud und Leid mit ihm theilten, auf die er sich verlassen könne in Noth und Gefahr. Und es sollen ihrer 1700 gewesen sein. Der junge Prinz aber erhielt den Namen Ramessu II.  und ist der große Held geworden, welchen wir unter dem Namen Sesostris kennen. Diese griechische Form ist aus den verschiedenen Volksnamen entstanden, welche er als König nach und nach erhielt. So wurde er Ses, Sesetsu , Setesu und Sestura  genannt, was wohl die Grundlage des Sesostris war; auch wurde er durch den Ehrentitel Anachtu „der Sieger" ausgezeichnet. Den Beinamen Miamun, „von Amun geliebt", tragen außer ihm noch einige Herrscher Aegyptens.

Nicht weichlich, aber mit der größten Sorgfalt wurde die Kinderschar erzogen. Als die Kleinen laufen konnten, da begann ein fröhliches, lustiges Leben; den ganzen Tag tummelten sie sich in den königlichen Gärten, vergnügten sich mit Spielen aller Art, und der Prinz galt nicht mehr und nicht weniger als jeder seiner Kameraden; der Sohn des Königs und der Sohn des Fischers — es war kein Unterschied, als daß der Eine Ramessu und der Andere etwa Petamun hieß.

Unterdessen ließ der Sohn der Sonne die Trefflichsten und Weisesten der ägyptischen Priesterschaft aus allen Gegenden des Landes berufen, daß sie die Lehrer des Prinzen und seiner Gespielen würden. Von diesen ausgezeichneten Männern erhielten sie die erste Unterweisung und wurden später, bei reiferem Alter, eingeführt in alle Wissenschaften. In gleicher Weise wie für den Geist wurde auch für das Herz gesorgt durch Lehre und Beispiel, durch Vorhalten rühmlicher Musterbilder und besonders durch das Leben mit den Freunden. Im Umgange mit ihnen wurde jede gesellige Tugend gelernt, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, Verträglichkeit, Nachgiebigkeit, Versöhnlichkeit; hier schloß sich Herz an Herz, hier ward das Band der Freundschaft geknüpft, dauernd für das ganze Leben.

Nicht geringere Sorgfalt wurde auf die körperliche Erziehung verwendet. Die jungen Leute wurden an Mäßigkeit und Arbeit, an Ertragung von Strapazen, Hunger und Durst gewöhnt, in jeder Weise abgehärtet und von den gewandtesten und geschicktesten Kriegsleuten geübt im Laufen und Springen, Ringen, Werfen und Schleudern; sie lernten die Handhabung des Bogens und der verschiedenen Waffen und mußten alle Arten des militärischen Exerzitiums mit Eifer betreiben. Die Jagd auf wilde Thiere war ihr Hauptvergnügen.

Als Ramessu 12 Jahre alt war, wurde er von seinem Vater zum Mitregenten angenommen und regierte von da an 67 Jahre. Sehr bald aber hatte er weder Ruhe noch Rast daheim im väterlichen Palaste; er wollte hinaus, Heldenthaten verrichten, die Welt erfüllen mit seinem Kriegsruhme. Er stellte sich an die Spitze seiner Freunde, sein Vater gab ihm noch einige Tausend geübter Krieger und etliche erfahrene Feldherren als Berather

mit — und der Prinz zog nach Norden und bekriegte die östlich und westlich an Aegypten grenzenden Länder Tiarabia und Libyen. Nach kurzer Zeit kehrte der junge Held sieggekrönt in die Arme seines Vaters zurück. Da vergoß der König Freudenthränen und sprach: „Nun kann ich ruhig heimkehren in meine ewige Wohnung und getrost erscheinen vor dem großen Osiri — Aegypten wird glücklich sein durch meinen Sohn." Und bald darauf starb er.

Nie hat ein Regent sein hohes Amt in schönerer Weise angetreten, als Ramessu. Alle, welche wegen eines Vergehens gegen den König oder die königliche Familie, oder wegen Verrätherei in Untersuchung oder in Strafe waren, wurden völlig straffrei entlassen und in alle ihre früheren Rechte und Aemter wieder eingesetzt. Für Alle im ganzen Lande, welche wegen Geldforderungen angeklagt waren, bezahlte der junge König aus seiner eigenen Kasse. Wer in Noth und Dürftigkeit war, brauchte sich nur an ihn zu wenden; mit vollen Händen theilte er sein Reichthümer aus. In gleicher Weise übergab er einen großen Theil des königlichen Grundbesitzes seinen Unterthanen. Wer der Hülfe benöthigt war und des guten Raths, wandte sich vertrauensvoll an ihn, und nie ward dieses Vertrauen getäuscht. Ramessu kannte keinen größeren Genuß, als Geben, Erfreuen, Beglücken.

Die Verwaltung des Landes ward neu geregelt; die Provinzen wurden genau vermessen und jede erhielt einen königlichen Statthalter, dem die Leitung seines Bezirkes sowie die Erhebung der Abgaben übertragen ward. Auch hatte er für die Erhaltung der Dämme und Kanäle, der Straßen und öffentlichen Bauwerke zu sorgen; bei ihm mußten sich alljährlich die Bewohner der Provinz einfinden und nachweisen, womit sie sich ernährten, und wie es um ihr Einkommen stehe. — Nachdem so das Land aufs beste versorgt war, wandte Ramessu seine ganze Kraft dem Heerwesen zu.

In Aegypten war es Sitte und durch langes Herkommen gewissermaßen zum Gesetze geworden, daß der Sohn das Geschäft seines Vaters trieb. War also der Vater Soldat, so mußten alle seine männlichen Nachkommen wieder Soldat werden, ja es durften selbst die Töchter in der Regel nur an Kriegsleute verheirathet werden. Hiernach bestand also ein festgeschlossener, wohlgeübter Kriegerstand, dessen Mitglieder von Jugend auf für ihren Beruf vorbereitet waren. Das ägyptische Heer war in jeder Hinsicht ausgezeichnet tüchtig; der König hielt es jedoch noch nicht groß genug für den Heereszug, welchen er unternehmen wollte; deshalb ließ er einen Aufruf ergehen zu freiwilligem Eintritt in die Reihen der Krieger an Alle, die Muth und Kraft dazu in sich fühlten. Da man in Aegypten keine Reiterei hatte, sondern außer dem Fußvolke nur Wagenkämpfer, so wurde den unterjochten Lybiern aufgegeben, ein tüchtiges Reiterheer als Hülfstruppe zu stellen.

Nachdem alle Anordnungen ausgeführt waren, fand sich ein Heer zusammen, wohl an 600000 Mann Fußvolk, 27000 Streitwagen und 24000 Reiter. Zu Hauptleuten wurden Ramessu's ehemalige Jugendgefährten ernannt; sie hatten sich ja bereits im Felde bewährt, und auf ihre Anhänglichkeit und Treue konnte sich der König fest verlassen.

Ein großer Theil dieses ungeheuren Heeres mußte aber erst bewaffnet und gehörig eingeübt werden, bevor er gegen den Feind geführt werden konnte.

Unterdessen ließ der König zwei wohlausgerüstete Kriegsflotten bauen, die eine im Rothen, die andere im Mittelländischen Meere. Er selber aber zog an der Spitze einer erprobten Heeresabtheilung nach Süden, fiel in Aethiopien ein, eroberte in kurzer Zeit das ganze Land und legte dem „schlechten Volke von Kasch", wie die Aethiopier verächtlich in Aegypten genannt wurden, einen jährlichen Tribut an Gold, Elfenbein und Ebenholz auf. Als Siegesbeute aber brachte er mit: einen äthiopischen Fürsten nebst seinen beiden Söhnen, eine große Zahl Kriegsgefangener, Reichthümer aller Art, goldene Ketten, Beutel mit Goldstaub, Pantherhäute, Elefantenzähne, Straußfedern, Waffen, kostbare Möbel u. s. w. Den meisten Beifall fanden jedoch bei den Aegyptern die mancherlei wilden Thiere aus Inner-Afrika, die alle von gefangenen Aethiopiern vorgeführt wurden, die Affen, Panther, Leoparden, Strauße und die riesenmäßigen Giraffen. Die Darstellung dieses Triumphzuges ist noch heutigen Tages in dem Denkmale von Bet-Walli, einem Felsentempel in der Nähe von Kalabschi in Nubien, zu sehen. Die Thiere sind vortrefflich gezeichnet, die Farben noch bis zu dieser Stunde frisch und grell.

Lange Zeit sprach man in der Hauptstadt von nichts Anderem, als von diesen lebendigen Siegeszeichen, und erst die Vorbereitungen zum Abmarsche des großen Hauptheeres brachten die Einwohner Thebens wieder auf andere Gedanken. Seit Vertreibung des Hak-Schasu residirten die Könige wieder in Theben, wo ja Raskenen Hof gehalten hatte; zum Sammelplatze der Hauptmasse seines ungeheuren Heeres bestimmte der König aber Memphis.

Als nun die Rüstungen vollendet waren, stach die Flotte des Rothen Meeres in See, bestehend aus 400 Kriegsschiffen, besetzt mit Tausenden der tapfersten Krieger und geführt von wohlerfahrenen Feldherren.

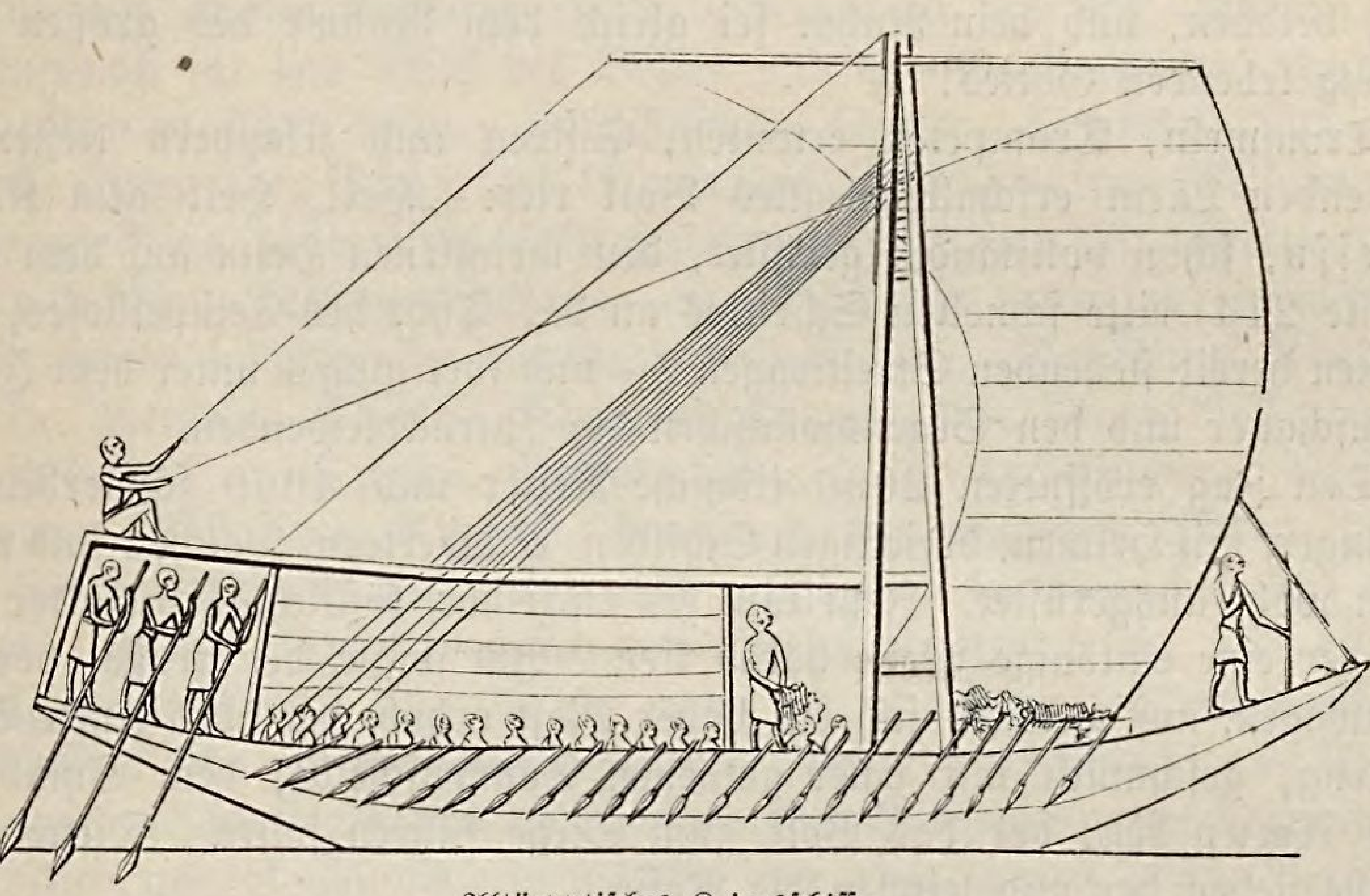
Sie eroberte alle Eilande und Seestädte bis weithin nach Indien, die afrikanische Küste bis zum östlichsten Punkte (dem Kap Guardafui), legte den Inselbewohnern schwere Abgaben auf, nahm überall Kriegsgefangene mit, Kostbarkeiten und Schätze aller Art davonführend.

Auch die stolze Mittelmeerflotte fuhr ab und unterwarf sich alle Inseln und Küstenstriche, an welchen sie auf ihrer Fahrt bis nach Phönikien vorüberkam.

Endlich war der Tag erschienen, an welchem der König selbst von Memphis aufbrach, um mit seinem gewaltigen Landheere sich alle bekannten Länder der Erde unterthan zu machen und über alle Völkerstämme zu herrschen.

Schon im Morgengrauen rückten die verschiedenen Truppengattungen aus ihren Kasernen und aus dem großen Lager, das draußen vor der Stadt errichtet war, und stellten sich zum Theil auf den freien Plätzen, zum Theil vor den Thoren der Stadt auf. Tausende und aber Tausende von Zuschauern wogten durch die engen Straßen, um die verschiedenen Regimenter in ihrer eigenen Tracht und Bewaffnung zu schauen; namentlich strömte das Volk scharenweise hinaus, wo die libyschen Reiter auf ihren Rossen hielten, den Bewohnern von Memphis ein ganz neuer Anblick. Andere eilten nach dem Tempel des Ptah, wo der König seine Morgenandacht halten sollte. Heute durfte das Volk nicht,

wie sonst täglich, mit dem Könige in den Tempelhof treten; das Thor war durch bewaffnete Krieger gesperrt, denn heute mußte der ganze Hof frei bleiben für die Feldherren und Hauptleute, die mit dem Könige beten und opfern sollten. Aber auf den Mauern des Hofes saßen die Zuschauer Mann an Mann, und in den Straßen drängten sie sich Kopf an Kopf; Jeder wollte ihn noch einmal sehen, den Sohn der Sonne, den großen Ramessu, bevor er sein geliebtes Aegypten verließ, die Welt zu erobern. Die feierliche Prozession hätte unmöglich sich durchdrängen können, wenn nicht einige Streitwagen voran gefahren wären, Bahn zu brechen. Hinter diesen marschirte ein Musikkorps, dann eine kleine Abtheilung der königlichen Leibwache, und nach dieser ein langer Zug von Priestern aller Art.



Altägyptisches Kriegsschiff.

Nun kam der König, zu Fuß, an seiner Seite schritt der Oberpriester; darauf folgten Priester aller Klassen, dann die große Schar der Feldherren und Hauptleute, und den Schluß bildete wieder eine Abtheilung der Leibwache.

Jetzt hatten sich Alle aufgestellt — der König und der Oberpriester vor dem Götterbilde, hinter ihnen zunächst die übrigen Priester; die Krieger in langen und dichten Reihen standen rechts und links an den Seiten, die niederen Tempeldiener und das Musikkorps hatten hinter der Bildsäule des Gottes ihre Stellung eingenommen.

Stille, tiefe Stille rings umher. Nicht die geringste Bewegung war unter der gewaltigen Menge zu bemerken. Die priesterlichen Sänger stimmten langsam und feierlich ein Lied an, und die ganze Versammlung fiel andächtig ein in den heiligen Gesang. Nachdem der letzte Ton verhallt war, knieten Alle nieder, und Die, so auf den Mauern saßen, streckten die Hände betend dem Bilde des großen Gottes entgegen. Nur der König und der Oberpriester blieben aufrecht stehen, und während dieser, tief ergriffen, mit lauter Stimme ein Gebet sprach, ergriff Ramessu ein goldenes Gefäß mit Wein und träufelte ihn auf den Altar vor dem Gotte. Sodann nahm er das goldene Rauch-

becken, welches ihm ein Tempeldiener darreichte, streuete kostbaren Weihrauch auf die Kohlen und räucherte vor dem Bilde des Ptah.

Das Gebet war beendet; das Volk erhob sich; ein anderer Priester trat jetzt vor, um einen Abschnitt aus den heiligen Schriften vorzulesen. Wieder ertönte Gesang, und zum Schlusse ergriff abermals der Oberpriester das Wort.

„Ziehe hin“, sprach er, „und verbreite den Ruhm unserer Waffen über die Erde. Sei muthig und tapfer in der Schlacht, edel und großmüthig nach dem Siege! Sei streng und gerecht, sei zuverlässig und treu; und bei Allem, was du thust, gedenke des Tages, da du wirst stehen vor dem Richter, da dein Herz wird gewogen auf der Wage der Gerechtigkeit! — Ziehe hin, und alle Götter mögen dich geleiten und schützen! Kehre freudig zurück, mit Ehren beladen, und dein Ruhm sei gleich dem Ruhme des großen Osiri, des ewig lebenden Gottes!“

Trommeln, Trompeten ertönten, Sistren und Klappern ließen ihren betäubenden Lärm erschallen, alles Volk rief: „Heil, Heil dem Könige!“ Ramessu, schon vollständig gerüstet, den metallenen Helm auf dem Haupte (s. Seite 214) eilte schnellen Schrittes an das Thor des Tempelhofes, sprang in seinen bereit stehenden Streitwagen — und fort ging's unter dem Jauchzen der Zuschauer und den Segenswünschen der Zurückbleibenden.

Den Zug eröffneten 2000 libysche Reiter und 4000 schwerbewaffnete Fußgänger, mit Helmen, dreieckigen Schilden, Schwertern, Dolchen und eisernen Keulen wohl ausgerüstet. Jetzt kam ein einzelner, köstlich geschmückter Trompeter, der eine eintönige Weise hören ließ. Im folgte der große, vergoldete Prachtwagen, auf welchem sich ein hoher Mast erhob, der oben einen Widderkopf trug, geschmückt mit einer goldenen Sonnenscheibe, dem Symbole des Gottes Amun Ra, der das Volk zum Siege führen sollte. Diener gingen zu Fuße neben her und leiteten die Rosse.

Unmittelbar hinter dem Wagen des Gottes lenkte der König eigenhändig das Gespann seines Streitwagens. Ein Löwe, den er mit aus Aethiopien gebracht und gezähmt hatte, folgte ihm. In einiger Entfernung davon kamen die Oberfeldherren und höchsten Offiziere des ganzen Heeres. An diese schlossen sich Bogenschützen der Leibgarde, und nun folgten, ihre Musikbanden voran, die verschiedenen Truppengattungen.

Was für mancherlei Standarten, Kleidungen, Ausrüstungen und Bewaffnungen konnte man da sehen! Kürasse und Panzerhemden, Helme von Leder und Metall und baumwollene Mützen und Kopftücher, Schilde von Holz und Leder, in allen Gestalten und Größen kaum zwei Fuß hoch bis zur Höhe von fünf Fuß; Spieße, gerade und krumme Schwerter, Streitäxte, Dolche, Kampfsicheln, alle Arten von Keulen, Bogen und Pfeilen, Schleudern und das furchtbare Keulenbeil.

Acht bis zehn Mann hoch marschirten die Truppen auf. Den Schluß bildeten Tausende von Streitwagen. In jeder Stadt schlossen sich neue Regimenter an. Den Kern des ganzen Zuges bildete aber die schwere Infanterie, welche mit Spießen bewaffnet war und schwere Schilde trug. (In späterer Zeit führte sie auch lange, pallaschartige Schlachtschwerter, und noch größere

Schilde, welche den Mann vom Scheitel bis zur Fußsohle gegen feindliche Geschosse deckten. Wenn diese Kerntruppen in Schlachtordnung aufmarschirten, bildeten sie eine unveränderliche und unerschütterliche Phalanx, in Form eines Viereckes aus je hundert Mann auf jeder Seite bestehend, im ganzen also zehntausend Mann stark.)

Die Regierung des Heimatlandes hatte Ramessu seinem Bruder Harmai (Armais) übertragen und diesem blieb auch die Sorge für die Königin und die königlichen Prinzen.

Der große, gewaltige Kriegszug aber, welchen der Sohn der Sonne jetzt unternahm, und zu welchem er so riesige Vorbereitungen getroffen hatte, war nicht nur ein Eroberungskrieg eines beutelustigen Fürsten, sondern höchst bedeutungsvoll für das Glück des Volkes und den Wohlstand des Landes.

Drüben in Asien hausten in Palästina, Syrien, Cölesyrien und weiterhin nach Osten über Thamask (Damaskus), Naharaina (Mesopotamien) viele kriegseifrige, räuberische Völkerschaften, welche stets mit lüsternen Augen nach den Schätzen Aegyptens blickten und stets bereit waren zu einem Einfall, wenn sie hoffen konnten, ihn ungestraft auszuführen. Die kleinen Königreiche Makitha (Megiddo), Chaleb (Chalybon=Aleppo), KirKamosch (Karchemisch in der Bibel), Zor (Tyrus), Gazatu (Gaza) und viele andere, die Völker der Charu (Phöniker), Amoru (Amoriter), der mächtigen Chita (Hethiter in der heiligen Schrift) und selbst noch solche, die in Kleinasien und die am Euphrat und am Tigris wohnten, waren immer kriegfertig und eine stete Drohung gegen Kemi. Die Gefahr ward um so größer, seit vor dreihundert Jahren alle Völker am Arunata (Orontes), Leontes und Jurduna (Jordan) ein Bündnis geschlossen hatten zu gemeinsamem Vorgehen gegen Aegypten, und seit Assyrien und Babylonien so mächtig geworden waren. Die Verbindung zu Stande gebracht hatten die leicht erregten Chita; schon Thutmes III. hatte mit dieser Koalition zu kämpfen, und Seti I. mußte ernste und sehr blutige Kriege führen, alle diese kriegerischen Amu zu demüthigen.

Sollte Aegypten sich friedlich entwickeln können, so mußte diesen Erbfeinden die Lust zum Kriege gegen Kemi gründlich ausgetrieben werden, was aber freilich nicht leicht war. Ramessu verfuhr nach weisem Plane: Vor allem mußte er sich den Rücken decken; darum bekriegte er die Libu und zwang sie, ihm dienstbar zu sein und ihm ihre besten Kriegsleute mitzugeben; darum schlug er die Nahasu zu Boden und gewann so die Sicherheit, daß es diesen Schwarzen nicht in den Sinn kommen würde, während seiner Abwesenheit in das Land zu brechen; und endlich mußten die beiden Flotten nach allen Himmelsgegenden hin ihre Schläge führen, damit von nirgendsher ein Feind Gefahr drohen könne. Nachdem so Alles verbreitet war, brach Ramessu zu dem gewaltigen Kriegszuge auf, welcher entscheiden sollte über das künftige Schicksal so vieler Völker. Mit mehr als einer halben Million Menschen zog er über die Landenge von Sues nach Asien. Von Land zu Land wälzte sich die unungeheure Heeresmasse, über Berge und Ströme, und kein Volk vermochte ihr zu widerstehen. Der König theilte alle Beschwerden des Feldzuges, alle

Gefahren der Schlacht getreulich mit seinen Mannen. Wo der Kampf am blutigsten, wo der Sieg zweifelhaft war, dahin stürmte er mit seinem Wagen, dahin schoß er seine Pfeile, da schwang er seine Keule und seine Sichel. Oft sprang er vom Wagen herab und stürzte sich so, Schwert und Lanze in der Hand, der Tapferste der Tapferen, in das Kampfgewühl.

War ein Volk unterlegen, dann bestimmte Ramessu die Abgaben, welche es alljährlich an ihn zu entrichten hatte, und diese bestanden natürlich aus solchen Erzeugnissen, die hier in besonderer Güte und Trefflichkeit zu finden waren — aus Thieren, Metallen, kostbaren Steinen, Gegenständen des Luxus u. s. w. Im Uebrigen behielt jedes Land seinen König, seine Regierung und seine Gesetze, nur mußten alle unterworfenen Herrscher von Zeit zu Zeit — alle paar Jahre einmal — nach Aegypten ziehen und dem Sohne der Sonne ihre Ergebenheit beweisen.

Ramessu war nicht allein ein gewaltiger Eroberer, er war auch ein edler, hochherziger Mensch. Hatte ein Volk um seine Selbständigkeit tapfer gestritten, seine Freiheit mit Kraft vertheidigt, so erkannte er dies willig an und ließ ihm Ehrensäulen errichten, auf welchen er rühmend erklärte, es sei ein Heldenvolk, daß er nur mit Mühe unterworfen habe. Einem weichlichen hingegen, welches ihm nur schwachen Widerstand geleistet, welches verzagt die Vertheidigung seines Landes geführt, dem ließ er Schandsäulen setzen mit der Aufschrift: „Es ist ein Volk feiger Weiber."

Zum ewigen Andenken an seinen Siegeszug wurden auch allenthalben an Felswänden große Steinbilder (Relief) gemeißelt, die den König darstellten, in der Linken die Lanze, in der Rechten den Bogen und darunter stand: „Dieses Land habe ich mit meinen Waffen bezwungen, ich, der König der Könige, der Herr der Herren, Ramessu." Ein solches Relief (siehe die Abbildung) ist noch heute in Syrien am Nahr el Kelb (d. i. Hundsfluß) zwischen Beirut und Gebel, drei Stunden von ersterem Orte, an der Fläche eines Kalkfelsens zu sehen. Der Fels ist grau; die Nische, in welcher der König steht, ist 2 Meter hoch.

Während neun Jahren durchzog der große Held in stetem Siegeslaufe alle bekannten Länder Asiens, drang nach Indien bis weit über den Ganges vor, gelangte bis ans Schwarze Meer und sogar nach Europa, an vielen Orten Kolonien gründend. Dagegen nahm er aus allen unterworfenen Ländern nicht nur Kostbarkeiten und Schätze aller Art, sondern namentlich eine große Zahl tüchtiger Arbeiter mit, denn Hände konnte man in Aegypten immer brauchen, der Arbeitskräfte waren nie zu viel, und das Land war fruchtbar genug, noch eine Million Menschen mehr zu ernähren.

Ein Zeitgenosse Ramessu's, der Tempelschreiber Pentaur, verfaßte im siebenten Jahre der Regierung des großen Sestura ein Heldengedicht, welches eine Episode aus dem blutigen Völkerkriege schildert. Dieses bisher unbekannte Epos wurde vor einigen Jahren in einem Papyrus entdeckt und dann auf verschiedenen Tempelwänden aufgefunden, und die Agyptologen haben dieses nun fast 3270 Jahre alte Gedicht mit Sicherheit gelesen und übersetzt. Kurz gefaßt, läßt sich der Inhalt in Folgendem wiedergeben:



Der siegreiche Sestura. — Reliefbild am Nahr el Kelb.

Die durch den König von Chita geleitete Konföderation, welche sehr bedeutende Streitkräfte ins Feld stellen konnte (ein einziger Fürst führte 18000 Mann Fußvolk und 2500 Streitwagen), rüstete zum großen Entscheidungskampfe; Aegypten sollte niedergeschlagen, erobert und geplündert werden. Der Sammelplatz der Heere war die Festung Kadesch am Arunata (Orontes); hier kamen die verbündeten Fürsten zusammen, und hier ward der Feldzugsplan beschlossen.

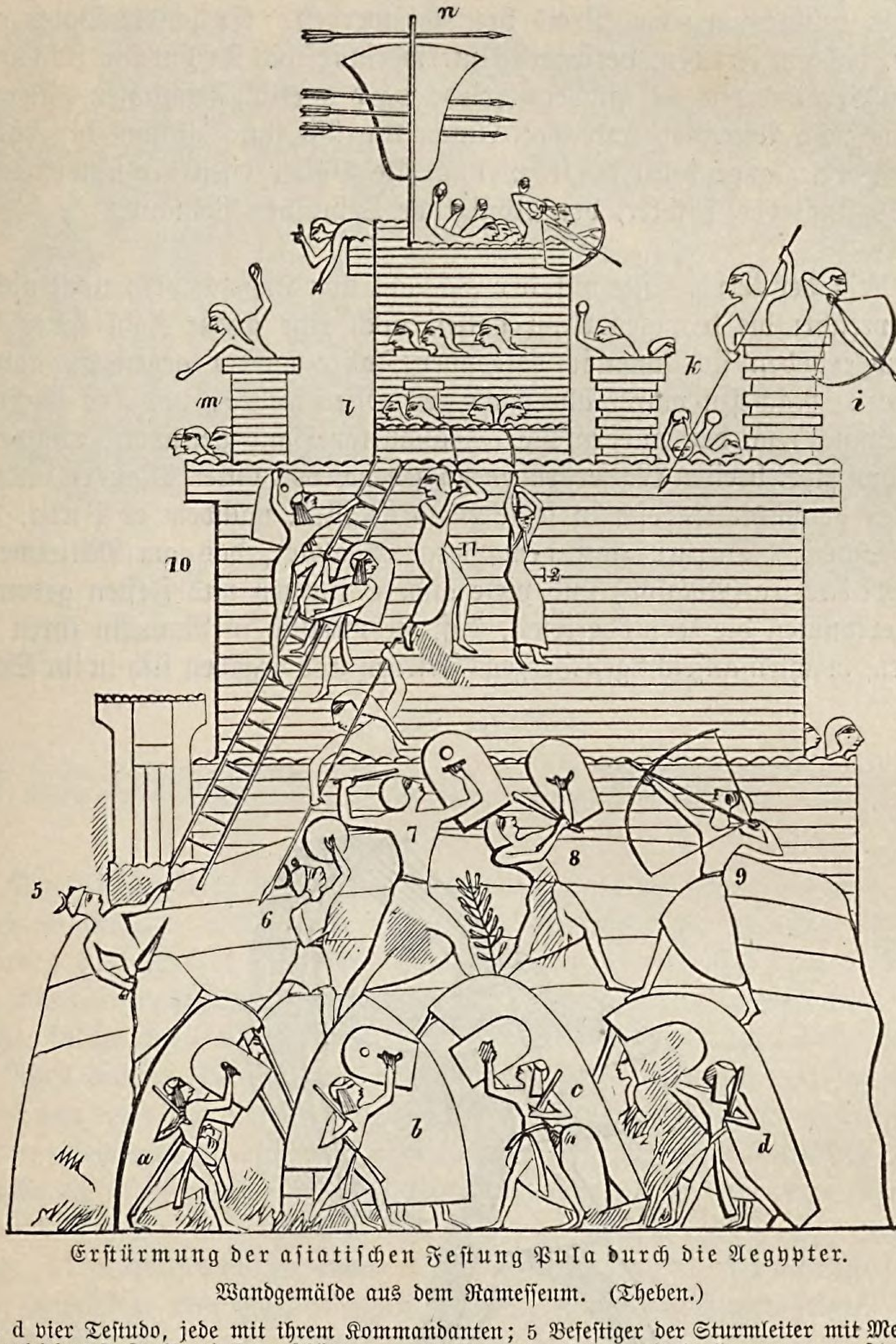
Wie eine Sturmflut zog Ramessu's furchtbares Heer heran, näher und immer näher gen Kadesch. Da erschienen einige Schasu, ließen sich vor die ägyptischen Feldherren bringen und erklärten: „Unser Volk hat uns abgesendet, auf daß wir ein Bündnis mit euch machen, denn wir wollen fortan nicht mehr Chitasar, dem Könige von Chita gehorchen, sondern dem Pharao angehören." Nun erkundigten sich die Heerführer, wo die Armee der Verbündeten stehe, und erfuhren, Chitasar sei mit aller Mannschaft aus Furcht vor Ramessu nach dem Lande der Chelibu (der Bewohner von Aleppo) gezogen und stehe jetzt bei der Stadt Tunep. Darauf sandte Ramessu sein Heer nach Tunep, er aber rückte mit einer kleinen Bedeckung gegen Kadesch vor, das ihm nun wohl keinen großen Widerstand leisten konnte. Allein Alles kam anders, als er gedacht.

Jene beiden Schasu waren Spione des Königs Chitasar, der nicht bei Tunep stand, sondern sich mit der ganzen Armee nordwestlich von Kadesch in einen Hinterhalt gelegt hatte; jene sollten Ramessu's Stellung auskundschaften und ihn über die der Alliirten täuschen — und sie hatten ihre Aufgabe trefflich gelöst. Zum Glücke für den irregeführten Helden fingen dessen voraus gesandte Kundschafter ein paar Bewohner der Umgegend ein und führten sie vor den König, der sie erst ausfragte und, als ihre Antworten stockend und unsicher waren, ihnen eine angemessene Zahl von Hieben diktirte, wodurch sie veranlaßt wurden, ihm die ganze Wahrheit zu bekennen. Entsetzt über die Größe der Gefahr, schickte der Pharao Boten nach Süden, die mit verhängten Zügeln gen Tunep jagten, das Heer herbeizurufen. Aber noch während Ramessu mit seinen Begleitern Rath hielt, was zu thun sei, brachen in seinem Rücken die Scharen der Verbündeten hervor, umzingelten ihn, hieben seine Begleiter nieder und hatten ihn gefangen.

Ramessu blickte um sich; Tausende von Streitwagen hatten ihn umringt, und er war ganz allein. Da erhob er Herz und Hand zu Amun, flehete um seinen Schutz und Beistand, und Gott verlieh ihm wunderbare Kraft. Dem Löwen gleich stürzte sich der König in die Feinde, erlegte sie mit seinen nie fehlenden Pfeilen und schmetterte sie zu Boden mit der Streitaxt. Muthvoll schlug er sich durch, stürzte abermals auf sie, durchbrach sechsmal ihre Reihen und tödtete ihrer so viele, daß andere scheu vor ihm zurückwichen. Die Nacht machte dem ungleichen Kampfe ein Ende.

Am nächsten Morgen war das ägyptische Heer angekommen, und jetzt entbrannte die große Völkerschlacht, die da entscheiden sollte, wer in Zukunft zu gebieten habe vom Nile bis zum Euphrat. Die Verbündeten thaten Wunder der Tapferkeit; namentlich zeichneten sich aus die Tuhir, die „Auserlesenen", eine Garde, aus den muthigsten und stärksten Eingeborenen von Chita gebildet,

— ihrer 8000 standen in der vordersten Reihe, 9000 umgaben den König. Dennoch konnten sie dem Alles niederwerfenden Ansturme der Aegypter nicht widerstehen. Und Ramessu machte noch ein besonderes Meisterstück der Feldherrnkunst.



Erstürmung der asiatischen Festung Pula durch die Aegypter.

Wandgemälde aus dem Ramesseum. (Theben.)

a, b, c, d vier Testudo, jede mit ihrem Kommandanten; 5 Befestiger der Sturmleiter mit Metallpflock; 6, 7, 8, 9 leichtes Fußvolk und Bogenschützen; 10 ein königlicher Prinz und ein Hauptmann auf der Sturmleiter; 11, 12 Gesandte aus der Festung, um zu unterhandeln; i, k, m Festungsthürme; l Hauptthurm mit Standarte; n Standarte, von Pfeilen durchbohrt, Zeichen der Ergebung.

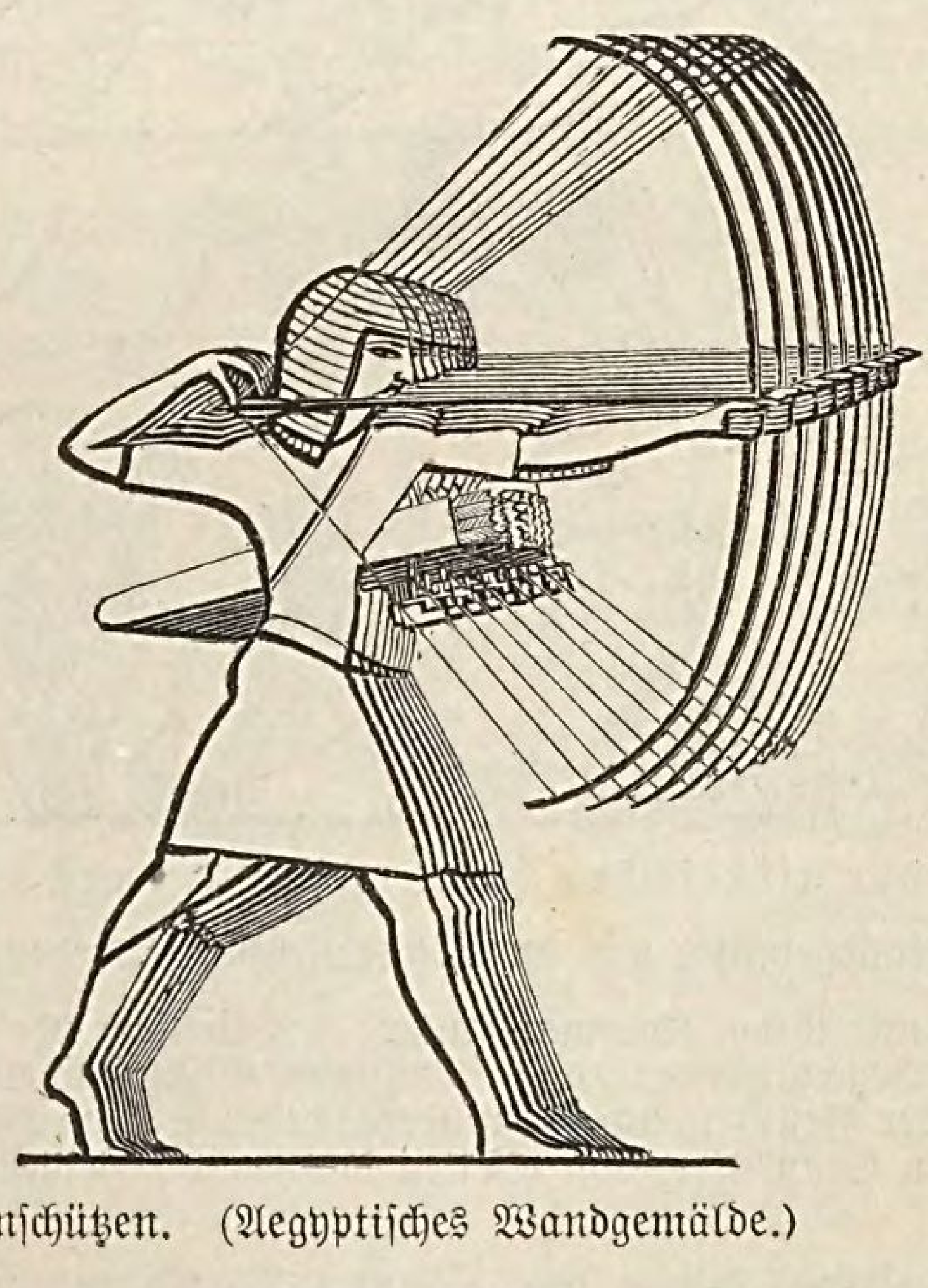
Er drängte die Feinde gegen den Orontes und warf sich dann mit solchem Ungestüm auf sie, daß ihrer viele Tausende in das Wasser gesprengt wurden und da ihren Tod fanden; — es war ihnen kein Rückzug möglich, sie hatten nur die

Wahl: Tod im Wasser oder Tod durch das Schwert. Unter denen, die in den Arunata gestürzt wurden, befand sich auch der König von Chalep.

Die Verluste der Alliirten waren ungeheuer; 100 000 Mann sollen sie eingebüßt haben. Chitasar konnte das Blutvergießen nicht länger andauern lassen; es mußte um jeden Preis beendigt werden. Er sandte Boten an den Pharao, bat um Frieden, versprach Unterwerfung und Tribut für sich und alle mit ihm Verbündeten — und der Friede ward wirklich geschlossen. Der König zog heim nach Aegypten und Gott Amun begrüßt ihn: „Ruhm dir, mein geliebter Sohn; lange sollst du leben und alle Völker seien dir unterthan."

So singt der Dichter, der „königliche Schreiber Pentaur."

Allein der Krieg hatte mit der Schlacht von Kadesch doch noch nicht sein Ende erreicht; die trotzigen Amu hatten noch eine große Zahl fester Städte inne und erhoben sich schon im folgenden Jahre wieder gegen die ägyptische Herrschaft. Ramessu mußte abermals gen Osten ziehen, und erst nachdem er eine Festung nach der andern mit gewappneter Hand gestürmt, nachdem das stolze, von zwei breiten Wassergräben umgebene, von dicken Mauern und hohen Thürmen geschützte Kadesch in seine Hand gefallen, nachdem er Pula, Schalama (Salem), Dapur (auf dem Berge Thabor), das am Mittelmeer gelegene Askalina (Askalon) und viele andere Burgen und Festen gedemüthigt hatte, erkannten die Konföderirten, daß sie wirklich in Ramessu ihren Herrn gefunden, machten aufrichtigen Herzens Frieden und ergaben sich in ihr Schicksal.



Bogenschützen. (Aegyptisches Wandgemälde.)



Rückkehr ägyptischer Krieger in die Heimat.

2. Im Frieden.

Rückkehr. — Der fürchterliche Harmai. — Triumphzug. — Werke des Friedens. — Die Kriegsgefangenen. — Vier Könige vor den Wagen gespannt. — Der blinde König. — Das Andenken des großen Sesostris.

Endlich, endlich kehrte der Held an der Spitze seiner Getreuen in das Vaterland zurück! Groß war der Jubel, allgemein die Freude! Aus allen Gegenden des Landes eilte das Volk herbei, den ruhmgekrönten Sieger zu sehen und die unzähligen Reichthümer, die er mitgebracht, anzustaunen. Solche Schätze, solche Herrlichkeiten hatte noch keines Menschen Auge vereinigt gesehen.

Aber die seligste Freude empfand die Königin, die nun nach langen neun Jahren den innig Geliebten wiedersehen sollte. Und wie glücklich war der König, als er sie wieder umarmen konnte und seine sechs Söhne, die zu stattlichen Männern herangewachsen waren! Auch sein Bruder Harmai, der bisherige Statthalter, eilte ihm entgegen und begrüßte ihn. Seine Freude jedoch war nicht aufrichtig, seine Glückwünsche waren nicht ehrlich gemeint. Er wäre lieber selbst König geworden und hätte es gern gesehen, wenn die Augen seines Bruders nie mehr den Nil erblickt hätten.

Und doch — was hätte es ihm geholfen, wenn sein Bruder jetzt gestorben wäre! Der Erbe des Reiches war großjährig, alt genug, die Regierung anzutreten. So lange Ramessu sich in fernen Landen befand, so lange er nicht zurückgekehrt, war Harmai unumschränkter Herr in Aegypten, denn der König hatte ihn eingesetzt; — jetzt aber war alle Herrlichkeit vorbei und keine Aussicht

vorhanden, je wieder zur Regierung zu gelangen, so lange noch ein einziges Glied des königlichen Hauses lebte. — Solche Gedanken bewegten das Herz des herrschsüchtigen, ehrgeizigen Harmai; aus der Herrschsucht wurde Neid und aus dem Neide Haß, und die Gier ließ ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht. Nichts war ihm zu schwer, nichts zu bedenklich, nichts zu schrecklich, das er nicht gethan hätte, sein Ziel zu erreichen.

Es ist Nacht. Ramessu ist mit seiner Familie dem langsamen Zuge des Heeres weit vorangeeilt, um schneller wieder in seiner Hauptstadt zu sein. Hier steht das große königliche Zelt, und in ihm ruhen in verschiedenen Gemächern Vater und Mutter und die sechs Söhne, zum ersten Male wieder vereinigt nach so langer Trennung.

Da erhebt sich still Harmai von seinem Lager. Leisen Schrittes schleicht er davon und trägt dürres Reisholz herbei, das er schon am Tage zurecht gelegt hat. Wie eifrig er geht und kommt! Eine hohe Mauer schichtet er auf rings um das Zelt! Jetzt ist er fertig. — Siehe, jetzt naht er von neuem, einen hell leuchtenden Feuerbrand in der Hand! Er schiebt ihn zwischen die Reiser — — da knistert und prasselt es, Funken fliegen auf — jetzt schlägt die helle Flamme empor! Wenige Minuten, und das Zelt ist rings mit einer Feuermauer umgeben, und die da drinnen sind unrettbar verloren, wenn kein Wunder geschieht. Sicherlich kommt jede Hülfe zu spät — denn das Zelt brennt schon von allen Seiten; — bis rettende Hände das Feuer gelöscht oder die Brände weggeschafft haben, ist Ramessu mit den Seinen längst nicht mehr am Leben.

So hatte Harmai gerechnet, und vielleicht hätte er sich auch nicht getäuscht. Aber er hatte nicht bedacht, wessen die Kindesliebe fähig ist.

Der König erwacht. Seine Gemahlin, seine Kinder springen entsetzt von ihrem Lager auf. Dichter Rauch erfüllt die Räume, Gluthitze umgiebt sie; in einem Augenblick — das ist ihnen Allen klar — müssen sie ersticken oder verbrennen; und wer etwa durch das Feuer dringen wollte, büßt sicher mit dem Leben; die verbrannten Glieder vermögen es nicht, ihn so lange zu tragen, er wird zusammenstürzen und vielleicht noch qualvolleren Tod erleiden.

Aber nicht Zeit ist's zum Ueberlegen, zum Prüfen, zum Besinnen — das Leben hängt an der Sekunde. Da springen todesmuthig zwei der Söhne auf, werfen sich der Länge nach in die Flammen, deren Macht sie theilen und bilden also mit ihren Leibern eine Brücke, über welche Vater und Mutter und Geschwister flüchtigen Schrittes durch das Feuer stürzen, hinaus in die frische, erquickende Luft der stillen Nacht.

Tausendmal hatte Ramessu auf seinen Kriegszügen muthig dem Tode ins Auge geschaut, den größten Gefahren getrotzt — ohne die Aufopferung seiner beiden Söhne wäre er hier im eigenen Lande jämmerlich umgekommen. Auf den Knieen dankte er inbrünstig den Göttern für seine Rettung. Der heimtückische, brudermörderische Harmai aber büßte sein Verbrechen durch das Schwert.

Wenige Wochen nach der glücklichen Rückkehr des Königs wurde das große, öffentliche Siegesfest begangen. Die höchsten Beamten aus allen Theilen des Landes vereinigten sich in der Hauptstadt, und wer es irgend möglich machen, wer nur von seinem Geschäfte abkommen konnte, eilte hin, dem glänzenden

Feste beizuwohnen. Täglich kamen zu Wagen und zu Fuß ganze Scharen Schaulustiger an, und auf dem Nile naheten stromaufwärts und stromabwärts die Flotten festlich geschmückter, bunt bewimpelter Kähne. Es war nicht möglich, daß alle Fremden in der Stadt untergebracht wurden, draußen auf dem Felde lagerten sie zu vielen Tausenden unter leichten, luftigen Zelten.

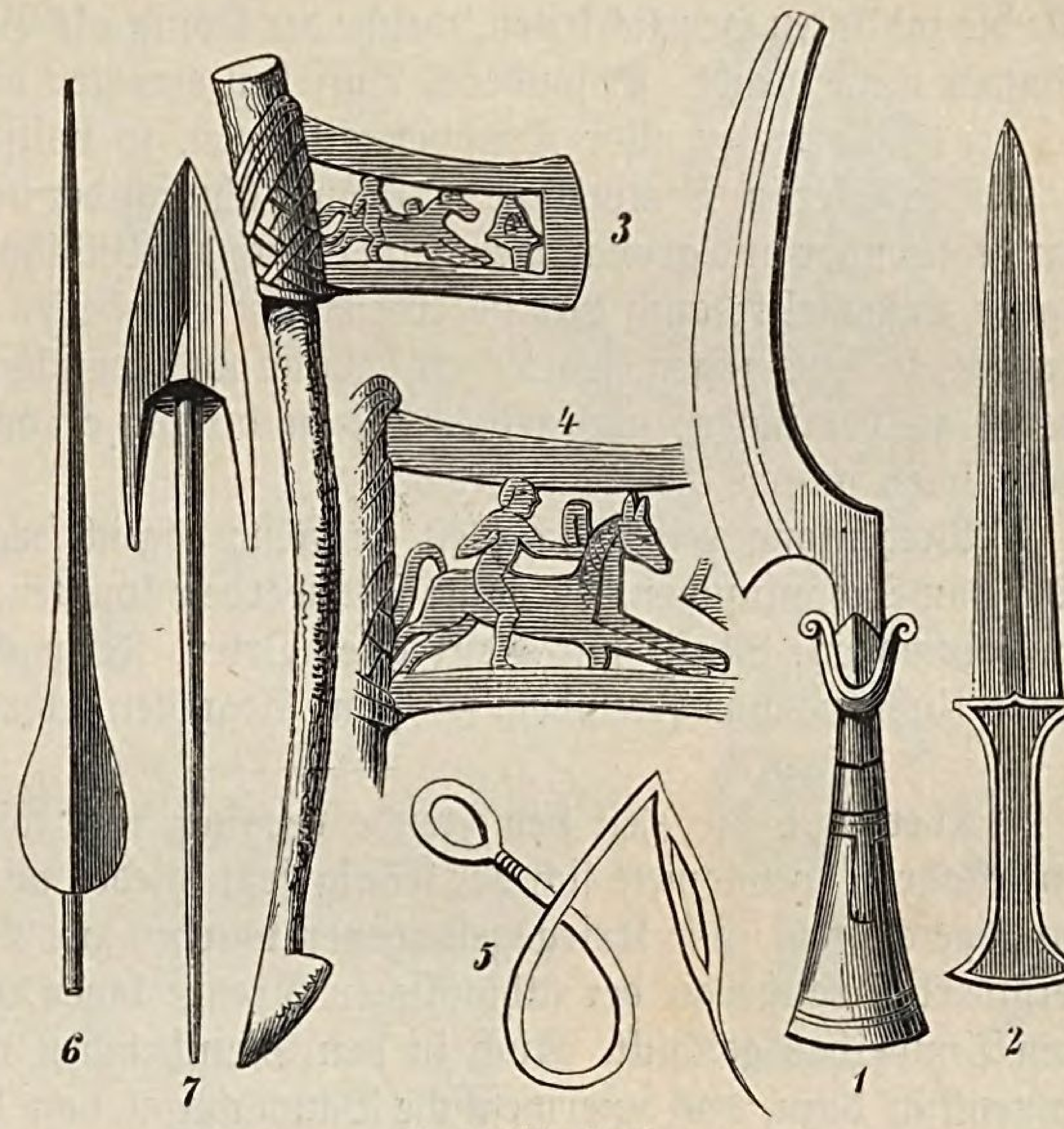
Es lohnte sich aber auch wohl der Mühe, eine Reise nach der Hauptstadt zu machen; von dem Triumphzuge des Königs Sestura erzählten Kinder und Kindeskinder nach hundert Jahren noch. Das war das Großartigste, was man je im Aegypterlande gesehen. — Der Festzug des Königs vom Palaste zum Tempel war folgendermaßen geordnet:

Nach einer Abtheilung Streitwagen, welche nur dazu dienten, dem Zuge die Bahn zu öffnen, kamen

1) Flötenspieler, Trompeter, Trommler.

2) Chorsänger. — Wenn die Instrumentalmusik verstummte, sangen sie in begeisterten Siegesliedern den Ruhm des Königs und seiner Krieger und das Lob des schützenden Gottes.

3) Die Verwandten und Freunde des Königs, Priester, Abgeordnete aus allen Tempeln des Landes, ein Theil der Staatsbeamten und Offiziere.



Aegyptische Waffen.

1. Krummes Schwert. 2. Zehn Zoll langer Dolch. 3. 4. Aexte. 5. Schlinge. 6. 7. Speerspitzen.

4) Zwölf Kriegshauptleute, deren Kopfbedeckungen mit Straußfedern geziert waren, trugen ein reich geschmücktes, vergoldetes Kapellchen. In diesem stand ein vergoldeter Thron, dessen Armlehnen von goldenen Löwen und Sphinxen gebildet wurden. Auf diesem Throne saß der König. Sein Haupt trug die weiße Krone Oberägyptens und die rothe Krone Unterägyptens. In der einen Hand hielt er einen kostbaren Hirtenstab, in der andern eine Peitsche — anzuzeigen, daß er das Volk behüten solle, wie der Hirte seine Schafe, und daß er es leiten solle, wie der Wagenlenker seine Rosse. Das Kapellchen war verziert mit den Sinnbildern der Wahrheit und Gerechtigkeit. Vor dem Könige her ging der Erbprinz, eine goldene Räucherpfanne in der Hand, Weihrauch vor dem Sieger verbrennend. Priestersöhne schritten zur Seite und trugen an langen vergoldeten Stäben die königlichen Fächer, aus Straußfedern gebunden.

5) Kinder der Priester mit den Waffen des sieggekrönten Helden.

6) Die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen.

7) Die höchsten Staatsbeamten und Oberfeldherren.

8) Ein Theil der Kriegsgefangenen, Leute aus allen Nationen, zum Theil in den auffallendsten Trachten, eine merkwürdige Darstellung verschiedener Völker.

9) Wilde oder fremde Thiere aller Art — ausländische Schafe und Rinder, Affen, Papageien, Goldfasanen, Pfauen, Leoparden und Panther, Löwen und Tiger, Luchse, Giraffen und Nashörner, Elefanten, ja sogar die plumpen Bären fehlten nicht. — In großen Kübeln wurden seltene ausländische Pflanzen getragen.

10) Kostbarkeiten aus Gold, Silber und Edelsteinen, Gegenstände des Luxus, alle die zahllosen Herrlichkeiten, welche der König als Bereicherung seiner Schatzkammer mitgebracht. Besonderes Aufsehen erregten die fremden Waffen.

11) Vertreter aller Truppengattungen, so vollständig als möglich.

Die Feier im Tempelhofe selbst war ähnlich der vor der Abreise des Königs, nur glänzender und großartiger. Aber auch die Bildsäulen der Eltern des Königs waren aufgestellt; auch vor sie trat er mit erhobenen Händen, pries und lobte laut die, so ihn erzogen, sein Leben behütet und ihn fähig gemacht hatten, Heldenthaten zu verrichten; auch seinen Eltern brachte er vor allem Volke Opfer dar, auch ihnen galten die Dankeslieder.

Wochenlang reihte sich Fest an Fest; täglich waren die Thiergärten gefüllt von Schaulustigen, die nicht satt werden konnten, die neuen Ankömmlinge zu bewundern; Musik und Tanz aller Orten, Festmahle in jedem Hause; stets neuer Zudrang von Fremden — ganz Aegypten schwelgte in Lust und Freude.

Aber auch die Zeit der Freude verging, und wie jeder zu seinem Berufe zurückkehrte, so widmete sich der König jetzt wieder mit ganzer Seele den Regierungsgeschäften. Die Kriegsgefangenen wurden zur Arbeit in die großen Goldbergwerke, welche an der äthiopischen Grenze lagen, oder an die Kanäle, oder zum Tempelbau geschickt. Auch in den Steinbrüchen wurden sie verwendet und namentlich dazu, das unermeßliche Baumaterial von da aus nach den Städten und Bauplätzen zu befördern.

Nachdem Ramessu für sein Land Ehre und Kriegsruhm erworben, Reichthümer, Beute aller Art und viele Tausende fleißiger Hände mitgebracht hatte, gab er sich ganz und gar den Werken des Friedens hin. Er ließ große Dämme errichten und auf diesen viele neue Städte erbauen, die nun nicht alljährlich durch die regelmäßigen Nilüberschwemmungen verwüstet wurden. Sodann ließ er das Land von einer unzähligen Masse von Kanälen durchschneiden, welche überallhin den Segen des fließenden Wassers brachten. Gegen die Einfälle der kriegerischen Syrer und Araber schützte er das Land durch eine hohe, starke Mauer, die er über siebzig Stunden lang quer über die Landenge ziehen ließ, welche Afrika mit Asien verbindet. In jeder Stadt Aegyptens wurde dem Gotte ein Tempel errichtet, der gerade hier besonders verehrt ward. Auf alle Bauten aber ließ der Pharao mit großen Buchstaben setzen, daß kein Mann des Landes Aegypten von ihm mit harter Arbeit geplagt worden sei; alle seine Werke habe er nur mit Hülfe der Kriegsgefangenen ausgeführt.



Das Land der Pyramiden. 4. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Ramessu II. vor der Göttin Sechet. Aus dem Ramesseum (Theben).

Die Tempel wurden mit farbenreichen Gemälden geschmückt und durch kolossale Bildsäulen der Götter geziert. Vor dem großen Tempel in Memphis ließ er sechs Statuen errichten — vier, seine Söhne darstellend, je 40 Fuß hoch, und zwei, welche ihn selbst und seine Gemahlin porträtirten, je 60 Fuß hoch. Auf einem mehrere hundert Fuß langen Schiffe errichtete er einen kostbaren Tempel von Cedernholz, außen ganz mit Gold, innen mit Silber überkleidet. Dieser schwimmende Tempel, dem Gotte Amun geweiht, fuhr das ganze Jahr hindurch auf dem Nil von einer Stadt zur andern.


Banner, Standarten und Kriegszeichen.

Das Bild „Ramessu II. vor der Göttin Sechet“ (siehe S. 163) ist eine getreue Kopie aus dem Ramesseum, jenem herrlichen Denkmal ägyptischer Architektur, welches der König im Gefühle des Dankes zu Ehren des Gottes Amun hatte errichten lassen, der ihm bei Kadesch schützend zur Seite gestanden. Auf dem Hauptarchitrav dieses Dank- und Ruhmestempels stehen in großen Buchstaben die Worte: „Ich befand mich allein und kein Anderer war bei mir“ (S. 224 unten), das Schlagwort, welches in Pentaur's Heldengedicht immer wiederkehrt. Im Inneren des Tempels ist der ganze Feldzug in lebendigen Bildern dargestellt.

Die verschiedenen Regeln der Malerkunst sind an diesem Bilde nachzuweisen, auch die Tracht wird dadurch erläutert. In ihrer Linken hält Sechet einen Lotosstengel mit einer Blüte. Die rothen Striche bei dem durchsichtigen Gewande des Königs sind die Falten.

Zum ewigen Gedächtnis dessen, was er gethan, wurden zwei Obelisken von röthlichem Granit aufgerichtet, 120 Ellen hoch, blank polirt wie Spiegel. Mit großen Buchstaben eingemeißelte Inschriften erzählten der Nachwelt, was der treffliche König seinem Lande gewesen.

Auch in der Gesetzgebung war sein gewaltiger Geist thätig; auch den Handel förderte er. Namentlich wurde durch die vielen aus Südasien mitgebrachten Kriegsgefangenen eine sehr lebhafte Handelsverbindung mit Indien angeknüpft.

Es ist bereits gesagt, daß Ramessu die Könige, welche er auf seinem weiten Zuge unterworfen hatte, im Besitz ihrer Würde und Stellung ließ, daß sie ihm aber einen bestimmten Tribut bezahlen mußten und endlich verpflichtet waren, zu festgesetzten Zeiten sich persönlich in der Hauptstadt Aegyptens einzufinden, um dem Sohne der Sonne ihre Huldigung darzubringen.

Diese Könige wurden dann ihrem Range gemäß behandelt; man begegnete ihnen mit allen Ehren, zeichnete sie in jeder Weise aus; aber wenn der Pharao zu seinem Morgenopfer in den Tempelhof fuhr, wurden vier der unterworfenen Fürsten vor seinen Wagen gespannt und mußten ihn dahin ziehen. So machte man allem Volke anschaulich: „Seht, das sind große Könige, vormals gewaltige Könige, aber ich bin vielmal größer als sie, denn ich habe sie vor

meinen Wagen gespannt. Sie sind mächtige Herren, aber ich bin der Herr der Herren, der König der Könige."

Einst hatte Ramessu auch sein Frühgebet verrichtet, trat aus der Pforte des Tempelhofes und stieg in seinen vergoldeten Wagen. Drei der Könige ergriffen sogleich die Deichsel und schickten sich an, ihn in seinen Palast zurückzuziehen; der vierte aber stand gedankenvoll, das Haupt gesenkt und theilnahmslos da, merkte nicht, was um ihn her vorging, und mußte wiederholt gemahnt werden, bis er sich wieder sammelte und zugriff. (Siehe S. 215.)

Nach Hause gekommen, ließ ihn der König vor sich bringen und sprach: „Sag' an, mein Freund, welche Gedanken waren es doch, die vorhin dein Herz so bewegt, die dich so ergriffen, daß du nicht merktest, wie ich in den Wagen stieg?"

Da antwortete dieser: „Mögen dich Sonne und Mond, Himmel und Erde und alle übrigen Götter behüten, daß du nie solche Gedanken habest wie ich! Siehe, ich betrachtete das Wagenrad und dachte, wie jetzt oben ist, was vor einer Minute unten war; wie jetzt unten im Staube ist, was so eben erst oben war. Und ich verglich mich und mein Schicksal mit diesem Wagenrade.

Auch ich war oben, ein mächtiger Gebieter, und sah stolz herab auf meine Nachbarn, die nur klein und arm gegen mich waren; ich ahnete nicht, daß ich von dieser Höhe so tief herabsteigen sollte. Da kamst du, o Sohn der Sonne, in unser Land, und nun — — spanneft du mich vor deinen Wagen, und der stolze Fürst ist geworden gleich einem gemeinen Zugthiere."

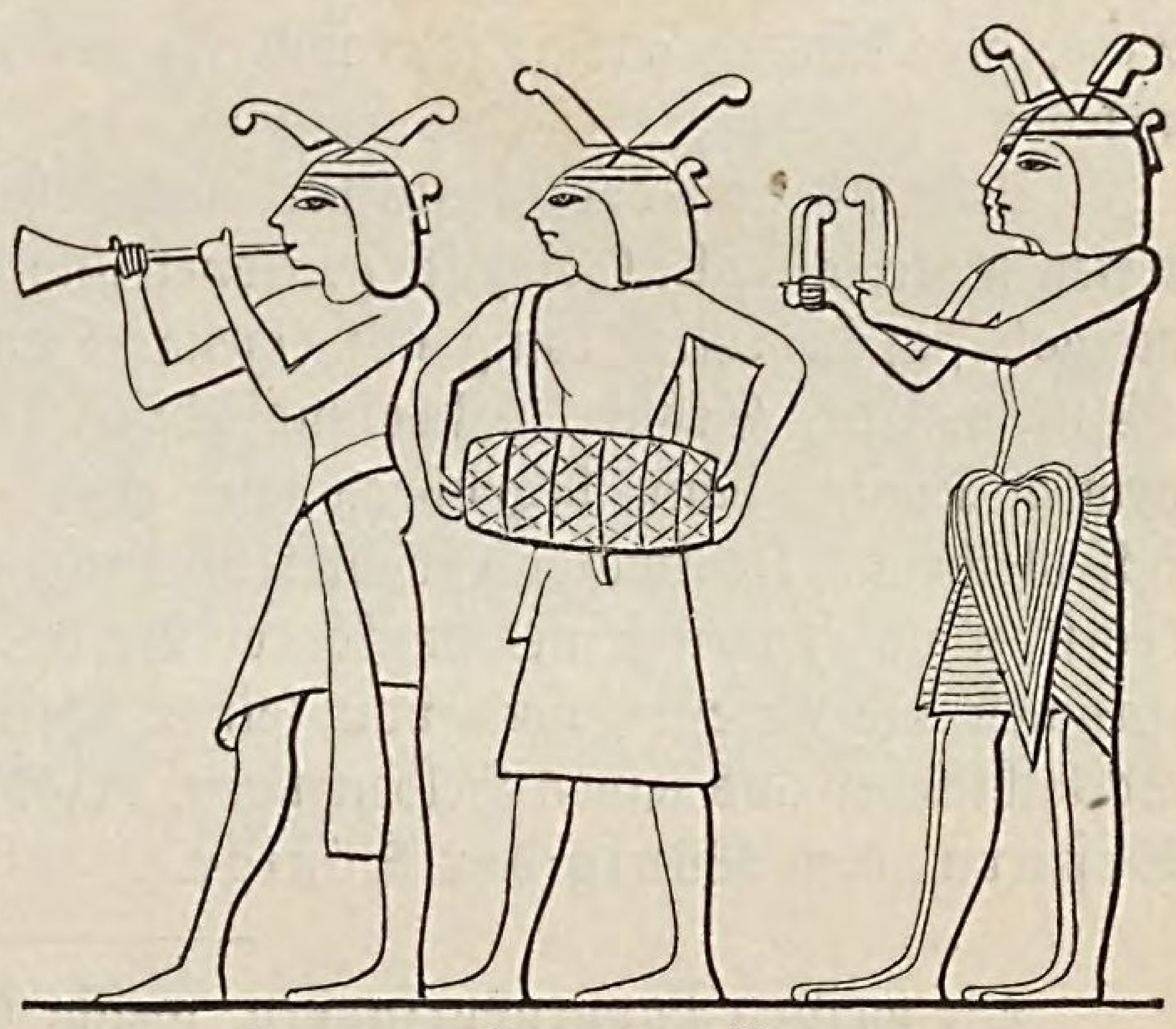
Und Ramessu neigte sinnend sein Haupt, reichte dem Könige die Hand und sprach: „Du sollst mich fürder nicht in den Tempel ziehen. Auch ich stehe jetzt hoch; ist's in den Sternen bestimmt, daß ich dereinst ebenfalls erniedrigt werde, so will ich es wenigstens nicht verschuldet haben. Gehe hin in Frieden!"

Am andern Morgen ließ er seine Rosse vor den Wagen spannen, und nie mehr überhob er sich in seinem Glücke.

Die verbündeten Völker in Syrien, welche so lange feindselig gegen Aegypten gewesen waren, sahen nach und nach ein, daß es für sie vortheilhafter sei, nicht nur mit dem mächtigen Nachbar in Frieden zu leben, sondern sich so enge als möglich mit ihm zu verbinden, denn die steten Völkerbewegungen in Asien ließen noch sturmvolle Zeiten erwarten. Im 21. Regierungsjahre Ramessu's erschienen zwei Gesandten des Königs Chitasar und überreichten eine große Silbertafel, auf welcher eingegraben war die Bitte und der Vorschlag zu einem Schutz- und Trutzbündnis zwischen dem mächtigen Herrn von Chita und Ramessu, „dem Stiere unter den Fürsten, welcher seine Grenzen setzt, wo es ihm beliebt in allen Ländern." Der Pharao sah leicht ein, daß es für Kemi vortheilhafter sei, Nachbarvölker, und zumal so mächtige und tapfere, zu Freunden zu haben, als zu Feinden, schlug die dargebotene Hand nicht aus, sondern schloß den Freundschaftsvertrag — und Kemi und Chita standen sich wohl dabei.

Dieser älteste Friedenstraktat (auch ein Resultat der neuesten Forschungen) bestimmt — mit Weglassung aller der vielen Titel und sonstigen Förmlichkeiten — Folgendes:

Zwischen beiden Ländern soll guter Friede und Bündnis bestehen für jetzt, für Kinder, Kindeskinder und auf ewige Zeiten. Keines der beiden Länder wird je das andere bekriegen. Wird aber Chita von Feinden angefallen, so eilt der Pharao alsbald zu seiner Hülfe herbei, oder sendet doch, wenn er nicht selbst kommen kann, seine ganze Streitmacht — und umgekehrt. Diebe und andere Verbrecher werden gegenseitig ausgeliefert. Unzufriedene, welche ihr Land verlassen und in das des Bundesgenossen übertreten (politische Flüchtlinge —) werden von dort in ihre Heimat zurückgebracht, dürfen daselbst aber nicht zur Verantwortung gezogen oder gestraft werden. Dieser Vertrag ist abgeschlossen vor allen Göttern beider Länder. Wer ihn je bricht, der soll mit seiner ganzen Familie von allen Göttern Chita's und Kemi's vertilgt, wer ihn aber treulich und ehrlich hält, soll mit seiner ganzen Familie von allen Göttern gesegnet werden. — —


Trompeter, Trommler, Klapperer.

Beide Herrscher hielten gewissenhaft, was sie gelobt; ja, sie verbanden sich noch inniger mit einander: Ramessu nahm Chitasars älteste Tochter zur Gemahlin und lud darauf seinen Schwiegervater zu einem Besuche an den Ufern des Niles ein. Mit großer Pracht zog der Fürst von Chita dahin, mit Pomp wurde er empfangen; Fest folgte auf Fest, des Jubels war kein Ende. Aus Feinden waren Freunde geworden; alle Welt erkannte, „daß das Volk von Kemi nur noch ein Herz hatte mit dem Fürsten von Chita, was nicht geschehen war seit den Zeiten des Gottes Ra“; Chitasar aber bekannte von seinem Schwiegersohne: „Die ganze Welt liebt ihn, und der Fürst von Chita ist nur eins mit ihm.“

Das Glück blieb dem großen Ramessu treu bis in sein hohes Alter. Siebenundsechzig Jahre lang hatte er sein Land mild und gerecht regiert, hatte Sitte, Gesetz und Wohlstand gefördert, und keine Stadt war im ganzen Lande, die nicht Wohlthaten von ihm aufweisen konnte. Große Strecken des Bodens hatte erst er kulturfähig gemacht, den Ertrag der Felder hatte er gemehrt, Landbau und Viehzucht, Bergbau, Handwerke und Künste, Handel und Wissenschaften gefördert, die Wehrkraft des Landes vermehrt und seinem Volke Ruhm, hohes Ansehen und Reichthümer erworben. Siebenundsechzig Jahre waren verflossen, seit sein Vater gestorben, da kündigte sich auch bei ihm die Schwäche des Alters an; sein Gesicht nahm ab — schnell und schneller, und in kurzer Zeit war der greise König erblindet.

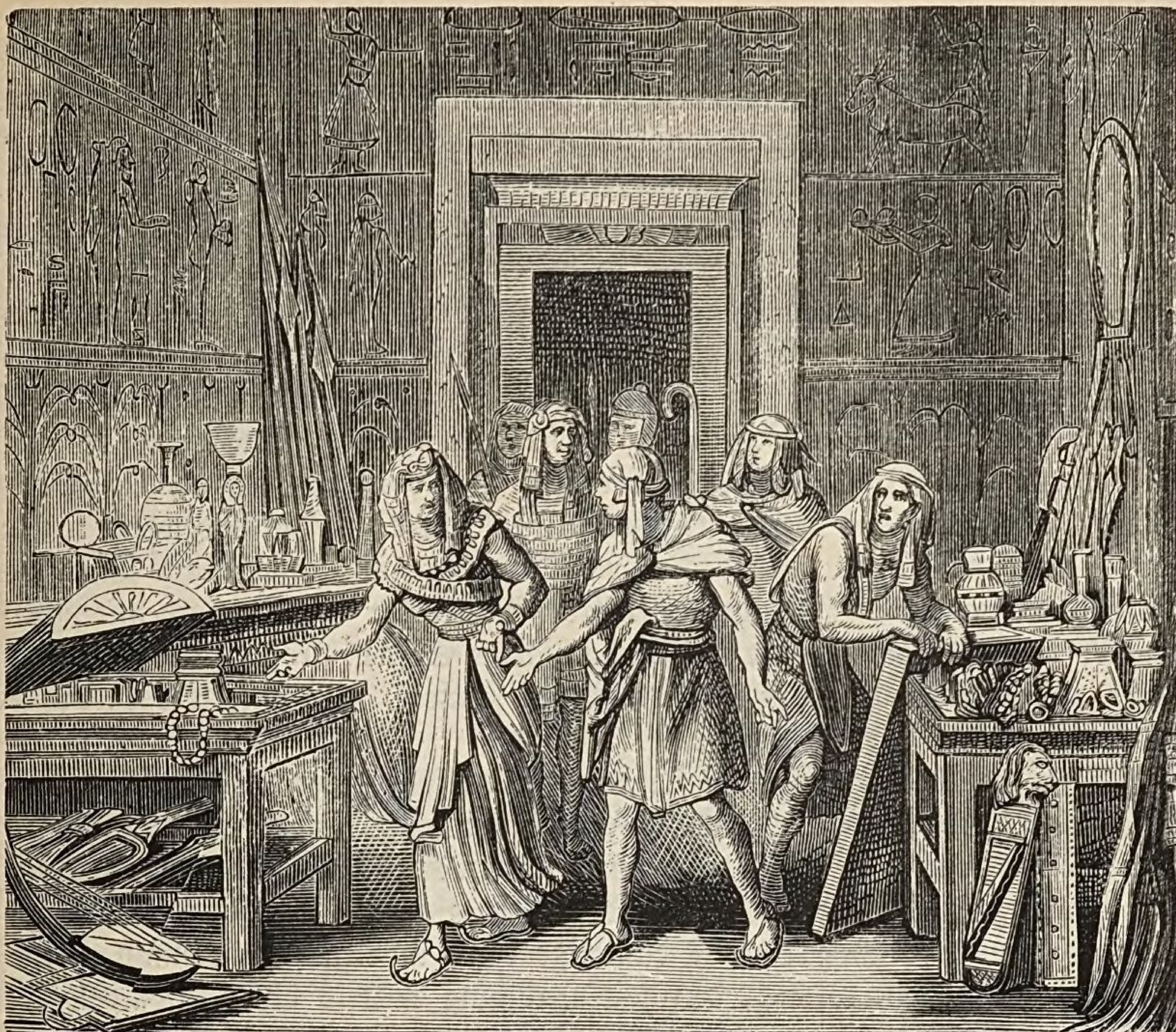
Die ägyptischen Augenärzte waren sehr geschickt. Weit und breit berühmt, wurden sie oft in fremde Länder gerufen, um zu helfen. Mit welchem Eifer

pflegten sie den alten König und versuchten Alles, was sie ihre Kunst lehrte, und ermüdeten nicht in ihrer Sorgfalt! Aber hier war alle Mühe vergebens; das verlorene Augenlicht war nicht wieder zu gewinnen.

Als sie dem König auf sein Befragen ehrlich gestanden, es sei keine Rettung mehr für ihn, sprach er gelassen, aber ernst: „Das sei ferne, daß mein theures Kemi von einem blinden König regiert werde. Der König soll sein gleich der Sonne. Wie sie überall hin scheint von den östlichen Bergen bis zu den westlichen, von Pilak bis zum Meere, so soll der Sohn der Sonne überall selbst sehen, mit eigenen Augen erforschen, was dem Lande noth thut. Jetzt ist es Zeit, das Reich meinem Sohne zu übergeben. — Aber wenn er nun Peitsche und Hirtenstab führt — was soll ich dann noch hier? Das soll niemand von Ramessu sagen, daß er seine letzten Jahre in trägem Nichtsthun verlebt, daß er aufgehört zu wirken, bevor er zur Ruhe in seine ewige Wohnung gegangen. Nein, hier bin ich fertig; jetzt will ich vor Osiri treten und ihm Rechenschaft ablegen."

Und als nun der älteste der noch lebenden Söhne die Regierung angetreten hatte, als alle Geschäfte geordnet und in gehörigen Gang gebracht waren, da gab sich der alte König mit eigener Hand den Tod. Das war im Jahre 1326 v. Chr. Geburt. Zweiundsiebzig Tage trauerte das Volk um seinen großen König, dann begrub es ihn, aber — es vergaß ihn nicht. Er hatte sich bleibende Denkmäler errichtet überall, die schönsten und unvergänglichsten im Herzen seines dankbaren Volkes. Nach mehr denn tausend Jahren sprachen die Priester noch von seiner Weisheit, sangen die Krieger noch die Schlachtlieder aus seinen Heldenzügen, erzählte das Volk noch von dem großen Sestura, dem König der Könige.

Die meisten Papyrusurkunden, welche auf uns gekommen sind, rühren aus der Zeit des großen Ramessu, und seit unsere Gelehrten — auf welche stolz zu sein das deutsche Volk in der That alle Ursache hat — diese Denkmäler einer mehr als dreitausendjährigen Vergangenheit mit Sicherheit lesen, ist ein neues Licht auf die Geschichte jenes Heldenkönigs gefallen. So wissen wir jetzt, daß er mit seinen verschiedenen Frauen 119 Kinder gehabt, die alle gewissenhaft aufgezählt sind. Unter ihm mußten die Apriu (Hebräer) Steine zum Bau der Städte Per-Ramses und Pa-Tum (Pithom) tragen. Aus seinem 52. Regierungsjahre ist in einem Papyrus des Leydener Museums die Reise des Mesu (Moses) nach Syrien erwähnt. Sein Nachfolger in der Regierung war sein vierzehnter Sohn, Mineptah, und dieser ist der Pharao, unter welchem Mesu seine Landsleute aus der Knechtschaft führte. Auch Mineptah war ein großer Kriegsheld. Unter Anderem kämpfte er glücklich gegen die Schardana (Sardinier); doch dauerte seine Regierung nur 19½ Jahre. Sein Tod fällt in das Jahr 1306 v. Chr. Geburt.



Der König in seinem Schatzhause.

Ramessu III.

Um 1200 v. Chr. Geburt.

1. Der König und sein Schatz.

Ramessu's Reichthum. — Des Königs Baumeister. — Der sterbende Vater. — Petisi's Leichtsinn. — Erster Versuch. — Das böse Gewissen. — Der rathlose König. — Der alte Weise. — „Amenhotep, jetzt hilf!"

Etwa 125 Jahre nach dem großen Sestura regierte in Aegypten ein König, welcher ebenfalls Ramessu hieß und von dem Volke (wie uns die Denkmäler lehren) gewöhnlich Ramessu pa nuter, d. h. Ramessu, der Gott, genannt wurde. Aus dieser letzteren Bezeichnung machten die Griechen den König Rhampsinitos, von welchem sie berichten, daß er weit und breit durch seine Reichthümer berühmt war. Er verwandte viele Sorgfalt auf den Bergbau, und seine Mühe wurde glänzend belohnt; die Arbeiter förderten alljährlich eine große Masse edlen Metalles und kostbarer Steine zu Tage. Aber Ramessu III. war auch ein glücklicher Feldherr. Er hatte große Eroberungszüge zu Land und zu Wasser gemacht, einen reichen Schatz der seltensten Kostbarkeiten mit zurückgebracht, und durch die regelmäßigen Abgaben, welche ihm die unterworfenen Könige bezahlen mußten, nahmen seine Reichthümer noch immer zu.

Nun war es in Aegypten Sitte, daß der König sämtliche Einnahmen, welche er hatte — Gewinn aus den Bergwerken, Pachtzins von den der Krone gehörigen Grundstücken, Tribut unterjochter Völker und die Abgaben der eigenen Unterthanen — wieder verausgabte. Alles, was er nicht für sich, seine Familie und seinen Hofstaat brauchte, wurde verwendet, Kanäle zu unterhalten, Straßen auszubessern, Tempel und Kasernen zu bauen, die Flotte zu vermehren u. s. w. Es fiel einem ägyptischen Könige nie ein, etwas zurückzulegen, etwas ersparen zu wollen. Dazu hätte sich auch in der That kein vernünftiger Grund finden lassen, denn die Einnahmen des Königs waren so überschwänglich groß, daß er zu jeder Zeit jeden Wunsch befriedigen konnte, und wenn er auch Millionen gekostet hätte. Der Fischfang in dem von Amenemhat III. (S. 24 bis 26) angelegten See brachte täglich 3000 Mark ein; die Bergwerke trugen jährlich viele Millionen; und das war doch immer nur der geringste Theil der königlichen Einnahmen. Darum theilte der Sohn der Sonne auch mit vollen Händen aus und gab und verschenkte nach allen Seiten. Kostbare Seltenheiten, welche aus fremden Ländern kamen, wurden zumeist den Göttern dargebracht, das heißt: in die Tempel gegeben.

Dem dritten Ramessu aber floß eine solche Fülle von Schätzen und Kostbarkeiten zu, daß er unmöglich Alles, was er einnahm, sofort wieder ausgeben konnte. Kam nun z. B. als Tribut eines unterworfenen Staates eine Sendung Goldstangen in Theben an, so wurden diese nicht sofort alle in Ringe umgeschmolzen und verausgabt (das damalige Geld in Aegypten bestand in goldenen Ringen, deren Gewicht durch Einprägung mittels eines Stempels angegeben war), sondern der König bewahrte einen Theil derselben mit noch vielen anderen ähnlichen Schätzen in einem besonderen Saale seines Palastes auf und ergötzte sich zuweilen an ihrem Anblicke.

Später ließ er für seine Reichthümer auf der Westseite des Niles einen prachtvollen Tempel bauen, der zugleich sein Palast war. Ein vier Stockwerke hoher, thurmartiger Vorbau enthielt seine Privatwohnung, und oft stand er hier an einem Fenster, oder auf einem Balkon und blickte hinaus über die herrliche Stadt, über das glückliche Land, und freute sich so recht von Herzen seines Lebens. Auch saß er oft mit Weib und Kindern nach Sonnenuntergang oben auf dem platten Dache und ruhete aus von des Tages Plage und von der Last der Regierung. Zuweilen aber auch führte er die Seinen in den Saal, der seine Schätze barg, und zeigte ihnen da die Kostbarkeiten aus aller Herren Ländern.

Bald aber gewahrte er, daß es ihm an Raum fehle, alle die Dinge aufzuheben und schön aufzustellen, an denen sein Herz hing; darum ließ er seinen Baumeister kommen und trug ihm auf, ein ganz besonderes Schatzhaus zu bauen, das erstens Raum genug böte, des Königs jetzige und noch künftig zu erwerbende Reichthümer geschmackvoll und übersichtlich darin aufzustellen, und das zweitens auch gehörig fest und sicher sei, also daß kein Dieb einbrechen und etwas entwenden könne. Der Baumeister sprach: „Es geschehe, wie du gesagt hast, o Sohn der Sonne, und du wirst mit deinem Diener zufrieden sein.“ Darauf machte er Plan und Riß, es wurde gemessen und abgesteckt, Steine

wurden herbeigeschaft und behauen, tausend Hände waren täglich beschäftigt, an dem Baue zu arbeiten. Und als er aufgerichtet war, kamen die Anstreicher und Maler und bedeckten alle Wände außen und innen mit Gemälden, welche die königliche Familie darstellten, oder Ramessu auf dem Schlachtfelde, oder zur See, oder auf der Jagd. Nachdem auch das geschehen war, brachten die Schreiner große Tische und Tischladen von Cedernholz herbei, hohe Lampenständer wurden aufgestellt, der Boden wurde mit kostbaren Teppichen belegt, und nun trat der Baumeister wieder vor den König hin, überreichte ihm mehrere eiserne Schlüssel und sprach: „Dein Gebot, o Herr, ist erfüllt; hier sind die Schlüssel zu deinem Schatzhause. Mögest du zufrieden sein mit deinem Knechte!"

Ramessu hatte in der That Ursache, sehr zufrieden mit der Ausführung seines Auftrages zu sein. Das Gebäude hatte die Gestalt eines länglichen Viereckes, stieß mit der einen kurzen Seite an den königlichen Palast, zeigte aber weder Fenster noch Thüre, weder an den Seiten noch in dem Dache war irgend eine Oeffnung zu finden; der einzige Zugang war von dem Palaste aus, aber auch hier mit verschiedenen Thüren verschlossen, deren jede mit einem andern Schlüssel geöffnet ward. Ein Dieb hätte also die Wachen vor und in dem Palaste täuschen, durch mehrere Zimmer dringen und schließlich die verschiedenen Schlüssel haben müssen, um zu des Königs Schätzen zu gelangen. An ein gewaltsames Einbrechen von außen war gar nicht zu denken, denn das Gebäude war sehr fest aus kolossalen Sandsteinen aufgeführt. Das Innere bildete einen einzigen großen Saal, aufs prächtigste ausgeschmückt. Da er natürlich völlig finster war, standen mächtige Leuchter umher, deren Lämpchen jedesmal angezündet werden mußten, wenn sich der König an seinen Schätzen erfreuen wollte.

Ramessu war überglücklich, als er seine Herrlichkeiten in dem großen Saale aufstellte. Wochenlang hatte er damit zu thun, denn immer fand er, daß etwas noch besser geordnet, geschmackvoller gruppirt werden könnte, daß hier und da durchaus noch etwas geändert werden müßte. Und als er mit Allem zu Stande gekommen, brachte er anfangs täglich eine Stunde in seinem Schatzhause zu und schwelgte in dem Anblicke der Kostbarkeiten, deren Werth (nach unserem Gelde) über 1200 Mill. Mark betragen haben soll.

Der Baumeister wurde reichlich belohnt, erhielt den Titel „Freund des Königs" und war nun ein vornehmer Mann.

Jahre waren vergangen. Ramessu hatte Reichthümer auf Reichthümer gehäuft; der Baumeister war alt geworden und lag jetzt krank und schwach danieder. „Frau", sagte er, „schicke mir unsere beiden Söhne und laß uns dann allein."

Die Frau that, wie ihr gesagt war, und schickte die Söhne an das Bett des Kranken. Sie trieben nach allgemeiner Sitte dasselbe Geschäft, wie ihr Vater, waren auch Bauleute, hatten sich aber in den letzten Jahren ziemlich der Arbeit entwöhnt; denn so lange ihr Vater lebte, konnten sie von dem Gehalte, welchen dieser als königlicher Baumeister bezog, sorgenfrei leben.

Darüber hatte ihr Vater schon oft nachgedacht; deshalb ließ er sie auch jetzt vor sich rufen.

„Meine Kinder", sprach er, als sie vor ihm standen, „ihr wißt, daß ich kein reicher Mann bin. Wir haben herrlich und in Freuden gelebt; aber ich hinterlasse euch nichts. Ihr müßt nun anfangen zu arbeiten, eure Kräfte tüchtig anstrengen, wenn ihr anständig leben wollt. Es wird euch anfangs sauer werden, dem müßigen Leben zu entsagen, woran ihr euch seit Jahren gewöhnt habt; aber es muß sein."

Der Vater konnte nicht weiter sprechen, er war zu schwach. Die Söhne knieten an seinem Bette nieder, weinten und beteten.

Ueber eine Weile begann der Alte wieder mit matter Stimme: „Wenn ihr einmal in große Noth kommt, wenn euch ein Unglück zustößt — daß ihr mir eure gute Mutter nicht darben laßt! — Ich habe für alle Fälle gesorgt. — An dem Schatzhause des Königs habe ich einen geheimen Zugang angebracht, den außer mir niemand kennt. Wenn ihr krank werdet, wenn die Mutter Noth leiden sollte, dann geht hin, holt euch, so viel ihr bedürfet; der König ist reich genug; er wird es nicht einmal merken, daß ihm etwas fehle."

„Wie?" rief der jüngere Sohn, Petisi, und sprang in die Höhe. „Du hast einen verborgenen Eingang zum Schatzhause? Wo? bitte, sage uns, wo!"

„Ich habe den Eingang nie benutzt", sagte der Vater, „und auch ihr sollt nur in der äußersten Noth, wenn keine andere Rettung sich euch darbietet, wenn — —."

„Aber wo? Lieber Vater, wo?" unterbrach ihn Petisi. —

„Auf der Südseite des Schatzhauses ist — von unten gezählt — in der dritten Reihe der Bilder, etwa in der Mitte der ganzen Länge, dargestellt, wie der König opfernd vor dem großen Osiri kniet. Hinter dem Throne Osiri's steht Isi, und hinter dieser ihre Schwester Nebthi. Der Stein, auf welchen diese Bilder gemalt sind, dreht sich um eine Achse. Drückst du stark auf das Bild der Nebthi, so giebt der Stein nach, und es entsteht eine Oeffnung in der Mauer, durch welche du bequem hineinsteigen kannst. Willst du den Zugang wieder schließen, so drückst du stark gegen das Bild des knieenden Königs und der Stein fügt sich wieder ein, daß es niemand — weder außen noch innen — entdecken kann. — Aber ihr müßt mir versprechen — gebt mir eure Hände — — —."

Der Alte sank wieder zurück. Das Sprechen und die Enthüllung seines Geheimnisses, namentlich der Gedanke an die möglichen Folgen, hatten ihn so sehr aufgeregt, daß er nicht fortfahren konnte. Er war so schwach, daß die Söhne ihre Mutter herbeiriefen. Aber trotz aller Bemühungen war es nicht mehr möglich, ihn wieder aufzurichten. Er lallte nach einiger Zeit noch einmal: „Versprecht mir — — — Nebthi", dann entschlief er, um nimmer zu erwachen.

Noch an demselben Tage eilte Petisi nach der Südseite des Schatzhauses, suchte das verheißungsvolle Bild auf und stand lange sinnend davor. Aufgeregt, träumend, zerstreut kehrte er nach Hause zurück, und kein Tag verging seitdem, daß er nicht hingegangen wäre, die Stelle wieder und immer wieder

aufzusuchen, welche ihm den Eingang zu den unermeßlichen Schätzen des Königs öffnen sollte.

Nur mit der größten Anstrengung konnte er seine Begierde bemeistern, bis die Wochen der Trauer, die Feierlichkeiten der Beisetzung des Vaters vorüber waren. Aber kaum war die Leiche in ihre ewige Wohnung gebracht, so trat Petisi mit funkelnden Augen vor seinen älteren Bruder hin und fragte: „Ptahmai, wollen wir diese Nacht in das Schatzhaus des Königs gehen?"

Entsetzt erwiderte Ptahmai: „Möge uns Osiri behüten und bewahren! Wir wollen ehrlich bleiben. Denke an die Rechenschaft!" —

„Ich will ja nichts nehmen. Aber sehen möchte ich nur die Schätze einmal. Das Sehen ist nicht verboten."

Nach einem Augenblicke der Ueberlegung sprach ermahnend Ptahmai: „Weißt du nicht, was unser Vater gesagt hat? Nur wenn wir in größter Noth wären, wenn die gute Mutter darben sollte, dürften wir etwas nehmen."

„Thor", rief Petisi, „es ist ja nicht die Rede von Stehlen, sondern von Sehen. Davon kommt nichts vor in dem Bekenntnisse, daß du einst vor den Richtern der Unterwelt sprechen mußt. Da heißt's: „Ich habe nicht gemordet; ich habe nicht den Befehl gegeben, zu morden; ich habe nicht die Ehe gebrochen; ich habe nicht gestohlen; ich habe nicht Wucher getrieben; ich habe nicht das Maß der Elle verfälscht; ich habe nicht das Gewicht der Wagschale verkleinert; ich bin kein Heuchler gewesen; ich habe nicht geflucht", u. s. w. Kannst du deine Bekenntnisse nicht mehr? Sage sie doch her, alle zweiundvierzig; heißt eines davon: „Ich habe nicht des Königs Schätze gesehen?" Du bist doch ein rechter Thor!" Ptahmai ging stillschweigend und kopfschüttelnd weg; er wußte nicht, was er seinem Bruder antworten sollte, und doch grauete ihm vor dem Besuche in dem Schatzhause.

Petisi versuchte es im Laufe des Tages noch einige Male, seinen Bruder für den Plan zu gewinnen; da ihm dieser aber immer kein Gehör schenkte, begab er sich bald nach Mitternacht, als Mutter und Bruder in tiefem Schlummer lagen, mit einer Leiter und einer kleinen Laterne allein auf den Weg nach dem Königspalaste.

Die Laternen waren seit uralten Zeiten in Aegypten bekannt. Am Feste der Göttin Net wurde bekanntlich das ganze Land mit bunten Laternen illuminirt, und tausend Kähne, geschmückt mit farbigen Lichtern, belebten in der Festnacht den heiligen Strom. Im übrigen bediente man sich kleiner Oellämpchen, welche auf hohe Lampenständer gesetzt wurden. (Siehe S. 176.) —

Die Wachen standen vorn am großen Portale nach Osten zu. An der Südseite herrschte Todtenstille, tiefe Finsternis. Ohne von jemand bemerkt zu werden, kam Petisi zur Stelle. Er hatte nicht erst nöthig, nach dem Bilde zu suchen; er hatte längst und wiederholt nach Schritten abgezählt, wo er die Leiter anstellen mußte. Zitternd hielt er sie fest; zitternd stieg er hinauf. Hier, hier war das Bild des großen Osiri. Welche feierlich ernste Miene! Auch Petisi mußte dereinst vor ihn treten und Rechenschaft ablegen! Aber er wollte ja nichts Böses thun, wollte ja nur sehen. Und dennoch — warum klopfte ihm das Herz so ängstlich? Warum konnte er das strenge Antlitz des

heiligen Osiri nicht anblicken? — Weg, weg — hier steht Isi und hier ihre Schwester Nebthi — ein Druck — leicht und geräuschlos dreht sich der Stein. In fieberhafter Aufregung steigt Petisi in die Oeffnung, setzt sich, zieht die Leiter nach, läßt sie innen wieder herab, schließt seinen Eingang, steigt hinunter — „Hathar (Göttin der Finsternis, S. 164) sei mir gnädig!" stöhnt er — jetzt steht er unbemerkt und in Sicherheit im Schatzhause des Königs!

Wenn nur das Laternchen mehr Licht verbreitet hätte! Aber halt, da stehen ja große, kostbare Lampengestelle, und die Lampen selbst stehen noch darauf; man braucht sie nur anzuzünden. — So! jetzt ist es hell in dem Saale! Ah! Solche Pracht, solche Herrlichkeiten hatte Petisi nicht erwartet! Rundum Tische von wohlriechendem Cedernholze, und auf den Tischen und in den Kästen Reichthümer ohne Maß und Zahl! Hier liegen Bündel Goldstangen, wie man draußen am Nil die Bündel Schilfrohr liegen sieht. Hier sind Vasen und Trinkgefäße jeder Größe und Gestalt von Gold und Silber. Die feinsten Arbeiten in Edelsteinen — Figuren in Bronze — kostbare Urnen in Glas und gemaltem Porzellan — ganze Becken voll goldener Ringe — die brillantesten Emaille-Arbeiten — Statuetten von Gold und täuschend nachgemachten Edelsteinen — silberne Körbe mit noch unverarbeiteten Edelsteinen, Granaten, Karneol, Heliotrop u. s. w. — Korallen, Elefantenzähne, Straußfedern und Straußeier, Ebenholz, Pantherhäute — silberne Stangen und silberne Ringe — Säcke voll Goldstaub — fremde Waffen, mit Gold und Edelsteinen ausgelegt — Ketten, Armringe und breite Halskragen, von Gold und Juwelen zusammengesetzt — wer vermag alle die Herrlichkeiten aufzuzählen!

Wie im Traume wandelte Petisi zwischen diesen Schätzen umher. Plötzlich aber überfiel ihn eine unaussprechliche Angst. Wie leicht konnte er durch eine vorbeiziehende Streifwache entdeckt werden, wenn er das Schatzhaus verließ! Schnell löschte er die Lampen, nahm eine Hand voll goldener Ringe zu sich und eilte weg. Als er die Mauer öffnete, sah er zu seinem Schrecken, daß bereits die Morgendämmerung angebrochen war; doch kam er ungesehen nach Hause, und auch Mutter und Bruder hatten seine Abwesenheit nicht bemerkt.

Wohl aber bemerkten sie eine peinliche Unruhe, von welcher er den ganzen Tag geplagt wurde. Er hatte nirgends Ruhe noch Rast, hörte oftmals nicht, wenn die Mutter zu ihm sprach, sprang wie aus einem tiefen, schweren Traume plötzlich in die Höhe und eilte dann flüchtigen Fußes hinweg. Zehnmal trieb ihn die Angst an diesem Tage nach der Südseite des Schatzhauses; zitternd blickte er hinauf nach dem Bilde der Nebthi, ob der Stein gut eingefügt sei, ob man nichts bemerken könne. Dann sah er sich wieder nach allen Seiten um, ob ihn niemand beobachte. Standen einige Leute auf der Straße beisammen und unterhielten sich, so schlich er zagend hinzu und horchte, ob sie nicht sprächen von dem Diebstahle, der in verflossener Nacht an des Königs Schätzen verübt worden, und daß man dem Diebe schon auf der Spur sei. Kam er nach Hause, so war seine erste Frage, ob niemand dagewesen, ob niemand nach ihm gefragt habe, ob er nicht gesucht worden sei.

Petisi fühlte die Qualen eines bösen Gewissens. Erst am folgenden Tage ward er etwas ruhiger. Und da niemand nach ihm forschte, ließ er es

sich wohl sein, holte sich später wieder Geld und überredete endlich auch seinen Bruder Ptahmai, daß dieser sich ihm anschloß und gemeinschaftliche Sache mit ihm machte. Der Mutter wurde Alles verheimlicht. Sie glaubte ihre Söhne bei der Arbeit, wenn sie dem Vergnügen nachjagten; sie hielt für ehrlichen Verdienst, was gestohlenes Gut war; und während sie nachts für ihre Kinder betete, schlichen diese sich fort und gingen ihrem Diebesgeschäfte nach.

Anfangs begnügten sie sich, Geld — also goldene Ringe — zu nehmen, und damit konnten sie nicht leicht entdeckt werden; der König hatte unendliche Reichthümer, und die Brüder mußten es schon sehr stark treiben, wenn er merken sollte, daß ihm etwas fehle. Aber selbst dann waren sie noch nicht verrathen. Sie konnten goldene Ringe ungescheut und offen ausgeben; niemand sah es ihnen an, daß sie gestohlen waren. Aber bald ließen sich Ptahmai und Petisi nicht mehr an dem Gelde genügen, sondern griffen nach kostbareren Dingen; sie nahmen geschnittene Edelsteine, Arm- und Beinringe, aus kostbaren Perlen zusammengesetzt, und andere Pretiosen von unglaublichem Werthe. Diese Schmuckgegenstände wurden dann in der Hauptstadt oder auch auswärts verkauft, und der Erlös ward verjubelt.

Ramessu merkte anfangs nichts. Aber da die Diebe immer kecker wurden, konnte die Sache doch nicht länger verborgen bleiben.

Eines Tages weilte der König lange vor einem der Tische, auf welchem seine Kleinodien ausgebreitet lagen; wie in einen Traum versunken stand er da; plötzlich wandte er sich zu seinen Begleitern um und sprach: „Meine Freunde, schon seit längerer Zeit kommt es mir vor, als fehle bald hier, bald da etwas von meinen Schätzen; ich habe bisher immer geglaubt, es sei das eine Täuschung, aber nun weiß ich's gewiß, ich bin bestohlen." — Lächelnd erwiderte einer der vertrauten Räthe: „O König, daß du hier bestohlen werdest, ist rein unmöglich. Du mußt dich wohl irren, denn wo keine Möglichkeit ist, ist auch keine Wirklichkeit."

Ramessu schwieg einen Augenblick verlegen, dann antwortete er mit Heftigkeit: „Meine Augen täuschen mich nicht. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich weiß, daß es ist." — Dann trat er noch vor einige Tische, warf prüfende Blicke hierhin und dahin und verließ schweigend den Saal.

Oft sprachen seine Begleiter noch im Laufe des Tages von dem Vorfalle; allein sie waren alle fest überzeugt, daß sich der König irre, weil es unmöglich sei, in das Schatzhaus einzubrechen. Am folgenden Morgen nahm er sie aber wieder mit und ging geraden Weges auf die Tische zu, welche er am Tage vorher besonders angesehen hatte. Auf dem ersten war Alles noch in bester Ordnung; auf dem zweiten auch; aber nicht so auf dem dritten. Da bemächtigte sich seiner eine furchtbare Aufregung. Vor Zorn zitternd, rief er denjenigen seiner Räthe, welcher ihm gestern widersprochen hatte: „Komm hierher, Amenhotep! Was sagst du nun? Gestern lag neben diesem Becken mit Ringen ein Halskragen aus goldenen Siegesgeiern und Perlen von Karneol und Heliotrop. Wo ist er nun!?" — Amenhotep sah sich um, blickte rechts und links auf die nächsten Tische, sah auf dem Boden nach, dann antwortete er ruhig: „Irrthum ist des Menschen Theil, o Sohn der Sonne; und auch du bist ein Mensch."

Schon wollte Ramessu seinem Zorne freien Lauf lassen, da unterbrach ihn ein alter, vielerfahrener Diener der Krone: „Erlaube, o König, daß wir überall nachsehen, ob sich nicht entdecken läßt, wo und wie ein Dieb zu deinen Schätzen kommen kann." — Es wurden die Lampen zur Hand genommen, Leitern herbeigeholt, man untersuchte Decke, Wände, Boden — nirgends eine Lücke, eine Oeffnung, nirgends die geringste Spalte. Man untersuchte die Thür — das Schloß, Alles in Ordnung, Alles fest und sicher!

„Erfülle auch mir eine Bitte", sprach nun Amenhotep, als Alle rathlos um den König standen. „Laß deine Schreiber kommen und ein genaues Verzeichnis aller dieser Schätze machen. Laß die Tische nummeriren und sorgfältig aufschreiben, was und in welcher Ordnung Alles hier auf den Tischen und in den Laden liegt. Denn was geschrieben ist, das ist geschrieben."

Der König befolgte den Rath; die Ringe wurden gezählt, die Säcke mit Goldstaub gewogen, Alles wurde notirt, und als das Verzeichnis unter seinen Augen angefertigt war, nahm er es mit sich, in der Absicht, gleich am folgenden Tage schon den Zweifler zu überführen.

Aber — es fehlte nichts, und am nächsten Morgen wieder nichts und wieder nichts. Amenhotep lächelte und sprach: „Irrthum ist des Menschen Theil." Ramessu aber lachte nicht, denn der kostbare Halskragen war verschwunden und blieb verschwunden. Darum ward der König auch nicht müde, ging täglich in der Frühe des Morgens in sein Schatzhaus und hoffte immer noch, den Ungläubigen zu überzeugen. — Endlich, nach Wochen gelang ihm dieses. Denn wieder war ein auffallender Diebstahl bemerkbar, der nun durch das geschriebene Verzeichnis Aller Augen klar vorlag. Triumphirend blickte der König um sich; Amenhotep aber stürzte zu seinen Füßen und flehte: „Verzeihung, o Sohn der Sonne, Verzeihung!"

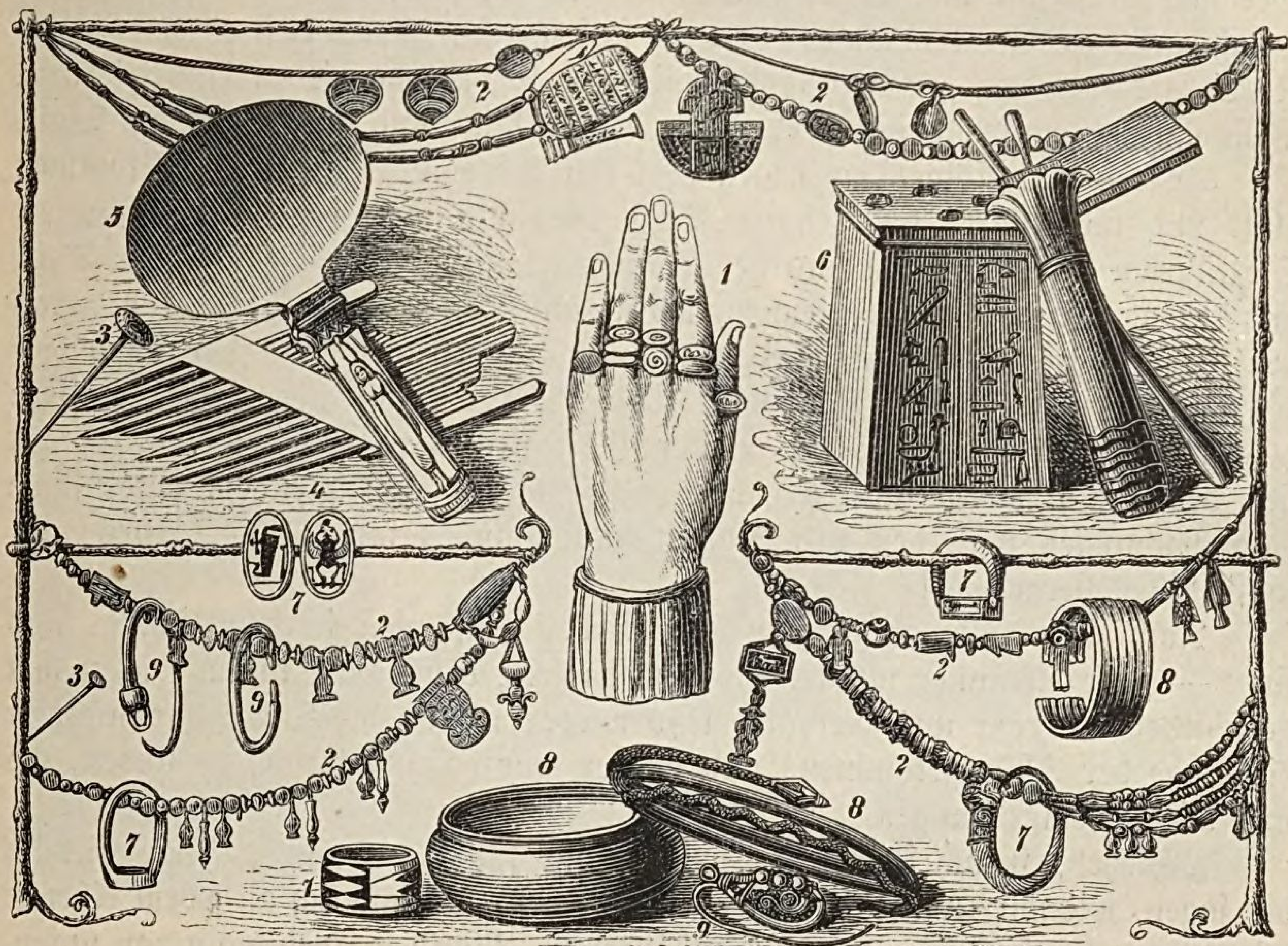
„Amenhotep", sprach Ramessu, „du hast mir gesagt: Wo keine Möglichkeit ist, kann auch keine Wirklichkeit sein. Ich aber sage dir: Wo die Wirklichkeit ist, da muß die Möglichkeit sein. — Stehe auf!"

„Höre mich, höre mich!" antwortete jener. „Du hattest Recht, du sahest schärfer als ich; aber ich gelobe dir nun, den Dieb zu entdecken; ich will meinen Fehler wieder gut machen und will den Verbrecher in deine Hände liefern. — Sieh, Eines steht fest: der Dieb kann nicht durch Decke, Wände oder Fußboden, er muß durch die Thür gekommen sein. Und da ist wieder nur Zweierlei möglich: entweder Einer von uns, die wir mit dir hier eintreten, ist der Dieb, oder irgend ein Anderer schleicht sich nächtlicher Weile mit falschem Schlüssel herein und weiß die Wache zu täuschen. Also bitte ich dich: nimm uns nicht mehr Alle mit, wenn du das Schatzhaus besuchst; laß dir nur von einem Einzigen, dessen du ganz versichert bist, die Lampe tragen, und zweitens: versiegele den Eingang. Dann ist jeder weitere Diebstahl unmöglich, und mir überlaß es, den Verbrecher ausfindig zu machen. Wir Alle aber beobachten das tiefste Stillschweigen über das Vorgefallene."

Daß einer der Räthe des Königs im Beisein dieses Letzteren etwas entwenden sollte, war gar nicht denkbar, denn bei der wenigen Kleidung, die sie trugen, konnten sie ja nichts verbergen und hätten das Gestohlene geradezu

vor den Augen des Königs in den Händen hinaustragen müssen. Auch hatte Ramessu nicht den geringsten Verdacht gegen seine Begleiter; allein er ging doch auf den Vorschlag Amenhoteps ein, denn er selbst war rathlos.

„Wohl“, sprach er nach einigem Bedenken, „ich will deiner Meinung folgen, und du selbst sollst Der sein, welcher mich künftighin allein begleitet.“



Altägyptische Schmuckgegenstände.

1. Wie die vornehmen Damen ihre Ringe trugen. 2. Halsschmuck. 3. Nadeln. 4. Kämme. 5. Spiegel. 6. Büchse mit Farbe zum Schwärzen der Augenbrauen. 7. Ringe. 8. Armbänder. 9. Ohrringe.

Alles wurde noch einmal nachgesehen, die Diebstähle wurden auf dem Verzeichnisse bemerkt, dann verschloß der König den Eingang und versiegelte ihn eigenhändig mit seinem königlichen Siegel. Amenhotep schlich von einem Goldschmiede und Juwelenhändler zum andern und fragte, ob er nicht einen schönen Halskragen bekommen könne. Es wurden ihm viele, zum Theil sehr kostbare vorgelegt, aber der vermißte war nicht dabei. Die Diebe waren schlau genug gewesen, den Kragen zu zertrennen, die Perlen allein zu verkaufen und die kleinen goldenen Siegesgeier einzeln hier und da, zum Theil sogar in benachbarten Städten, zu verwerthen. Was sie in der verflossenen Nacht gestohlen hatten, war noch in ihren Händen.

Amenhotep ermüdete nicht in seinen Nachforschungen. Doch vergebens. Nur das Eine schien erreicht zu sein, daß nicht aufs neue gestohlen werden könne. Aber selbst das war nicht erlangt, denn als Ramessu nach einigen Wochen mit seinem Begleiter wieder einmal in das Schatzhaus trat — das Siegel war unverletzt wie immer — blieb er starr vor Schrecken stehen: zwei kostbare

Porzellanvasen waren verschwunden, und ein Becken mit Goldringen war rein ausgeleert.

„Was nun? Amenhotep, jetzt hilf! — Also kommt der Dieb doch nicht durch die Thür herein! Aber durch die Mauersteine kann er auch nicht kommen! — Ich lasse dir vollkommen freie Hand; thue, ordne an, befiehl, was du willst, aber hier verschaffe mir Licht, fange mir den Spitzbuben!" — Amenhotep sprach anfangs kein Wort und überlegte still für sich; dann ließ er den Boden des Saales mit dem feinsten Sande bestreuen, so daß man jeden Fußtritt darin sehen mußte, entfernte sich wieder mit dem Könige und versiegelte die Thür.

An den nächstfolgenden Tagen fand sich der Sand stets noch vollkommen glatt und unberührt; am zehnten Tage aber sah man deutliche Fußtapfen. Sie führten im Saale hin und her, kamen gar nicht in die Nähe der Thür und ließen durchaus nicht erkennen, wo sie anfingen und wo sie endeten; trotz der sorgfältigsten Untersuchungen war nicht zu erkennen, wo der Dieb eingedrungen war. Rathlos stand der König; Amenhotep aber sagte gelassen: „Es war die erste Probe; ein zweiter Versuch gelingt vielleicht besser." Er ließ den Sand wieder glatt streichen und setzte mit stets gleichem Eifer seine Nachforschungen nach den entwendeten Gegenständen fort. — — Alles umsonst, Alles vergebens!

Nach einem Monate zeigten sich wieder Fußtapfen in dem Saale, und siehe — zwei Männer mußten da gewesen sein, denn die Spuren waren von verschiedener Größe und Gestalt. Und wieder waren die Diebe gar nicht in die Nähe der Thür gekommen, und wieder war es unmöglich, zu finden, wo und wie sie eingedrungen.

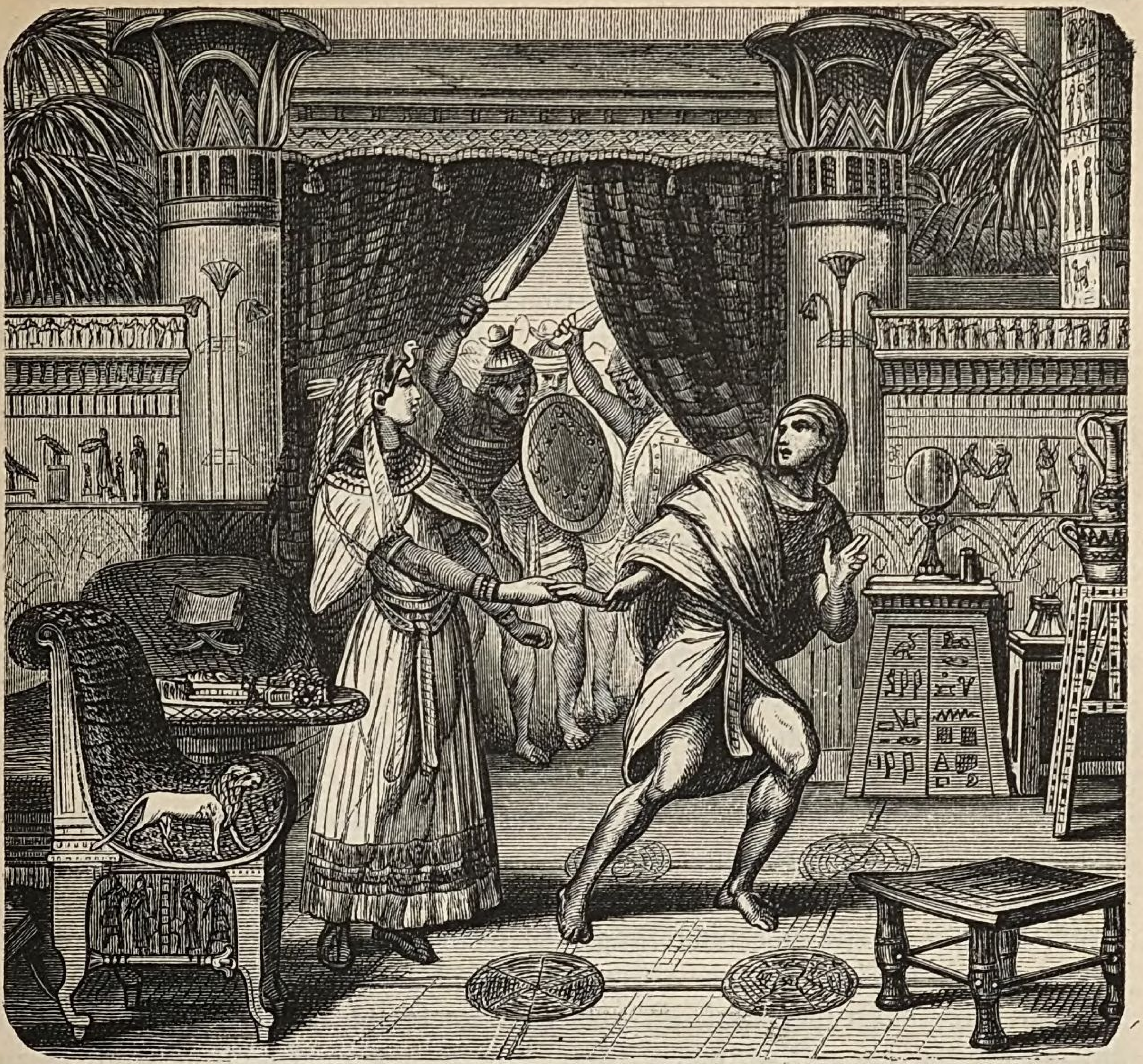
„Siehe", sprach Ramessu, „alles das führt zu nichts. Nun will ich dir sagen, wie wir zum Ziele kommen: Von heute an lasse ich an jedem Abende zehn Mann Keulenträger in den Saal sperren. Mag der Dieb dann von unten, oder von oben, von rechts, oder von links kommen — die werden ihn packen und festhalten. Lasse den Sand nur wieder wegbringen."

„Erlaube deinem Diener", erwiderte Amenhotep, „anderer Ansicht zu sein. Wenn du es machst, wie du soeben gesagt, dann weiß in zwei Tagen die ganze Stadt dein Geheimnis, und die Diebe müßten sehr dumm sein, wenn sie kämen, so lange du deine Kriegsleute in dem Saale aufgestellt hast."

„Aber wir müssen sie packen; sie müssen auf der That ertappt werden."

„Da giebt es noch ein anderes Mittel", sagte Amenhotep und ließ ganz ins Geheim von dem königlichen Waffenschmiede große metallene Fallen anfertigen, welche, ähnlich unseren heutigen Fuchsfallen, so eingerichtet waren, daß sie mit großer Gewalt zufuhren, wenn auf sie getreten wurde. Nachdem er sich nun noch von dem Waffenschmiede das Gelübde unverbrüchlichen Schweigens hatte ablegen lassen, wurden die Fallen vor den Tischen im Schatzhause an den Boden fest geschraubt, geöffnet und mit ganz leichten Teppichen bedeckt.

Ramessu konnte nicht schlafen vor Erwartung. Aber er mußte Geduld lernen, denn die Diebe kamen nicht in jeder Nacht, und wenn er morgens nachsah, waren Schätze und Fallen unberührt.



Bertreri empfängt die Todtenhand. (S. 253.)

2. List über List.

Die Falle. — Ein Mann ohne Kopf. — Der verlorene Sohn. — Vor dem Bilde des Vaters. — Guter Wein. — Ramessu's Plan. — Täuschung. — Die Hochzeit.

Die Söhne des verstorbenen Baumeisters hatten unterdessen in Lust und Freuden gelebt; ihr Gewissen hatten sie für einige Zeit beruhigt, sich und der Mutter gute Tage gemacht. Sie vergaßen, daß es leicht über Nacht anders werden könne, und dachten nicht an Schande und Strafe und nicht an die Rechenschaft in der Unterwelt vor dem Throne des großen Osiri.

„Ptahmai", sagte Petisi zu seinem Bruder, als Beide einst spät nach Mitternacht von einem Trinkgelage heimkehrten, „unser Reichthum ist wieder zu Ende, wir müssen heute noch Geld holen."

„Es ist zu spät", meinte der ältere Bruder. „Die nächste Nacht ist auch Zeit dazu."

„Nein", entgegnete Petisi, „ich will morgen die große Wasserfahrt auf dem Flusse mitmachen und habe nur noch einen einzigen Ring. Wenn wir eilen, können wir noch Leiter und Licht holen, in das Schatzhaus gehen und

doch vor der Morgendämmerung wieder daheim sein.“ Ptahmai machte noch einige Einwendungen, wollte aber am Ende seinen Bruder doch nicht allein gehen lassen, obwohl die Zeit schon sehr vorgerückt war, und so gingen sie mit einander.

Leicht hatte sich der Stein gedreht, Nebthi den Eingang gewährt — Ptahmai saß noch oben in der Lücke, Petisi stieg bereits innen die Leiter hinab — — ein herzzerreißender, gellender Schrei durchtönt den weiten Saal. „O, Bruder, Bruder, ich bin verloren“, jammert Petisi, von furchtbarem Schmerze gepeinigt. Er ist auf eine Falle getreten, und diese ist mit schrecklicher Gewalt zuzefahren und hat ihm von beiden Seiten, mitten zwischen Knie und Ferse, ihre scharfen metallenen Zähne ins Fleisch gehauen. Bei der geringsten Bewegung ist er in Gefahr, sich das Fleisch von den Knochen zu reißen; die Falle ist auch so stark, daß sie der Bruder nicht öffnen kann; ja dieser schwebt noch in steter Gefahr, selbst in gleicher Weise gefangen zu werden. Bald hatten Beide ihre Lage klar erkannt. Ptahmai hatte vorsichtig die Teppiche weggezogen, und während sein Bruder dumpf stöhnte und ächzte, kniete er neben ihm und arbeitete sich beim Scheine der Lampe in fieberhafter Anstrengung ab, mit einem Messer, das er zufällig bei sich trug, die Schrauben der Falle aus dem Boden zu lösen.

Krach! Die Spitze des Messers bricht ab. Ein Strom von Thränen dringt aus Ptahmai's Augen. Verzweiflungsvoll ringt er die Hände.

Petisi hatte seine Fassung wieder erlangt. „Lieber Bruder, es dämmert“, sprach er, „du darfst hier nicht länger verweilen. Du kannst mich nicht mehr retten; für mich ist die Stunde gekommen, da ich meinen Lohn empfangen soll. Verzeih' mir, o Bruder, daß ich dich zum Diebstahl verführt habe, und sei unserer Mutter ein guter, treuer Sohn. An sie und an dich ist jetzt allein zu denken; euch vor der Schande zu bewahren, giebt es nur ein Mittel. Nimm dein Messer, schneide mir den Kopf ab und trage ihn weg, dann ist wenigstens der Name des Vaters nicht befleckt und die Ehre der Mutter gerettet.“

Ptahmai wollte natürlich nicht einwilligen; allein Petisi überzeugte ihn, daß dies der einzige Weg sei, zu retten, was überhaupt noch gerettet werden könne.

Umgeben von den Schätzen des Königs, bei dem unsicheren Scheine des flackernden Lämpchens, verrichtete Ptahmai das grause Werk. Das Haupt seines unglücklichen Bruders war das einzige Kleinod, das er heute aus dem Schatzhause des reichen Ramessu mit hinwegnahm.

Am andern Morgen kam der König, wie gewöhnlich, nachzusehen. Kaum fiel der erste Lichtstrahl in den weiten Saal, da entdeckte auch schon Ramessu's forschendes Auge im Halbdunkel die menschliche Gestalt an der südlichen Wand.

„Da ist er! Da ist er!“ schrie der König laut und sprang mit vorgestreckten Armen auf den Gefangenen zu, als könne ihm dieser noch entgehen. „Ich hab' ihn! Ich hab'“ — — Vor Schrecken konnte er nicht weiter sprechen; er stand wie gelähmt. Entsetzt stöhnte er: „Ein todter Mensch!“

„Ein Mann ohne Kopf“, wiederholte Amenhotep, der nun auch hinzugetreten war. Als sich Beide wieder einigermaßen gefaßt hatten, begann der

Letztere seine Untersuchung. Er sah, wie die Teppiche weggelegt waren, er entdeckte die Versuche, die Falle loszuschrauben: so enträthselte sich Alles, Alles ward klar — nur das Eine nicht, wie der eine Dieb mit dem Kopfe des andern hinausgekommen. Der geheime Eingang zu dem Saale ließ sich nicht finden.

Auf Amenhoteps Rath wurde nun in der Mitte der äußeren Seite des Schatzhauses fünfzehn Fuß hoch vom Boden ein großer Haken eingeschlagen. Der Leichnam wurde aus der Falle genommen und mit einer Schnur, die man ihm unter den Armen durchzog, an diesem Haken aufgehängt. Kriegsleute wurden an dieser Seite des Palastes aufgestellt und erhielten Befehl, jeden sogleich zu ergreifen, der bei dem Anblicke der Leiche in auffallender Weise erschrecke, weine und klage.

Und dieser Plan war gar nicht übel. Die Vorübergehenden blieben staunend stehen; wem sie begegneten, dem erzählten sie die schreckliche Neuigkeit. Nun lief alle Welt hin, mit eigenen Augen zu sehen. „Warst du heute schon am Schatzhause?" rief der Freund dem Freunde zu. „Frau, was ist vorgegangen!" sprach der Mann, wenn er heim kam. Bis zur Mittagsstunde wußte die ganze Stadt die Schauergeschichte, und Tausende und Tausende waren alle selbst dort gewesen.

Aber wer war der Verbrecher? Wie hieß er? — Er trug das gelbe Gewand um die Lenden, wie jeder Andere; weitere Kleidungsstücke hatte er nicht, der Kopf fehlte — da war jedes Rathen vergeblich und überflüssig.

Nun meinte Amenhotep, die Freunde, Angehörigen, Helfershelfer des zur Schau gehängten Diebes würden gewiß auch kommen, und weder seinen Kindern, noch seinen Eltern, noch seinem Weibe werde es möglich sein, sich so zu beherrschen, daß man nicht ihre Theilnahme erkenne. Auf diese Art seien dann auch die Mitschuldigen zu ermitteln. Allein Petisi's Mutter wußte nicht um das Verbrechen ihres Sohnes. Neugierig lief sie hin und sah, ohne zu ahnen, wer der Todte sei. Hätte sie ihr Kind in ihm erkannt, dann wäre ihr Schmerz gewiß Allen auffallend geworden; aber sie hatte nicht die entfernteste Ahnung von einem solchen Unglück.

Als ihr Jüngster nicht, wie sonst, ihr den Morgengruß brachte, fragte sie: „Ptahmai, wo ist dein Bruder? — „Er läßt dich grüßen; er ist schon sehr frühe auf die Arbeit und wollte dich nicht wecken." — Als er aber auch nicht beim Mittagsbrote erschien, und Ptahmai, verlegen um eine Ausrede, stotternd hervorbrachte, er wisse nicht, wo sein Bruder sei, da überfiel die Mutter namenlose Angst.

„Kind", rief sie händeringend, „was ist vorgegangen? Ist deinem Bruder ein Unglück zugestoßen? Warum bist du so unstet und unruhig? Du läufst den ganzen Morgen hin und her; du siehst verstört aus; du gehst mir aus dem Wege; du kannst mich nicht anblicken! Wo ist Petisi?"

Aber Ptahmai enteilte seiner Mutter und suchte, die Felder durchstreifend, draußen die Ruhe, die er daheim nicht haben, die er nirgends finden konnte. Die Mutter lief zu den Verwandten, Freunden, Bekannten und fragte nach ihrem Sohne; — er hatte die Nacht in lustiger Gesellschaft zugebracht, war mit seinem Bruder heimgegangen — weiter wußte niemand etwas.

Gegen Abend kam Ptahmai wieder nach Hause. Da faßte ihn die trostlose Mutter an der Hand und führte ihn in ihr Schlafkämmerlein. Hier stand eine aus Holz geschnitzte, bunt bemalte Figur in Mumiengestalt, welche ihren verstorbenen Mann vorstellen sollte. Vor dieser stand ein kleiner, runder Altar, auf welchen sie an jedem Morgen dem theuren Geschiedenen zu Ehren einige Tropfen Wein goß, wobei sie still ein frommes Gebet sprach.

Vor diesem Altare mußte nun Ptahmai niederknieen, und die Mutter forderte ihn auf, vor dem Bilde seines Vaters zu bekennen, was aus seinem Bruder geworden sein. Jetzt konnte der Sohn nicht länger widerstehen. Aber so vorsichtig er auch in seinem und seines Bruders Sündenbekenntnis war, so behutsam er auch die Worte wählte — das war doch mehr, als das Herz der Mutter ertragen konnte. Mit einem Schrei des Entsetzens sank sie regungslos neben dem Altare nieder. Sie hatte sich gefaßt gemacht auf ein großes Unglück, sie hatte an den Tod ihres Jüngsten gedacht, sie erwartete das Schrecklichste: aber — ihre Kinder Diebe, Ptahmai seinen Bruder enthauptet, Petisi an der Mauer hängend — das war zu viel!

Als die unglückliche Witwe wieder zur Besinnung kam, versank sie in stummen Schmerz. „Morgen in der Frühe", sprach sie mit tonloser Stimme, „gehe ich zum Könige und hole mir mein Kind."

Vergebens stellte Ptahmai ihr die Schande vor, Mutter eines Diebes zu sein; er sagte ihr, was für eine Strafe seiner als des Mitschuldigen harre; er zeigte ihr, wie sie ja nichts gewinnen, sondern nur verlieren könne; — Alles umsonst! Auf alle Vorstellungen gab sie zur Antwort: „Ich will mein Kind haben."

„Nun wohl", rief Ptahmai, ich werde dir es verschaffen, und sollte mich's auch Leben und Ehre kosten!"

Es war schon spät am Abend; die neugierigen Gaffer hatten sich längst verlaufen; die starke Wachtmannschaft am Schatzhause war in ihre Kaserne zurückgekehrt, und nur zwei schwer bewaffnete Krieger standen noch bei der Leiche, damit diese nicht während der Nacht gestohlen werde. Da kam ein junger Mann vorbei, der zwei mit Weinsäcken beladene Esel vor sich her trieb. Es war Ptahmai.

Fässer unserer Art hatten die Aegypter nicht. Im Keller bewahrten sie den Wein in hohen irdenen Gefäßen, die oben mit einer Blase zugebunden waren; für den Transport wurde der Wein in große lederne Säcke gefüllt.

Als Ptahmai ganz in der Nähe des Postens war, löste er unbemerkt die Schnur an dem einen Sacke und schrie laut auf: „O, Isi und Osiri, mein Wein läuft mir fort!" Schnell sprangen die beiden Kriegsleute hinzu, hielten ihre Helme unter, fingen den Wein auf und ließen sich ihn trefflich schmecken. Aber Ptahmai schalt sie und wollte sie wegjagen.

„Du bist ein sonderbarer Mensch", sagte der Eine. „Ist es denn nicht besser, der Wein läuft in unsern Magen, als in den Staub? Für dich ist's doch einerlei."

„Ja", erwiderte der Eseltreiber, „es ist wahr. Aber helft mir nur schnell den Esel abpacken, damit ich noch retten kann, was zu retten ist; ich will euch gern nachher noch einen Schluck zukommen lassen."

Als der Sack wieder zugebunden war, fuhr Ptahmai fort: „Es ist nur gut, daß es gerade mein schlechtester Wein war. Jetzt will ich euch einmal ein anderes Tröpfchen zu versuchen geben." Und er ließ sie eine bessere Sorte kosten. „Ah", riefen Beide, „das läuft wie Feuer durch die Adern! Freund, noch ein paar Tropfen!"

„Ihr seid Nimmersatte!" sagte dieser lachend. „Aber kommt her! Wer weiß, wann ihr wieder einmal so etwas zu versuchen bekommt." Und er füllte jedem seinen Helm bis zur Hälfte mit starkem, betäubendem Weine; dann wünschte er ihnen eine gute Wache und trieb seinen Esel weiter.

„Es ist doch eine schöne Sache um den Wein", meinte der eine der Krieger, als er seinen Helm ausgeschlürft hatte.

„Ja", sagte der andere, „das ist eine köstliche Erfindung des großen Osiri. Aber ich bin so schläfrig, daß ich mich kaum mehr wach halten kann." Damit setzte er sich auf den Boden und lehnte sich bequem mit dem Rücken in die Nische der Mauer.

„Ja, ja!" gähnte jener. „Weißt du was? Wir wollen abwechselnd ein Stündlein schlafen. Ein Mann ist genug für den Todten; der läuft nicht weg."

„Gut", sprach der Andere. „Laß mich nur zuerst schlafen, denn ich halte es nicht mehr aus; wenn du dann zu schläfrig wirst, so weckst du mich wieder." Einen Augenblick darauf lag der Sprecher schon in tiefem Schlafe.

Aber seinem Kameraden ging es nicht besser. Bald setzte auch er sich nieder, und ohne jenen geweckt zu haben, schlief er ebenfalls so fest ein, daß ihn nichts aus dem Schlafe zu bringen vermochte. — Nach einer Stunde erschien Ptahmai wieder, eine Leiter auf der Schulter. Er rüttelte, er schüttelte die Schläfer — sie regten sich nicht. Da stellte er die Leiter an, holte den Leichnam herab, und da die Beiden so gar unempfindlich waren, trieb's ihn, seinen Muthwillen noch an den armen Gesellen auszulassen.

Sie hatten die Helme neben sich am Boden liegen — und so schor er jedem die eine Hälfte des Kopfes kahl ab und entfernte sich dann, die harrende Mutter zu befriedigen. Als aber in der Frühe des Morgens etliche Leute des Weges kamen und die beiden Schläfer so zugerichtet sahen, blieben sie stehen und lachten laut auf. Darüber erwachte der eine, sah sich verwundert um, sprang dann erschrocken in die Höhe — auf dem Posten zu schlafen wurde ja streng bestraft; — da er aber seinen Kameraden anblickte und sah, wie der zur Hälfte kahl geschoren war, da konnte er wohl begreifen, warum jene so lachten, und er lachte aus vollem Halse mit, faßte den Schläfer am Ohr, zauste ihn, daß er schreiend aufwachte, und rief: „Mensch, wie siehst du denn aus!"

Kaum jedoch hatte dieser die Augen geöffnet, als er in das allgemeine Gelächter einstimmte, mit beiden Händen auf seinen Kameraden deutete und spöttisch fragte: „Willst du vielleicht Priester werden?" — Die Priester nämlich gingen mit kahlem Kopfe und mußten sogar die Augenbrauen sorgfältig abscheren. — So machten sich die Beiden über einander lustig, bis sie nach ihren

Köpfen fühlten und merkten, daß sie gleiches Schicksal getroffen hatte. Sie setzten beschämt ihre Helme auf und harreten mit Schrecken der Stunde, da sie abgelöst werden sollten — denn der Leichnam, den sie zu hüten hatten, war verschwunden. Auch erging es ihnen schlimm genug. Sie wurden vorläufig zur Untersuchung ins Gefängnis gesetzt und später zu harter Arbeit in den Bergwerken verurtheilt. Und der König? — Der war trostlos. Amenhotep jedoch sagte zu ihm: „Du siehst, o Sohn der Sonne, daß unsere List nicht hinreicht, den Dieb zu fangen; daß er unendlich listiger und gewandter ist, als wir. Uebrigens glaube ich nicht, daß er sich je wieder an deinen Schätzen vergreifen wird."

„Damit bin ich aber nicht zufrieden", rief Ramessu; „ich will den Dieb wissen und in meine Gewalt bekommen; ich will Den sehen und kennen lernen, der klüger ist als wir."

„Dann", erwiderte Amenhotep, „weiß ich nur ein Mittel: locke ihn durch Versprechungen an. Mit Gewalt bekommen wir ihn nicht, mit List auch nicht, also bleibt nur der Weg der Güte. Versprich ihm Straflosigkeit und noch ein großes Geschenk dazu, wenn er sich dir vorstellt; so wird er sicherlich kommen. — Ich rathe dir dieses nicht gern, denn das ist noch nicht dagewesen, so lange die Sonne unser Land bescheint, daß ein Verbrecher noch belohnt wird, aber ich sehe kein anderes Mittel, und ich muß sagen: ich möchte in der That auch den Menschen kennen lernen, der alle unsere Weisheit so zu Schanden macht." —

Der Plan wurde hin und her überlegt, reiflich besprochen. Kaum war eine Stunde verflossen, so zogen königliche Herolde mit Trompeten und Klappern durch alle Straßen, riefen das Volk zusammen und verkündeten laut des Königs Willen: „Da die Götter unsern Herrn und Gebieter, den mächtigen König Ramessu III., nicht mit einem Sohne und königlichen Prinzen gesegnet haben, er aber nicht weiß, wann und zu welcher Zeit er zur ewigen Ruhe in die westlichen Berge einkehren wird, Rechenschaft abzulegen vor Osiri dem Richter — so hat er in seiner Weisheit beschlossen, seine Töchter und königlichen Prinzessinnen zu verheirathen und den Anfang zu machen mit der reizenden, unvergleichlichen Bertreri (d. i. Rosenblüte). — Weil aber der König zu seinem Eidame den Weisesten und Klügsten auswählen möchte, so wird jeder, der sich solcher Eigenschaften rühmen kann, aufgefordert, sich einzufinden in den Gemächern der Prinzessin, um ihr rückhaltslos zu erzählen, was er an klugen Thaten verrichtet — es sei gut, oder verwerflich. Und wer ihr der Klügste unter Allen erscheint, dem wird sie alsogleich die Hand reichen. — Solches gebietet der Freund der Wahrheit, der Geliebte der Götter, der Herr des Volkes, der Sohn der Sonne, Ramessu III." — Staunend hörte dies die Menge. So etwas war noch nicht erlebt worden. Die Prinzessinnen waren nie anders, als an vornehme Räthe des Königs oder an große Feldherren, meistens an irgend einen ihrer Verwandten aus der Familie selbst, verheirathet worden. Jetzt sollte jeder, der klug und weise wäre, sich um die herrliche Bertreri bewerben dürfen!

Am Nachmittage erschien Amenhotep wieder vor dem Könige und fragte: „Hat deine Tochter schon Besuch gehabt?"

„Ja wohl! Es waren verschiedene treffliche Jünglinge da, wackere Leute, die mir als Schwiegersöhne schon genehm sein könnten, doch der Rechte war nicht dabei.“

„Vielleicht bist du selbst die Ursache davon, und er kommt gar nicht. Ich bin soeben einem der Ausrufer begegnet; aber was er verkündet, lautet ganz anders, als wir's ausgemacht hatten. Warum hast du die Stelle weggelassen, welche dem Bewerber Straflosigkeit zusichert, wenn vielleicht eine seiner Thaten vor dem Gesetze straffällig wäre? Und warum hast du den Schluß verändert? „Der soll sie zur Frau bekommen“ ist doch bestimmter als: „Dem wird sie die Hand reichen.“



Seltsames Erwachen.

„Eben deswegen!“ sprach Ramessu mit schelmischem Lächeln. „Sieh, ich habe dem Diebe eine Falle gelegt. In dem Zimmer neben meiner Tochter stehen zwanzig Mann der Leibgarde bereit. Kommt nun der Rechte, und hat er seine Erzählung beendet, so spricht Vertreri: „Hier hast du meine Hand“, und wenn er, wie natürlich, einschlägt, so hält sie ihn fest, stampft auf den Boden und ruft um Hülfe. Die Gardisten springen hinzu, fassen den Schelm — ich habe mein Wort gelöst, denn die Prinzessin hat ihm ja die Hand gereicht, der Spitzbube wird ins Gefängnis geworfen, ich lasse ihn verurtheilen und schicke ihn in die Bergwerke.“

„Das wirst du nicht thun!" entgegnete Amenhotep feierlich. „Das wirst du nicht thun, Ramessu! Der König von Aegypten legt seinen Unterthanen keine Falle; der Freund der Wahrheit täuscht und betrügt nicht; der Geliebte der Götter fürchtet ihren Richterspruch; der Herr des Volkes darf nicht erröthen vor dem Volke; der Sohn der Sonne ist lauter Licht und Klarheit, wie die Sonne selbst."

„Ich werde es thun!" eiferte Ramessu.

„Herr und Gebieter", sprach bescheiden Amenhotep, „du bist König und kannst thun, was du willst. Niemand darf dir's wehren; alle Welt muß dir dienen und gehorchen. Ich kann und darf dich nicht hindern in deinen Plänen; aber meine Pflicht ist es, dir zu zeigen, wenn du auf einem Irrwege bist; das muß ich thun, das ist meines Amtes! Bedenke: Du sprichst und gebietest, und wir sind deine Diener. Aber es kommt eine Stunde, da gebietest du nicht mehr, da bittest du, und das Volk ist Herr und entscheidet. Denke des Augenblicks, da dein todter Leib vor dem Eingange zu seiner ewigen Wohnung harrt, harrt der Erlaubnis, einzugehen. Wenn dann der Oberste der Todtenrichter hervortritt vor die versammelte Menge und spricht: „Volk von Aegypten! dein König Ramessu bittet um ein ehrliches Begräbnis", und wenn er dann auffordert zur Anklage — — fürchtest du nicht, daß die Verwandten dessen hervortreten werden, den du jetzt hintergehen willst? — Und wenn sie's nicht thun, was wird aus dir werden, wenn du vor dem großen Osiri stehst? wenn dein Herz auf die Wagschale gelegt wird?"

„Verlaß mich, Amenhotep!" sprach Ramessu finster. —

„Du hast zu befehlen, ich bin dein Knecht. Ich gehe und flehe zu allen Göttern, daß sie dich bewahren und behüten mögen vor jeder Sünde."

Amenhotep verließ den Saal. Der König war sehr aufgeregt. Der Gedanke an das letzte Gericht war ein furchtbarer. Und doch brachte er's nicht über sich, seinen Befehl zu widerrufen. Er dachte: „Wozu? Ich kann ja immer noch Verzeihung eintreten lassen." Wiederholt erkundigte er sich bei seiner Tochter — sie hatte noch jeden, nachdem sie Namen und Thaten aufgeschrieben, mit der Vertröstung entlassen müssen, sie wolle weiter zusehen und später ihre Wahl treffen, denn der Eine, auf den es abgesehen war, wollte sich nicht einfinden.

Bereits war es Abend geworden. Bertreri saß in ihrem Gemache, das in Dämmerung gehüllt war; sie ließ nachdenkend den Kopf auf die Brust sinken und sagte seufzend:

„Vergebens, vergebens hat mich der Vater als Lockspeise hingestellt! Er kommt nicht!"

Da eilt ihre Dienerin herein und verkündigt ihr, ein neuer Bewerber sei angekommen, und ehe noch die Lampen angezündet sind, ehe das Zimmer im Glanze der Lichter erstrahlt, rauscht der Vorhang der Thüre aus einander, und — in einen weißen Mantel eingehüllt — tritt ein junger Mann vor sie hin und verbeugt sich ehrfurchsvoll. Eine stattliche Figur! Ein schöner Mann! Schwarze, blitzende Augen!

Ein Wink der Prinzessin entfernt die Dienerin. Abermals verbeugt sich der Fremde demüthig bis zum Boden, dann blickt er um sich, ob er mit der Königstochter allein ist, thut einen Schritt vorwärts und spricht: „Auch ich wage es, allverehrte Prinzessin, vor dich zu treten, vor dich, die du schön bist, wie Nitakert. (S. 197.) Mögest du mir geneigtes Ohr leihen. Es ist mancherlei, was ich dir zu erzählen und deiner Beurtheilung vorzulegen habe. Denn erstens bin ich auf unsichtbaren Wegen in des Königs Schatzhaus gedrungen und habe ihm seine Kostbarkeiten entwendet."

Vertreri zitterte vor Aufregung an allen Gliedern; der Fremde blickte links und rechts um sich und erzählte ruhig weiter: „Zweitens habe ich meinem Bruder, der sich in einer Falle fing, den Kopf abgeschnitten und so die Nachforschungen des Königs unschädlich gemacht."



Rameſſu III. opfernd.

Vertreri streckte ihre Arme vor gegen den Erzähler und rief: „Du bist der Schlaueste. Deine Hand!" Aber dieser hatte beide Hände unter seinem Mantel verborgen, sah sich noch einmal um und fuhr fort: „Drittens habe ich den Leichnam meines Bruders entwendet, die Wachen eingeschläfert, ihre Köpfe kahl geschoren."

„Hier hast du meine Hand!" rief die Prinzessin lebhaft. „Du bist der Rechte!" Dieser brachte ruhig die eine Hand unter dem Mantel hervor. — „Viertens," sprach er — Vertreri faßte die dargebotene Rechte mit beiden Händen, stampfte auf den Boden, daß die goldbeschlagenen Sandalen laut klapperten, und schrie: „Herbei! Herbei!" — Viertens" — sprach jener gelassen, „habe ich die schöne Vertreri angeführt." Damit kehrte er sich um, ließ ihr seine Hand und rannte ohne Hand aus dem Zimmer und aus dem Palaste. In demselben Augenblicke stürzten die Garden mit geschwungenen Schwertern in das Gemach, Diener kamen mit Lichtern herbei, der König erschien und sah die Prinzessin halb ohnmächtig auf ihrem Sessel liegen, zwischen ihren zarten Fingerchen eine Menschenhand haltend.

Allgemeines Entsetzen! Allgemeines Grausen!

Als endlich Vertreri erzählt und wieder erzählt und jede Frage beantwortet hatte, standen Alle rathlos; — an eine Verfolgung war natürlich nicht mehr zu denken. Jetzt wurde Amenhotep wieder zum Könige beschieden.

„Heil dir, Sohn der Sonne", rief dieser, als er Alles erfahren; „die Götter haben dich vor einer schweren Sünde bewahrt! Ja, du bist in Wahrheit der Liebling der Götter! Lob und Ehre und Preis sei ihnen dafür in Ewigkeit!"

„Amenhotep, mein Freund“, sprach der König tief ergriffen, „ich will dir nun folgen.“ — Und am andern Morgen gingen die Ausrufer wieder mit Trompeten und Klappern durch die Stadt und verkündeten Folgendes:

„Also spricht der Sohn der Sonne, der König Ramessu:

„Von allen Bewerbern um die Hand meiner Tochter, der königlichen Prinzessin Bertreri, hat sie den Vorzug gegeben dem, der in der gestrigen Abendstunde bei ihr gewesen und seine Hand bei ihr zurückgelassen hat. So ernenne ich ihn denn hiermit zu meinem Kinde und Schwiegersohn, mache ihn zum Gemahle der Prinzessin Bertreri und gelobe ihm vor allem Volke Geheimhaltung und Straflosigkeit für Alles, was er meiner Tochter entdeckt hat. Zugleich befehle ich ihm, daß er heute noch vor meinem Throne erscheine, sich den väterlichen Segen zu erbitten. So spricht der Freund der Wahrheit, der Geliebte der Götter, der Herr des Volkes, der Sohn der Sonne, Ramessu III.“

Schon nach wenigen Stunden erschien Ptahmai, bekannte Alles und erbat sich den Segen des Königs. Die zurückgelassene Hand hatte er der Leiche seines Bruders abgeschnitten und unter seinem Mantel verborgen gehalten.

Wie oft mußte er erzählen und wieder erzählen, wie Alles gekommen war, wie er sich benommen und wie er sich angestellt! Wie viele Fragen wurden von allen Seiten an ihn gerichtet, und wie begierig war der König, selbst zu sehen das Wunder des drehbaren Steines. Die ganze Königsfamilie stand in dem Saale und sah erstaunt zu, wie sich plötzlich die Mauer öffnete und Ptahmai in der Lücke erschien. Wiederholt versuchte Ramessu selbst das Kunststück, von außen durch die Mauer in sein Schatzhaus zu steigen; als sich aber Alle satt gesehen hatten, wurde der Stein befestigt, auf daß fernerhin niemand mehr sich an den Kostbarkeiten des Königs vergreifen konnte.

Nach wenigen Wochen wurde die Witwe des Baumeisters in das königliche Schloß abgeholt und die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert.

Ptahmai und Bertreri lebten lange, lange Jahre mit einander in Glück und Segen; sie waren fromm und gut und Göttern und Menschen ein Wohlgefallen, denn sie vergaßen nicht, was ihnen der alte Amenhotep am Tage ihrer Hochzeit gesagt hatte. Als da Alle ihre Glückwünsche anbrachten, trat er ernst vor die jungen Eheleute hin, faßte ihre Hände und sprach zu Ptahmai: „Sohn, du bist klüger als wir Alle; sorge, daß du auch besser seiest. Vergesset nicht, Kinder: Wenn ihr einst zur Rechenschaft vor den großen Osiri hintretet, wird nicht euer Kopf gewogen auf der Wage der Gerechtigkeit, nicht euer Kopf, aber euer Herz.“ —

So lautet die Sage. Die neuesten Forschungen der Aegyptologen aber haben uns gelehrt, daß dem reichen Ramessu sein ältester Sohn unter dem Namen Ramessu IV. in der Regierung folgte.



Der nächtliche Schwur vor dem Standbilde des Gottes Ptah im Tempel zu Memphis.

Die Zeit der Wirren.

1095 bis 612 v. Chr. Geburt.

1. Assyrer, Aethiopier und die Zwölfherrschaft.

Ramessu's Nachfolger. — Priesterherrschaft. — Kemi unter den Assyrern. — Tafnachth und Pianchi. — Die Zeit der großen Noth. — Der Aufstand. — Die zwölf Herrscher.

Die Könige der nächsten 125 Jahre führten mit einer einzigen Ausnahme alle den Namen, welchen der große Sestura so sehr verherrlicht hatte; aber mit dem Namen hatten die Nachkommen noch nicht des Ahnherrn Tugenden erworben. Seti I. und Ramessu II. hatten den Pharao nicht nur zum Gebieter, sondern auch zum willig anerkannten Oberhaupte aller damals in der Geschichte bekannten Länder gemacht; Mineptah und Ramessu III. hatten erhalten, was die Vorfahren erworben; aber die späteren Könige waren dieser — allerdings sehr großen und schweren — Aufgabe nicht gewachsen, obwohl sie sich Ramessu nannten. Nach und nach schwand die Achtung vor dem Pharao und erlosch die Furcht vor den Keulenbeilen der Aegypter; hier und da und dort schüttelte ein Volk die Oberhoheit des Sohnes der Sonne ab, und nur durch Entgegenkommen und Vertrag wurden manche Erwerbungen glorreicherer Tage noch erhalten. Die Nachfolger Ramessu's III.

waren wohlwollende und wackere Männer, aber keine großen Könige; sie waren nicht zum Herrschen geboren. Das zeigte sich nicht blos nach außen hin, auch in der Regierung des eigenen Landes fehlte ihnen die Majestät, und sie suchten diese durch Zuvorkommenheit und Freundlichkeit zu ersetzen.

Von hohem Einflusse war der Priesterstand; da die Könige nicht kraftvoll genug waren, ihm zu gebieten, suchten sie, ihn für sich zu gewinnen, schmeichelten ihm und erwiesen ihm die höchsten Ehren. Der Oberpriester des Amuntempels in Theben wurde nach und nach der mächtigste und angesehenste Mann nach dem Könige, und dieser, welcher nicht die Kraft in sich fühlte, jenen in ehrerbietiger Entfernung unter sich zu halten, überhäufte ihn mit Auszeichnungen und Würden aller Art. Die natürliche Folge war, daß das Ansehen des Königs immer mehr schwand, das des Priesters stets zunahm, und schließlich — zwar nicht dem Namen aber doch der That nach — dieser über jenem stand.

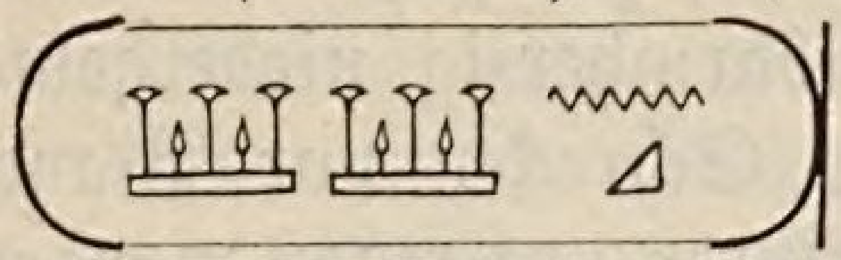
Mit jeder neuen Auszeichnung wuchs des Priesters Ehrgeiz, mit jedem neuen Amte seine Herrschsucht. — Im Jahre 1095 stieß Hirhor, der Oberpriester in Theben, den König Ramessu XIII. vom Throne, verbannte ihn mit seiner ganzen Familie nach der großen Oase (S. 34) und setzte sich die Doppelkrone auf das Haupt.

Diese Empörung und Gewaltthat wurde schwer verhängnisvoll für das Land. Nicht alle Gegenden von Süden bis Norden waren so durch die Priester bearbeitet, daß sie sich freiwillig unterwarfen; manche wurden erst mit der Schärfe des Schwertes unterjocht, und hier und da behielt der rechtmäßige Herrscher doch seine Anhänger. Hirhor war und blieb ihnen ein Thronräuber.

Sechzig bis siebzig Jahre nach jener Gewaltthat heirathete ein Urenkel des vertriebenen Königs, Ramessu XVI., eine Tochter des Großherrn von Assyrien und gewann dadurch einen mächtigen Verbündeten. Nicht lange, so machte sich das assyrische Heer von Ninive auf den Weg, die Priesterdynastie von dem ägyptischen Throne zu vertreiben, und das konnte nicht schwer werden, denn in Kemi ging es bunt durch einander. Die Zahl der Unzufriedenen war mit jedem Jahre größer geworden; zu vielen, vielen Tausenden hatte man sie in die Oasen verbannt, und doch erhob bald hier, bald dort der Aufruhr sein Haupt.

König Pinotem I. hielt Hof in Per-Ramses (dem späteren Tanis, siehe die Karte, Seite 45), als ihn die Schreckenskunde vom Anmarsche der Assyrer erreichte. Zugleich aber traf auch die Botschaft von einem Aufstande der Königstreuen Thebens bei ihm ein. Was thun? Er sandte seinen Sohn mit einem Heere nach Süden, den Aufruhr zu dämpfen, während er selbst dem äußeren Feinde die Spitze bieten wollte. Aber nach ganz kurzer Zeit kam der Prinz zurück und erklärte: „Nicht möglich die Hunderttausende der Mißvergnügten zu bewältigen; es bleibt nichts Anderes übrig, als vollständige Amnestie für alle Verbannten und Rückberufung der ins Exil geschickten Königsfamilie.“

Die Noth gebot — Pinotem willigte ein. Allein damit war das Verbrechen noch nicht gesühnt. Nimrod, der Sohn des Königs von Assyrien, erschien mit einem zahlreichen Heere, und da dem Herrscher von Aegypten nicht

der gute Wille seiner Unterthanen zur Seite stand, wurde er geschlagen, und Kemi ward assyrische Provinz. Nimrod war gefallen und wurde mit königlichen Ehren bestattet; sein Sohn bestieg im Jahre 949 unter dem Namen Scheschenk I.  den Thron Aegyptens.

Er schlug seine Residenz in Pibast (S. 32) auf und ernannte den König Pinotem, dessen Sohn und den rechtmäßigen Ramessu XVI. zu Unterkönigen oder Statthaltern.

Dieser Scheschenk I. ist der Schischak der Bibel. Zu ihm flüchtete unter Salomo's Regierung Jerobeam, der sich gegen seinen Herrn empört hatte. Nach Salomo's Tode verblieb seinem Sohne nur das Reich Juda, während der zurückgekehrte Jerobeam das Reich Israel an sich riß. Aber damit nicht zufrieden, überredete er seinen Freund Scheschenk zu einem Kriegszuge gegen Juda, welcher sein Ziel in der Erstürmung und Plünderung Jerusalems fand.

Die Nachkommen des ehrgeizigen Hirhor aber verschwanden in Aegypten, wandten sich nach Süden in das „elende Land Kasch", stellten sich an die Spitze des Volkes, trieben dieses zur Empörung und rissen das Land von Aegypten los; Aethiopien ward unter ihnen ein eigenes Königreich. Regierung und Verwaltung, Religion, Gesetzgebung, Heerwesen — Alles war ägyptisch, die Könige selbst waren ja Aegypter, und unter ihnen nahm Kasch einen merkwürdigen Aufschwung. Während Kemi in kleine Staaten zertheilt worden war, von welchen jeder seinen Vizekönig hatte, unterthan dem Assyrer — ein dem Untergange geweihtes, machtloses Land, denn den Assyrer haßte das Volk und die Vizekönige (Satrapen) waren zu schwach, Freiheit und Selbständigkeit zu erringen — strebten die neuen Könige von Kasch hoch empor, konnten es später sogar unternehmen, in Kemi selbst einzubrechen und konnten als Eroberer ihren Siegeseinzug in Theben halten.

Nun kam eine sehr schlimme Zeit für die Bewohner des Nilthales: Die Aethiopier suchten nach Norden vorzudringen, die Assyrer wollten den Süden wieder erobern — zertreten ward das Land, zerstört wurden Palast und Hütte, geraubt wurde, was greifbar war, von den Feinden, die sich die Beute einander streitig machten, einander abzujagen suchten. Und die Rutu mußten tragen und dulden das schwere Leid, denn es fehlte ihnen die Einheit; es fehlte ihnen der Held, welcher das durch den Feind zerstückelte Land durch die Zauberkraft seines Namens plötzlich wieder geeinigt hätte.

Endlich erließ Tafnachth, der Vizekönig von Sa, einen Aufruf an das ägyptische Volk, erhob sich gegen die assyrische Herrschaft, brachte durch Güte oder Gewalt alle die Unterkönige des Nordlandes auf seine Seite und zog als glorreicher Sieger gen Süden, auch die Aethiopier zu vertreiben. König Pianchi von Kasch versammelte sein Heer und rückte dem muthigen Freiheitskämpfer entgegen. Sobald er sich einer Stadt nahte, ließ er verkündigen: „Wer mir aufthut, der soll leben; wer mir die Thore verschließt, der gehört zur Zahl der gefallenen Feinde." (Wörtlich so ist es noch in Hieroglyphenschrift

auf einem großen Granitblocke zu lesen, welchen Pi-Anchi, „der Lebende“, zum Andenken seiner Siege errichten ließ.) Und was er versprochen hatte, das hielt er im weitesten Umfange: Widersetzte sich eine Stadt, so wurden die Bewohner nach der Einnahme unbarmherzig niedergemetzelt, das Blutbad war grauenhaft, und bald ging der Schrecken vor Pianchi her und öffnete ihm alle Thore. Wer bisher dem Assyrer unterthan war, und wer vor dem Helden Tafnachth geschworen, Alle zogen dem Könige von Kasch entgegen und warfen sich vor ihm auf den Boden.

Bei diesem Kriegszuge wird zum ersten Male erwähnt, daß die Mauern der Städte mit Sturmböcken eingestoßen wurden.

Nachdem viele Städte sich widerstandslos unterworfen und ihre Bewohner das Heer des Aethiopiers noch vermehrt hatten, wagte es endlich Memphis, dem Feinde zu trotzen. Die Mauern waren allenthalben ausgebessert, erhöht und verstärkt worden, und Pianchi hatte kein leichtes Spiel. Er ließ einen schiefen Damm aufwerfen, so hoch wie die Stadtmauer; auf diesem stiegen seine Krieger empor und wurden so die Herren der alten Königsresidenz. Wie viele Tausende ermordet wurden — „niemand kennt ihre Zahl“, heißt es in dem alten Siegesberichte. Keine Hand erhob sich mehr gegen den Sieger; selbst Tafnachth, von Allen verlassen, unterwarf sich, und im Jahre 733 v. Chr. Geburt hatte Pianchi ganz Kemi unter seine Füße getreten, von Pilak bis zum Meer.

Aber auch jetzt kam das arme Land nicht zu Frieden und Ruhe. Gestern empörte sich ein ägyptischer, heute ein assyrischer Unterkönig (Satrap) und fort und fort verwüstete der Krieg Städte und Felder. König Taharaka (693 bis 667) hatte kaum das ganze Land mit seinem Heere durchzogen und allenthalben die Huldigung entgegengenommen, als Assarhaddon von Ninive daherkam und ihn in das Südland zurückjagte. Nachdem aber der Assyrer wieder heimgekehrt war, drang Taharaka wieder vor, unterwarf das ganze Land abermals, und die assyrischen Satrapen flohen nach ihrer Heimat. Unterdessen hatte Sardanapal V. den Thron Ninive's bestiegen, und sein wichtigstes Geschäft war es jetzt, ein ungeheures Heer auszurüsten und Aegypten damit zu überschwemmen. Nach dessen Abzug aber fiel der Aethiopier Schabak über Kemi her, nahm den ägyptischen Unterkönig Bokenranf gefangen, ließ ihn lebendig verbrennen, vertrieb die Assyrer und gebot von Süd bis Nord.

So war durch Hirhor's Ehrgeiz und Herrschsucht das Land Jahrhunderte lang in Noth und Elend gestürzt worden — endlich kam die Erlösung.



Psamtik, ein Urenkel Tafnachths, ein stolzer, kräftiger Jüngling, begeistert für die Unabhängigkeit seines Volkes, sandte insgeheim Boten an die Vornehmsten und Angesehensten unter den unzufriedenen Aegyptern. Auf seine Veranlassung kamen sie alle nach Memphis. Hier hielten sie geheime, nächtliche Zusammenkünfte, entwarfen den Plan zum Volksaufstande, bestimmten die Anführer und verabredeten, wie es in Zukunft gehalten werden sollte, wenn das Land wieder einmal vollkommen von den Fremdlingen befreit wäre. Als sie mit dem

ganzen Plane im Reinen waren, schworen sie einen feierlichen Eid, ihn auch so auszuführen, gelobten sich treue Freundschaft und unverbrüchliches Zusammenhalten, opferten bei nächtlicher Weile mit einander im Tempel des großen Gottes Ptah und kehrten dann ein jeder an seinen Wohnort zurück.

Bald kamen eilende Boten in der Hauptstadt an und brachten die Nachricht, in Kebt (S. 20) seien die Aegypter aufgestanden, hätten sich für frei und unabhängig erklärt von dem äthiopischen Könige, einen ihrer Vornehmen zu ihrem Beherrscher ausgerufen und laut Tod und Verderben geschworen dem schlechten Volke von Kasch. — Der König stellte sich an die Spitze einiger Regimenter und marschirte stromaufwärts gen Kebt. Doch war er kaum einen Tag unterwegs, da wurde er von einem andern Boten eingeholt, der ihn flehentlich bat, wieder umzukehren und hinab nach Unterägypten zu kommen — denn in Sa ist Psamtik, begleitet von Tausenden, eingezogen, und alles Volk strömt hinzu und jauchzt und ruft: „Heil Psamtik, dem Sohn der Sonne, dem Könige von Aegypten!"

Da wurde Kriegsrath gehalten, was wohl am besten zu thun sei, wohin der König selbst ziehen und wohin er einen seiner Feldherren senden solle; ob an beiden Orten zugleich oder besser nach einander der Aufruhr zu unterdrücken sei. Aber noch bevor die Berathung zu Ende war, kam eine neue Nachricht. In Piom waren alle Aethiopier todtgeschlagen, der Statthalter umgebracht und für alle Zeiten die Herrschaft der Aethiopier und Assyrer abgeschafft worden. Das Volk zog, wohlgeordnet, in großen Scharen von Ort zu Ort. Voran wurden Standarten getragen, auf welchen das Bild eines Menschen mit Krokodilskopf, oder auch ein ganzes Krokodil zu sehen war. Ein Feldherr der eingeborenen Truppen leitete den Aufstand.

In kurzer Zeit stand das ganze Land in vollem Aufruhr. Von Pilak bis zu dem Meere, von den östlichen bis zu den westlichen Bergen erscholl derselbe Ruf zur Vertreibung der Unterdrücker; das Volk von Aegypten hatte nur ein Ziel vor Augen: das Ende der Fremdherrschaft. Ja, selbst die Hauptstadt empörte sich, als der König Taharaka II. kaum aus ihr abgezogen war.

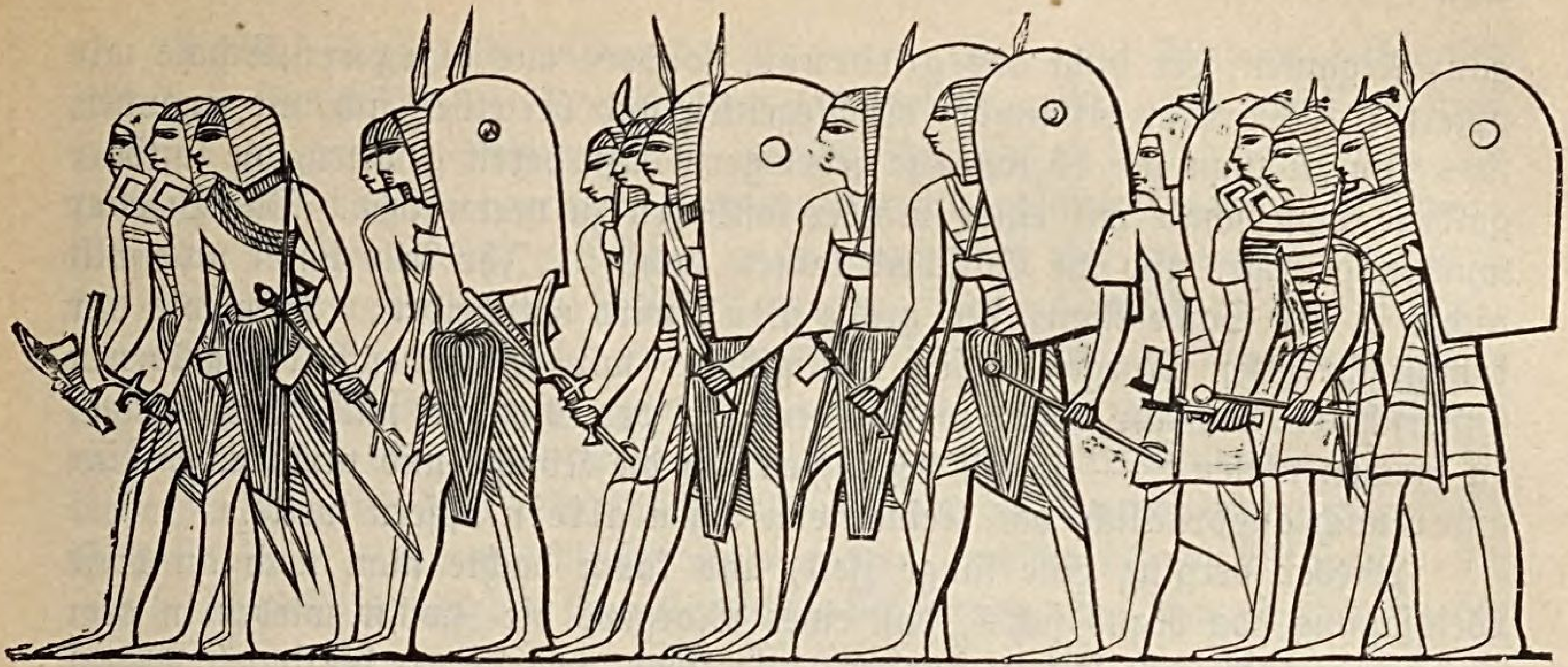
Da warf er sich denn mit Heeresmacht auf die nächste Provinz. Die ägyptischen Krieger traten ihm kühn entgegen; es ward eine mörderische Schlacht geliefert, in welcher von beiden Seiten mit Muth und Tapferkeit und großer Erbitterung gekämpft wurde — aber die Aethiopier hatten die Uebermacht, sie siegten, und Taharaka dämpfte den Aufruhr. Er hielt ein strenges Gericht, ließ die Vornehmsten der Aufständischen hinrichten und zog dann weiter in eine andere Provinz, auch dort die Ruhe wiederherzustellen. Abermals ein hartnäckiger Kampf, abermals großes Blutvergießen — abermals endlicher Sieg des Königs. Doch kaum war er abmarschirt nach einem andern Orte des Aufruhrs, so hatten jene, die erst vor wenigen Wochen unterworfen worden, von neuem ihn öffentlich der Regierung für verlustig erklärt und einen andern Regenten gewählt. Auf diese Weise wanderte der gehetzte König mit seinen Kriegsleuten von Stadt zu Stadt, überall die Empörung unterdrückend. Doch sobald er sich wieder entfernt hatte, brach sie mit um so größerer Heftigkeit von neuem aus. Für jeden Gefallenen traten zehn Rächer in die Reihen der

Freiheitskämpfer. Wer nur Schwert und Keule schwingen, wer die Lanze führen oder den Bogen spannen konnte, schloß sich den Streitenden an. Der Aethiopier war unrettbar verloren. Keine noch so blutige Strenge half. Aegypten hatte über sieben Millionen Einwohner — der König konnte nicht Alle hinrichten lassen. Zwei volle Jahre dauerte dieser Freiheitskrieg, endlich wurden die verhaßten Fremdlinge überall zurückgeworfen, zur Heimkehr in ihr Mutterland gezwungen und in Aegypten eine neue, einheimische Regierung eingesetzt. Das Land war frei.

Der rechtmäßige Thronerbe war Psamtik, der sich auch als mannhafter Streiter im Freiheitskampfe Ehre, Ruhm und Ansehen erworben hatte. Allein auch Andere hatten sich ausgezeichnet, hatten als Feldherren das Volk zum Siege geführt und sich großen Anhang und mächtigen Einfluß erworben. Als nun die Abgeordneten aus sämtlichen zweiundvierzig Provinzen in der Hauptstadt zusammenkamen, den neuen Regenten zu bestimmen, da stellte es sich deutlich heraus: fast jeder hielt einen Andern für den Würdigsten, die Krone zu tragen; Keiner wollte nachgeben, und beinahe schien es, als solle der Krieg von neuem entbrennen. Es waren außer Psamtik noch elf Jünglinge aus edlen Familien, welche sich als Anführer im Freiheitskampfe hervorgethan und gerechte Ansprüche auf die Krone erworben hatten, und Keiner war minder tüchtig als die Anderen.

Da tönte der Ruf von Süden her: „Die Aethiopier rüsten wieder!" Und plötzlich waren Alle einig. Die zweiundvierzig Provinzen wurden unter die zwölf Helden vertheilt, die einen Bund ewiger Freundschaft mit einander schlossen. Einer heirathete die Schwester des Andern, und Alle gelobten sich gegenseitig Hülfe und Beistand in jeder Bedrängnis; sie versprachen, einander nie zu bekriegen oder zu übervortheilen, nahmen Alle ihren Wohnsitz in Memphis, in demselben Palaste, und regierten von hier aus in Eintracht und Brüderlichkeit ihre Provinzen. Die Aethiopier aber wurden wieder ganz still und stellten ihre Rüstungen ein.

Mit großer Sorgfalt vermied man Alles, was einem der zwölf Regenten irgend ein Vorrecht oder auch nur ein größeres Ansehen hätte geben können. Tagtäglich wurde das Volk bei dem öffentlichen Morgengottesdienste daran erinnert, daß Keiner über dem Andern stehe, sondern daß Alle einander gleich seien, gewissermaßen die zwölf Statthalter eines unsichtbaren Königs. Und die Freundschaft und Eintracht der Zwölf war in der That nicht bloßer Schein, sondern aufrichtig und wahr. An jedem Morgen gingen sie mit einander in das Heiligthum des großen Ptah und opferten da gemeinschaftlich und beteten zusammen für des Volkes Wohl und Glück. Die alte Opferschale der vorigen Könige wurde in dem Tempel aufbewahrt; man hatte zwölf neue, vollkommen gleiche Schalen kostbar aus reinem Golde gefertigt, die jeden Morgen den Regenten von den Priestern im Tempelhofe dargereicht wurden. Es war nur Ein Opfer und sollte nur Eines sein.



Aegyptische Krieger verschiedener Waffengattungen.

2. Der Einzelherrscher.

Die Verkündigung des Ptah. — Verlegenheit beim Opfern. — Der vertriebene Psamtik. — Neue Weissagung. — Die Erfüllung. — Soldatenaufstand. — Der Auszug.

So verfloß manches Jahr in Glück und Frieden; Psamtik und seine Freunde dachten an keine Aenderung. Aber wohl dachten Andere daran.

Die alten Räthe des Reiches, die weisesten unter den Gelehrten, die erfahrensten unter den Priestern, waren insgeheim zusammengetreten und hatten die außergewöhnliche Lage des Landes in Betracht gezogen.

„Die Zwölftheilung des Staates", so sprachen sie, „war in schwerer Zeit das einzige Mittel, den inneren Frieden zu erhalten; aber sie muß der äußeren und inneren Sicherheit wegen wieder beseitigt werden. Der älteste Sohn jedes der zwölf Könige erbt von seinem Vater die königliche Würde; auf diese Weise bleibt das Land vielleicht für ewige Zeiten getheilt. Die Väter zwar sind jetzt Freunde; werden es in Zukunft auch die Söhne sein? Wie, wenn einer von ihnen nach der Alleinherrschaft strebt, die Anderen bekriegt? sich vielleicht gar mit fremden Feinden verbindet? — — Aus dieser Gefahr ist das Land nur zu retten, wenn wir selbst von den Zwölfen den Tüchtigsten aussuchen und das Volk dahin bringen, daß es diesen zu seinem alleinigen Könige ausruft."

Also wurden die zwölf Regenten mit größter Aufmerksamkeit beobachtet; man prüfte genau und sorgfältig all ihr Thun und Lassen und entschied sich endlich einstimmig für Psamtik. Dieser stammte ja überdies aus der alten, durch die Aethiopier vertriebenen Herrscherfamilie; er hatte gesetzmäßigen Anspruch auf den Thron, und seine Erhebung zum Alleinherrscher konnte kaum große Schwierigkeiten bieten. Natürlich wurde die Verabredung geheim gehalten; aber nach einiger Zeit verkündeten die Priester folgenden Ausspruch des Gottes Ptah:

„Nicht will ich, daß zwölf Herrscher vor meinem Antlitz erscheinen; der Sohn der Sonne ist nur Einer; und der soll Herr und König sein über

ganz Aegypten, der nicht aus goldener, sondern aus eiserner Schale mir opfert." — Darüber erstaunten die Regenten und beriethen sich mit einander, was nun zu thun sei; es wäre ja jeder gern dazu bereit gewesen, die kostbare goldene Opferschale mit einer minder kostbaren zu vertauschen. Die Priester wurden befragt, und ihr Entscheid lautete dahin: „Ihr Alle könnt und sollt nichts in der Sache thun; der große Ptah wird entscheiden. Nach wie vor kommt ihr jeden Morgen in sein Heiligthum; wir reichen euch die goldenen Opferschalen, und ihr opfert wie bisher. Er, der es anders will, wird es auch zu machen wissen." — Damit begnügten sich die Könige und versprachen einander noch ausdrücklich, das Keiner von ihnen allein opfern wolle.

Wieder verging eine lange Zeit, und kaum dachte man noch an diese Weissagung, da begab sich's, daß eines Morgens die Zwölfe wieder in dem Tempelhofe vor dem Altare standen, und zwar, wie sie — die durch Kampf zur Regierung gelangt waren — es im Gebrauche hatten, in voller kriegerischer Rüstung, den eisernen Helm (siehe Seite 214) auf dem Haupte. Einer der Priester holte die goldenen Opferschalen herbei. Als er sie austheilte, bemerkte er, daß ihm eine davon fehle, so daß für Psamtik, welcher zuletzt in der Reihe stand, keine mehr übrig blieb. Er eilte also schnell wieder hinein und suchte die zwölfte Schale; aber alles Suchen war vergebens, er fand sie nicht. Unterdessen nahte ein zweiter Priester mit der weingefüllten goldenen Kanne. Er füllte die Gefäße der Könige, und als er an Psamtik kam, wartete er erst ein wenig, dann sprach er: „Nimm deinen Helm herab und reiche mir ihn dar, damit ich den Wein hineingieße und das Opfer nicht länger aufgehalten wird!" Der Prinz that, wie ihm gesagt worden. Man betete, sang und opferte, wie gewöhnlich, und Alle gingen zufrieden und ohne Arg nach Hause. Eben als der Gottesdienst zu Ende war, kam der Priester mit der zwölften Schale herbeigesprungen; in diesem Augenblicke erst hatte er sie gefunden. Allein es war nun zu spät.

Nach einigen Tagen ging das Gerede: „Will Psamtik Alleinherrscher sein? Indem er den Wein mit seinem Helme darbrachte, hat er aus einer eisernen Schale geopfert!"

Seine Freunde erschraken darob, ließen den Oberpriester des Gottes Ptah rufen und fragten ihn, was er von der Sache halte. Dieser antwortete: „Wohl, das Unbegreifliche ist geschehen, und so wird die ganze Weissagung in Erfüllung gehen; Psamtik soll und wird allein König sein, denn so ist's beschlossen. Was wir Menschen für Zufall halten, ist Rathschluß und Werk der Götter." — Aber die anderen Elf wollten sich nicht fügen, ihre Gewalt nicht dem Einzelnen abtreten. „Ob ihr Fürsten wollt oder nicht", sprach der Priester, „er ist der Sohn der Sonne und wird es sein."

Obwohl Psamtik aufs Feierlichste versicherte, daß er nicht entfernt daran gedacht habe, seine Mitkönige zu hintergehen, beschlossen sie doch, ihn auszustoßen aus ihrem Bunde und von der Hauptstadt zu vertreiben. Er sollte in die ihm angewiesenen Provinzen gehen und keine Gemeinschaft mehr mit Denen haben, die über ein Jahrzehnt seine besten und treuesten Freunde gewesen. Und wie sie es beschlossen hatten, so wurde es auch ausgeführt.

Darauf fragten sie wieder den Priester: „Wie nun? Wird er noch unser Oberherr werden?“ — Der Priester antwortete ernst: „Er wird es nicht werden; er ist es. Und wenn es ihm die ägyptischen Krieger versagen, ihn zu seinem Rechte zu bringen, so werden gewappnete Männer aus dem Meere kommen, die ihn wieder einführen in die Hauptstadt und setzen auf den Thron des großen Ramessu, Heil sei seinem Andenken. Was gesagt ist, wird geschehen!“

Psamtik zog sich nach Sa zurück, und seine Mitregenten glaubten, er werde bald vergessen sein. Doch dem war nicht so. Die Priester, in Allem, was sie thaten, berechnend und einstimmig, brachten allmählich dem Volke die Ueberzeugung bei, dem rechtmäßigen Thronerben sei bitteres Unrecht geschehen; Psamtik allein sei würdig, die Krone zu tragen, und die anderen Elf hielten sich nur durch Mißbrauch der Gewalt an der Regierung. So kam es ganz in der Stille nach und nach dahin, daß der Vertriebene in allen Provinzen nicht nur zahlreiche Anhänger und Freunde hatte, sondern daß man geradezu nur ihn als den einzigen und rechten König ansah und nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, sich der Anderen zu entledigen. Auch reisten wiederholt verschiedene Priester ganz unbemerkt nach Sa und trafen ihre Verabredungen mit dem Verbannten, gaben ihm Rath und Trost und das feste Versprechen ihres mächtigen Beistandes. Ihrer Weisung folgend, schickte Psamtik vertraute Boten nach Griechenland und Jonien, um von da Hülfsvölker zu erlangen. Die Griechen trieben zu damaliger Zeit noch überaus gern Seeräuberei; wenn eine Schar junger, kräftiger Leute nach einer benachbarten Insel fuhr, dort Alles verwüstete, das Vieh wegnahm und mit reicher Beute zurückkam, so hieß das ein Heldenzug, und der Anführer ward ein vielgepriesener Held. Die benachbarten Völker, wie z. B. die Phöniker, hielten sich seit geraumer Zeit griechische Söldner, denn für Geld konnte man stets Griechen haben; sie waren immer gern dabei, wo es Heldenthaten zu verrichten und gute Beute zu machen galt.

Plötzlich erschienen mehrere Schiffe bewaffneter Griechen an der ägyptischen Küste. Die Mannschaft stieg aus und kündigte sich sogleich durch Sengen und Brennen, Plündern und Verwüsten der Felder an. Aber nicht lange, so kam Psamtik, vereinigte sie mit seinen Getreuen, stellte sich an ihre Spitze und brach auf nach Süden. Mit Blitzesschnelligkeit verbreitete sich das Gerücht durch das ganze Land: „Gewaffnete Männer sind aus dem Meere gestiegen! Psamtik steht an ihrer Spitze. Er ist schon auf dem Wege nach Memphis. Auf, laßt uns ihm entgegeneilen!“

Psamtik's Mitregenten, hierüber bestürzt, machten noch einen letzten Versuch, die Regierung für sich zu retten; sie zogen dem Gefürchteten mit Heeresmacht entgegen. Allein auf ihrem ganzen Zuge, in jeder Stadt, in jedem Dorfe mußten sie mit steigendem Entsetzen gewahren, daß der Boden wankte, auf dem sie standen, daß sie nirgends zuverlässigen Anhang fanden. Sie wurden nicht mit Jubel begrüßt, nicht mit Segenswünschen entlassen. Kaum waren sie fortgezogen, so bereitete man sich vor, den lang ersehnten Sohn der Sonne würdig zu empfangen. Die Priesterschaft hatte ihm das ganze Land gewonnen ohne Schwertstreich, ohne nur einen Tropfen Blutes zu vergießen.

Aber Psamtik hatte sich vorsichtigerweise auch noch mit König Gyges von Lydien verbündet, um sein Heer auf eine solche Stärke zu bringen, daß jeder Widerstand vergeblich sein müßte.

Endlich standen die beiden Heere einander gegenüber. Allein als die Schlacht beginnen sollte, marschirte wohl die Hälfte der ägyptischen Krieger mit Sang und Klang hinüber zu Tafnachth's Urenkel. Zwar kam es zu einem Gefechte, doch war sein Ausgang vorauszusehen; die im Stiche gelassenen elf Regenten ergriffen die Flucht und retteten sich nach Libyen; ihr ehemaliger Freund und Genosse aber war König und Alleinherrscher und hielt einen großen Siegeszug durch ganz Aegypten, wo er überall mit offenen Armen empfangen ward. Hierauf kehrte er zurück nach Sa und nahm seinen bleibenden Aufenthalt daselbst. Dieses wurde von jetzt an die dritte Hauptstadt des Landes. Fünfzehn Jahre (654—639) hatte Psamtik mit seinen elf Genossen gemeinsam regiert; langsam war der Plan der Priester gereift, aber sicher, und so war denn jetzt wieder die frühere Regierungsform hergestellt.

Nun begann ein ganz neues Leben in Aegypten. Der König gab den herangezogenen Hülfstruppen, welche ihn bei dem Kampfe um die Krone unterstützt hatten, große Ländereien, auf welchen sie sich anbauen, Städte gründen, Ackerbau, Viehzucht und Handel treiben konnten. Zugleich schickte er eine große Anzahl ägyptischer Knaben zu ihnen, daß sie ihre Sprache lernten und in Zukunft bei dem Verkehr mit auswärtigen Kaufleuten als Dolmetscher dienen könnten. Auch seine eigenen Söhne ließ er im Griechischen unterrichten. Er schloß Schutz- und Trutzbündnisse mit benachbarten Königen, knüpfte Handelsverbindungen an, gestattete fremden Kaufleuten, im ganzen Lande umherzureisen, sich überall niederzulassen, und versprach und gewährte ihnen denselben Schutz, wie den eingeborenen Aegyptern. Ja, in seinem Eifer, den Verkehr mit dem Auslande zu fördern und so viele Fremde, als nur immer möglich, in das Land zu ziehen, ging er sogar so weit, daß er diesen Fremden manche Begünstigungen und Erleichterungen zukommen ließ, deren sich selbst die Einheimischen nicht erfreuten. — Das aber erregte die Unzufriedenheit der Aegypter, welche es nicht ertragen mochten, daß ihnen andere, weniger gebildete Völker vorgezogen wurden. Es fehlte nur an einer passenden Gelegenheit, dem allgemeinen Unwillen einen Ausdruck zu geben; doch auch diese fand sich.

Psamtik unternahm einen Kriegszug nach Syrien. Sein Heer war zusammengesetzt aus ägyptischen Kriegern und den fremden Söldnern. Theils aus Dankbarkeit gegen diese gab er ihnen den Ehrenplatz in der Schlacht, theils dachte er auch, er habe sie, die Fremdlinge, so reichlich mit Gut und Ländereien beschenkt, daß sie gewiß mit der äußersten Hingebung und Tapferkeit für ihn fechten würden, und stellte sie deshalb an die gefährlichste Stelle. Das empörte nun die ägyptischen Heerhaufen aufs äußerste.

„Wer sind diese Jonier, diese Griechen“, riefen sie, „daß sie uns vorangestellt werden? Welche Siege haben sie erfochten? Unsere Väter waren es, die mit dem unvergleichlichen Sestura alle Länder der Erde unterwarfen.



Auszug der Krieger Psamtik's.

Nicht Griechen, nicht Jonier sind es gewesen! Sind wir nicht stärker und gewandter als sie? Sind wir nicht tapferer und treuer als sie?"

Also sprachen die in ihrer Ehre gekränkten alten Heldenscharen. Dennoch thaten sie ihre Schuldigkeit, und der Krieg wurde glücklich beendigt. Als sie aber wieder heimkamen zu ihren Weibern und Kindern, zu ihren Freunden und Bekannten und da erzählten, wie man die Fremden ihnen vorgezogen habe, da wurde die Entrüstung allgemein, Einer reizte den Andern, und endlich brach der Sturm los. „Auf, auf!" hieß es aller Orten. „Wenn uns der König verstößt, müssen wir uns ein neues Vaterland suchen. Daß uns Ausländer vorgezogen worden, diese Schande ertragen wir nicht." — Und überall brachen die Kriegsleute auf, ließen Haus und Feld und Weib und Kind im Stiche, traten zusammen in ihre Regimenter und zogen, ihre Hauptleute an der Spitze, weg aus dem Lande, dessen König sie nicht mehr wie seine Kinder behandelte.

Als die Nachricht von dieser furchtbaren und gefährlichen Auswanderung nach Sa zu Psamtik kam, erschrak er sehr. Sogleich schickte er einige Feldherren den Abziehenden nach mit dem Auftrage, sie sollten sehen, wie sie diese auf gütliche Weise zurückhalten könnten — denn mit Gewalt war nichts zu machen. Die Zahl der Auswanderer war schon auf mehr als sechzigtausend Mann gestiegen, und in jeder Stadt schlossen sich noch neue Scharen an.

Aber alle Bemühung der Feldherren war vergebens. Die einzige Antwort, welche sie erhielten, war: „Entweder die Griechen oder wir." Wie nun die Abgesandten mit der traurigen Botschaft zurückkamen, entschloß sich Psamtik zu einem letzten Versuche; er bestieg seinen Wagen und eilte den Grollenden nach.

Als diese in die südlichen Grenzprovinzen kamen, erhielten sie ganz unerwartet noch ungeheuren Zuwachs.

Gesetzmäßig durfte kein Krieger länger als zwei Jahre von seiner Familie entfernt gehalten werden. Wer in eine andere Stadt geschickt wurde als die, in welcher er ansässig war, mußte nach längstens zwei Jahren wieder in seine Heimat entlassen werden. Nun lagen in den südlichen Grenzfestungen schon seit drei Jahren dieselben Regimenter. Da diese jetzt hörten, wie es ihren Kameraden im Norden ergangen war, und sahen, wie entschlossen diese handelten, überlegten sie nicht lange, verließen allesamt ihre Garnisonen und zogen mit von dannen.

Nahe der Grenze holte der König die grollenden Scharen ein. Willig gaben sie ihm Gehör; aber was geschehen war, war geschehen, und seine Worte konnten sie nicht bewegen, ihren Entschluß zu ändern. Zweimalhundert und vierzigtausend Mann zogen über die Grenze, lauter kräftige, tüchtige Krieger.

Psamtik konnte den Verlust des herrlichen Kriegsheeres nicht verschmerzen. Er hütete sich, das Nationalgefühl seiner Aegypter weiter zu verletzen, und that im übrigen Alles, was von einem würdigen Sohne der Sonne erwartet werden konnte. Besonders nahm er sich der Armen und Nothleidenden mit werkthätiger Liebe an, und als er im Jahre 612 v. Chr. Geburt nach einer dreiundvierzigjährigen Regierung starb, war die Trauer um ihn aufrichtig und allgemein.



Uahabra in der Schlacht.

Uahabra und Aahmes.

(591 bis 572; 572 bis 528 v. Chr. Geburt.)

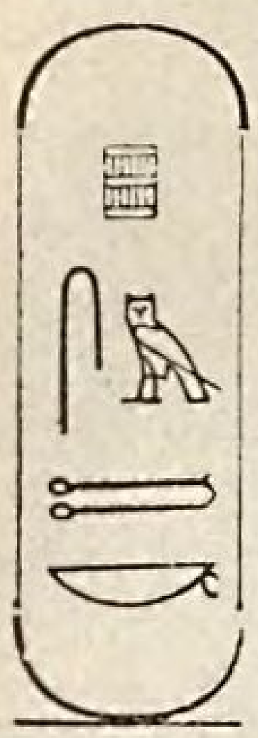
1. Uahabra, der Kriegsfürst.

Neku. — Uahabra und Zedekias. — Die Babylonier. — Belagerung Jerusalems. — Der Aegypter Siege. — Der Israeliten Heldenmuth. — Erstürmung der Stadt. — Zedekia's Tod. — Gedalja.

Auf Psamtik I. folgte sein Sohn Neku, der es sich ganz besonders angelegen sein ließ, den Wohlstand des durch die lange Zeit der Wirren heruntergekommenen Volkes wieder zu heben. Als er aber erfuhr, daß die Könige Kyaxares von Medien und Nabopolassar von Babylonien sich verbunden hätten, Ninive zu erobern und das assyrische Reich unter sich zu theilen, hielt er es für das Beste, ebenfalls gegen Assyrien zu ziehen, um diesen Unterdrücker Aegyptens sicher zu Boden zu werfen. Bei Megiddo trat ihm König Josias von Juda entgegen, ihm den Weg zu versperren, wurde aber vollständig geschlagen, und Neku zog siegreich weiter.

Ninive war gefallen; dem eroberungslustigen Nabopolassar war sein noch kriegerischerer Sohn Nebukadnezar gefolgt, und dieser wollte nicht dulden, daß sich ein Anderer in die Angelegenheiten Vorderasiens mische, und zog sofort dem Aegypter entgegen. Neku war schon weit in Syrien vorgerückt; in der Gegend des Euphrat, bei der Stadt Kir-Kamosch (in der Bibel Karchemisch genannt), kam es zu einer außerordentlich blutigen Entscheidungsschlacht:

Neku unterlag, und Aegypten verlor dadurch alle seine Besitzungen in Phönikien, Palästina und Syrien.



Die kurze Regierung des Königs Psamtik II. (596 bis 591) verlief in Frieden, sein Nachfolger Uahabra (Apries, Hophra) aber war ein Mann des Krieges, der die 19 Jahre seiner Regierung in stetem Kampfe verbrachte.

Zu selbiger Zeit regierte im jüdischen Lande König Zedekias, der aber nicht selbständiger Herrscher war, sondern nur Stellvertreter des großmächtigen Nebukadnezar, des Herrn von Babel. Schon seit längerer Zeit waren die Juden von den Babyloniern unterjocht worden und mußten alljährlich schwere Abgaben an ihre Besieger entrichten; schon wiederholt hatten sie versucht, das Joch der Fremdlinge abzuwerfen; aber jedesmal waren sie durch die ungeheuren Heerscharen des Bedrängers wieder zu Boden geschmettert worden. Jetzt wollte Zedekias einen neuen Versuch machen, seinem Volke die Freiheit zu erwerben. Um aber ganz sicher zu gehen, sandte er zuvor Botschaft nach Sa an den König von Aegypten und ließ anfragen, ob er wohl auf ein Hülfsheer rechnen dürfe, wenn der Babylonier mit seinen Truppen angezogen käme, das Land wieder zu knechten.

Uhabra war mit Freuden bereit, sie in ihrem Freiheitskampfe zu unterstützen, und kaum war diese frohe Nachricht in Jerusalem angekommen, als mit Jubelgeschrei alles Volk die Herrschaft der Babylonier für beendigt erklärte; Zedekias sagte sich los von Nebukadnezar und verkündete, daß er von nun an als alleiniger Herr und König über Juda gebieten werde.

Aber Nebukadnezar ergrimmte in seinem Herzen über den wortbrüchigen und treulosen Zedekias, der ihm vor neun Jahren einen heiligen Eid bei seinem Gotte geschworen hatte, Juda in seinem Namen zu regieren, für ihn zu verwalten. Daher brach er mit einem gewaltigen Heere auf, viele Tausend Mann zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, und zogen hin, den Abtrünnigen zu strafen. In Jerusalem war kaum der erste Freudentaumel vorbei, da vernahm man schon das nahende Ungewitter, welches Alles, Alles zu zerstören, zu zertrümmern drohte. — Nun gingen Eilboten hinüber nach Aegypten und flehten um die versprochene Hülfe. Aber der Sohn der Sonne hatte längst gerüstet, war bereits aufgebrochen, hatte schon die phönikische Stadt Sidon erobert und lag jetzt eben im Kampfe mit der Insel Asebi, (Cypern) die ja auch in alten Zeiten ein Besitzthum Aegyptens gewesen war. Uahabra wollte Alles wieder erwerben, was einstens Seti und Sestura besessen.

Schneller als er, erschienen die Babylonier im jüdischen Lande. Ehe sich's Zedekias versah, waren sie über die Grenze gezogen und sengten und brannten, verwüsteten die Felder, zerstörten die Städte, plünderten, mordeten, daß ein unsäglicher Schrecken über das ganze Land kam. Das Volk verlor den Muth und bestürmte seinen König mit Bitten und Flehen, er möge sich dem großmächtigen Nebukadnezar wieder unterwerfen und um Gnade und Vergebung flehen, sonst seien sie Alle verloren. Die Priester sprachen zu ihm: „Du hast deinen Eid gebrochen, den du vor neun Jahren Babels großem Könige geleistet hast; nun giebt dich der Herr, unser Gott, in die Hände deiner Feinde,

darum, daß du übel gethan hast. So gehe denn hin und demüthige dich, auf daß dein Volk erlöset werde von der furchtbaren Plage!"

Ganz anders aber sprachen die Kriegshauptleute: „Höre nicht auf sie, die Feigen! Mache dein Volk frei vom Sklavenjoche, und sie werden dich segnen Alle, die jetzt zittern und zagen, und Kinder und Kindeskinder werden deinen Namen preisen. Vertraue auf uns! Wir sind mit dir und verlassen dich nicht; bald wird uns Hülfe kommen von den unüberwindlichen Aegyptern und ihrem tapferen Hophra."

Allein die Aegypter wollten nicht erscheinen.

Statt ihrer näherten sich die Babylonier der Landeshauptstadt Jerusalem. So weit das Auge blickte, waren Straßen und Felder bedeckt von den Scharen der Feinde. Da lagerten sie in ihren Zelten, die babylonischen Männer mit ihren dicken, schwarzen Bärten, mit ihren hohen, spitzen Mützen, und hinter ihnen hielt eine unübersehbare Zahl von Packwagen und lasttragenden Kameelen.

Jetzt entstand große Verwirrung in der Stadt. Viele fürchteten die Rache der Feinde und flüchteten bei Nacht; die Meisten nahmen ihren Weg nach Aegypten. Andere eilten hinaus, warfen sich dem schrecklichen Nebukadnezar zu Füßen und flehten um Gnade. Die Krieger aber mahnten zu kräftigem Widerstande, verwiesen auf die starken Mauern der Stadt und auf die Hülfe, die von Aegypten kommen sollte.

Am übelsten unter Allen war König Zedekias daran. Alle bestürmten ihn mit Anforderungen und guten Rathschägen, und doch konnte er's nicht Allen recht machen. Die Einen schalten ihn einen Meineidigen, der das Volk ins Verderben geführt; die Anderen priesen ihn als den Erretter, den Befreier des Volkes.

Auf einmal verbreitete sich ein Gerücht, das Alle neu belebte. Anfangs wollte man es nicht glauben, aber abgesandte Spione kehrten mit der frohen Botschaft zurück und bestätigten unter lautem Jubel der Zurückgebliebenen: „Hophra kommt! Hophra, unser Erlöser! Heil Hophra! Heil Zedekias!" Vergessen war alle Angst, weg war alle Furcht, und niemand sagte zu dem Könige mehr: „Du Meineidiger!" Und siehe, die freudigen Erwartungen wurden nicht getäuscht; denn gar bald brachen die Babylonier ihr Lager ab, legten die Zelte zusammen, bepackten Wagen und Kameele und — zogen von dannen. Nun kannte der Jubel zu Jerusalem keine Grenzen mehr. Feste auf Feste wurden gefeiert, und Diejenigen, so zur Unterwerfung gerathen hatten, mußten Verachtung, Spott und Hohn erdulden. Aber niemand ahnte, wie sich über Nacht Alles ändern werde.

Uahabra hatte unterdessen die Cyprier besiegt und die ersten Helden zur See, die Tyrier, in einer Seeschlacht geschlagen, hatte Ruhm vollauf geerntet und zog jetzt gegen die Babylonier. Allein hier verließ ihn das Glück. Sein Heer war zusammengesetzt aus Eingeborenen und aus griechischen Soldtruppen. Zwischen beiden bestand Neid, Zwietracht und Haß, und wenn ein griechisches Regiment den Feinden gegenüber in Noth war, hüteten sich die Aegypter wohl, ihm zu Hülfe zu kommen. Seit Psamtik fremde Söldner in Dienst genommen, konnte sich der Sohn der Sonne nicht mehr auf sein Heer verlassen. — Das zeigte sich auch diesmal wieder nur zu deutlich. Der einheitliche

Geist fehlte. Nebukadnezar griff mit großem Ungestüm an — und die Aegypter wurden geschlagen.

Jetzt kam die Trauerbotschaft nach Jerusalem: „Hophra ist gefallen, sein ganzes Heer vernichtet, und der grimmerfüllte König von Babel rückt abermals gegen uns heran; er hat nicht vergessen, wie wir gejubelt, da er abzog." Verzweiflung erfaßte die Kleinmüthigen. Sie ließen Hab und Gut im Stiche und flohen, um nur ihr Leben zu retten. Andere aber blieben, ermuthigten die Zagenden, trösteten die Aengstlichen; denn sie meinten, noch sei nicht Alles verloren; die Stadt verfüge ja über viele tausende kräftiger Arme, habe hohe und starke Mauern, und mit Gottes Hülfe könne selbst eine einzige Stadt dem mächtigsten Könige widerstehen.

Die Belagerung begann. Das Volk ermannte sich und vertheidigte die Stadt mit heldenmüthiger Aufopferung. Rückten die Babylonier mit einem Mauerbrecher heran, so warfen die Juden Steinblöcke hinab und zerschmetterten Die, welche den Sturmbock zu bedienen hatten. Suchten sich die Babylonier durch ein Schirmdach zu schützen, so schleuderten die Juden Feuerbrände von den Mauern und zündeten das Dach an. Es war ein Wettstreit in Kriegslist und Tapferkeit.

Während so der Kampf vor Jerusalems Mauern tobte, kam unerwartet Uahabra, der nicht gefallen, von neuem herangezogen und fiel die Babylonier im Rücken an. Allein da mit den Juden vorher kein Einverständnis herbeigeführt werden konnte, unterblieb der erwartete gleichzeitige Ausfall von ihrer Seite. Die Uneinigkeit der in ihrer Erwartung getäuschten Aegypter machte jedes entschiedene Vorgehen unmöglich. Die Belagerer wurden zwar zeitweilig beunruhigt und gestört, aber deswegen hörte die Belagerung der Stadt nicht auf. Gelang es doch nicht einmal, ihr neue Lebensmittel zuzuführen. — Nach einigen Monaten wiederholte der König von Aegypten den Versuch, die Stadt zu entsetzen — vergebens; seine Bemühungen hatten keinen bessern Erfolg. Aergerlich über den fehlgeschlagenen Plan, kehrte er nach Sa zurück.

Nebukadnezar verdoppelte seine Bemühungen. Er errichtete rings um die Stadt hohe Schanzen, von denen aus er durch seine Bogenschützen die Vertheidiger von den Mauern trieb; rückte mit Belagerungsthürmen an die Mauern, ließ schief aufwärts führende Dämme aufwerfen, die es ihm möglich machen sollten, mit seinen Kriegern die Mauern zu ersteigen — er ließ nichts unversucht, was ihm die Kriegskunst damaliger Zeit an die Hand gab, das widerspenstige Volk zu bezwingen. Aber die Juden standen wie ihre Mauern und kämpften als Helden. Der König von Babel knirschte vor Wuth — bereits ein Jahr war verflossen und das heldenmüthige Jerusalem trotzte ihm noch immer.

Aber jetzt kam ein Feind in die Stadt, der war mächtiger als jener draußen vor den Thoren, ein Feind, dem niemand widerstehen kann, dem auch der Tapferste erliegen muß — das war der Hunger. Die Lebensmittel gingen zur Neige, und nun zagten die Schwachen wieder. Sie flohen in der Nacht hinaus, warfen sich dem Babylonier zu Füßen und flehten um ihr Leben und — um Brot.

Wieder war ein Monat vergangen; man hatte das Wenige, was noch da war, eingetheilt, man hatte einen großen Theil des noch übrig gebliebenen

Viehes geschlachtet — nun blieb keine Hoffnung mehr — als die einzige, daß vielleicht Nebukadnezar der Belagerung müde werde und freiwillig abziehe. Allein der König von Babel war ein ganzer Held, dem es weder an Muth noch an Ausdauer fehlte; und darauf, daß die Lebensmittel in der Stadt einmal zu Ende gehen müßten, hatte er gar wohl gerechnet.

Zum Uebermaß des Elends brach jetzt in Jerusalem die Pest aus. Verzweiflung bemächtigte sich der Bedauernswürdigen. Massenweise strömten sie hinaus, Nahrung und Leben im Lager der Feinde zu suchen. Und dennoch, dennoch wurde die Stadt nicht übergeben! Es fand sich immer noch ein Häuflein aufopferungsfähiger Helden, die treu zu ihrem König standen, die lieber sterben wollten, als sich ergeben. Wunder von Tapferkeit verrichteten diese Freiheitskämpfer, achtzehn volle Monate lang widerstand die geängstete Stadt dem Babylonier; — da war ihre letzte Kraft gebrochen. In einer Unglücksnacht erstürmten die feindlichen Scharen die Mauern, drangen in die Stadt ein — und nun begann das Werk der Zerstörung.

Zedekias hielt todesmuthig Stand, bis die Feinde in den Tempel gedrungen waren. Als er nun aber Alles verloren sah, vereinigte er sich mit seiner Familie, seinen Freunden und Dienern und floh mit seinen Feldobersten, geschützt von dem Dunkel der Nacht, aus seiner brennenden Hauptstadt. Allein den Babyloniern wurde dies verrathen; sie verfolgten den König und holten ihn in einem engen Thale in der Nähe von Jericho ein. Entsetzt stob der Troß der Diener und falschen Freunde des unglücklichen Fürsten aus einander; nur Wenige hielten treu zu ihm und wurden mit ihm gefangen.

„Du treuloser Knecht", redete ihn Nebukadnezar an, als er vor ihn gebracht wurde, „du boshafter Verräther! Habe ich nicht vor beinahe elf Jahren den vorigen König der Juden abgesetzt und aus Gnade dich auf den Thron erhoben? Hast du nicht bei deinem Gotte einen heiligen Eid geschworen, mir das Land treu und in Gehorsam zu erhalten? Und nun hast du mich verrathen! Aber du siehst, der Gott meiner Väter weiß den Undank zu strafen. Gelobt sei der große Bel, der dich in meine Hand gegeben hat!"

Und vor den Augen des gedemüthigten Königs wurden alle seine Begleiter, einer nach dem andern, hingerichtet. Nachdem er Aller Blut hatte fließen sehen, stach man ihm die Augen aus, führte ihn nach Babel und warf ihn daselbst in's Gefängnis, wo er, mit eisernen Ketten beladen, elendiglich umkam. An des unglücklichen Zedekias Stelle hatte Nebukadnezar den Gedalja zum König der Juden, oder eigentlich zum Statthalter ernannt. Allein dieser wurde nach kurzer Zeit von seinen eigenen Landsleuten erschlagen. Kaum jedoch war diese That geschehen, so überfiel ängstliches Zagen die Uebelthäter. „Was wird der Babylonier thun, wie wird er gegen uns ergrimmen, wenn er die That erfährt!" — So zogen sie denn aus in großen Scharen, in fremdem Lande Schutz zu suchen. Tausende und aber Tausende wanderten in langen Zügen hinüber nach Aegypten, wo ihnen Uahabra bereitwillig fruchtbare Strecken Landes zuwies, die sie in Frieden bebauen konnten.



Aahmes zum Könige ausgerufen.

2. Aahmes, der Friedensfürst.

Die Kyrenäer. — Der soll unser König sein! — Wie sich die Aegypter nicht behandeln lassen. — Die Fremden im Lande. — Kunstwerke. — Antwort für die Spötter.

Aber die Aegypter sahen diese Einwanderung der Fremden nicht gern. Schon seit Psamtiks Zeiten hatten sich gar viele Ausländer in Aegypten niedergelassen an den Ufern des gesegneten Niles; der König hielt 30 000 Mann griechischer Soldtruppen — Alles das war eine stete Herausforderung des steigenden Fremdenhasses und zuletzt die Ursache des endlichen Sturzes des Königs Uahabra. — Griechenland gegenüber hatten die Spartaner im Norden Afrika's und in einiger Entfernung vom Meere eine Kolonie angelegt, Kyrene. Die Stadt vergrößerte sich, eine zweite wurde gebaut — eine dritte, vierte, fünfte — die Stadt hatte sich zu einem Ländchen erweitert, das nun Kyrenaika genannt wurde und die eingeborenen Libyer in hohem Grade beengte. Immer größer wurde die Anmaßung, immer entschiedener das Auftreten der Kyrenäer, so daß die überall zurückgedrängten Libu sich endlich um Hülfe an den Pharao wandten. Dieser schickte auch sogleich eine Heeresabtheilung gen Westen gegen den König Battos II. von Kyrene.

Allein die Aegypter wurden nicht nur geschlagen, sondern ein großer Theil des Heeres ward gänzlich vernichtet. Die Ueberlebenden aber schrieen laut über Verrath und meinten, es sei besser, auszuwandern, als einem solchen Könige zu dienen, der das Heer geradezu ins Verderben geschickt habe.

Als Uahabra Nachricht von dem Aufstande erhielt, sandte er den Widerspenstigen einen seiner Heerführer mit Namen Aahmes entgegen, der bei allen Kriegern außerordentlich beliebt war wegen seiner Freundlichkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit. Er stammte aus einer armen Familie und hatte sich durch muthvolle Thaten emporgeschwungen; doch war er nicht hochmüthig geworden, sondern gedachte bescheidentlich seiner Herkunft. Darum war er geachtet, verehrt und geliebt im ganzen Heere, wie kein Zweiter.

Aahmes (oder, wie wir ihn gewöhnlich nennen, Amasis) hatte aber einen gefährlichen Auftrag. Er sollte die Aufrührer wieder zum Gehorsam zurückführen; allein diese schwuren hoch und theuer, lieber das Land zu verlassen, als einem Verräther zu dienen. „Er bleibt daheim", schrieen sie, „wenn wir in den Kampf ziehen; ist das die Art eines Königs? Wenn das Volk von Aegypten in den Krieg geht, dann gehört der Sohn der Sonne an seine Spitze."

„Der große Sestura — Heil seinem Andenken! — ist nicht daheim geblieben", riefen Andere.

„Es ist klar, er wollte uns opfern. Warum hat er nicht seine Griechen geschickt? Die wissen ja, wie mit ihren Landsleuten zu fechten ist."

„Und warum hat er kein größeres Heer abgesandt? Er hat uns absichtlich ins Verderben gejagt."

„Schlagt ihn todt, den Freund der Fremden!" erschallte es von allen Seiten. „Seit hundert Jahren gelten wir nichts mehr; die Fremden stehen obenan, die Griechen und Jonier."

Aahmes konnte kaum zu Worte kommen. Alles, was er zur Entschuldigung des Königs vorbrachte, wurde mit lautem Geschrei widerlegt.

Endlich brachte ein Hauptmann die wild empörte Masse zum Schweigen und sprach: „Höret mich und merket auf meine Worte! — Gewiß ist, daß wir seit Psamtiks Zeiten verachtet sind, daß uns das fremde Volk vorgezogen wird."

„Das weiß der allsehende Ra und die große Pe", bestätigte die Menge.

„Gewiß ist auch", fuhr jener fort, „daß es dem Könige nicht um den Sieg zu thun war, sonst hätte er Griechen gegen Griechen geschickt oder unser Heer wenigstens dreifach verstärkt. Wenn er aber nicht siegen wollte, was wollte er sonst? Antwort: Er wollte uns verderben! Und warum? Damit wir ihm nicht mehr im Wege wären, damit er mit seinen Fremden allein herrschen könne. Das ist klar wie das Licht der Sonne.

„Ja, das ist klar!" ertönte es einstimmig. —

„Und sollen wir nun einem solchen Könige länger dienen? — Nein! — Sollen wir, die Gekränkten, das Land verlassen, wie unsere Väter gethan haben? — Nein! — Er soll herab vom Throne; er, der solche Schmach über uns gebracht hat! Es giebt noch andere Männer, die würdiger sind, die Doppelkrone zu tragen. Hier, seht Aahmes an! Ist der nicht ein rechter Held? Der ist ein Mann nach dem Herzen des großen Osiri!"

Bei diesen Worten hob der Hauptmann einen nebenstehenden großen metallenen Helm auf, setzte ihn auf das Haupt des erstaunten Feldherrn, der nur das gewöhnliche blaue Tuch um den Kopf trug, und rief mit lauter Stimme: „Aahmes soll unser König sein!“

„Heil Aahmes! Heil dem Sohne der Sonne! Heil! Heil!“ rief die Menge, — — und das verhängnisvolle Werk war geschehen. Nach fast neunzehnjähriger Regierung ward Uahabra vom Throne gestürzt und mit ihm die Familie Psamtiks — ein neues Königshaus gelangte zur Herrschaft.

Das war im Jahre 572 vor Christi Geburt.

Als Uahabra das vernahm, sandte er einen zweiten Boten ab mit dem Auftrage, sich genau von dem Stande der Sache zu unterrichten und Aahmes zur Verantwortung vorzuladen. Allein der Abgesandte wurde mit Spott und Hohn empfangen. „Ja“, antwortete der neue König, „ich werde kommen; unfehlbar werde ich kommen — und nicht allein; alle meine Freunde werden bei mir sein.“

Auf diese Nachricht hin versammelte Uahabra sogleich seine griechischen Hülfstruppen, 30000 Mann an der Zahl, und rückte dem Abtrünnigen entgegen. — Es kam zur Schlacht. — Ein heißer Kampf entspann sich, denn von beiden Seiten wurde mit der größten Erbitterung gefochten. Jetzt handelte es sich um die Entscheidung: Uahabra und die Fremden, oder Aahmes und die Aegypter. Die beiden Könige wußten recht gut, daß sie nicht nur um die Krone, sondern wahrscheinlich auch um das Leben kämpften. Die Griechen stritten für ihr Ansehen und ihren Einfluß, für die Ehre ihres Namens; die Aegypter für ihr Alles, denn besiegt, mußten sie ihr Vaterland, Weib und Kind verlassen und in die Fremde ziehen. Aber sie unterlagen nicht; ihre alte Tapferkeit trug einen glänzenden Sieg davon; ein großer Theil der Griechen fand seinen Tod auf dem Schlachtfelde, die übrigen suchten ihre Rettung in wilder Flucht; der König selbst wurde gefangen genommen.

Als nun der Sieger seinen Einzug in Sa hielt, da jauchzte und jubelte alles Volk laut auf und konnte nicht satt werden in Freudenrufen für Aahmes und in Verwünschung des unglücklichen Uahabra. Dieser hatte sich durch Begünstigung der Fremden längst den Haß des Volkes zugezogen, in den letzten Tagen seiner Regierung aber noch eine Handlung begangen, welche den Haß zur Wuth entflammte. Als nämlich der Bote, welcher beauftragt war, Aahmes gefangen vorzuführen, unverrichteter Sache und allein zurückkam, ergrimmte der König gewaltig und rief im Zorne: „Du ungetreuer Knecht! Du Verräther! So hast du den Befehl deines Königs vollführt!? Ich will dich strafen zum abschreckenden Beispiel für Alle, die ihres Königs Gebot nicht achten.“ Und er ließ ihm Nase und Ohren abschneiden und ihn hinaus auf die Straße werfen.

Aber Solches waren die Aegypter nicht gewöhnt, dergleichen Beschimpfungen kamen sonst nicht bei ihnen vor. Sie geriethen über diese Grausamkeit in die äußerste Aufregung; hätte der König nicht sogleich die Stadt verlassen — wer weiß, was noch geschehen wäre! Nun kam er als Gefangener zurück, und Aahmes hatte alle Mühe, ihn gegen die Beleidigungen der Einwohner zu schützen. Er nahm den Verhaßten mit sich in den Palast, und Uahabra bewohnte nun als Gefangener dieselben Räume, die er als König bewohnt hatte.

Doch wurde er mit Aufmerksameit verpflegt und wohl gehalten; Aahmes erwies ihm alle Achtung, so daß ihm eigentlich nichts fehlte, als — die Freiheit.

Aber damit war das Volk nicht einverstanden. Täglich zog es in großen Scharen vor das Schloß und forderte laut die Auslieferung Dessen, der sich so schnöde benommen, der in einem Manne alle Aegypter so tief verletzt hatte. Aahmes sprach zu der Menge und suchte sie zu beruhigen; das gelang auch anfangs. Aber dieselben Auftritte wiederholten sich jeden Tag und nahmen endlich ein so drohendes Ansehen an, daß der König, um größeres Unglück zu verhüten, den unglücklichen Uahabra der erzürnten Menge auslieferte.

Wüthend fiel das Volk über ihn her und erwürgte ihn. Dann zog es mit lautem Toben an den großen Tempel und suchte das Namensschild des Verhaßten auf. Sein Name wurde weggemeißelt — Uahabra wurde verurtheilt, nicht dagewesen zu sein, nicht existirt zu haben.

Aahmes gehört zu den merkwürdigsten Glückskindern. Er ist einer von denjenigen Menschen, welche sich immer und überall vom Glücke aufgesucht und stetig begünstigt sehen. Aus niedrigem Stande zur höchsten Würde emporgestiegen, regiert er 44 Jahre, und während dieser langen Zeit bleibt ihm das Glück hold, und nie trübt sich das stets heitere Lächeln der sonst so wankelmüthigen Glücksgöttin. Alles, was er unternimmt, gelingt in gewünschter Weise. Und wie sich gegen das Ende seiner Regierung ein drohendes Gewitter zusammenzieht, verderbenverkündende Wolken am Himmel Aegyptens aufsteigen — ihm selbst bleibt das Glück unwandelbar getreu. Denn als der blutgierige Perser mit seinem Heere nahte, da starb Aahmes. Es sah das Land nur in Glück und Segen und wurde zur Rechenschaft vor den großen Osiri gerufen, ehe die Tage der Trübsal kamen.

Auch er gewährte den Fremden manche Vortheile, räumte ihnen Freiheiten und manche Rechte ein und förderte die Verbindung mit anderen Ländern und fremden Nationen auf jegliche Weise. Mit den Kyrenäern schloß er er einen Handelsvertrag und ein Waffenbündnis zu Schutz und Trutz; er lud fremde Handelsleute ein, regelmäßig mit ihren Waaren nach Aegypten zu kommen; den Griechen wies er er eine Stadt an, wo sie sich dauernd niederlassen und ihre Geschäfte treiben konnten. Ja, er erlaubte ihnen sogar, daselbst Tempel zu errichten und die Götter nach ihrer Art zu verehren.

Und dennoch wurden die Aegypter nicht aufgebracht gegen den Erwählten. Denn er setzte die Landeskinder nicht gegen die Fremden zurück; im Gegentheil arbeitete er unverdrossen am Wohl des Staates. Er beförderte die Gesetzgebung, unterstützte Gewerbe, Künste und Wissenschaften, ermuthigte und erleichterte den Handel auf jede Weise. Eine Anzahl der herrlichsten Kunstwerke verdankt ihm ihre Entstehung. Prachtvolle, zwanzig Fuß hohe Götterstatuen von spiegelglatt polirtem Granit — ein 75 Fuß hohes Standbild vor dem Tempel des Gottes Ptah in Memphis — ein ganz neuer prachtvoller Tempel, den er der großen Isi ebenfalls in Memphis errichten ließ, und unzählige andere Kunst- und Bauwerke verkündeten sein Lob im ganzen Lande.

Als größtes Wunder der Steinmetzkunst ließ er in den Granitgebirgen Oberägyptens aus einem einzigen Felsblocke einen Tempel aushauen, 33 Fuß lang, 22½ Fuß breit und 12½ Fuß hoch — Decke, Säulen und Boden — Alles aus demselben Stein. Von Sun, wo der Stein gebrochen worden war, brauchte man kaum drei Wochen zur Reise nach Sa, allwo der merkwürdige Tempel im Vorhofe des Heiligthums der Göttin Net aufgestellt werden sollte. Aber 2000 Arbeiter hatten volle drei Jahre nöthig, bis sie das seltene Kunstwerk mit seinem ungeheuren Gewichte auf unterlegten Walzen an den Ort der Bestimmung gebracht hatten. Seit langer Zeit hatte kein Pharao das Land mit so vielen und so herrlichen Werken der Kunst geschmückt!

Auch für den Heldenruhm und die kriegerische Ehre seiner Aegypter sorgte er. Er vergrößerte die Flotte und eroberte mit ihr wieder die verloren gegangene Insel Cypern, die ein überaus kostbarer Schatz für Aegypten war.

Anfangs rümpften zwar Manche die Nase und zuckten die Achseln, weil Aahmes aus dem niedern Volke stammte, ein Emporkömmling war; er ließ sich aber dadurch nicht irre machen; durch seine Leutseligkeit, seine Gerechtigkeit, Redlichkeit und Wahrheitsliebe sowie durch hohe Weisheit nöthigte er bald jedermann Achtung ab und gewann die Liebe seiner Unterthanen. Einigen vorlauten Spöttern setzte er in feiner Weise den Kopf zurecht. Eines Tages fanden sie, da sie wieder zum Könige kamen, ein kleines, aber überaus schönes, goldenes Götterbild aufgestellt. Sie staunten die herrliche Arbeit an und brachten dem Bilde des Gottes ihre Verehrung dar. Als Aahmes dies einige Male gesehen hatte, sprach er verächtlich zu ihnen, ob sie sich nicht schämten, vor diesem Bilde zu opfern; er habe es aus dem goldenen Fußbecken schmelzen lassen, in dem sie Alle so oft ihre Füße gewaschen hätten. „Sonderbar", erwiderte der Vorlauteste unter den so Angeredeten, „was geht uns das an? Es war ein Fußbecken, ist jetzt aber ein Götterbild; und wenn es ein würdiges Bild dessen ist, den es vorstellen soll, so geht mich die Vergangenheit nichts an, und ich werde mich vor ihm beugen." — Da klopfte ihm Aahmes freundlich auf die Schulter und sprach lächelnd: „Ich war ein armer Feldhauptmann, bin aber jetzt der Sohn der Sonne; und wenn ich nur ein würdiger König bin, so geht dich meine Vergangenheit nichts an, und du wirst dich vor mir beugen."

So lange er regierte, gab es keine zu große Ueberschwemmung, keine Trockenheit, keine Mißernte, keine ansteckende Seuche. Vierundvierzig Jahre schmückte der Edle den Thron, und nach seinem Tode sprach das Volk: „Nie ist das Land blühender gewesen als unter ihm; nie der heilige Nil wohlthätiger, nie der Boden fruchtbarer." Auch wird berichtet — wohl etwas übertrieben — das Land habe unter ihm 20000 bewohnte Städte gezählt.

Der schönste Ruhm des Königs Aahmes ist aber der, daß ihm das Volk den Titel gab: „Begründer der Gerechtigkeit auf Erden."

Er starb im Jahre 528.



Kriegsrath am persischen Hofe.

Des Reiches Untergang.

1. Psamtik und Kambyses.

Regen in Theben. — Der Dienst des Augenarztes. — Phanes. — Des Verräthers Blut. — Die Gesandtschaft. — Psamtiks Leid. — Der Leichenschänder. — Spione. — Die Antwort der Kaschu. — Die Probe. — Wie man dem Könige von Persien antworten muß, und was man nicht thun darf, selbst wenn man sein Bruder ist. — Der Traum.

Als Aahmes starb, hinterließ er einen Sohn, Psamtik III. (bekannt unter den durch die Griechen entstellten Namen Psammenitos und Psammecherites). Ein seltsames Ereignis bezeichnete den Antritt seiner Regierung: In der Hauptstadt Theben fiel ein heftiger Regen. Seit Menschengedenken hatte man dieses nicht erlebt; in Oberägypten regnete es fast nie. Bedenklich schüttelte alle Welt den Kopf und fragte: „Was wird das bedeuten? — Wenn nur kein Unglück über das Land kommt!“ — Das Unglück kam — kam blitzesschnell und riesengroß.

Schon vor einer Reihe von Jahren hatte der König von Persien, da er an den Augen litt, zu Aahmes gesendet und ihn gebeten, ihm doch einen der

weltberühmten ägyptischen Augenärzte zu schicken, was dieser auch mit großer Bereitwilligkeit that.

Von diesem Augenarzte hatte der Prinz Kambyses oft die Schönheit der Töchter des ägyptischen Königs rühmen hören; da nun sein Vater gestorben und er selbst auf den Thron Persiens gestiegen war, schickte er eine außerordentliche Gesandtschaft nach Sa und ließ um eine ägyptische Prinzessin anhalten. Allein Aahmes, der bereits mehr als genug gehört hatte von der Wildheit des jungen Königs von Persien, wollte diesem keine seiner Töchter zur Frau geben; aber er sandte Nitetis, eine Tochter des verstorbenen Uahabra, die er reich mit Gold und Kostbarkeiten aller Art ausstattete, zu Kambyses, und dieser nahm sie unter die Zahl seiner Frauen auf.

Nach einiger Zeit jedoch erfuhr er von ihr selbst, daß sie keine Tochter des regierenden Königs sei, und das brachte ihn so in Wuth, daß er sogleich beschloß, den treulosen Nachbar vom Throne zu stoßen.

Wenn das nur so leicht gewesen wäre! Aber der Weg nach Aegypten führte durch eine wasserlose Wüste, die auch nicht einen einzigen Brunnen aufzuweisen hatte. Wie sollte man solche Massen Wassers mitnehmen, daß die vielen Tausende von Kriegern und Rossen drei bis vier Tage daran genug hätten? Das war rein unmöglich!

Da kam der Verrath zu Hülfe. Phanes, ein treuloser Grieche, der unter den Hülfsvölkern der Aegypter gedient hatte, ging zu dem Perserkönig über, erbot sich, ihm die Eingangspässe nach Aegypten zu zeigen, im Lande selbst den Wegweiser zu machen, und vermittelte ein Bündnis mit den Arabern, so daß diese mit großen Wasservorräthen in die Wüste kamen und dort das Perserheer erwarteten.

Noch bevor es so weit gekommen war, wurde Aahmes vor den Richterstuhl des großen Osiri gerufen, Rechenschaft zu geben über sein Thun und Lassen, und der junge Psamtik III. bestieg den Thron Aegyptens.

Kaum hatte er sein Haupt mit der Doppelkrone geschmückt, da tönte der wilde Kriegslärm von Osten her; er sammelte sein Heer nnd zog aus und lagerte sich an dem östlichen Arme des Nils, den Feind zu erwarten.

Bald verlautete, daß Phanes den Verräther mache. Da ergrimmten die Aegypter und brachen in laute Verwünschungen aus über die treulosen Griechen. „Seit dieses fremde Gesindel ins Land gekommen, haben wir Unglück aller Wege“, hieß es. „Diese wortbrüchigen, verrätherischen Hellenen werden noch den Untergang des ganzen Landes herbeiführen.“ — Die Landsleute des Phanes aber, welche noch bei dem Heere der Aegypter waren, wollten diesen Schimpf nicht auf sich sitzen lassen und zeigen, daß zwischen ihnen und dem Eidbrüchigen keine Gemeinschaft sei; deshalb holten sie die in Aegypten zurückgebliebenen Söhne des Phanes ins Lager, und als nun die Perser angekommen waren und beide Heere einander gegenüber lagerten, stellten die Griechen ein großes Becken zwischen beiden Schlachtreihen auf, führten die unglücklichen Knaben einen nach dem andern vor, schlachteten sie vor den Augen ihres Vaters und ließen ihr Blut in das Becken laufen. Dann gossen sie Wein und Wasser zu, füllten die Becher und tranken allesamt davon.

Die Aegypter schauderten, aber die Griechen stürmten wild auf den Feind ein mit lautem Wuthgeschrei: „So soll dein Blut vergossen werden, du schändlicher Verräther! Nach deinem Blute lechzen wir.“

Die Schlacht entbrannte; von beiden Seiten wurde mit Muth und Tapferkeit gefochten, von beiden Seiten mit hartnäckiger Ausdauer; — endlich unterlagen die Aegypter. Sie ergriffen die Flucht und warfen sich in die Hauptstadt Memphis, wo sie sich, ihren jungen König an der Spitze, gegen den nachstürmenden Feind zu halten gedachten.



Persische Bogenschützen.

Kambyses rückte nun in Unterägypten ein, mordete, plünderte und verwüstete, wohin er kam. Dann sandte er den Nil hinauf eine Barke mit einem Herold an Psamtik, ihn aufzufordern, sein Land dem unüberwindlichen Könige von Persien zu übergeben. Als aber die Barke in Memphis ankam, hieß es: „Wie? Freiwillig unterwerfen? Die Aegypter können fallen, aber sie ergeben sich nicht. Und Solches lassen sie sich auch nicht anbieten.“ Knirschend vor Wuth stürmte das Volk hinaus, riß die Ruderknechte und den Herold aus dem Boote, erwürgte sie auf offener Straße und zertrümmerte das Fahrzeug.

Doch der blutigen That folgte die Rache auf dem Fuße.

Bald darauf stand der grollende Kambyses vor den Thoren der Stadt. Eine abermalige Aufforderung zur Uebergabe wurde mit Hohn zurückgewiesen, und nun begannen die Cernirungsarbeiten. Die Belagerten wehrten sich wie Helden; Einer suchte den Andern an Muth und Hingebung zu übertreffen —

aber eine große, volkreiche Stadt kann sich nicht lange halten, wenn es möglich ist, sie von allen Seiten einzuschließen. Auch Memphis fiel, Psamtik wurde gefangen, nachdem er ein halbes Jahr regiert hatte, Aegypten verlor im Jahre 527 v. Chr. Geburt seine Selbständigkeit und wurde eine persische Provinz.

Jetzt kamen trübe Tage über das arme Land.

Am meisten ergrimmt war Kambyses gegen den König selbst; sein erstes Beginnen war also, diesen zu züchtigen. Hätte er ihn hinrichten lassen — das wäre zu wenig gewesen in den Augen eines Kambyses — ein Moment, und aller Schmerz ist vorüber, und kein weiteres Leid kann man dem Todten mehr zufügen. Nein, der Perserkönig hatte andere Martern ausgedacht; er wußte: wer das Vaterherz am tiefsten verletzen will, muß die Kinder angreifen. So ließ er den entthronten König in einen Palast bringen, der am Ufer des Nils lag. Hier wurde er ans Fenster geführt — siehe, da ward ein großer Zug von Jungfrauen aus den edelsten Familien der Stadt an den Fluß getrieben, für die Perser Wasser zu holen.

„Psamtik, siehst du auch deine Tochter?“

Wohl sah er sie, barfuß im Staube dahin schreitend, nothdürftig bedeckt, den schweren Wasserkrug auf dem Kopfe. Doch er war ein Mann und wußte auch den größten Schmerz zu tragen.

Danach kamen die Söhne der reichsten und angesehensten Familien von Memphis, zweitausend treffliche Jünglinge, die zum Richtplatze geführt wurden; sie hatten einen Strick um den Hals, einen Zaum in dem Munde und wurden von rohen Persern mit Stöcken und Peitschen an dem Fenster des Königs vorbei getrieben.

„Psam tik, siehst du auch deinen Sohn?“

Wohl sah er ihn und sah auch, wie sie hingerichtet wurden, alle die Zweitausend; aber er wußte auch, was er seiner Würde als König von Aegypten schuldig war — er stand aufrecht, und kein Schmerzenslaut entfuhr seinen Lippen. Kambyses vermochte es nicht, den stolzen Geist zu demüthigen. Er hätte ihn so gern zum Statthalter Aegyptens ernannt — wer kannte besser die Hülfsquellen des Landes, wer konnte leichter das Volk in Gehorsam erhalten, als der bisherige Herrscher? — wenn Psamtik nur willfähriger gewesen wäre! Aber er war und blieb so stolz, als sei er der Sieger. „Du kannst mich umbringen lassen“, sagte er, „ich bin in deiner Gewalt, aber du kannst mich nicht zwingen, dir zu dienen. Der Sohn der Sonne beugt sich vor keinem Perserkönige.“

Geduldig trugen die Aegypter nicht die Blutherrschaft der Dränger, auch waren sie gar nicht gesonnen, die Fremdlinge für immer im Lande zu lassen, zumal ihr rechtmäßiger König noch unter ihnen lebte. So war es sehr natürlich, daß sie den Plan zu einer Empörung faßten, deren Haupt und Leiter Psamtik war.

Bereits war Alles verabredet, der Tag der Ausführung nahe, freudig sahen die Männer von Aegypten der Stunde der Erlösung entgegen — da entdeckte Kambyses die Verschwörung, ließ den unglücklichen Gefangenen vergiften

und wieder Tausende hinrichten. Die Aegypter aber, deren Unternehmen nun keinen Mittelpunkt mehr hatte — der König und sein Erbe waren ja ermordet — blieben unthätig vor Entsetzen; der Schreck hatte Alle gelähmt.

Nun zog Kambyses den Strom hinab nach Sa, denn dort war Aahmes begraben, für ihn der verhaßteste aller Aegypter. Konnte er sich an dem Lebenden nicht rächen, so wollte er wenigstens an dem Todten seine Wuth stillen. Er ließ das Grab öffnen, die Leiche aus dem Sarge nehmen und vor sich bringen.

„Löset die Binde!“ befahl er sodann. „Und weg mit allem Schmucke! Reißt ihm das Gold und die Edelsteine vom Leibe! Arm und bloß soll er vor mir liegen, der Betrüger!“

Es geschah. „Nun peitscht ihn, daß das Fleisch von den Knochen fällt!“

Die gehorsamen Knechte thaten, wie ihnen befohlen war.

„Bringt Nadeln herbei, glühende Nadeln! Stecht ihn! Reißt ihm die Haare aus!“ So ließ er den Leichnam mißhandeln, trat ihn mit Füßen und ließ ihn schließlich ins Feuer werfen, was auf Aegypter und Perser einen um so tieferen Eindruck machte, als bei beiden Völkern das Verbrennen der Leichen gänzlich unbekannt war.

Nachdem Kambyses so seinen Rachedurst gestillt hatte, wurde er ruhiger und begriff wohl auch, daß jede Saite springt, wenn sie zu straff gespannt wird, und daß es in seinem eigenen Interesse liege, das Volksgefühl nicht zu sehr zu höhnen, sondern sich im Gegentheil bei dem Volke beliebt zu machen. Er besuchte die Tempel der Stadt, opferte den ägyptischen Göttern in herkömmlicher Weise, bedachte die Priester und ließ sich schließlich nach alter Sitte und ganz nach dem in Kemi gebräuchlichen Rituale zum König des Landes krönen.



Die ägyptische Form seines Namens ist Kambatet, die echt persische bekanntlich Kambudschija.

Aber nach neuen Eroberungen stand sein Sinn, und da lag ihm denn kein Land näher, als das vielgenannte Kasch (Aethiopien), das von Aegypten aus schon mehr als einmal erobert worden war. Er ließ also sein Heer nach Süden aufbrechen und marschirte nach dem alten Theben. Von hier schickte er Spione nach Aethiopien, denen er reiche Geschenke mitgab, welche als nachbarlicher Gruß dem dortigen Könige überreicht werden sollten; insgeheim sollten die Abgesandten aber Straßen, Engpässe, Flußübergänge und Festungen auskundschaften, um später bei dem beabsichtigten Feldzuge als Wegweiser zu dienen.

Zufällig hörte er, daß des Königs Aahmes Gemahlin hinter dem Palaste des großen Ramessu begraben liege, und hell aufloderte wieder sein Zorn. Sogleich ließ er das Felsengrab aufsuchen, erbrechen — und obwohl er durch verschiedene Gänge auf und ab 125 Fuß tief in den Fels eindringen mußte — er ruhete nicht, bis er ganz hinten in einem kleinen Gemache die Todtenlade der Königin gefunden hatte. Es war ein prächtiger Sarg von dem schönsten grünen Porphyr, außen und innen allerwärts mit Bildhauereien und hieroglyphischen Inschriften bedeckt, auf dem Deckel eine Reliefdarstellung der Göttin

Hathar. Der Sarg ward aufgebrochen, die Mumie herausgerissen, ihres kostbaren Schmuckes beraubt und dann in dem Grabe selbst im Beisein des Königs verbrannt.

Dieser kostbare Sarg kam durch die französische Expedition (von der später berichtet werden soll) von Aegypten nach Paris, verblieb aber dort nicht lange, sondern ward nach London in das Britische Museum gebracht, wo er heute noch zu sehen ist.

In gleicher Weise entweihte der persische Wütherich die übrigen Gräber, welche er irgend zugänglich fand, bis seine Spione aus Aethiopien zurückkamen und ihm so ernste Nachrichten brachten, daß ihm alle anderen Gedanken darüber vergingen.

Der König von Kasch hatte sogleich erkannt, daß es dem Perser nicht um freundliche Nachbarschaft zu thun war, und daß die Boten neben Ueberreichung der Geschenke noch ein anderes Geschäft hatten. Doch that er anfangs, als habe er nicht den geringsten Verdacht, nahm die Gaben, welche ihm Kambyses sandte, gütig auf und beantwortete den Gesandten bereitwillig alle Fragen, die sie an ihn zu stellen für gut fanden. Er behielt sie mehrere Tage bei sich, ließ sie trefflich bewirthen und überall umherführen, damit sie Alles mit eigenen Augen sehen möchten, was sie irgend interessiren konnte. Als es aber wieder an die Abreise ging, ließ er sie vor sich bringen und sprach zu ihnen also:

„Ihr müsset nicht denken, ihr Männer, daß mir der Zweck eures Besuches unbekannt wäre. Nicht gute Nachbarschaft will Kambyses mit mir halten, sondern Krieg führen, mir mein Land entreißen, wie er's dem Könige Psamtik auch gethan, und ihr seid seine Kundschafter. So berichtet ihm denn, was ihr gesehen, und nehmt ihm auch ein Geschenk von mir mit. Hier! Ueberreicht ihm einen von unseren Bogen und sagt ihm, wenn seine Perser einmal solche Bogen so leicht spannen können, wie wir, dann möge er es wagen, mit seinem Kriegsvolke gegen uns zu ziehen; bis dahin aber solle er still zu Hause bleiben und seinen Göttern danken, wenn es uns nicht einfällt, ihn aufzusuchen.“ Mit diesen Worten ergriff der König einen der Bogen, die in der Ecke des Zimmers standen, überreichte ihn den Abgesandten, kehrte ihnen dann stolz den Rücken und verließ sie. Der Bogen aber war fünf Fuß hoch, von außerordentlich festem Holze gemacht, und keiner der Gesandten war im Stande, ihn auch nur einen Zoll breit zu spannen.

Als sie nun mit der bösen Botschaft und dem herausfordernden Geschenke zu Kambyses kamen, gerieth dieser außer sich vor Wuth. „Was?“ schrie er, „dieser armselige König von Kasch will mich verspotten, mich, vor dem die Welt zittert? Mich, den Herrn von Parsis, Assyrien, Babylonien, Chaldäa, Medien, Judäa, Phönikien, Aegypten? Mich, vor dessen Throne fünfzig Völkerschaften auf den Knieen liegen? Mich, den unbezwinglichen Kambyses? Auch er soll im Staube vor mir liegen! Mit seinem eigenen Bogen will ich ihm den Pfeil in sein Lästermaul schießen. O, er kennt den großen Kambyses noch nicht! Er weiß nicht, daß ich der beste Schütze bin von Allen,

die je geboren sind! Und so, wie ich diesen elenden Bogen spanne, so will ich" — — — Er zog, er riß an der Sehne — aber der Bogen bewegte sich nicht.

Blitzenden Auges sah er im Saale umher, ob sich keiner seiner Unterthanen vielleicht unterstehe, ein wenig zu lächeln. Allein den Räthen, Mundschenken, Schirmträgern und Feldherren war's nicht ums Lachen; sie standen zitternd an der Wand und dachten: „Wer von uns wird nun büßen müssen, daß er den Bogen nicht spannen kann?" Der König war zufrieden mit den Mienen seiner Höflinge, reichte den Bogen einem seiner Hauptleute und sprach: „Versuche du, ob du den Bogen spannen kannst!"

Aber der hatte längst gelernt, wie man sich dem Perserkönige gegenüber benehmen mußte, wenn man seines Lebens sicher sein wollte. „O, mein Herr und Gebieter", antwortete er, „das ganze Heer weiß, daß dir Keiner — wie an Einsicht und Weisheit — so auch an Gewandtheit und Stärke gleich kommt; thöricht wäre es, etwas zu versuchen, das einem solchen Helden nicht gelingen wollte; und strafbare Vermessenheit wäre es, wollte einer deiner Knechte auch nur den Wunsch hegen, es dir, dem Gebieter der Könige, in irgend einem Stücke gleich zu thun."

„Du hast weise gesprochen", entgegnete der König; „ich bin mit dir zufrieden und erlasse dir den vergeblichen Versuch." Da trat des Königs Bruder, Bardija (die griechischen Geschichtschreiber nennen ihn Smerdis), hervor und sprach: „Willst du mir erlauben, großer Herr, meine Kraft auch zu versuchen?"

Und da es ihm nicht abgeschlagen ward, ergriff er den Bogen, that einen kräftigen Ruck, und so gelang es ihm wenigstens, den Bogen zwei Fingerbreit zu spannen; Größeres vermochte er nicht. Aber das war schon mehr als zu viel für Kambyses. Sein Auge wurde finster; er ballte die Fäuste — doch gewann er es noch über sich, einen Ausbruch des Zornes zurückzuhalten. Schwankenden Schrittes ging er in ein anderes Zimmer. „Prexaspes!" rief er, und der Feldherr folgte ihm zitternd nach.

Der König warf sich in einen Thronsessel; Prexaspes kniete vor ihm.

Nach einer Weile fing jener an: „Mein Bruder geht in dieser Stunde noch nach Persien zurück und wird Statthalter in Susa. Morgen vor Sonnenaufgang bricht das ganze Heer auf gen Kasch. Du hast für die Ausführung von Beidem zu sorgen. Nun fort."

Prexaspes entfernte sich, überbrachte den Befehl der Verbannung dem unvorsichtigen Bardija, der sich unterstanden hatte, stärker zu sein als der König, und ordnete das Nöthige für den Abmarsch der Truppen an.

Aber in aller Frühe des folgenden Tages, noch bevor das Heer ausrückte, wurde der Feldherr wieder zum Könige gerufen. Wehe! Wehe! diese Miene verkündete Blut und Tod.

„Prexaspes", hob Kambyses mit dumpfer Stimme an, „heute Nacht träumte mir von meinem Bruder Bardija. Er saß in Susa auf einem Königsthrone, und sein Haupt schmückte die königliche Tiara (eine hohe, spitze Mütze). Und wie ich ihn so ansah, wuchs die Tiara und wuchs und wuchs, bis sie an den Himmel stieß. Was bedeutet dieser Traum? Sprich! Was hältst du davon?" — „Mein großer König, du weißt, daß ich nur in deinem

Dienste lebe; und ich weiß, daß ich nur durch deine Gnade athme und noch bin; aber wie ich auch grüble und denke und überlege, vermag ich doch nicht, den Sinn dieses Traumes zu erklären. O, so erleuchte du mich mit deiner Weisheit, daß ich das Rechte finden möge." —

„Die königliche Tiara bedeutet, daß Bardija König werden wird; und daß sie bis zum Himmel emporgewachsen, daß zeigt an, daß er über die ganze Welt regieren wird. Und mich, seinen Bruder, wird er vom Throne stoßen. — O, er wird nun Alles wagen, da er den Bogen gespannt hat!" —

„Ja, großer König, so ist's! Das ist die Deutung des Traumes. Jetzt ist mir Alles klar. — Was übrigens den Bogen betrifft, so wissen alle Perser, daß du weit stärker bist als dein Bruder, und daß du den Bogen wohl hättest spannen können, wenn es nur dein ernster Wille gewesen wäre." —

Diese Schmeichelei that dem Könige wohl; aber der böse Traum beherrschte ihn ganz. Er ging unruhigen Schrittes im Saale umher; dann blieb er plötzlich vor seinem Feldherrn stehen, starrte ihn einen Augenblick mit finsterer Miene an und sprach: „Prexaspes, heute reisest auch du nach Susa ab, tödtest meinen Bruder, ordnest die Geschäfte und bringst mir die Nachricht, daß du ihn mit eigener Hand erlegt hast. Verstehst du wohl: mit eigener Hand."

Zitternd entgegnete Prexaspes: „O, mein Herr und Gebieter, dein schwacher Diener" — — —

Aber Kambyses unterbrach ihn barsch: „Ist mein Auftrag zu schwer für dich, so wird er dich zermalmen. Jetzt gehe!" —

„Dein Knecht gehorcht", stammelte der unglückliche Auserkorene. Dann erhob er sich, ging hinaus und reiste noch an demselben Tage nach Susa ab, wie ihm befohlen war. Aber er beeilte seine Reise nicht; zu dem blutigen Werke, das ihm aufgetragen worden war, kam er immer noch früh genug.

Bardija ahnte nicht, was kommen sollte, als Prexaspes bei ihm erschien und um Aufnahme bat, unter dem Vorgeben, er sei bei Kambyses in Ungnade gefallen. Diese Ungnade an und für sich hatte nichts Unwahrscheinliches; aber daß Prexaspes mit dem Leben davongekommen und nur verbannt worden war, das war unwahrscheinlich. Doch dachte Bardija, sein Bruder sei einmal zu Gunsten eines treuen und zuverlässigen Dieners milder als gewöhnlich gewesen. Nach acht Tagen aber, da er mit diesem treuen Diener, seinem Gastfreunde, auf der Jagd war, durchstach ihn dieser von hinten mit dem Speere. Und als der Prinz taumelnd zu Boden stürzte, sprang Prexaspes hinzu, stieß ihm noch seinen Dolch in die Brust und sprach: „Im Namen des Königs, deines Bruders."

Zwei Monate später kniete der Feldherr wieder vor seinem Gebieter und berichtete ihm, wie er den Befehl ausgeführt.

„Also wirklich todt und begraben?" fragte der König hastig.

„Todt und begraben; mit meinen eigenen Händen begraben", antwortete jener. —

„Stehe auf! Ich bin zufrieden mit dir."

Und der zuverlässige Diener erhielt zwei prachtvolle Feierkleider, um die ihn alle Welt beneidete — — — der König wußte treue Dienste zu lohnen. —



Das Sandmeer der Wüste.

2. Die Zeit des Schreckens.

Zug nach Kasch. — Sie essen Menschenfleisch. — Neuer Plan. — Der Wegweiser Schwur in der Nacht. — 80 000 Menschen im Sande begraben. — Kambyses' Wuth. — Bardija's Auferstehung. — Des Wütherichs Ende.

Als Prexaspes, der über ein Vierteljahr ausgeblieben war, zurückkehrte, war der Zug nach Kasch bereits beendet. Aber er war nicht glücklich ausgefallen; Kambyses ließ sich zwar den Unwiderstehlichen, Unbesiegbaren nennen, allein allmächtig war er nicht.

In Eile war das Heer aufgebrochen, ohne daß die für einen längeren Kriegszug nöthige Menge von Vorräthen zusammengebracht worden wäre. Nur wenige Tage reichten die Lebensmittel. So lange man noch in den gesegneten Fluren Aegyptens dahinzog, wo Städte und Dörfer in ungezählter Reihe an den üppigen Ufern des Niles prangten, konnte man sich die Bedürfnisse des Lebens immerhin verschaffen; als man aber in die Granitregion eingetreten war und die Südgrenze des Landes erreichte, wurde das anders, und bald litt das Heer aufs furchtbarste.

Bereits waren manche der armen Kriegsleute vor Hunger und Mattigkeit umgesunken und elendiglich am Wege verschmachtet; da wagte einer der Hauptleute dem König mitzutheilen, daß die Mannschaft Noth litte. Aber Kambyses, dem es für seine Person natürlich an nichts fehlte, denn sein Hausverwalter hatte selbstverständlich für Alles reichlich gesorgt, Kambyses brauste in wildem

Zorne auf und drohte furchtbar Denen, die ihm noch einmal solche Botschaft brächten.

In der Stille schlachtete man nun nach und nach sämtliche Pferde, die bei dem Zuge waren; und als der König es merkte, daß seine persischen Reiter verschwunden waren, und er auch keine Wagenkämpfer mehr hatte, ließ er etliche der Oberanführer hinrichten, zog aber immer weiter, unbekümmert um das Schicksal Derer, die er ins Verderben führte. Da nun später einer seiner Vertrauten sich erkühnte, ihm anzudeuten, daß jetzt absolut keine Nahrung mehr für das Heer aufzutreiben sei, fuhr ihn Kambyses an: „Es wächst noch genug am Wege."

In der That war die Mannschaft nur einzig darauf hingewiesen, sich von dem Grase und den Kräutern zu nähren, die am Rande der Heerstraße wuchsen. Ein großer Theil der Armee wurde krank, Hunderte blieben täglich liegen; aber niemand kümmerte sich um sie, niemand fragte nach ihnen, und niemand hatte den Muth zu sagen: „Kehren wir um!" Die Perser waren an einen so unbedingten, so absoluten Gehorsam gewöhnt, daß sie mit offenen Augen in ihr Verderben gingen, wenn es der König befahl. — Endlich aber kam man in eine so wüste Gegend, daß man kaum noch einen Grashalm zu finden vermochte. Alles Grün war verschwunden, das Auge sah nur Sand und Fels, Fels und Sand. Und beutegierige Löwen lauerten, wo ein Ermatteter niederfiel. Wehe dem Armen! In wenigen Minuten war er zerrissen von den Königen der Wüste.

Jetzt war die Noth aufs höchste gestiegen, und die Krieger, welche immer noch entschlossen waren, ihrem Könige zu folgen, griffen zu dem äußersten gräßlichen Mittel, ihren Hunger zu stillen: sie losten je den zehnten Mann aus, der dann geschlachtet und von den anderen Neun verzehrt wurde.

Als Kambyses nach etlichen Tagen hörte, daß sein Heer von Menschenfleisch lebte, als er die verzweifelten Mienen seiner Krieger ansah und ihre kannibalischen Blicke beobachtete, da wurde ihm unendlich bange; denn was war nicht von Menschen zu fürchten, die ihre eigenen Brüder verzehrten! Wie leicht war es möglich, daß ein verwegener Mund rief: „Kommt, laßt uns den König schlachten!" Und dann stürzten wohl Alle auf ihn los. Es giebt Verhältnisse, in welchen auch der unterwürfigste Sklave keine Ehrfurcht mehr vor seinem Herrn zeigt. In unsäglicher Angst befahl Kambyses: „Wir kehren um! Auf der Stelle!"

So wurde denn umgewendet, als kaum der fünfte Theil des Heerweges zurückgelegt war. Durch Entbehrung und Elend herabgebracht, durch den Hungertod gelichtet, gelangte das Heer in erbärmlichster Verfassung wieder nach Theben zurück. Wer hätte in den schwachen, abgezehrten Gestalten, die sich kaum noch auf den Beinen halten konnten, die Ueberreste des stattlichen Heeres wieder erkannt, das mit dem Perserkönige ausgezogen war, Kasch zu erobern!

Das Mißlingen des vereitelten Planes mußten die Aegypter entgelten. Kambyses ließ die noch übrigen Tempel plündern, verwüsten, die den heiligen Stätten geraubten ungeheuren Schätze an Gold, Silber und edlen Steinen

nach Persien bringen, und wählte noch 6000 Aegypter aus, die mit nach Persepolis ziehen mußten, dort prächtige Königspaläste aufzuführen und auszuschmücken mit dem, was ihnen selbst geraubt worden war. Seinen Kriegsruhm wieder herzustellen, ordnete er einen Zug an nach der Uahe Amun, (S. 34) welche 100 Stunden westlich von Memphis lag.

Dorthin sandte er ein Heer von 80000 Persern, lauter auserlesene, treffliche Leute. Er rechnete im voraus darauf, daß Tausende auf dem Marsche zu Grunde gehen würden; und daß sich die Bewohner der Oase nicht freiwillig unterwerfen würden, konnte er sich auch denken.

Da aber durch die Wüste keine gebahnte Straße führt, da man die Richtung des Marsches einzig nur nach den umgebenden Bergen und Hügeln bestimmen kann, so wurden acht des Weges kundige ägyptische Führer mitgenommen, und unter Androhung fürchterlicher Strafen gebot man ihnen, das Perserheer auf dem kürzesten und sichersten Wege nach der Oase des Gottes Amun zu geleiten.

Wer als Feind in ein fremdes Land einfällt, wer als Wütherich des Blut unschuldiger, friedfertiger Menschen vergießt, soll aber ja nicht meinen, von den schuldlos Bedrängten freiwillig noch gute Dienste erwarten zu dürfen.

In der Nacht vor dem Abmarsche des Heeres traten die ägyptischen Wegweiser zusammen und sprachen: „Jetzt, o großer Amun, giebst du selbst diese persischen Blutsauger in unsere Hände, auf daß wir sie verderben können. 80000 Mann sind uns überliefert, und es kostet nichts Höheres, sie zu vertilgen, als das Leben von uns Wenigen. Hathar, Hathar (Göttin Nacht), höre uns! Das schwören wir bei dem großen Osiri, der auf Pilak ruht: sie sollen nicht lebendig zurückkehren! Wir wollen sie in der Wüste umherführen, bis sie Alle umgekommen sind, Alle, Alle. Sende deine brennendsten Strahlen auf uns, o großer Ra, und du, allgütige Anuke (Göttin Erde, S. 163), schicke deine glühendsten Sandwirbel über unsere Häupter! Wir verlangen nicht zu ruhen in den kühlen Bergen Kemi's — wir wollen uns begraben in dem ewigen Sande.“

Am andern Morgen brach das Heer auf.

O, welche Strapazen, welche unsägliche Noth und Pein hatten die armen Söhne Asiens auszustehen! Zuerst die furchtbare Hitze; der glühende Sand versengte die Sohlen der dahinziehenden Eroberer — nirgends ein Fluß, ein Bach, ein Brunnen, eine Quelle! Schon nach wenigen Stunden mußte man ruhen, dann sich's gefallen lassen, während der ärgsten Hitze des Tages wiederum zu rasten und den Abend zum Weitermarsch abzuwarten. War aber der erste Tag, den man mit frischen Kräften und gutem Muthe angetreten, schon peinlich genug, so war der zweite noch weit fürchterlicher. Und doch begann die rechte Noth erst am dritten Tage, nachdem man das Seitenthal, welches durch die libyschen Gebirge führte, verlassen hatte und nun in der Ebene dahinzog. Bald war alle Ausdauer verschwunden, alle Lebensfrische verflogen; langsam, mißmuthig zog das Heer dahin; jeder schleppte sich nur mühsam weiter und blieb blos deswegen nicht liegen, weil er sonst in wenigen Stunden um so sicherer jämmerlich umgekommen wäre. Am vierten Tage

aber bieben schon ansehnliche Scharen zurück und starben eines elenden Todes. Mit unheimlicher Gelassenheit schritten die ägyptischen Wegweiser ruhig weiter, und so oft sie gefragt wurden, ob man noch nicht am Ziele sei, antworteten sie kaltblütig: „Bald, ja. Geduld, Geduld, wir kommen immer näher."

Der nächste Tag kostete bereits Tausenden das Leben. Wüthend fielen die Perser über die Wegweiser her, mißhandelten sie jämmerlich, schlugen einige von ihnen todt und schrieen: „Bringt sie um, die ägyptischen Verräther, denn sie führen uns in die Irre!" Die Feldherren und Hauptleute besänftigten jedoch das Heer wieder und sprachen: „Wer soll uns denn weiter führen, wenn diese todt sind? An ihrem Leben hängt das unsere. Sie wollen so wenig sterben als wir." Dann ließen sie die Wegweiser vor sich kommen und fragten: „Seid ihr auch des Weges noch sicher? Und wie lange wird es dauern, bis wir ans Ziel kommen?" — „Wir sind des Weges vollkommen sicher", antworteten diese. „Ihr mögt es daran sehen, daß wir übermorgen, am siebenten Tage, an eine Station kommen, wo Wasser die Fülle ist, und wo das Heer ausruhen und sich erholen kann."

Wie sie gesagt, so geschah es. Man kam in eine kleine Oase; das Heer erquickte sich und zog nach einigen Rasttagen neu gestärkt weiter.

Kaum hatte man aber den Lagerplatz verlassen, als die Noth erst recht begann und bald den höchsten Grad erreichte. Der Wind blies aus Südwest und wühlte den feinen Sand auf. Man mußte halten, die Augen schließen, dem Winde den Rücken kehren; Einzelne sanken um und wurden sogleich von den Sandwehen bedeckt und völlig begraben. So vergingen wieder ein paar Tage unter furchtbaren Kämpfen und unsäglichen Leiden.

„Wie weit ist's noch? Sind wir noch nicht bald da?" —

„Bald sind wir am Ziel." —

Und der große Ra sandte seine brennendsten Strahlen, und die allgütige Anuke schickte ihre glühendsten Sandwirbel und begrub das große Perserheer im Sande der Wüste. — Jetzt sind sie am Ziel! Dort ruhen sie, das ganze Heer und die ägyptischen Wegweiser, 80000 Mann — dort ruhen sie und schlafen den ewigen Schlaf. Ein Sandhügel deckt ihre Leichen. Keiner von ihnen hat die Oase des großen Amun gesehen, keiner ist zurückgekommen zu den Seinen. — — —

In den Trümmern auf der Oase des Amun sind neuerdings die Namen der Helden aufgefunden worden, welche den freiwilligen Opfertod starben. Es waren der Wagenlenker He-Frat, der Oekonom Anch-Amrat, der Häuserbesitzer Meri-Num, der Sargfabrikant Seffer-Het, der Schwert- und Messerfabrikant Nuter-Rem, der Schriftgelehrte Chu-en-Phra, der Zollerheber Fen-Dak und der Hauptmann Ta-Ket-Nut. Dem Berichte sind auf dem Stein die Worte beigefügt: „Ihre Namen werden unvergessen sein, so lange Amun am Himmel Tag und Nacht macht, und jedermann in Kemi wird ihrer gedenken. Ihr Gedächtnis wird ewig sein im Lande."

Ja, Ehre und Ruhm ihnen! Sie starben den Tod für das Vaterland. Darum sind auch hier ihre Namen niedergelegt; sie sollen nicht vergessen werden.

Tag um Tag und Woche um Woche verging — Kambyses hörte nichts von seiner Armee. Endlich wurde er ungeduldig und schickte Boten nach der Oase Amun, und diese brachten denn die Trauerbotschaft, daß man dort keinen Perser gesehen hatte, und daß ohne Zweifel das ganze Heer in der Wüste zu Grunde gegangen. An der Wüste konnte der König seinen Zorn nicht auslassen — die armen Menschen, welche in seine Gewalt gegeben waren, mußten das Unglück des Heeres entgelten. Er ließ zwölf der angesehensten Perser vor sich bringen und überhäufte sie mit Vorwürfen, daß sie ihm von dem Zuge nach der Oase nicht abgerathen hätten. Sie entschuldigten sich mit ihrer Unkenntnis der Verhältnisse.

„So könnt ihr mir also fernerhin nicht nützen", schrie Kambyses, ließ zwölf Löcher im Schloßhofe graben, jedes sieben Fuß tief, die persischen Feldherren lebendig mit dem Kopfe nach unten hinein stecken und dann die Löcher mit Erde wieder zuwerfen.

Wüthend zog er darauf von Theben weg nach Memphis.

Daß Kambyses hier eigenhändig den Apis erstochen habe, ist nach Brugsch-Bey's neuesten Forschungen eine Unwahrheit, welche die Griechen später erfanden, um den Perser noch verabscheuungswürdiger darzustellen; der Apis starb eines natürlichen Todes und wurde vorschriftsmäßig mit allen Feierlichkeiten beigesetzt.

An Grausamkeiten fehlte es aber doch nicht. „Was weinst du?" fragte der König eines Tages seine Schwester, als er in den Saal trat.

„Ich dachte an unseren Bruder Bartija", antwortete die Schwester.

„Und du weinst über diesen Verräther?" schrie Kambyses, riß die Schwester vom Stuhle, warf sie zu Boden und trat sie mit Füßen, bis sie vor seinen Augen starb.

Eines Tages sprach er zu Prexaspes: „Ich will Wahrheit von dir, aber die reine Wahrheit: Was sagen die Perser von mir?" — Verlegen antwortete der Feldherr: „O, König, was können sie Anderes sagen, als du seiest ein großer Held, ein Feldherr, wie noch keiner dagewesen?" — „Was sagen sie noch mehr? Sprich! Ich will Alles wissen!" — „Sie sagen, du seiest der größte König, der je gelebt." — „Haben sie nichts an mir zu tadeln? Sind sie nicht unzufrieden? Prexaspes, ich will die volle Wahrheit!" — „O, mein Gebieter, was könnten sie an dir tadeln? Bist du nicht groß, wie ein Gott?" — „So entkommst du mir nicht. Was haben sie an mir auszusetzen? Wehe dir, wenn du mir etwas verschweigst!" —

Zitternd entgegnete Prexaspes: „Wenn du befiehlst, mein Gebieter, so sollst du Alles wissen. Sie rühmen und preisen dich allerwärts; aber manchmal sagen sie beiläufig auch, du trinkest etwas viel." — „So?" höhnte Kambyses, und seine Augen nahmen den Ausdruck des Hasses und der Wuth an. „So? Sie meinen also, ich sei wohl gar betrunken? Ich will dir zeigen, ob ich betrunken bin. Siehst du da unten deinen Sohn im Hofe stehen? Wohlan, hier ist mein Bogen und Pfeil; wenn ich deinen Sohn verfehle, so mögen sie Recht haben; wenn ich ihn aber ins Herz treffe, so wirst du gestehen, daß ich

nicht betrunken bin." — Und ruhig legte der König an, zielte, schoß den Pfeil ab — und unter dem Jubelruf des Tyrannen sank des Feldherrn Sohn zu Boden. „Schneidet ihn auf!" rief Kambyses hinunter, „und bringt ihn zu mir in den Saal!" — Es geschah. — „Was sagst du nun?" fragte der König triumphirend. „Sieh her! Habe ich deinen Sohn nicht genau ins Herz getroffen? Glaubst du, daß ich betrunken bin? Nun gehe hin, und sage deinen Genossen, was du gesehen hast, damit sie nicht mehr meinen, ich trinke zu viel." — So verfuhr Kambyses selbst gegen seine treuesten Diener.

Da kam plötzlich ein Bote aus Susa und verkündete dem Perserheere: „Bartija, der Sohn des großen Cyrus, läßt euch sagen, daß er die königliche Tiara aufgesetzt, daß ihr hinfort ihm zu gehorchen habt, nicht mehr seinem Bruder Kambyses, denn Bartija ist König." Darüber erschraken Alle und wußten nicht, was sie nun thun sollten. Auch Kambyses hörte davon, ließ Prexaspes vor sich kommen und sprach: „So also hast du den Befehl vollführt, den ich dir gegeben?"

„Großer Herr und Gebieter", antwortete der Feldherr, „thue mit deinem Knechte, wie es dir wohlgefällt; aber so lange die Todten nicht wiederkommen, hast du von deinem Bruder nichts zu befürchten, denn ich selbst habe ihm das Leben genommen, ich selbst habe ihn begraben. Ein Betrug ist es, den man spielt. Ziehe hin, o großer König, und erlaube mir, dich zu begleiten. Mein Leben ist in deiner Hand. Findest du deinen Bruder in Susa, so lasse es mich entgelten; dann sei keine Qual zu groß für mich. Aber ich weiß, was ich gethan."

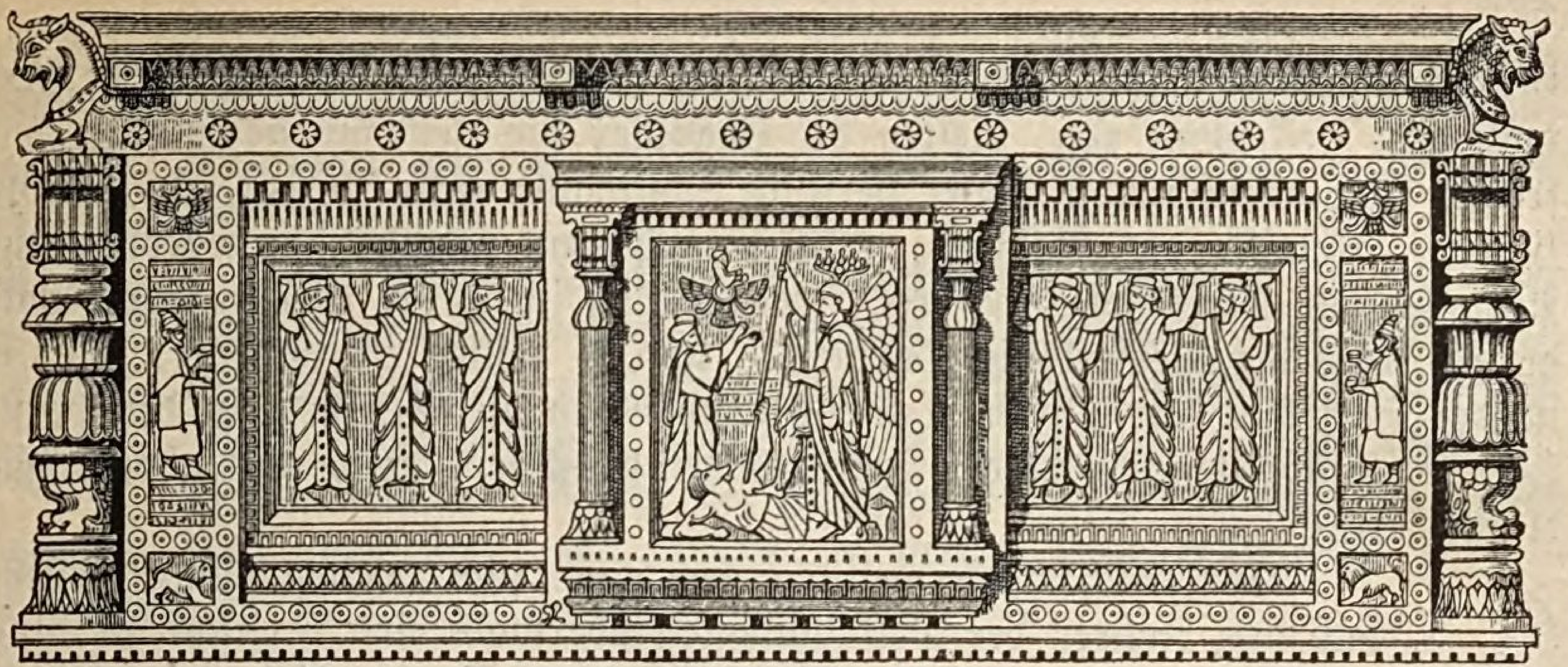
Als der König seinen Feldhauptmann so sprechen hörte, war er überzeugt, daß ihn dieser nicht hintergangen, und entschloß sich sogleich, an der Spitze seines Heeres nach Susa zu eilen, um den Betrug zu entlarven, den man dort spielte.

Doch — seine Zeit war abgelaufen; die Menschheit sollte erlöst werden.

Als er zu Pferde stieg, löste sich die Zwinge von der Scheide seines Schwertes, und er stach sich mit dem Schwerte in den Schenkel. Sogleich hob man ihn wieder herab, brachte ihn auf sein Lager und pflegte ihn unter Furcht und Hoffnung. Allein bald kam der Brand an die Wunde; der König litt die furchtbarsten Schmerzen und sah ein, daß er unrettbar verloren sei.

Nach zwanzig Tagen unsäglicher Pein starb der Fürchterliche, nachdem Aegypten sechs Jahre unter seiner Herrschaft geseufzt hatte. Er hinterließ keine Nachkommen. Auch kein Denkmal existirt von ihm; auf einem Stück Säulenschaft aber, welches sich unter den Ruinen des Tempels von Dakke findet, ist zu lesen:

„Es werden sich abwenden die Götter Osiri, Isi, Hathar und Amun von dem, welcher nicht kämpft gegen die Feinde des Landes, und den von den Göttern verstoßenen, verruchten und entmenschten Kambyses. Osiri wird richten im Reiche der Todten einen jeden, der sein Leben nicht muthig eingesetzt hat für die Freiheit des Landes; aber wonnevolles, freudereiches Leben erwartet den in Osiri's Reich, der gefallen ist, kämpfend für sein Vaterland und Amun."



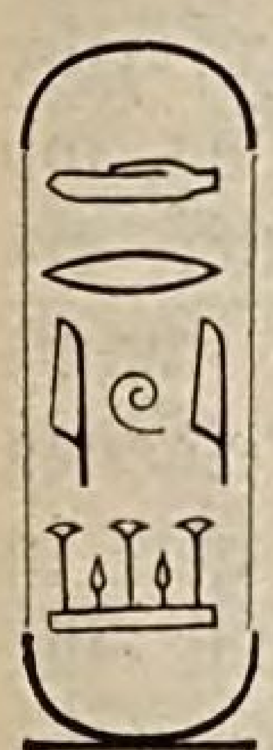
Wie es weiter in Aegypten ging.

(521 bis 332 v. Chr.)

1. Die Perser.

Darius. — Hoffnung auf Freiheit. — Neue Verwüstung. — Amenrut. — Der Freiheit letzter Tag.

Kambyses war todt, aber an seine Stelle kam ein anderer König, und Aegypten blieb eine persische Provinz. Sein Glanz war geschwunden, seine Herrlichkeit dahin. Von da ab konnte es sich nie wieder erholen.



Der erste jetzt folgende König war der beste von allen Persern, die in Kemi geboten. Darius, den man von den Ufern des Nils noch kannte von der Zeit her, da er mit der Garde des Kambyses in Memphis lag, suchte die Provinz Aegypten, die so furchtbar verwüstet worden, wieder zu heben; er schenkte seine Aufmerksamkeit und Fürsorge den Landstraßen und Kanälen, förderte Handel und Schiffahrt, prägte den Aegyptern eigene Goldmünzen und bezeugte vor allem Verehrung den ägyptischen Göttern und Hochachtung den Helden der Vorzeit. Willig erkannte er die Größe Derer an, die vor ihm die Doppelkrone getragen, und opferte in den Tempeln ganz nach der Sitte des Landes. Er ernannte einen Statthalter, Satrapen, der in Memphis residirte und das Land nach dem milden Sinne seines Herrn regieren sollte; und als dieser Satrap das Volk drückte und zum Aufruhr trieb, eilte Darius selbst nach Memphis, besänftigte durch sein versöhnendes Wesen die Aufständischen, setzte den Tyrannen ab und ernannte an seiner Stelle einen Angehörigen der letzten Königsfamilie zum Statthalter.

Einige Jahrzehnte zunehmenden Wohlstandes kamen über das Land, und Aegypten fühlte kaum, daß ein Fremder sein Herr war und der Gekrönte in Memphis nur dessen Stellvertreter.

Da kam das Jahr 490 und mit ihm die blutige Niederlage der Perser bei Marathon. In das ganze große Reich ward eine drei Jahre andauernde Aufregung gebracht durch die kolossalen Rüstungen, welche zur Unterdrückung

Griechenlands gemacht wurden; und als im vierten Jahre das ungeheure Heer nach dem Hellespont zog, hielten die Aegypter die Zeit für gekommen, das fremde Joch abzuschütteln. Der persische Statthalter Chabbasch, ein Sprößling der Familie des Aahmes, erklärte sich zum unabhängigen König und Aegypten für selbständig und frei. Das geschah im Jahre 487 v. Chr. Bald darauf starb der Perserkönig Darius — und es bestieg ein anderer, nicht so milder Herrscher den Thron, Xerxes nennen ihn die Griechen, in den persischen Keilinschriften wie in den Hieroglyphen heißt sein Name aber gleichmäßig Kschiarscha.



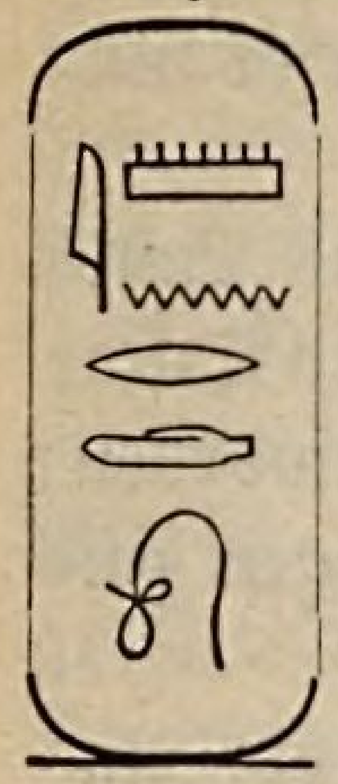
Chabbasch wurde gestürzt, das Land zum zweiten Male erobert, nach drei Jahren der Selbständigkeit abermals eine persische Provinz, und Kschiarscha oder Xerxes bestellte seinen Bruder Achämenes zum Statthalter. Dieser nun ließ die Unterworfenen alles Leid der Besiegten fühlen und behandelte sie mit äußerster Strenge; er gedachte es ihnen unmöglich zu machen, sich je wieder zu empören. Alles ward in den Staub getreten, die ägyptischen Truppen der persischen Armee einverleibt, das Land mußte 200 Schiffe zur feindlichen Flotte gegen Griechenland liefern, und die Tapferkeit der Aegypter erwarb ihnen in dem riesigen Heere von fünf Millionen, das der Herr über 56 Völkerschaften nach Europa führte, das höchste Ansehen. — In der Seeschlacht bei Artemision (480) zeichneten sie sich ganz besonders aus, und in der großen Schlacht bei Platää (478) erhielten sie den Ehrenplatz. Allein der blutige Lorber, der auf Geheiß eines fremden Zwingherrn in fernem Lande gewonnen ward, war ein schlechter Trost für das unterdrückte Volk daheim am Strande des Nils.

Mit Milde hatte der „Sohn der Sonne" das Reich regiert; der persische Statthalter trat es mit Füßen. Die größte Willkürherrschaft waltete da, wo sonst nur wohlthätige Gesetze gegolten; die Beamten und Unterbeamten erlaubten sich ungestraft die himmelschreiendsten Gewaltthätigkeiten, die schamlosesten Erpressungen — der Aegypter war rechtlos und schutzlos im eigenen Lande. Was Kambyses von Tempeln und Palästen verschont hatte, was in den letzten vierzig Jahren neu gebaut oder wiederhergestellt worden war, fiel jetzt unter der unerbittlichen Hand brutaler Feinde. Die Tempel wurden ihrer ungeheuren Schätze beraubt; die ungezählten Kostbarkeiten der falschen Götter wurden entführt — denn die Unterjochten hatten selbstverständlich die falschen Götter, und die Sieger nur hatten die allein wahren und echten.

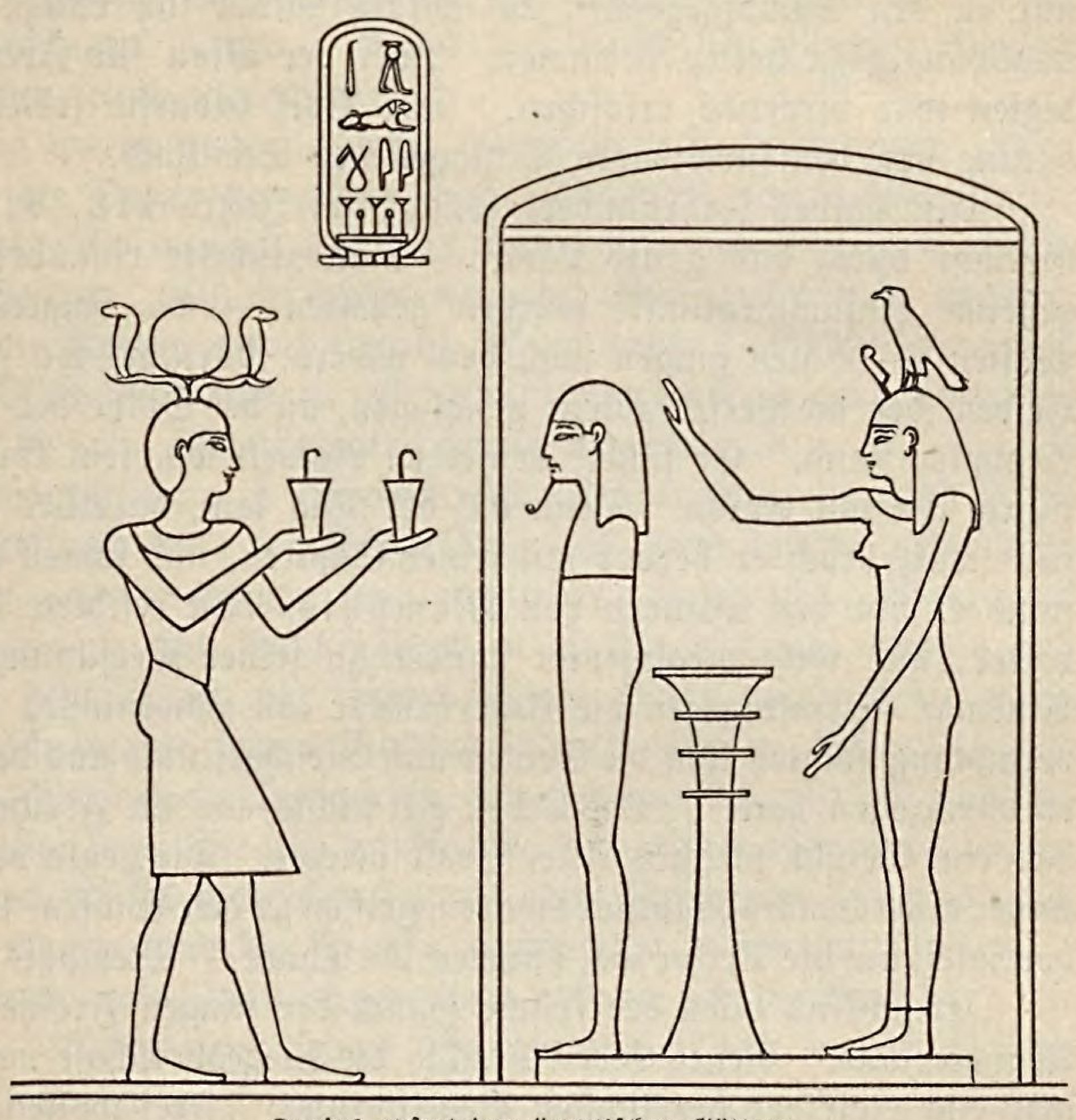
Zwanzig Jahre dauerte dieser Zustand der Schmach; da wurde König Xerxes im Jahre 466 ermordet, und das ganze Reich gerieth in die größte Verwirrung.

„Auf, auf!" schallte es jetzt durch ganz Aegypten, „das Blut des ermordeten Königs ist das Morgenroth unserer Freiheit." Und schnell hatte man sich geeinigt. Inaros, ein Libyer, und Amenrut, aus königlichem Geschlechte, stellten sich an die Spitze der Aufständischen, alles Volk griff zu den Waffen; auch Achämenes, der königliche Prinz und Statthalter, griff zum Schwerte — bei Papremis wurde die entscheidende Schlacht geschlagen —

die Aegypter blieben Sieger, jagten die Perser in wilde Flucht, und in wenig Wochen war ein großer Theil des Landes frei von seinen Unterdrückern. Memphis ward erobert und der Held und Befreier als Amenrut I. zum Könige gekrönt.



In Scharen strömten die gläubigen Aegypter in die bis dahin geschlossenen Tempel, in die Ruinen der Tempel — und brachten Lob und Preis den Göttern, die es so gnädig gefügt. Fest auf Fest folgte, und der Jubel wollte kein Ende nehmen — o wie süß, wie süß ist doch das Gefühl der Freiheit! Amenrut versah sein hohes Amt nicht träge. Er brachte ein großes Heer zusammen, übte es aufs trefflichste ein, rüstete eine stattliche Kriegsflotte aus, schloß ein Bündnis mit den Athenern — und nun komm her, du stolzer Perser!



Darius opfert den ägyptischen Göttern.

Der neue König Artaxerxes (in den persischen Keilinschriften und in den Hieroglyphen heißt er Artachschesesch) erzürnte aber höchlich über die rebellischen Bewohner von Aegypten, stellte ein doppelt so großes Heer auf, übergab seinem Bruder den Oberbefehl und schickte es gegen die Widerspenstigen. — Es kam zur Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit Hartnäckigkeit, mit Erbitterung gekämpft — am Ende behielt die gerechte Sache den Sieg — die Perser wurden vollständig geschlagen, ihr Heer wurde aufgelöst, in wilde Flucht gejagt, das Blut des königlichen Prinzen selbst röthete die Walstatt.

Als solche Nachricht hinüberkam, schwur der König von Persien hoch und heilig, Aegypten müsse wieder unterworfen werden, und sollte der Preis ein noch so hoher sein. Sogleich begannen neue Rüstungen; Phönikien war der Sammelplatz. Nachdem alle Vorbereitungen beendet, zog ein Heer von 300 000 Mann zu Lande und eine Flotte von 300 Kriegsschiffen gegen die unverbesserlichen Aegypter. — Solchem gewaltigen Andrange konnten die Bewohner des

ausgesogenen, geplünderten, verwüsteten Landes nicht widerstehen. Sie wurden geschlagen, Inaros gefangen und gekreuzigt; Amenrut zog sich mit seinen Getreuen zurück in die sumpfigen Gegenden am Meere, wohin ihm die Perser nicht zu folgen wagten.

Und wieder kamen alle Greuel barbarischer Verheerung über das Land; die stolzen Aegypter, die früher einen Fremden nicht einmal an demselben Tische mit sich essen ließen, waren jetzt die Knechte der rohen Fremdlinge geworden; sie, die früher Alle in Wohlhabenheit gelebt, mußten sich nun plagen und schinden, die unersättliche Habgier ihrer Unterdrücker zu befriedigen.

So lag Aegypten abermals auf beinahe fünfzig Jahre danieder, und nur in den Sumpfgegenden am Meere hatten sich etliche Tausend Familien unabhängig zu halten vermocht. Aber der Sinn für Freiheit und Selbständigkeit war nirgends erloschen. Das Volk bedurfte freilich vorerst der Erholung von den furchtbaren Schlägen des Schicksals.

Ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 412, da ging ein dumpfes Gerücht durch das ganze Land — man zischelte einander in die Ohren — geheime Zusammenkünfte wurden gehalten — die Jugend übte sich in den Waffen — Boten gingen nach dem Meere, dorthin, wo jetzt der Enkel jenes Helden, der die Perser zuletzt geschlagen, an der Spitze der wenigen noch freien Aegypter stand. Er führte denselben Namen wie sein Großvater — und er führte ihn mit Ehren. Denn als der Tag kam, da Alles vorbereitet und erfüllt war, brach er hervor mit seinen Scharen, und schnell wie ein Wetterstrahl stand er vor den Mauern von Memphis. Da residirte der persische Statthalter, und viele Regimenter standen zu seiner Verfügung. Aber der junge Amenrut stürmte gegen die Unterdrücker mit Löwenmuth heran; mit Todesverachtung folgten ihm die Seinen und Gleichgesinnte aus den Gegenden, welche er durchzogen hatte. „Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.“ Das war das eine Gefühl, welches Aller Brust belebte. Die Leute von Kemi, so drinnen in der alten Landeshauptstadt waren, griffen zu den Waffen, schlugen ohne Barmherzigkeit auf die Perser los, öffneten die Thore — Memphis mußte sich ergeben.

Erquicklich blies der frische Hauch der jungen Freiheit durch das ganze Aegypterland. Neues Leben brachte die Siegesbotschaft nach allen Seiten, es war eine Zeit der herrlichsten Begeisterung. „Frei wollen wir das Vaterland wieder sehn, oder frei zu den glücklichen Vätern gehn! Ja, glücklich und frei sind die Todten.“ So dachte jeder, und ehe der Mond noch einmal die Erde umkreist hatte, war Aegypten frei, frei vom Fels bis zum Meere. Held Amenrut trieb die Trümmer des Perserheeres vor sich her, wie der Wolf eine Schafherde scheucht, und verfolgte sie bis nach Phönikien.

Kein Wunder, daß nach der Rückkehr von seinem Siegeslaufe der Jubel des Volkes kein Ende nehmen wollte. Aller Hände waren emporgestreckt, wie zum Gebet (denn der Aegypter faltete die Hände nicht, sondern hielt sie beim Beten vor sich hin, ähnlich wie wir es zur Abwehr thun würden), die Väter hoben ihre Kinder auf die Köpfe und sagten ihnen: „Schaut dort den Jüngling! das ist der Held, jetzt unser König!“ und tausendstimmig erscholl der Ruf: „Heil Amenrut! Heil dem Sohne der Sonne! Heil! Heil!“

Noch einmal sollte sich Aegypten auf ein Menschenalter hinaus einer einheimischen Regierung erfreuen; noch einmal versuchten es eingeborene Könige, ihm den alten Glanz wiederzugeben; siebzig Jahre hielt es noch Stand gegen das stete Andrängen der Feinde — dann fiel es, und seine Herrlichkeit war hin und blieb für immer entschwunden.

Die letzten Könige leisteten fast Uebermenschliches. Sie befestigten die Städte in bisher nicht dagewesener Weise, zogen neue Kanäle, berechnet, den Marsch einer feindlichen Armee zu erschweren; vermehrten das Heer, vergrößerten die Flotte, errichteten Obelisken und Bildsäulen, ließen Paläste und Tempel aufführen, förderten Ackerbau und Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft — es war eine schöne, hoffnungsvolle Zeit, während welcher die Feinde wiederholt zurückgeschlagen wurden. Ward doch durch den Pharao kühnlich das große Perserreich selbst angegriffen!

Aber das Alles waren doch nur letzte, verzweifelte Anstrengungen, denen das Land nicht auf die Dauer gewachsen war. Im Jahre 338 v. Chr. unterwarf Persiens König Artaxerxes Ochos mit Hülfe von 300000 Mann Fußvolk, 30000 Reitern, 300 Kriegsschiffen und 500 Lastschiffen, welchem ungeheuren Heere die Aegypter nur 60000 Mann nebst 20000 Libyern und 20000 griechischen Söldnern entgegenstellen konnten, wiederum ganz Aegypten, und von nun hatte es seine Selbständigkeit für immer verloren.

Bei dieser Erberung war es eigenthümlich zugegangen; eigentlich durch Heuchelei und Verstellung hatte der Perserkönig das Land wieder gewonnen. Sein erster Feldzug gegen Aegypten war unglücklich abgelaufen; Artaxerxes war vollständig geschlagen und so schmählich in die Flucht gejagt worden, daß er dadurch nicht nur den Siegern und seinem eigenen Volke zum Gespötte ward, sondern es hatten sich infolge seiner Niederlage auch Cypern, Phönikien und Kilikien empört, das Perserjoch abgeworfen und mit dem Pharao ein Bündnis geschlossen. Diese asiatischen Staaten mußten nun zuerst wieder unterworfen werden, ehe man nach Afrika vorrücken konnte; ohne Flotte war der Kriegszug überhaupt nicht zu wagen, und die Flotte mußten die Phönikier stellen.

Zuvörderst wurde nun Sidon angegriffen, und da sich die Bewohner mit einem Heldenmuthe wehrten, der seines Gleichen nur selten in der Weltgeschichte hat — verbrannten sie doch alle Schiffe im Hafen, damit keiner feige sich in Sicherheit bringen konnte — sah Artaxerxes bald ein, daß ihm hier keine Lorbern blühten. Was der Gewalt nicht gelang, sollte die List erringen, wo der Muth nicht ausreichte, mußte der Verrath helfen. Und der Verräther fand sich. Bei dunkler Nacht drangen die Perser in die Stadt; als die Sidonier den Verrath erkannten, warfen sie mit eigener Hand Feuer in die Häuser und übergaben sich und die Stadt den Flammen. Den Verräther ließ der König hinrichten.

Aus Schrecken über den Fall Sidon's unterwarfen sich noch in demselben Jahre Cypern und ganz Phönikien, die griechischen Söldner schlossen sich bereitwillig dem Perserheere an, und nun konnte der zweite Zug gegen Aegypten gewagt werden. Flotte und Landheer trafen zu gleicher Zeit vor Pelusium ein, und sofort begann die Belagerung der Grenzfestung. Das Wasser wurde

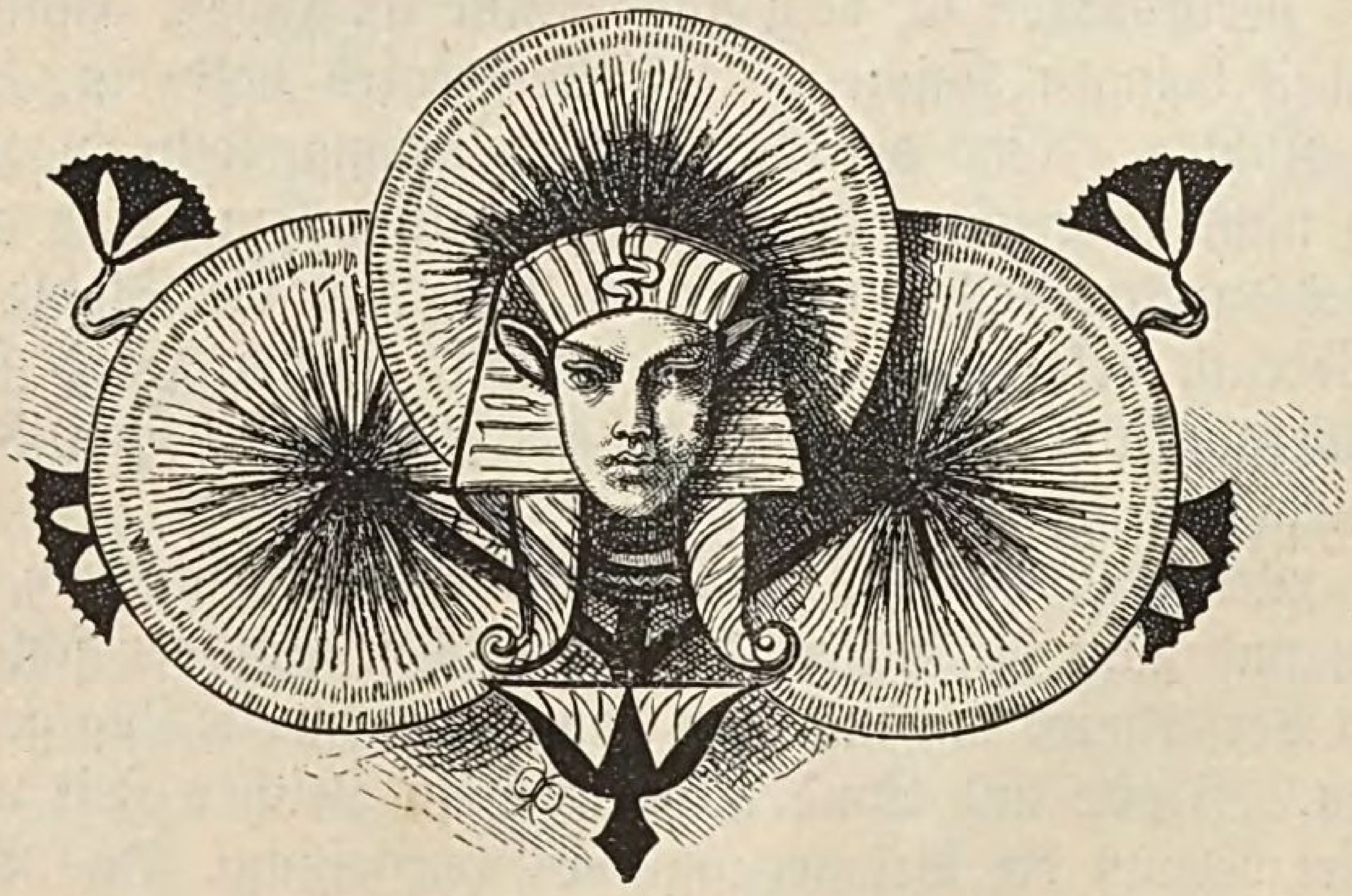
abgegraben, mit Sturmböcken wurde die Mauer eingestoßen, aber dennoch würden die Aegypter vielleicht Sieger geblieben sein, hätte der König nicht aus Sorge für Memphis das Heer verlassen und wäre nach der Hauptstadt geeilt. Jetzt traten sogleich die in Pelusium liegenden Griechen mit Artaxerxes in Unterhandlung und auf das Versprechen freien Abzuges nach ihrer Heimat übergaben sie die Stadt.

Nun zeigte sich Artaxerxes überaus milde, duldete nicht, daß den Besiegten das Geringste zu Leide gethan wurde, trat überall, wo er erschien, als menschenfreundlicher, wohlwollender Herrscher auf und entwaffnete oder vereinsamte dadurch diejenigen, welche zum äußersten Widerstande geneigt waren. Er eroberte das ganze Land ohne große Anstrengung. Als der rechtmäßige König aber nach Nubien geflohen und der Perser bis zur Südgrenze vorgedrungen war, da zeigte er sein wahres Antlitz — und ein Zerstörungszug durch ganz Kemi bis zum Meere ward angetreten.

Dabei wurden Scheußlichkeiten verübt, die noch ärger waren als Kambyses' Grausamkeit; die Perser verwüsteten und zertrümmerten mit teuflischer, noch nie dagewesener Zerstörungslust die bewunderungswürdigsten Denkmale aus der Zeit der alten Herrlichkeit und Blüte des Landes, sie raubten und plünderten mit einer Habgier, die unersättlich war; selbst die ungezählten Schriften in den Archiven wurden geraubt und nach Persiens Hauptstadt gebracht; mit der durchtriebensten Bosheit suchte der Perserkönig die Aegypter zu verletzen, wo es ihnen am wehesten that. So ließ er z. B. den Stier Apis schlachten und die Priester zwingen, sein Fleisch zu essen.

Zum Lohne für seine Greuelthaten wurde der verruchte Artaxerxes Ochos von Bagoas, einem Aegypter, der ihm nach Babylon gefolgt war, vergiftet; seine Leiche ward in Stücke geschnitten und den wilden Thieren vorgeworfen. Bagoas sandte auch, was noch von den geraubten Schriften zu retten war, in sein Vaterland zurück.

Doch ward das Land dadurch nicht frei. Es folgte ein neuer König und nach zwei Jahren wieder einer, bis endlich Alexander von Makedonien das große Perserreich zertrümmerte und sein makedonisches Weltreich gründete.



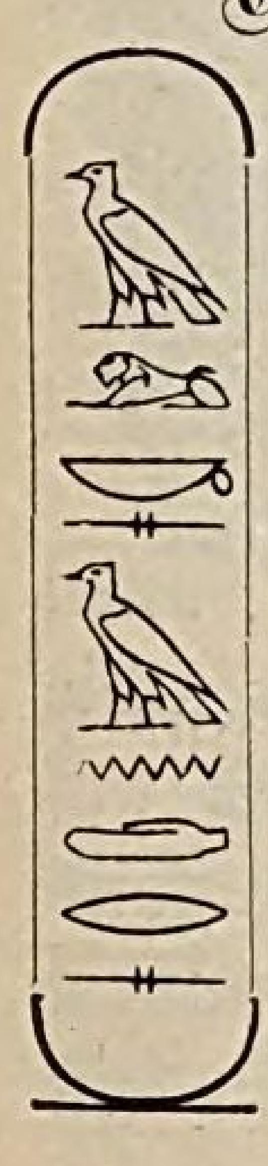


Zug des Perdikkas gegen Aegypten.

2. Alexander und seine Nachfolger.

(332 bis 30 v. Chr.)

Alexander. — Die Ptolemäer. — Leuchtthurm, Riesenschiffe und Bibliothek. — Kleopatra und Antonius. — Octavianus.



In Aegypten wurde Alexander mit großer Freude begrüßt und als Erlöser vom Joche der Perser fast wie ein Gott verehrt. Er tastete die Eigenthümlichkeiten der Aegypter, ihre Religion und heiligen Gebräuche in keiner Weise an, ließ zerstörte Tempel wieder aufrichten, gründete an der Mündung des Nils die Handelsstadt Alexandria, besuchte die Oase des Gottes Amun und zog dann weiter, neue Länder zu erobern.

Als er im Jahre 323 zu Babylon starb, überreichte er seinem vertrautesten Feldherrn, Perdikkas, seinen Siegelring mit den Worten: „Der Würdigste soll mein Nachfolger sein.“ Perdikkas bezog das auf sich, ergriff die Zügel der Regierung und setzte vor Allem Statthalter in die einzelnen Provinzen des großen Weltreiches; nach Aegypten

schickte er Ptolemäos, einen Nachkommen des makedonischen Feldherrn Lagos, von welchem alle Glieder der Familie Lagiden genannt werden.

Allein sehr bald entstand Hader zwischen dem Reichsregenten und den verschieden Statthaltern, welche sich seine Oberherrlichkeit nicht gefallen lassen wollten; auch Ptolemäos empörte sich gegen ihn, und Perdikkas war genöthigt, mit einem Heer nach Aegypten zu ziehen. Unsäglich waren die Leiden, welche er bei seinem Zuge durch die Wüste der Landenge von Sues aushielt, wo ihm gebleichte Schädel täglich verkündeten, wie Viele bei ähnlichen Unternehmungen früher schon hier den Tod gefunden. Seine Truppen waren im höchsten Grade gegen ihn erbittert wegen der vielen Strapazen, die sie zu erdulden hatten, und als nun ein von ihm versuchter Uebergang über den Nil unglücklich ausfiel, als die Makedonier zurückgeschlagen wurden, empörten sie sich und ermordeten ihren eigenen Feldherrn. So ward Ptolemäos unabhängig und selbständiger König von Aegypten. Das geschah im Jahre 320.

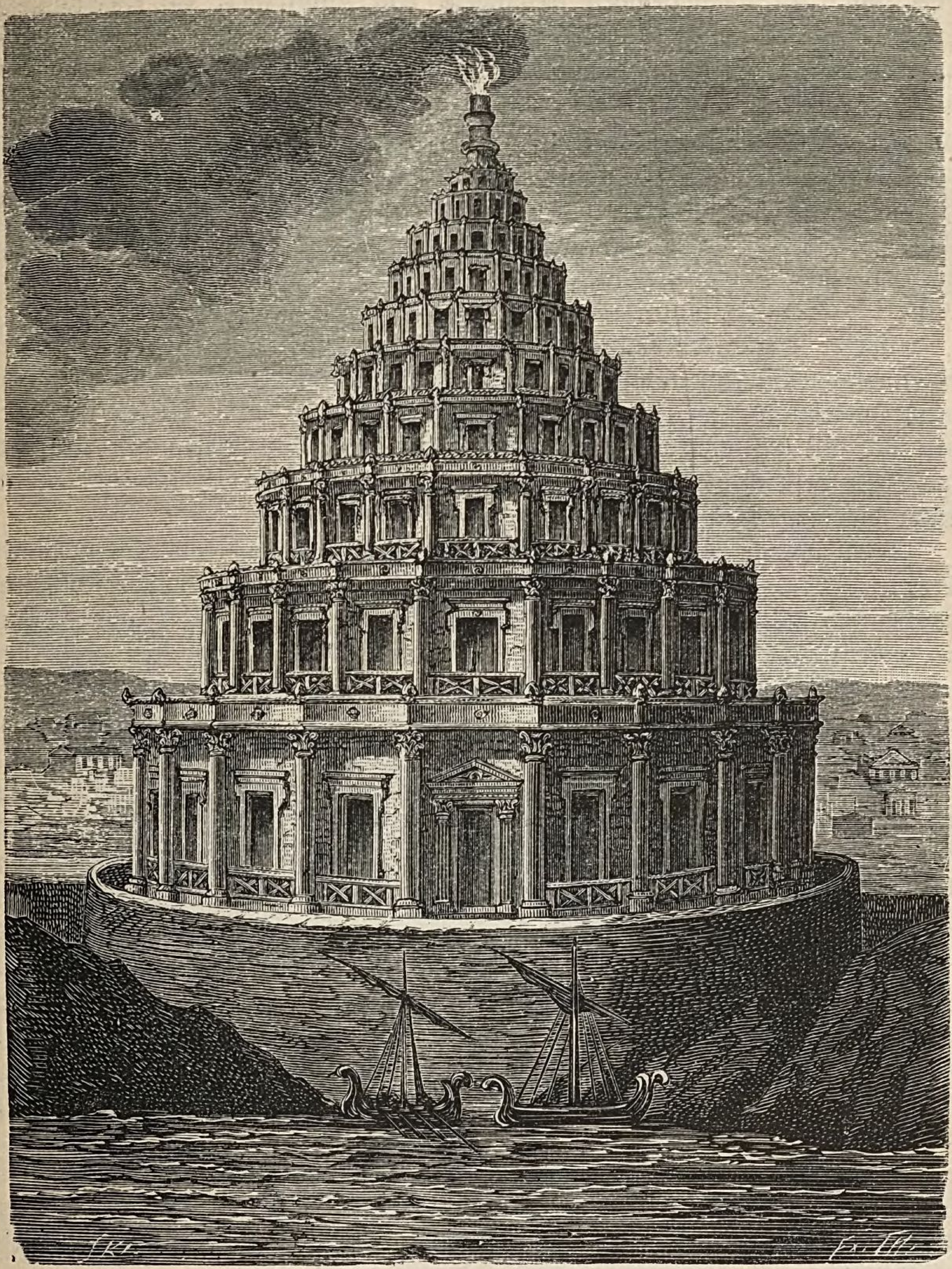


Die Hoffnungen des Landes hinsichtlich der stattgefundenen Regierungsänderung gingen zum Theil in Erfüllung, denn unter den neuen Herrschern kehrte eine kurze Zeit des Friedens wieder ein. Die Lagiden förderten Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst, und das noch nicht lange gegründete Alexandria erhob sich schnell zur ersten Handelsstadt der alten Welt. Es zählte zur Zeit seiner Blüte beinahe eine Million Einwohner und war der Sammelplatz aller seefahrenden Nationen.

Unter den Nachfolgern Alexanders wurden Häfen verbessert, Leuchtthürme angelegt, neue Seestädte gegründet; Länder, welche für den Handel von Bedeutung waren (z. B. Phönikien, Palästina u. s. w.), wurden erobert — es strömte ein Reichthum in Aegypten zusammen, der fabelhaft zu nennen war. Der König Ptolemäos II. hatte ein jährliches Einkommen von 40 Millionen Mark und 15 Millionen Maß Getreide und hinterließ bei seinem Tode einen Schatz von 3000 Millionen Mark. Nebenstehende Abbildung zeigt den Leuchtthurm der Insel Pharos. Diese lag zwischen zwei hervorragenden Landspitzen vor beiden Häfen Alexandria's. Der Thurm war aus weißem Marmor aufgeführt, über 100 m hoch, so daß er mit dem Felsen, auf welchem er stand, nahe an 200 m Höhe hatte. Ein großes Holzfeuer, welches oben erhalten wurde, leuchtete viele Meilen weit in das Meer und zeigte den Schiffern die Einfahrt in den Hafen. — Die auf demselben Bilde dargestellten Fahrzeuge geben eine Anschauung der damaligen Bauart der Seeschiffe. Mit solchen Schiffen wurde ein übermäßiger Luxus getrieben; namentlich suchte ein Herrscher den andern in der Größe seiner Schiffe zu übertreffen.

Der prachtliebende König Hieron von Syrakus hatte ein Schiff bauen lassen, das für alle Häfen Italiens und Siziliens zu groß war. Es waren die einzelnen Theile am Lande fertig gemacht und dann hinaus geschafft und auf dem Meere zusammengestellt worden. Als der Koloß aber vollendet dastand in seiner Pracht und Herrlichkeit, wußte niemand, wohin damit. Alexandria hatte den größten Hafen der Welt; so entschloß sich endlich Hieron, sein

riesenhaftes Prachtschiff dem Herrn Alexandria's, das heißt, dem König von Aegypten, Ptolemäos Philadelphos, zu schenken.



Der Leuchtthurm auf der Insel Pharos.

Er lud noch 60 000 Scheffel Korn, 10 000 irdene Gefäße voll gesalzener Fische und eine Unmasse anderer Vorräthe darauf und schickte sein Prachtschiff als Geschenk dem Einzigen, der im Stande war, es zu beherbergen. — Das Schiff (s. umstehend) war eine Galeere, hatte drei Verdecke, deren mittelstes

einem Wohnhaus glich, und auf jeder Seite zwanzig Ruderreihen. Es hatte sechzig Zimmer und Säle, eine Küche, einen Garten mit grünenden Gewächsen, einen Platz zu gymnastischen Uebungen, eine Bibliothek, ein Badezimmer, einen besondern Fischbehälter, eine Menge Kammern für die Kriegsleute und Matrosen, Backöfen, Mühlen, Holzremisen und allein zehn Pferdeställe. Auch ein kleiner Tempel der Göttin Aphrodite fehlte nicht. Dabei war es mit dem größten Luxus ausgestattet. Herrliche Statuen, elf Fuß hoch, zierten das Verdeck, und die Böden der Säle stellten in kostbarer Mosaikarbeit die Belagerung der Stadt Troja dar. Es hatte drei Mastbäume und, als Kriegsschiff, eine eiserne Wand um das Verdeck, sowie acht Thürme, von welchen jeder mit vier Schwerbewaffneten und zwei Bogenschützen besetzt war. In der Mitte des Schiffes stand ein neunter Thurm, höher als die anderen.

Dieser trug die Bildsäule des Königs Atlas. Hinter der Eisenwand standen Wurfmaschinen, welche dreihundertpfündige Steine schleuderten, und Katapulten, welche vierundzwanzig Fuß lange Pfeile abschossen — d. h. Balken, die vorn spitz und mit Eisen beschlagen waren. Außen war das Riesenschiff mit Pech und Theer bestrichen und sodann bunt bemalt. Vier hölzerne und acht eiserne Anker dienten, es zu halten.

Man nannte es anfangs den Syrakusaner, später bekam es den Namen Alexandreia. Die Dichter damaliger Zeit besangen dieses Wunderschiff und konnten sich nicht hoch genug versteigen zu seinem Lob und Preis, und da nun die Schriftsteller ihre Beschreibung aus diesen Dichtern schöpften oder auch auf mündliche Ueberlieferung gründeten — denn wir haben keine Nachrichten durch irgend jemand, der das Schiff mit eigenen Augen gesehen — so ist es sehr wahrscheinlich, daß in der Beschreibung Vieles übertrieben ist.

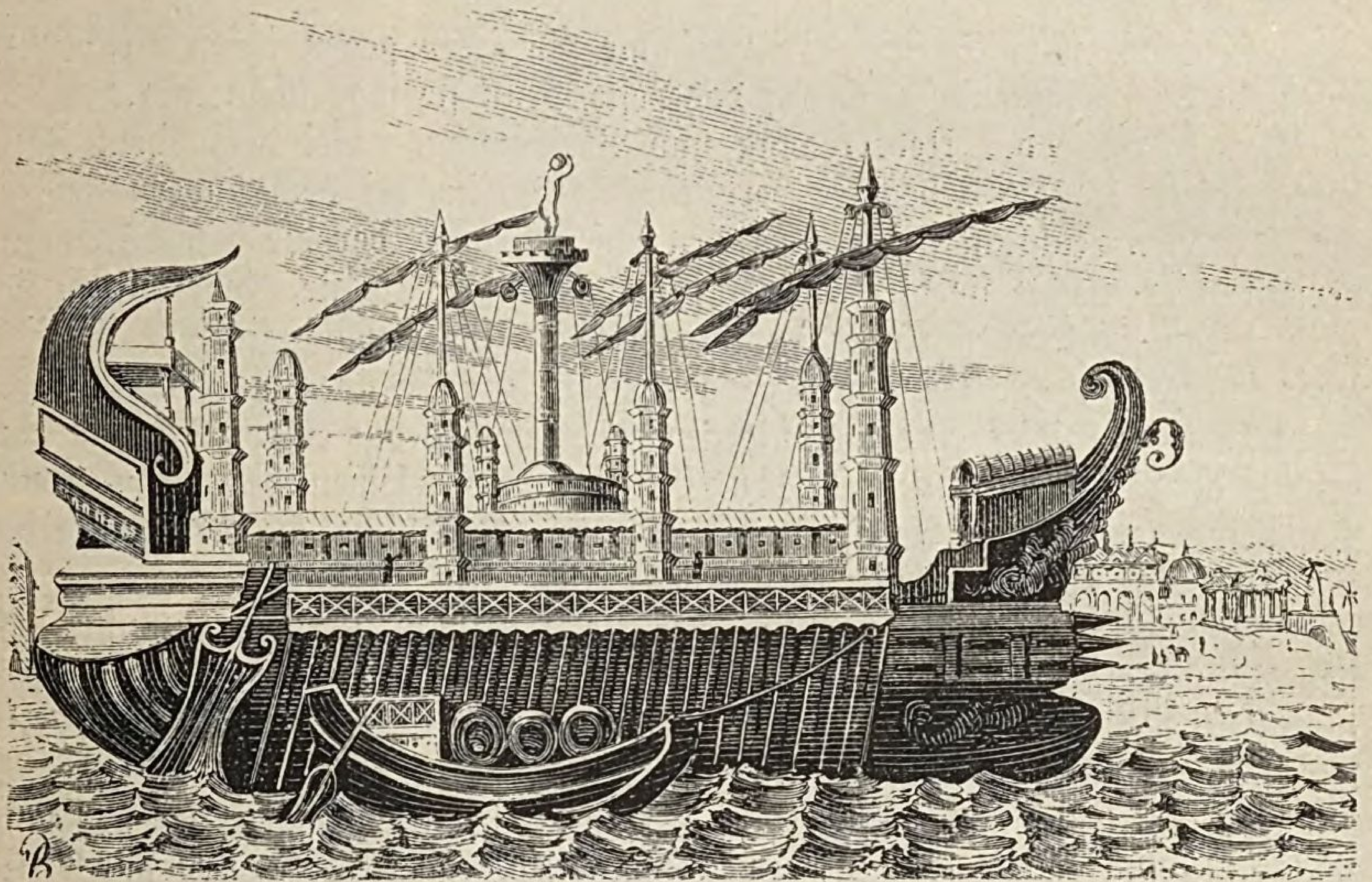
Noch größer sollen die Schiffe gewesen sein, welche der ägyptische König Ptolemäos IV. in Alexandria selbst erbauen ließ. Da wird uns z. B. von einem berichtet, das 560 Fuß lang und am Hintertheil 96 Fuß hoch gewesen sein soll. Zu seiner Bemannung gehörten 400 Matrosen, 3000 Soldaten und 4000 (!) Ruderknechte, so daß das Schiff also über 7000 Mann mitführte.

Es sollen auf jeder Seite vierzig Ruderreihen über einander gewesen sein. Das ist übrigens ganz undenkbar. Von welcher Länge hätten die Ruder der obersten Reihe sein müssen, und wer hätte sie bewegen wollen! Schon zwanzig Reihen sind unglaublich! — Ziehe man aber auch ab nach Belieben, setze man Alles auf die Hälfte herab, so bleibt doch des Staunenswerthen noch genug übrig.

Einen praktischen Nutzen hatten diese Schiffsungethüme nicht, denn sie waren zu schwer zu lenken, zu unbehülflich; — sie waren nur ein Zeichen des damaligen Wohlstandes, der Prachtliebe und des Geldüberflusses am Hofe des Königs.

Die neue Hauptstadt Aegyptens wurde der Sammelplatz alles Großen und Herrlichen damaliger Zeit. Auch die Künste und Wissenschaften schlugen hier ihren Sitz auf. Die größten Gelehrten aus allen Ländern strömten nach Alexandria; es wurde eine öffentliche Bibliothek von 400 000 Buchrollen aufgestellt, eine andere von 300 000 Rollen befand sich im Tempel des Osiri

Hapi (Serapis, Seite 173). Es wurde geforscht, geschrieben, übersetzt — der Ruhm der Alexandrinischen Gelehrten verbreitete sich weithin über alle Länder. Auch die Kunst nahm einen neuen Aufschwung; großartige Bauten und kostbare Werke der Bildhauerkunst wurden ausgeführt — es war eine herrliche Zeit des Eifers, des rüstigen Strebens und froher Hoffnung — aber die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Schon der vierte der Lagiden führte ein so weichliches, üppiges Leben, schwelgte so in sinnlichen Genüssen und allen nur erdenklichen Ausschweifungen, daß er den Beinamen „der Schwelger" erhielt und schon im 37. Lebensjahre den Folgen seiner Unmäßigkeit erlag. Dabei war er grausam und blutgierig, ermordete seine Gemahlin und seinen Bruder; ja, das Volk erzählte sogar, daß er den eigenen Vater umgebracht habe, um schneller an die Regierung zu kommen.



Das Riesenschiff „Alexandreia".

Fast 200 Jahre schmachtete Aegypten unter dem Drucke schlechter Regenten, von welchen immer einer den andern in Grausamkeit und Tyrannei, in Wollust und Ueppigkeit zu übertreffen suchte. Die Regierung war in den Händen von Weibern und Günstlingen.

Das Volk wurde infolge der Ausschweifungen und sinnlosen Verschwendungen seiner Könige fast erdrückt durch wachsende Lasten und Steuern, die auswärtigen Besitzungen gingen verloren, die Gelehrten wurden vertrieben, Handel, Kunst und Wissenschaft gingen wieder zu Grunde; Verwandtenmord war an der Tagesordnung — auf blutgetränktem Pfade bestiegen die Könige den Thron. Das Volk ermordete verschiedene dieser Wütheriche, den einen (Ptolemäos Alexander II.) schon 19 Tage nach dem Antritte seiner Regierung; es empörte sich wiederholt, wenn es sah, wie der eine König seine Gemahlin mordete, um ihre Tochter zu heirathen, der andere sogar mit dem Blute der



eigenen Mutter seine Hände befleckte; oder es verjagte die Uebelthäter; — aber sie kamen, unterstützt vom Auslande, immer wieder ins Land, und so sank Aegypten immer tiefer und tiefer, bis es endlich eine Beute der Alles verschlingenden Roma wurde.

Der letzte Nachkomme des Lagos auf dem Throne Aegyptens war Klepatra VII., die Tochter des (im Jahre 52 v. Chr. Geburt verstorbenen) Königs Ptolemäos Auletes. Sie heirathete ihren älteren Bruder Ptolemäos XIV. und regierte einige Zeit ziemlich friedfertig mit ihm. Allein das dauerte nicht lange. Die ägyptische Königsfamilie war allen Sünden und Lastern ergeben, und das üppige, genußsüchtige Weib vertrug sich bald nicht mehr mit dem Bruder. Es entstand Streit und Hader, dann offene Zwietracht, und schließlich wurde (im Jahre 48) Kleopatra vertrieben.

Sie eilte nach Syrien und versuchte ein Heer gegen ihren Bruder zu werben. Das gelang ihr auch auf das Beste, denn sie war schön und gewandt in allen Künsten der Ueberredung und Verführung. Bei dem einen Feldherrn spielte sie die gebeugte, vertriebene Königin, bei dem andern ließ sie ihre Thränen reichlich fließen über den bösen Bruder, der die arme Schwester verjagt: hier machte sie die stille Dulderin, dort forderte sie, einer wilden Tigerin gleich, funkelnden Auges zur Rache auf. So gewann sie Alle für sich; jeder folgte ihr, und mit einem großen Heere zog sie über die Grenze gegen ihren Bruder. Dieser eilte ihr entgegen; aber noch bevor es zur Schlacht kam, erschien der römische Feldherr Julius Cäsar, welcher seinen ehemaligen Freund Pompejus verfolgte, in Aegypten und forderte beide königliche Geschwister vor sich, er werde zwischen ihnen entscheiden.

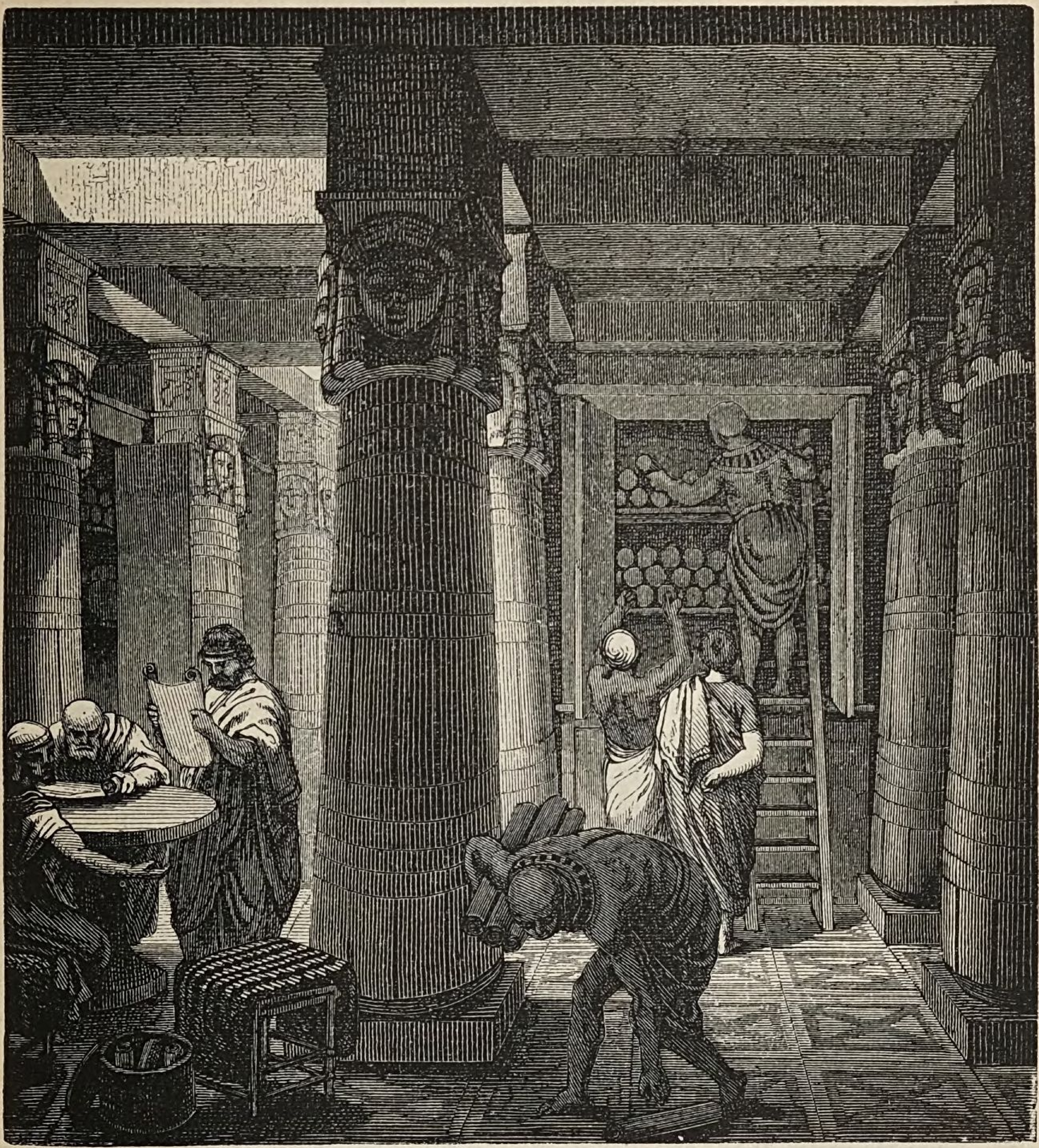
Nun war kein Zweifel mehr, wer Recht bekam. Kleopatra wußte dem siegreichen Cäsar so schön zu schmeicheln, daß er ihren Bruder verbannte und ihr allein das Reich zusprach. Die Bewohner Alexandria's nahmen dies jedoch nicht so geduldig hin; sie eröffneten den Krieg gegen den anmaßenden Römer, und Cäsar war wiederholt persönlich in der größten Lebensgefahr. Das eine Mal rettete er sich durch Schwimmen, das andere Mal durch Anzünden der gesamten ägyptischen Flotte.

Aber schon im Jahre 47 ertrank Ptolemäos XIV. im Nil, der Krieg hatte von selbst ein Ende, und die reizende Kleopatra heirathete den gefälligen Julius Cäsar. Dieser schwelgte nun im Genusse ausgesuchter Freuden. Feste folgten auf Feste; Gastmähler, Musik und Tanz, Schauspiele, Lustbarkeiten aller Art drängten Eines das Andere.

Endlich mußte Cäsar wieder aufbrechen, denn seines Bleibens war ja nicht in Aegypten. Kleopatra heirathete sogleich ihren jüngeren Bruder Ptolemäos XV. und vertrug sich einige Jahre so leidlich mit ihm. Als sie seiner aber satt war, vergiftete sie den Armen und sah sich nun nach einem neuen Genossen um.

Der Vornehmste war ihr der Liebste, und so wählte sie Cassius, welcher im Jahre 44 den Diktator Cäsar ermordet hatte und neben Marcus Junius Brutus an der Spitze der alten Republikaner Roms stand. — Gegen diesen

aber zog Antonius mit Heeresmacht aus, und im Jahre 42 verlor Cassius die Schlacht bei Philippi und stürzte sich vor Verzweiflung in sein Schwert.



Halle in der Alexandrinischen Bibliothek.

Als Kleopatra dies vernahm, erkundigte sie sich, wo Antonius zu finden sei, und da man ihr sagte, er weile in Tarsos (in Kilikien), eilte das verführerische fünfundzwanzigjährige Weib dahin, beglückwünschte den Sieger und wußte ihn so zu fesseln, daß der schwache Antonius nicht mehr von ihr lassen konnte. Aber wie erschien sie auch vor ihm! Sie brachte eine Masse Geldes, Geschenke aller Art und so reiche Kostbarkeiten mit, wie sie Antonius noch nicht gesehen hatte. Das Schiff, mit welchem sie in den Kadnos-Fluß einfuhr, war eine prächtige Galeere; der Schnabel derselben war vergoldet, die Segel waren aus Purpurstoff, Flöten- und Harfenmusik ertönte, und silberne Ruder

schlugen den Takt dazu. Mitten auf dem Schiffe erhob sich ein luftiges Zelt aus golddurchwirktem Stoffe; darunter lag Kleopatra, als Aphrodite gekleidet; nette Knaben standen als Amoretten um ihr Lager und wehten ihr mit kostbaren Fächern Kühlung zu. Ihre Dienerinnen, jugendliche Mädchen, saßen, als Meernymphen verkleidet, auf dem Schiffe und Takelwerke umher. Als sie sich der Stadt Tarsos näherte, führten die Winde eine ganze Atmosphäre von Wohlgerüchen all der auf dem Schiffe verbrannten Spezereien über die Stadt, und Tausende der Bewohner strömten hinaus, die Göttin landen zu sehen. Ihr erstes war nun, Antonius und seine Feldherren zu einem Mittagsmahle einzuladen. Dabei waren alle Gefäße von Gold, das Zimmer und die zwölf Sofas strotzten von Purpur- und Goldverzierung. Antonius staunte über solche Pracht und konnte nicht Worte genug finden, seine Verwunderung auszudrücken. „Das sind ja nur Kleinigkeiten“, erwiderte Kleopatra leichthin. „Mache mir die Freude, es insgesamt als Geschenk von mir anzunehmen.“ Der ganz von Staunen überwältigte Antonius kam am nächsten Tage wieder, brachte eine noch größere Zahl seiner Unterfeldherren mit und mußte am Ende der Tafel gestehen, daß die gestrige Pracht gegen die heutige allerdings noch gar nichts war. Wieder erhielt er das gesamte massiv goldene Tischgeräth — die kostbaren Sofas wurden seinen Begleitern geschenkt. So ging es eine Reihe von Tagen fort; jedes folgende Gelage war üppiger und verschwenderischer als das vorhergehende.

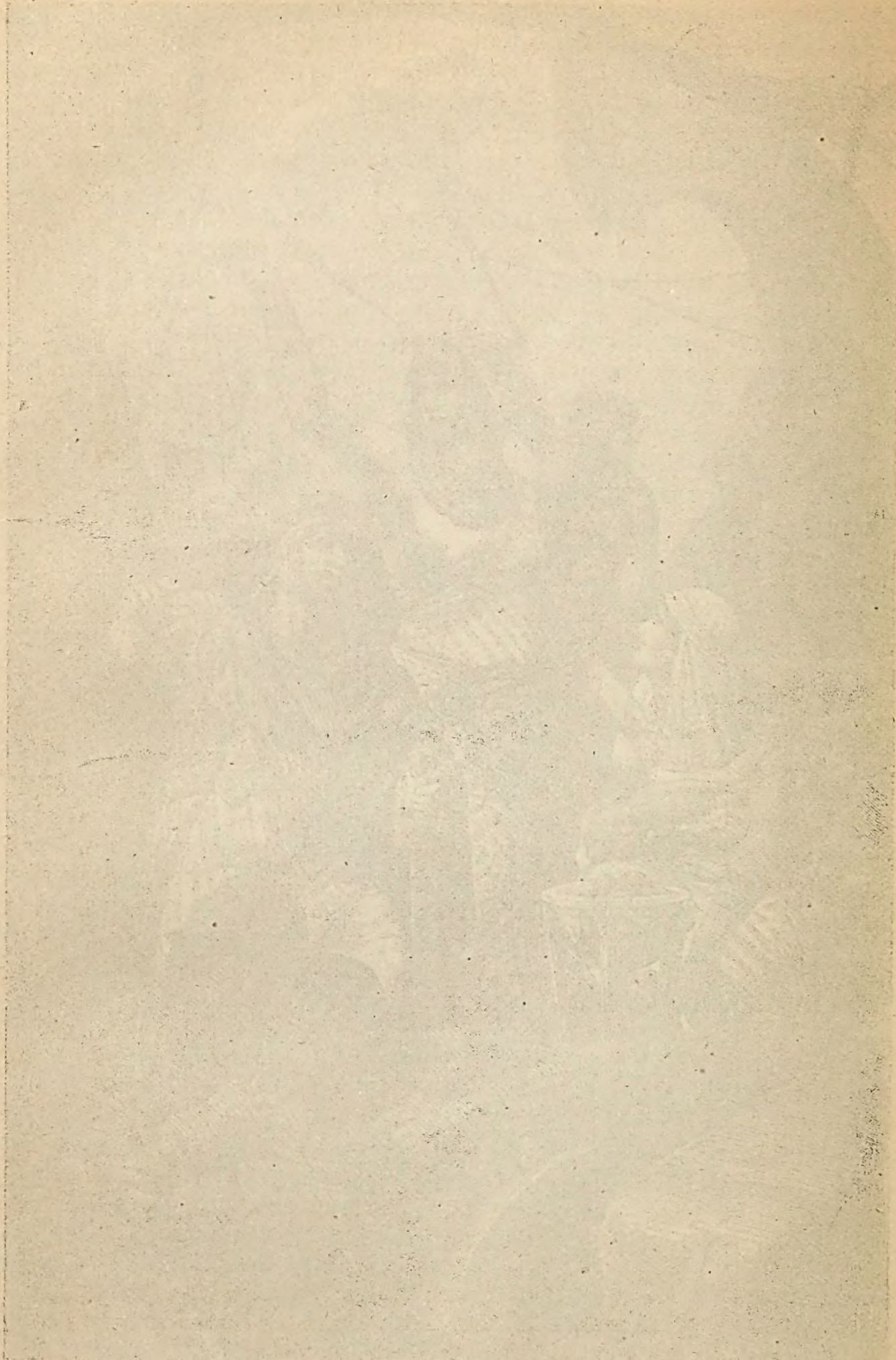
Eines Abends meinte Antonius, es sei doch wohl nicht möglich, noch kostbarer zu leben, als hier in den Räumen der Königin von Aegypten. „Warum nicht? Das ist doch leicht“, entgegnete Kleopatra. „Unser morgendes Mahl wird zehntausend Sestertien kosten.“ — Zehntausend Sestertien aber sind über anderthalb Millionen Mark. Antonius glaubte nicht an die Ausführung und wettete mit der Aegypterin, daß ihr das absolut unmöglich sein werde.

Folgenden Tages war ein Mahl hergerichtet, welches zwar an Pracht und Verschwendung Alles hinter sich ließ, was der Feldherr bis dahin gesehen hatte, aber zehntausend Sestertien, diese Summe war doch nicht erreichbar. „Nun laß uns rechnen“, sprach er scherzend. „Wie hoch schlägst du die Speisen und die Weine an? Ich bin begierig, wie du die gewettete Summe herausbringst.“ — „Diese Kleinigkeiten zähle ich überhaupt nicht mit“, war die Antwort. „Die versprochene Summe werden wir erst noch verzehren.“

In ihren Ohrgehängen trug die Königin zwei der größten Perlen, welche zu jener Zeit bekannt waren. Sie hatte dieselben mit der Krone von ihren Vorfahren geerbt, als Eigenthum des Staates; jetzt ließ sie einen Becher des schärfsten Essigs bringen, warf die eine der Perlen hinein, die sich auch alsbald auflöste, verdünnte den scharfen Trunk und schlürfte ihn wohlgemuth hinunter. Entsetzt sprang Plancus, der am Tage vorher bei der Wette als Schiedsrichter ernannt worden war, auf, langte muthig zu und rettete die zweite Perle vor dem gleichen Schicksale, getrunken zu werden. Als er das seltene Kleinod sicher in den Händen hatte, erklärte er die Wette für Antonius verloren, denn — alles Uebrige abgerechnet — fünftausend Sestertien hatte Kleopatra soeben geschluckt.



Kleopatra in der Schlacht bei Actium. (Zu Seite 307.)



Durch solche Künste wurde Antonius gewonnen. Kleopatra ward seine Frau; er folgte ihr nach Alexandria und führte hier ein Leben der ausgesuchtesten Schwelgerei. Noch nicht dagewesene Ergötzungen und Genüsse wurden ausgedacht; aus einem Taumel stürzte sich das zügellose Paar in den andern, und bei den Festen wurde eine Pracht entwickelt, welche keine Beschreibung wiederzugeben vermag.

Antonius hatte schon eine Frau, die edle Octavia, in Rom. Aber er verstieß sie seiner angebeteten Kleopatra zu Liebe und schenkte dieser eine Provinz des Römischen Reiches nach der andern; ja, endlich machte er ganz Asien, so weit es unter römischer Herrschaft stand, den vier Kindern Kleopatra's zum Geschenke. Das empörte den Senat in Rom, und Octavianus (der Bruder der Octavia) veranlaßte eine Kriegserklärung gegen Antonius und Kleopatra. Unbekümmert um das nahende Verderben, zogen diese Beiden in der Welt umher. Sie schwelgten in Babylon und Jerusalem, in Ephesos und Athen, als es aber endlich — am 2. September 31 — bei dem Vorgebirge (und der Stadt) Actium (Akteion) zu einer Schlacht, und zwar zu einer Seeschlacht kam, nahm das Geschick eine andere Wendung. Antonius hatte 100000 Mann Fußvolk, 12000 Reiter und 500 Schiffe, Octavianus konnte ihm keine ähnliche Macht entgegenstellen und würde höchst wahrscheinlich die Schlacht verloren haben (denn sein Gegner war ein sehr tüchtiger Feldherr), hätte sich Antonius von seiner Kleopatra trennen können. Allein das war ihm unmöglich; er nahm sie mit in die Schlacht, war auf demselben Schiffe mit ihr, und kaum hatte der Kampf begonnen, noch war nicht das Geringste entschieden, die Landheere hatten noch keinen Pfeil abgeschossen — als Antonius von einer plötzlichen Angst befallen wurde, es könne der Königin irgend ein Leid widerfahren, sie könne in der Schlacht zu Schaden kommen. Entsetzt ließ er sogleich die Segel spannen und verließ mit Kleopatra und sechzig Schiffen die Schlacht.

Die Unterfeldherren trauten ihren Augen kaum; niemand begriff die Ursache der Flucht; die Landtruppen waren noch gar nicht an einander gerathen — Antonius hatte nichts verloren und floh doch. Die Folge war, daß die Flotte sich auflöste, ein Theil der Schiffe ihm folgte, ein anderer sich dem Octavianus ergab, und daß das ganze Landheer zum Feinde überging — der Feldherr hatte es ja verlassen.

In Aegypten kam er wieder zur Besinnung, aber Heer und Flotte hatten sich bereits dem Sieger ergeben — was war nun noch zu machen? Antonius schickte Boten zur Unterhandlung mit Octavianus ab — — und die treulose Kleopatra ließ durch dieselben Boten dem siegreichen Feinde heimlich Anträge machen, welche sie sicher stellen und Antonius verderben sollten.

Octavianus verlangte den Tod oder die Auslieferung des Antonius.

Was that nun das falsche Weib? Es wartete vorerst ab, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden, entschlossen, Dem sich zuzuwenden, der endlich Sieger bleiben würde.

Octavianus kam nach Aegypten, eroberte die Grenzfestung und zog gegen die Hauptstadt. Da versuchte Antonius noch einmal sein Glück; er rückte dem Feinde entgegen und griff ihn an. Allein Heer und Flotte verließen ihn; eine

Legion nach der andern, ein Schiff nach dem andern ging zum Gegner über, und Antonius kehrte allein und verlassen nach Alexandria zurück.

Hier erfuhr er zu seinem Entsetzen, Kleopatra habe sich in das Grabmal, welches sie sich in der Nähe des Isistempels hatte erbauen lassen, mit allen ihren Schätzen und Kostbarkeiten zurückgezogen, habe ihre beiden Kammerfrauen und eine große Masse von Werg mitgenommen und erklärt, sie werde sich mit ihrer ganzen Habe verbrennen; auch habe sie sich zwei Fackeln bringen lassen, die Thür von innen verschlossen — und jetzt sei es ganz still. Antonius zweifelte keinen Augenblick, daß die Königin von Aegypten den Flammentod gestorben, wollte sich nicht an Heldenmuth von ihr übertreffen lassen und stieß sich sein Schwert in die Brust.

Jetzt erschien Kleopatra an den Fenstern ihres Grabgebäudes, ließ Antonius einladen, zu ihr zu kommen, und nachdem er bis an die Thür getragen worden, ließ sie ein Seil herab, an welches man den zum Tode Verwundeten band. Mit Hülfe ihrer Kammerfrauen zog sie ihn hinauf — zu ihren Füßen hauchte er sein Leben aus.

Nun zog Octavianus in Alexandria ein, und die Königin hoffte, ihn für sich zu gewinnen, wie sie bisher noch jeden gewonnen hatte. Aber dieses Mal hatte sie sich verrechnet. Octavianus war für alle ihre Schmeicheleien unzugänglich. „Du wirst meinen Einzug in Rom schmücken; mit Ketten gefesselt sollst du hinter meinem Triumphwagen hergehen.“ Das war zu viel für die stolze Kleopatra! Lieber den Tod als solche Schmach! Allein der römische Feldherr ließ sie scharf bewachen; sie konnte weder fliehen noch Hand an ihr Leben legen. Und doch blieb ihr jetzt nur noch der Tod, wenn sie nicht, verhöhnt und verspottet, den Siegeseinzug ihres Ueberwinders schmücken wollte. Auf ihre Bitte brachte ihr eine ergebene Dienerin, welche täglich ihr Zimmer mit frischen Blumen schmücken mußte, auf dem Boden eines kostbaren Körbchens, mit duftenden Blumen bedeckt, zwei giftige Schlangen. Jetzt war sie Herr ihres Lebens. Sie hielt die Nattern an ihre Brust — die Thiere bissen zu — Octavianus mußte seinen Triumpheinzug in Rom ohne die gefangene Königin halten.

Es war im Jahre 30 v. Chr. Geb., als Kleopatra, erst 39 Jahre alt, auf diese Weise freiwillig ihrem Leben ein Ende machte. Ihren ältesten Sohn, Cäsarion, der Julius Cäsar zum Vater hatte und rechtmäßiger Thronerbe war, ließ Octavianus hinrichten, Aegypten aber verlor seine Selbständigkeit und wurde eine römische Provinz.

Ungefähr im Jahre 4400 v. Chr. Geb. vereinigte Mena die bis dahin getrennten Theile Aegyptens zu einem einzigen Reiche. Nach beinahe 4000 Jahren fiel das Land unter die Oberhoheit Persiens und schmachtete fast 200 Jahre unter dem Joche der Fremdlinge, die seinen letzten König vergiftet hatten. Dann folgte die dreihundertjährige Regierung der Ptolemäer, die ebenfalls mit einem doppelten Morde endigte, und endlich wurde das Land eine Beute der Alles verschlingenden Roma.



3. Rom als Gebieterin am Nil.

Eine Weissagung. — Aegyptische Götter in Rom. — Caracalla. — Vertilgung der alten Religion. — Kriegsdrangsale. — Die Perser.

Zwischen Philä und Assuan liegt eine Insel Scheïl, ausgezeichnet durch ihre hohen Felsen, aus buntem Gestein zusammengesetzt. Am Nordende dieser Insel findet sich an einer Felswand eine Inschrift, welche (nach Dittmers Uebersetzung) also lautet:

„Wenn das Reich im höchsten Glanze steht, wird die Sonne darin nicht mehr aufgehen; des Landes Tempel werden fallen, und die Götter dann des Volkes Schmach sehen; sie werden fliehen, anderen Götzen weichend, und diese wieder wird der Blutgott verjagen, bis endlich in fernen Zeiten der Gott des Friedens dem Elend ein Ende machen und seine Tempel im Lande aufrichten wird.“

König MILTS (Militis), welcher diese Worte dem Steine anvertraute, war ein Prophet: Die Tempel der alten Religion sind gefallen, andere

Götter haben ihren Einzug gehalten und wurden angebetet, bis der türkische Blutgott sie verjagte; den Gott des Friedens erwartet das Land noch.

Der Dienst der ägyptischen Götter verbreitete sich auch nach anderen Ländern. Die Römer hatten den Gebrauch, die Götter eines von ihnen unterjochten Volkes unter die Zahl derjenigen aufzunehmen, die öffentlich verehrt werden durften, und das machte auch nicht die geringste Schwierigkeit oder Verwirrung. Die verschiedenen Götter bestanden neben einander, und wem keine seiner Nationalgottheiten wohl wollte, der konnte sich an eine andere wenden; das hatte durchaus kein Bedenken. Mit dem Gotte der Christen war es natürlich etwas ganz Anderes. Diese sagten: „Alle eure Götter sind nichts, gar nichts; es giebt nur einen einzigen Gott, und der ist der unsere." Daher konnte dieser Gott nicht neben den anderen bestehen; darum der Kampf des Heidenthums und Christenthums, bis dieses letztere den Sieg davontrug und alle alten Götter von ihren Thronen stürzte.

Als Aegypten von den Römern erobert war, wurden auch in Italien hier und da Tempel der ägyptischen Götter errichtet und zum Theil sehr fleißig besucht. Die Aegypter waren eben doch ein sehr gelehrtes, sehr weises Volk, sie mußten also auch vortreffliche Götter haben, und Mancher dachte: „Ich will's doch einmal bei der großen Isis versuchen, die scheint mir eine sehr mächtige Göttin zu sein."

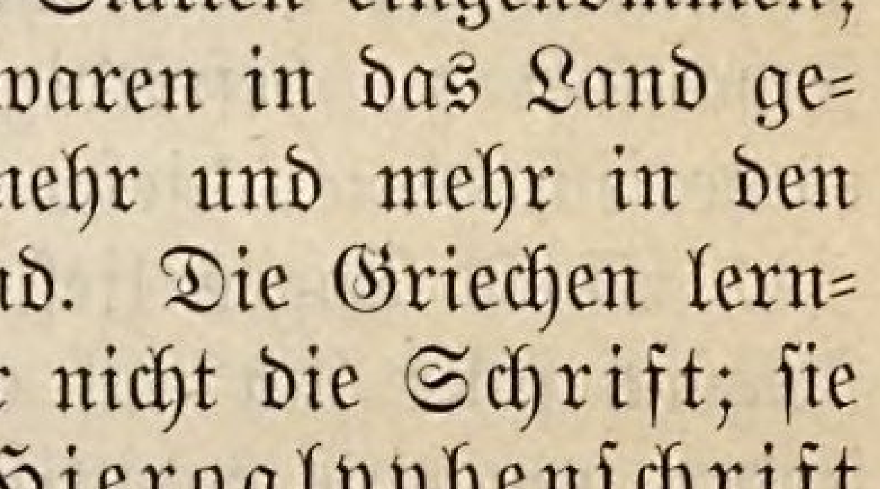
So verehrte man ägyptische Götter — natürlich sinnlos, ohne irgend ein Verständnis. Man baute der Isis Tempel und wußte nicht, wer sie war.

Einer der Ptolemäer hatte ein großes Götterbild von Asien her nach Alexandria bringen und dort im Tempel des Osiri Hapi (Seite 173) aufstellen lassen. Man fragte: „Was soll das?" — Antwort: „Das ist euer Osiri Hapi, wie man ihn in Sinope in Asien gemacht hat." Natürlich war es das Bild eines ganz andern Gottes, aber der König wollte es verehrt haben, ließ den alten, kleinen Tempel abreißen, an seine Stelle einen neuen, überaus prachtvollen und großen setzen, das Bild hineinstellen und blieb dabei, es sei Osiri, der Richter der Unterwelt. Aus dem unverstandenen Namen Osiri Hapi machten die Griechen Sarapis, die Römer Serapis, und in Hellas und in Italien wurden später dem neuen Gotte Tempel errichtet. In Rom allein standen vier Tempel des Serapis, und besonders Kaiser Caracalla war ein großer Verehrer dieses Gottes. Die Bildsäule stellte einen in ein langes Gewand gewickelten Mann dar, um welchen sich eine Schlange wand; er trug einen großen Bart, dicke Locken und ein Getreidemaß (einen Scheffel) auf dem Haupte; in einigen Tempeln hatte er neben sich den dreiköpfigen griechischen Kerberos, den Wächter der Unterwelt. Die Bildsäule war entschieden nicht ägyptisch, Kerberos aber kennzeichnete sie ganz deutlich als Aïdes oder Pluton, den hellenischen Gott der Unterwelt, der allerdings bei den Griechen und auch bei den Römern in gewissem Betrachte dem ägyptischen Osiri Hapi entsprach. Ebenso war der Gottesdienst ein Gemenge verschiedener Gebräuche, bei welchen nichts ägyptisch war als das Sistrum, mit welchem man über die Gebühr lärmte. — Har pi Kroti (Har, das Kind) war der jüngste Sohn Osiri's. (Siehe S. 165.) Die Griechen zogen

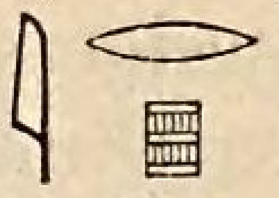
den unverstandenen Namen in Harpokrates zusammen, machten aus ihm einen Gott des Stillschweigens (weil Har — als Kind — abgebildet ist, wie er den Finger in den Mund steckt; die Fremden aber meinten, er lege bedeutungsvoll den Finger auf die geschlossenen Lippen) und errichteten ihm auch in ihrer Heimat Tempel. Ebenso verbreitete sich sein Dienst über ganz Italien, und besonders in Rom setzte er sich sehr fest. Infolge der bei der sinnlosen Verehrung eines unverstandenen Gottes vorkommenden Ausschweifungen wurde der Dienst des Harpokrates wiederholt verboten; seine Priester wurden mehrere Male mit Schimpf und Schande aus der Stadt gejagt, aber immer wieder von neuem füllten sich die Tempel des kleinen Gottes.

Es war klar, für die damalige Bildungsstufe der Römer genügten die griechischen und römischen Götter nicht mehr. Man griff nach anderen. Diese wurden, als unverstanden, nur noch schneller zum Gespötte der Gebildeten. Das Bedürfnis einer geistigen Religion machte sich immer mehr geltend, und es konnte natürlich nicht durch die ägyptische befriedigt werden, denn die Römer kannten ja nur die Fabeln dieser Religion.

Zu vielen, vielen Tausenden waren in den letzten 500 Jahren die Aegypter dahingemordet worden; man hatte sie geplündert, beraubt, von Haus und Hof verjagt; Fremde hatten zum Theil ihre Stätten eingenommen; große Scharen von Persern, Griechen und Juden waren in das Land gezogen; ägyptischer Brauch, ägyptische Sitte ward mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, das Fremde machte sich geltend. Die Griechen lernten zwar mit der Zeit die ägyptische Sprache, aber nicht die Schrift; sie konnten sprechen und verstehen, aber nicht die Hieroglyphenschrift lesen und schreiben; selbst die demotische Schrift zu entziffern, fiel ihnen zu schwer. Da die Griechen aber die gebietenden Herren waren, mußte man sich nach ihnen richten, und so ward es allmählich Brauch, das Aegyptische mit griechischen Buchstaben zu schreiben. Das ist, was wir heute das Koptische nennen — ägyptische Wörter, in griechischen Lautzeichen ausgedrückt. Diese Schrift ward im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eingeführt und wird noch jetzt von den (übrigens arabisch redenden) christlichen Kopten zu religiösen Zwecken verwandt, etwa wie in der römisch-katholischen Kirche das Lateinische. Es existiren bei ihnen noch sämtliche biblische Bücher des Alten und Neuen Testamentes und noch ziemlich viele liturgische und hymnologische Schriften in jenem griechisch geschriebenen Aegyptisch.



Die römischen Imperatoren führten als Herren von Aegypten nicht den Titel „Sohn der Sonne“, sondern nannten sich „Autokrator (Selbstherrscher) und Kisaros“ (Cäsar); Claudius also z. B. wurde so geschrieben . . . . wobei das R (der Mund) im dritten Namensringe für L zu lesen, wie beide Laute mundartlich wechselten;

das ägyptische Wort für Wein wurde in manchen Gegenden Arp, in anderen Alp ausgesprochen, geschrieben aber immer 

Die Thaten der römischen Imperatoren sind bekannt; mit Blut sind sie in die Jahrbücher der Geschichte geschrieben, und Aegypten hatte nicht am wenigsten unter ihnen zu leiden. Unter Caligula (37 bis 41 n. Chr.) fand eine furchtbare Judenverfolgung in Alexandria statt, zu der man den Vorwand aus dem Umstande nahm, daß die Juden in ihren Synagogen keine Bildsäule des Kaisers aufgestellt hatten, um ihr göttliche Ehre zu erweisen. Man denunzirte sie als Rebellen, fiel in den Straßen über sie her, mordete sie, zerstörte ihre Synagogen und plünderte ihre Privatwohnungen.

Als im Jahre 211 Caracalla seinen Bruder Geta eigenhändig ermordet, seine Stiefmutter geheirathet und den Thron Octavians bestiegen hatte, erfuhr er, daß man in Alexandria deshalb beißende Epigramme auf ihn gemacht habe. Er verbarg seinen Aerger und bereitete eine Rache vor, die eines Römers würdig war. Nach fünf Jahren ließ er von Antiochien aus die Botschaft nach Alexandria ergehen, er werde mit großem Pompe daselbst eintreffen und in dem Serapistempel opfern. Und so geschah es auch; der kaiserliche Hof entwickelte die höchste Pracht; glänzende Feste wurden gefeiert, Lustbarkeiten aller Art veranstaltet, es gab so viel zu sehen, daß Tausende aus der Nähe und Ferne in die Stadt eilten, ihre Neugierde und Schaulust zu befriedigen. Niemand ahnte das Verderben, welches verrätherisch hinter dieser Komödie lauerte.

Eines Tages ließ Caracalla bekannt machen, die ganze waffenfähige Jugend solle sich auf einer Ebene vor der Stadt am morgenden Tage einfinden, um eine ägyptische Phalanx zu bilden; die Standarten sollten feierlich überreicht, die Hauptleute ernannt und die Einreihung in die siegreiche römische Armee mit vollem Glanze vollzogen werden. Viele Tausende fanden sich ein, denn jeder wollte Theil an der Ehre haben; noch viel größer aber war die Zahl der Zuschauer. Caracalla ging die Reihen entlang und musterte die stattlichen Jünglinge; das Lächeln der Zufriedenheit strahlte von seinem Antlitze. Aber während er, begleitet von seinen Garden, die künftige ägyptische Phalanx beaugenscheinigte, marschirten die zur kriegerischen Festlichkeit mitgebrachten Regimenter hin und her und hatten endlich um die ganze Menschenmasse ein fest geschlossenes Viereck gebildet; der Imperator zog sich mit seinen Garden hinter die Truppen zurück, gab das verabredete Zeichen — die Speere flogen, die Pfeile pfiffen, Schwerter klirrten, Wehklagen und Geschrei erfüllte die Luft; jammernd und händeringend fielen die Mütter auf die Kniee und flehten um das Leben ihrer Kinder, die sie mit zu dem Schauspiele herausgebracht hatten — es gab kein Erbarmen: Alle wurden niedergemetzelt, Alle, vom Säugling in der Mutter Arm bis zum Greise, der gebückt am Stabe ging. Das Wasser des Nils war bis zu seinem Einflusse in das Meer blutroth gefärbt. Warum hatten die Alexandriner sich erlaubt, den Kaiser zu tadeln, daß er seinen Bruder ermordet! Ein römischer Imperator darf solches thun!

Ein Jahr später (217 n. Chr.) wurde Caracalla von dem Feldherrn Macrinus erdolcht, der dann sich zum Kaiser machte, aber nach 14 Monaten ebenfalls eines gewaltsamen Todes starb.

Fortwährend war Unterägypten der Schauplatz blutiger Kämpfe; Bewerber um die Kaiserkrone fochten hier ihre Ansprüche aus, fremde Völker brachen hier am liebsten ein.

Den härtesten Schlag erlitten die Aegypter durch die gewaltsame Abschaffung ihrer Religion und durch die Einführung des Christenthums. Kaiser Konstantin schickte einen christlichen Statthalter nach Alexandrien und gebot, daß weder neue Götterbilder aufgerichtet, noch angefangene Tempel ausgebaut werden durften, daß jede Stadt einen bestimmten Theil ihres Einkommens an die christlichen Kirchen und Geistlichen abgeben mußte. Kostbare Götterbilder und Weihgeschenke wurden dem kaiserlichen Schatze einverleibt.

Da das Volk sich aber nicht so leicht von seiner alten Religion abbringen ließ, erschien im Jahre 353 n. Chr. der Befehl, sofort alle Tempel zu schließen und mit dem rächenden Schwerte jeden niederzuschlagen, der sich noch unterfangen würde, Opfer zu bringen. Das Vermögen der Hingerichteten aber solle dem Staatsschatze zufallen. Gleiche Strafe solle die Vorsteher der Provinzen treffen, wenn sie den kaiserlichen Befehl nicht mit aller Strenge ausführten.

Und die kaiserlichen Beamten vollzogen mit wahrhaft unersättlicher Raubgier den grausamen Befehl; jede feindselige Anzeige, daß dieser oder jener heimlich den alten Göttern des Landes geopfert oder das Orakel befragt, war ihnen willkommen.

Kaiser Theodosius, der Große genannt, erließ sogleich nach seinem Regierungsantritte am 27. April 380 den Befehl, daß alle seine Unterthanen ohne Ausnahme den christlichen Glauben anzunehmen hätten, und es begann nun eine regelrechte Verfolgung aller Anhänger der alten Religionen. Mit Feuer und Schwert wurde das Christenthum ausgebreitet.

Allein der Widerstand des Volkes war ein unglaublicher. „Unsere Götter haben uns Jahrtausende hindurch beschützt, unter ihnen ist Aegypten reich und geehrt, groß und mächtig gewesen — warum sollen wir nun andere annehmen?“ So sprach das Volk.

Aber selbst die Verkünder der Lehre Jesu vergaßen seine Gebote, und der hohe Sinn des Stifters der christlichen Religion schien zeitweilig gewichen von seinen Stellvertretern auf Erden. So ließ im Jahre 389 Theophilus, Bischof von Alexandrien, die altehrwürdigen Götterbilder auf den Marktplatz stellen und öffentlich verhöhnen, und dadurch kam es zu einem heftigen Straßenkampfe zwischen Heiden und Christen, der auf beiden Seiten Vielen das Leben kostete. Schließlich zogen sich die Heiden auf einen niedrigen Hügel zurück und verschanzten sich dort in dem Tempel des Osiri Hapi. Ein Tempel von einer solchen Ausdehnung, mit solchen Mauern und Pylonen war aber eine kleine Festung. Begeisterte Anhänger

der alten Religion ermahnten das Volk, für seine Götter zu kämpfen und, wenn es sein müsse, zu sterben.

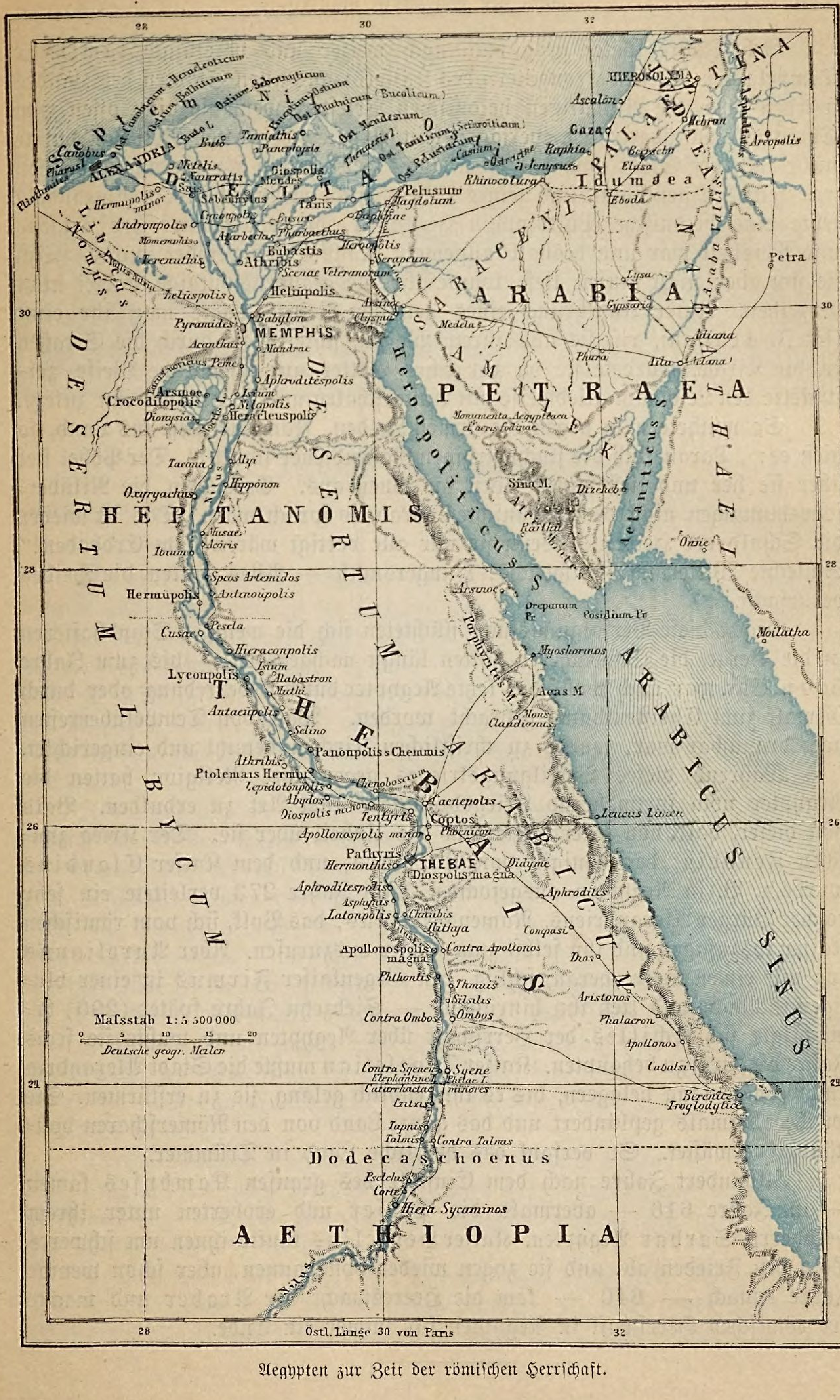
Jetzt wandte sich der stutzig gewordene Statthalter nach Rom um Verhaltungsbefehle. Es kam die Anweisung: Sämtliche Tempel des ganzen Landes sollen als die Ursachen der Volksaufstände sofort zerstört werden." Nun wurde der große Tempel belagert und förmlich gestürmt. Wer von seinen Vertheidigern lebendig in die Hände der Stürmenden fiel, wurde mitleidslos umgebracht; die meisten fanden den Tod im Kampfe für ihren Glauben. Der Tempel aber wurde bis auf den Boden zerstört, völlig von der Erde vertilgt und mit ihm eine Bibliothek von 300 000 Papyrusrollen.

Mit ihm ging eine unermeßliche Fülle von Kunstschätzen, Kostbarkeiten und edlem Metalle, wie sie kein anderes Gotteshaus der Welt mehr aufzuweisen hatte, verloren. Er war nach dem römischen Kapitol der prachtvollste Bau, der größte und reichste Tempel auf der ganzen Erde gewesen!

Von Alexandria aus zogen Roms Kohorten durch das ganze Land, schlugen den Widerstand der Heiden mit Waffengewalt nieder und zerstörten alle Tempel, groß und klein, alle — vom Meere bis gen Philä. Und um den Sinn des Volkes völlig zu beugen, wurde am 24. Februar 391 befohlen: „Wer in den Ruinen eines Tempels betet, soll fünfzehn Pfund Gold als Strafe bezahlen, und dieselbe Strafe trifft jeden, der ein solches Verbrechen erfährt und nicht sogleich zur Anzeige bringt."

Es ist eine traurige Wahrheit, daß von allen Leidenschaften, welche die Menschheit erzittern machen, der religiöse Fanatismus die entsetzlichste ist. Um die alte Religion des Landes mit Stumpf und Stiel auszurotten und zu verhindern, daß ein Anhänger des alten Glaubens, wenn auch nicht in öffentlichen Tempeln, so doch in seinem eigenen Hause den Göttern seiner Väter opfere, erschien am 10. November 392 ein Dekret des Kaisers Theodosius, welches befahl, daß jedes Haus, in welchem geräuchert, jeder Acker, auf welchem ein Altar errichtet würde, sofort dem rechtmäßigen Besitzer zu entreißen und dem kaiserlichen Schatze einzuverleiben sei. Besondere Preise wurden noch bestimmt für die Angeber und besondere Strafen für die Mitwissenden, welche nicht Anzeige machten. Infolge solcher Maßregeln verließen endlich viele Tausende der geplagten Landeskinder ihre alten Götter, denen sie nun nicht mehr dienen konnten, und bekannten sich zu dem neuen Glauben.

Bald machten die römischen Kaiser noch eine wichtige Entdeckung. Die alten, nun zerstörten Tempel hatten große Besitzungen und bedeutende Einkünfte. Bekanntlich gehörte in Aegypten der dritte Theil sämtlichen Grundes und Bodens der Priesterschaft, d. h. er wurde verpachtet und der Pachtzins zum besten des öffentlichen Gottesdienstes und seiner Diener sowie zur Förderung der Wissenschaft angewendet, denn die Priester waren ja die Gelehrten, Astronomen, Geschichtschreiber des Landes rc. Im Jahre 407 wurde aber befohlen: „Die Jahreseinkünfte der Tempel sollen dem Unterstützungsfonds zufallen und vorzugsweise Unseren getreuen Soldaten zugute kommen." Die getreuen Soldaten waren nur zu eifrig bemüht, Alles, was ihnen zugute kommen sollte, aufzusuchen und einzutreiben.



Aegypten zur Zeit der römischen Herrschaft.

Acht Jahre später ging man noch weiter und vereinigte sämtliche Tempelgüter mit den Krongütern des Kaisers; aus allen Städten des Landes wurden aber die ehemaligen heidnischen Priester, wenn sie nicht offen zum Christenthume übertraten, verjagt; kein Priester der alten Religion durfte mehr in einer Stadt wohnen. Aber auch, wer nie ein Priesteramt bekleidet, war seines Eigenthums und seines Lebens nicht mehr sicher. In Alexandria lebte eine heidnische Philosophin Hypatia, die ein Muster der Tugend und Weisheit war und deshalb allgemein geachtet und verehrt wurde. Daß sie sich aber nicht taufen ließ, konnte ihr die glaubenswüthige Partei nicht verzeihen. Unter Anführung eines gewissen Petrus paßte man ihr einst (im J. 415) auf, riß sie aus ihrem Wagen, schleifte sie durch die Straßen in die Kirche, mordete sie da zur Ehre Gottes auf scheußliche Weise, zerstückelte den Leichnam gliedweise mit Austerschalen und verbrannte ihn zuletzt.

So wüthete man gegen die armen Heiden. Kam die Pest ins Land, so hieß es: „Daran sind die fluchwürdigen Götzendiener schuld!“ Der Pöbel fiel über sie her und ließ seinen Zorn an ihnen aus. Erreichten die Nilüberschwemmungen nicht den gewünschten Grad, so sprach man: „Das ist wieder die Schuld der Heiden! Wenn sie nur alle vertigt wären vom Erdboden!“ Schlechte Witterung, Mißwachs, Hungersnoth — Alles hatten die Heiden verursacht.

Gegen diese Verfolgungssucht flüchteten sich die wenigen Standhafteren in die Berge, die Schwächeren hatten längst nachgegeben; — bis zum Jahre 500 n. Chr. war auch wohl der letzte Aegypter durch Ueberredung oder durch Gewalt zum Christenthume gebracht worden. Was von Tempelüberresten noch brauchbar war, wurde zu christlichen Kirchen benutzt und eingerichtet.

Während dieses Vertilgungskrieges gegen ihre Religion hatten die Aegypter noch fortwährend Kriegsdrangsale aller Art zu erdulden. Bald von dieser, bald von jener Seite kam das Unheil über sie. Der Krieg zwischen Zenobia, der Königin von Palmyra, und dem Kaiser Claudius wurde z. B. in Aegypten ausgefochten. Im Jahre 273 verleitete ein sehr reicher Bürger Alexandriens, Namens Firmus, das Volk, sich vom römischen Kaiser loszusagen und ihn selbst zum Kaiser auszurufen. Aber Aurelianus zog mit einem Heere heran, schlug den Gegenkaiser Firmus in einer blutigen Schlacht und ließ ihn hinrichten. — Siebzehn Jahre später (290) bemächtigte sich Achilles der Herrschaft über Aegypten und wußte sie sechs Jahre hindurch zu behaupten. Kaiser Diocletian mußte die Stadt Alexandria acht Monate lang belagern, bis es ihm endlich gelang, sie zu erstürmen. Sie wurde abermals geplündert und das ganze Land von den Römerscharen vollständig verwüstet. So versank das herrliche Land in Trümmer.

Elfhundert Jahre nach dem Einfalle des grausen Kambyses kamen — im Jahre 616 — abermals die Perser und eroberten unter ihrem Feldherrn Sarbar Aegypten. Kaiser Heraclius kaufte ihnen um schweres Geld den Frieden ab, und sie zogen wieder von dannen, aber schon wenige Jahre danach — 640 — kam die Heeresmacht der Araber und machte der römischen Herrschaft in Aegypten für immer ein Ende.



4. Aegypten unter dem Halbmond.

„Allah wird's fügen". — Tulun. — Die Gründung Kairo's. — Kreuzfahrer. — Mameluken. — Türken.

Der arabische Feldherr Amru Ibn el Asi hatte auf einer Reise Aegypten besucht und eine lebendige Anschauung gewonnen von dem glühenden Hasse, welchen die Eingeborenen gegen ihre fremden Unterdrücker hegten. Daraus hatte er den Schluß gezogen, es könne nicht schwer sein, das Land zu erobern, denn es gelte ja nur, die Heere zu besiegen, aber nicht das Volk. Er bat den Khalifen Omar um die Erlaubnis zu dem Kriegszuge, und drang so lange in ihn, bis dieser verfügte: „Ziehe hin, erwarte jedoch noch weitere Befehle."

Jener zog ab, der Khalife überlegte die Sache und stellte den Entscheid endlich dem Willen Allahs anheim. Er schrieb an seinen Feldherrn: „Wenn du diesen Brief erbrichst und bist bereits über die Grenze geschritten, so gehe in Allahs Namen vorwärts und unterwirf das Land; hast du aber noch nicht die Grenze erreicht, so kehre auf der Stelle um und komme zurück. Allah wird's fügen." Als der Bote mit dem Briefe ankam, fragte Amru besorgt: „Weißt du den Inhalt?" denn er fürchtete den Befehl zur Umkehr, da seine Armee nur 4000 Mann stark war und Omar diese Zahl für zu klein hielt. Der Bote sagte, was er wußte. Freudig rief Amru: „So eilt mir's nicht, den Befehl zu lesen. Vorwärts! Vorwärts!" Und zog weiter, bis er die Grenze im Rücken hatte, dann erbrach er den Brief und — marschirte abermals weiter.

Drei Schlachten wurden geschlagen; Memphis ergab sich bereitwillig, dann ging der Zug nach Alexandria. Dieses aber mußte wegen seiner überaus günstigen Lage vierzehn Monate lang belagert werden; erst im Jahre 642 hielt Amru seinen Einzug.

Doch es war unter arabischem Scepter nicht besser als unter römischem. Jetzt wurde wieder das Christenthum verfolgt und ausgerottet, dagegen der Mohammedanismus erbarmungslos durch Feuer und Schwert eingeführt.

— Jedem Aegypter wurde eine neue jährliche Steuer von zwei Dukaten auferlegt, die für jeden Kopf — Mann, Weib, Kind, Knecht, Magd — bezahlt werden mußte, eine fast unerschwingliche Last für viele Tausende. Aber wer nicht bezahlte, dessen Leben wurde bedroht, oder er ward als Sklave verkauft.

Das war der Anfang der Herrschaft der Araber; so regierten die Beherrscher der „Gläubigen", und wie der Anfang, so der Fortgang. Statthalter empörten sich gegen die Khalifen und wurden wieder unterjocht — wer aber am meisten bei solchen Kämpfen litt, das waren die Bewohner des in den Staub getretenen Landes.

Im Jahre 870 benutzte der Statthalter von Aegypten Achmed Ibn Tulûn eine günstige Gelegenheit, sich von dem in Bagdad residirenden Khalifen loszusagen und Aegypten zum unabhängigen Sultanat zu machen. Er war ein äußerst thätiger Mann, führte glückliche Kriege mit Nachbarvölkern, brachte enorme Reichthümer ins Land und gewann des Volkes Ehrfurcht hauptsächlich durch eine blendende Prachtliebe und eine nie ermüdende Bauthätigkeit. Zeuge dieser Thätigkeit ist heute noch in Alt-Kairo (denn das jetzige, eigentliche Kairo wurde erst 100 Jahre später gegründet) die von ihm erbaute prachtvolle Moschee.

Die Familie der Tuluniden wird im Jahre 904 schon wieder gestürzt, verschiedene Herrscher gebieten an des Niles Strand, bis im Jahre 969 die Fatimiden an die Regierung kommen.

In diese Zeit fällt auch die Gründung Kairo's, der künftigen Hauptstadt des Landes. Die bisherige Hauptstadt war Fostat (d. i. Zelt), der Ort, welchen wir jetzt Alt-Kairo nennen; ihr eigentlicher arabischer Name ist Masr el Atike, und die Juden leiten diesen Namen her von Mizraim, dem Enkel Noahs und Sohne Chams, der dies Städtchen erbaut haben soll. Im Jahre 972 beschloß Giauher, Feldherr des Khalifen El Moës le din Allah, eine neue Stadt in der Nähe, aber eine halbe Stunde vom Strome entfernt, zu gründen. Er steckte den Platz mit Pfählen ab, zog von einem Pfahl zum andern ein Seil und befestigte Glöckchen daran. Nun befahl er, die Maurer sollten sich bereit halten, den Grundstein zu legen und auf allen Seiten die Mauern zu beginnen, sobald er das Zeichen dazu gebe; er wolle sehen, wann die Sterne günstig und glückverheißend ständen, dann wolle er sogleich verabredetermaßen die Glocken ertönen lassen. — Nun setzte sich aber unglücklicherweise ein Rabe auf das Seil, als gerade der Planet Mars — arabisch Kaher — aufging; die Glöckchen erklangen, die Maurer legten schnell den Grund, und es war geschehen, was El Moës nicht wollte, denn der Mars wurde für einen unheilbringenden Stern angesehen. So kam die neue Stadt zu dem Beinamen El Kahira, d. h. die Siegreiche, ihr ursprünglicher Name aber war auch Masr, und heute noch heißt sie bei Türken und Arabern Masr el Kahira und verdient auch diesen Namen, denn siegreich hat sie dem Drängen gar manchen Feindes widerstanden.

Zur Zeit der Kreuzzüge kamen die Kreuzfahrer nach Aegypten und wollten nun mit Gewalt wieder christlich machen, was durch fünfhundert Jahre des Drängens und Ueberwältigens zum Mohammedanismus „bekehrt"

worden war. Und welches waren die Mittel dieser zweiten Bekehrung? Wieder Mord, Brand, Krieg und Verwüstung. Am 5. November 1219 eroberte Graf Wilhelm von Holland nach einer langen Belagerung Dumiât (Damiette), das sich mit dem Muthe der Verzweiflung gewehrt hatte. Jetzt baten die Araber um Frieden, aber stolz wurden sie von den Christen abgewiesen, die nichts vom Frieden wissen wollten, bevor nicht wenigstens die Hauptstadt Kairo in ihrer Hand sei.



Moschee Ibn-Tulun in Alt-Kairo. (S. 318.)

Hoffnungsvoll und siegesgewiß rückte das Heer dorthin vor, aber mit der Belagerung Kairo's wollte es nicht recht vorwärts gehen — die Feinde hatten sich beträchtlich verstärkt, und jetzt trat der Nil aus und brachte den Grafen Wilhelm in die furchtbarste Verlegenheit; es wäre nun den Arabern ein Kleines gewesen, ihn mit seiner ganzen Armee zu vertilgen. Jetzt bat er um Frieden und erhielt auch einen solchen auf acht Jahre bewilligt, freilich unter sehr nachtheiligen Bedingungen. Das war unter der Regierung des Khalifen Melik el Kâmil (S. 206).

Im Jahre 1248 schiffte sich König Ludwig IX. von Frankreich, der Heilige, zu einem Kreuzzuge ein, landete in Aegypten und nahm am 5. Juni des

folgenden Jahres Dumiát. Wieder verwüstete der Krieg das Land, bis am 6. April 1250 der König mit seinen zwei Brüdern und dem ganzen Heere gefangen genommen ward, worauf dann ein zehnjähriger Waffenstillstand folgte. Ludwig mußte alle Eroberungen herausgeben und für sich und sein Heer noch 400000 Livres Lösegeld bezahlen. Noch während der Verhandlungen aber wurde Moadham, „Sultan von Aegypten" — denn so nannten sich wieder seit hundert Jahren die Statthalter des Landes — ermordet, und nun wählten die Mameluken einen der Ihrigen zum Sultan.

Nedschem Eddin, der Vorgänger Moadhams, hatte sich 12000 tscherkessische Sklaven gekauft, diese im Reiten und im Gebrauche aller Waffen aufs trefflichste unterrichten und einüben lassen und schließlich aus ihnen seine Leibgarde gemacht. Diese Mameluken (von dem arabischen Mamelik, d. i. Sklave) waren eine ausgezeichnete Truppe, muthig und kühn, im Reiten unübertrefflich; aber bald wurden sie auch im höchsten Grade anmaßend, stolz und unbotmäßig. Nun hatten sie sogar Einen aus ihrer Mitte, also einen ehemaligen Sklaven, zum Sultan und Herrn über Aegypten gemacht.

Die Mameluken regierten fast dreihundert Jahre, aber während dieser langen Zeit kam Aegypten nie zur Ruhe. Fortwährend stand ein Heer von 300000 Mann im Felde; Syrien und Arabien wurden erobert und wieder verloren, abermals unterworfen und wieder eingebüßt; bald drangen die feindlichen Heere bis an den Nil vor, bald holten sich die ägyptischen Armeen Lorbern in Asien. Ein Sultan stürzte den andern vom Throne, Mord blieb an der Tagesordnung, bis endlich i. J. 1516 die Türken diesen unglückseligen Wirren ein Ende machten.

Der türkische Sultan Selim hatte sich mit seinem Sohne Derkut entzweit, dieser war nach Aegypten geflohen und hatte dort bei Sultan Kansu Schutz gefunden. Das empörte Selim; er rüstete sein Heer und schickte es unter Anführung eines kriegserfahrenen Pascha's gegen Kansu. Damals gehörte wieder Syrien zu Aegypten. Bei Aleppo ward die entscheidende Schlacht geschlagen, ein furchtbar blutiges Gemetzel. Endlich wurden die Aegypter zurückgeworfen und suchten in wilder, unaufhaltsamer Flucht das Weite. Kansu, der im dichtesten Getümmel gefochten hatte, stürzte mit seinem Pferde und war bei dem Gedränge nicht im Stande, sich wieder aufzuraffen. Fliehende Reiterscharen jagten sausend über ihn dahin — er wurde von den Hufen der Pferde jämmerlich zertreten. —

Die Mameluken ernannten nun Tumanbai zum Sultan, und dieser war, nachdem Syrien und Arabien verloren waren, auch gewillt, Friede mit den Türken zu machen, und erklärte sich bereit, einen türkischen Gesandten zum Behufe von Friedensunterhandlungen in Kairo zu empfangen. Allein die unbändigen Mameluken fielen über diesen Gesandten her, mißhandelten und ermordeten ihn. Ergrimmt zog Selim vor Kairo, belagerte die Stadt, nahm sie mit Sturm ein und verwüstete und zerstörte einen großen Theil derselben. Tumanbai floh nach Süden, wurde von den Türken verfolgt, schlug sie und trieb sie wieder zurück bis nach Syrien, dort aber wurde wieder er geschlagen, gefangen genommen und — nach einer nur dreimonatlichen

Regierung — aufgehenkt. Mit ihm erlosch die Dynastie der Mameluken, und ein türkisches Herrscherhaus bestieg den Thron Aegyptens.

Das Land ward in 24 Provinzen getheilt, deren jede von einem Mamelukenbei verwaltet wurde; über diesen stand der türkische Statthalter in Kairo. Derselbe war jedoch ohnmächtig und konnte ohne die Bei's gar nichts unternehmen, denn diese kommandirten die Truppen, trieben die Steuern ein und bezahlten nur einen jährlichen Tribut an den Statthalter, während sie sich unter einander bekriegten und barbarisch das Land aussogen.



Ein Imam, den Koran vorbetend.

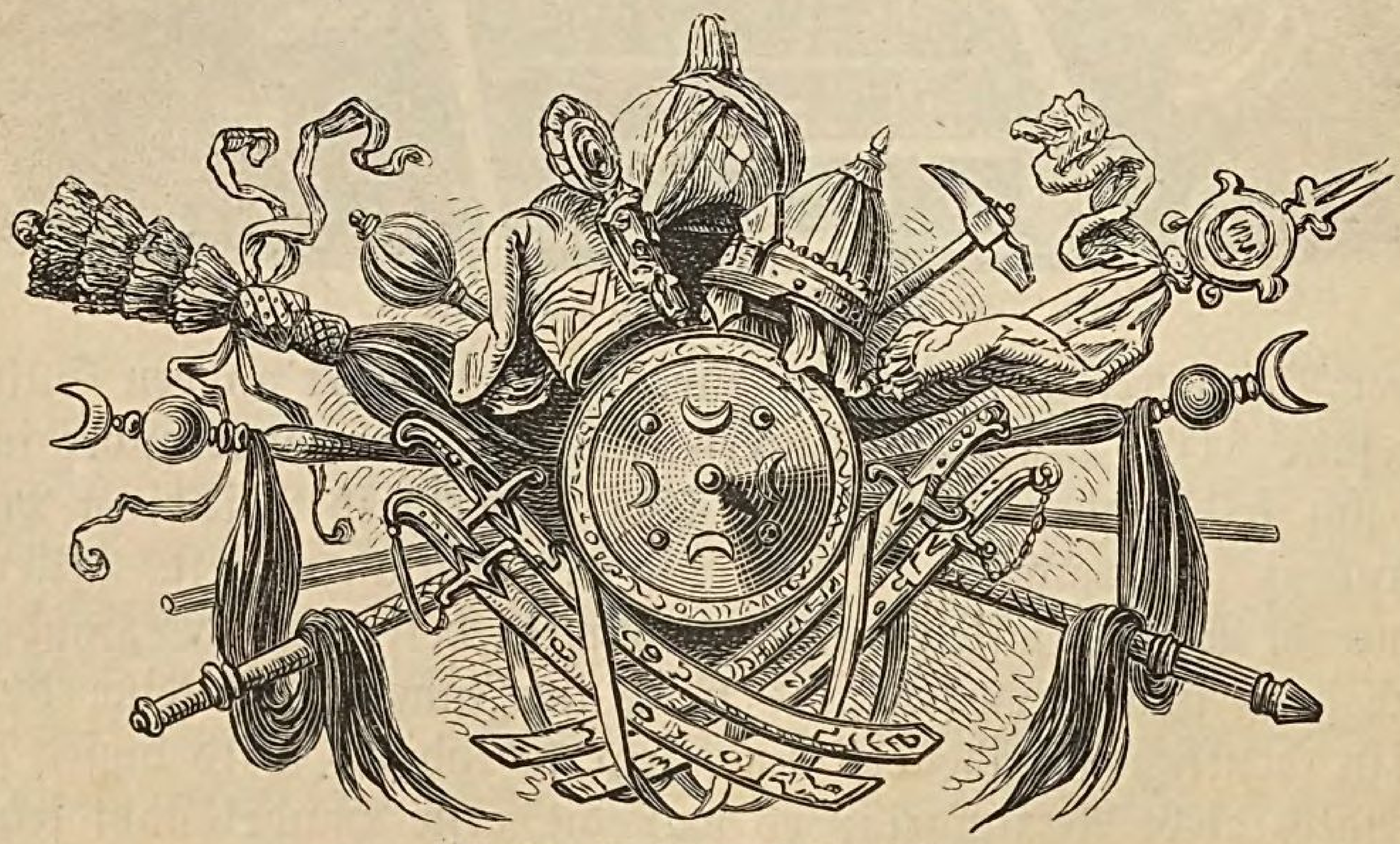
Jeder Bei entrichtete jährlich etwa 81 000 Mark an den Sultan und trug ungefähr 5100 Mark zur Unterhaltung der großen Moschee in Mekka bei, für sich selbst aber erpreßte er über anderthalb Million Mark aus seiner Provinz, zwanzigmal so viel, als der Sultan erhielt. Aller Wohlstand schwand, Wissenschaften wurden nicht mehr betrieben; der Handel stockte, verlor sich ganz nach auswärts und hatte im Innern gar keine Bedeutung mehr. Ein deutlich sprechendes und sehr lebendiges Bild dieses grenzenlosen Zerfalls giebt Alexandria; es war die erste Handelsstadt seiner Zeit

und zählte 400 000 Einwohner; unter den Türken verlor es alles Ansehen, seine Straßen entvölkerten sich, die Häuser zerfielen — es blieb noch ein altes, schmutziges Städtchen übrig von 15 000 Bewohnern — der siebenundzwanzigste Theil der früheren Einwohnerzahl!

Vor vierthalbhundert Jahren eroberte Sultan Selim das Reich der Pharaonen, und seit dieser Zeit sind die Türken Herren im Lande des großen Osiri; der Turban befiehlt, wo der Sohn der Sonne geherrscht. Seit 2400 Jahren hat Aegypten seine Unabhängigkeit verloren; Perser, Griechen, Römer, Araber und Türken haben dort gehaust — es ist ein neues Land, das alte Kemi findest du nicht mehr. Die Paläste sind zerstört, die Tempel vom Flugsande begraben. An ihrer Stelle stehen türkische Moscheen mit gewölbten Kuppeln und mit Blei gedeckt. Hohe, schlanke Thürmchen, Minarete, erheben sich neben ihnen, und von ihren Galerien aus wird das Volk durch blinde Ausrufer täglich fünfmal zum Gebet gerufen. Jeder rechte Mohammedaner fällt, überall, wo er auch sei, bei diesem Rufe auf die Kniee, kreuzt die Hände auf der Brust, verbeugt sich gegen Osten und verrichtet sein Gebet.

In der Moschee, deren Boden mit kostbaren Teppichen belegt ist, sieht man an den Wänden Sprüche des Koran angeschrieben; nach der Gegend von Mekka zu, dem Geburtsorte Mohammeds, ist eine Steintafel, genannt Kibla, in der Wand angebracht; — dahin richten sich die Blicke der Betenden. An der östlichen oder südöstlichen Seite erhebt sich eine Art Kanzel; auf dieser steht der Priester, Imam, betet und liest den Koran vor. Aus etwas Anderem besteht der mohammedanische Gottesdienst nicht; auch kann der Imam den größten Theil seines Korans auswendig, stellt häufig das kostbare Buch neben sich und sagt die Sprüche des Korans auswendig her. La ill' aha ill' Allah, Mochammed rasul l' Allah! Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist Allahs Gesandter.

Ja, es ist gekommen, wie eine alte Prophezeiung vorhergesagt: Aegypten ist verwaist und seiner Götter beraubt; Gräber und Leichen füllen das Land; nur Fabeln der heiligen Urreligion sind übrig; ein fremdes Volk lebt dort, ein fremder Herrscher gebietet, und der Todten sind mehr denn der Lebendigen.



Türkische Waffen und Trophäen.



Bonaparte überwacht die Ausschiffung der Armee von Aegypten.

Die Franzosen in Aegypten.

1. Das Jahr 1798.

Vorbereitungen. — Bedeutung des Zuges. — Malta. — An der Pompejussäule. — Leiden der Truppen. — Schlacht bei den Pyramiden. — Heldenmuth bei Abukir. — Feste in Kairo. — Das ägyptische Institut. — Des Sultans Verkündigung. — Der Aufruhr. — Die Metzelei in Kairo. — Das Gewitter.

Eine letzte Eroberung des Landes der Pyramiden muß nun noch erzählt werden, und ihr gebührt ein besonderes Kapitel, da sie es war, die uns Abendländer erst wieder hingeführt in jenes Schatzhaus alter Weisheit, und uns die Wunder einer vergangenen Welt wieder erschlossen hat.

Es war im Frühlinge des Jahres 1798, als sich plötzlich in den französischen Häfen des Mittelmeeres eine ganz ungewöhnliche Thätigkeit entfaltete. Bald waren dreizehn mit allen Kriegsbedürfnissen versehene Linienschiffe, vierzehn Fregatten und vierhundert Transportschiffe daselbst versammelt, aber niemand wußte, wozu. Jetzt kamen auch dreißigtausend Mann gedienter Soldaten sowie zehntausend Seeleute.

„Was giebt es?“ zischelte man einander in die Ohren. „Werden wir die Türkei erobern?“ Diese Ansicht verschaffte sich immer mehr Geltung, als nach und nach hundert Mitglieder der Kommission für Künste und Wissenschaften aus Paris eintrafen, die tüchtigsten Gelehrten, die ausgezeichnetsten Künstler, welche Frankreich aufzuweisen hatte. „Was wollen diese?“

Am 9. Mai erschien auch der Besieger Italiens, der jugendliche Held General Bonaparte, und jetzt erfuhr man erst, was geschehen werde.

Aegypten sollte erobert, Aegypten sollte eine französische Provinz werden, so hatte es die Regierung der Republik in Paris beschlossen.

Wäre dies gelungen — die ganze Weltlage hätte dadurch eine andere Gestalt angenommen. Zwischen zwei Meeren — zwischen drei Erdtheilen liegend — gesund und fruchtbar wie kein anderes Land, hätte sich Aegypten in kurzer Zeit zu hoher Bedeutung erhoben. Europäische Kultur, modernes Gesetz und Recht, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Fabriken und Handel, Künste und Wissenschaften würden aus Aegypten eines der herrlichsten Länder der Welt gemacht haben. Der nächste Weg von Europa nach Ostindien und Neuholland führt über Aegypten; der ganze Handel mit jenen Gegenden wäre den Engländern entrissen worden und in die Hände der Franzosen übergegangen. Alexandria wäre wieder geworden, was es vor zweitausend Jahren war, die erste Handelsstadt der Erde, und die Franzosen hätten sich kühn die Beherrscher des Mittelmeeres nennen können.

Am 19. Mai 1798 ging die Expedition unter Segel. Vorher redete Bonaparte seine Truppen an und suchte sie für die große Aufgabe zu begeistern, welche ihnen geworden war. Französische Civilisation und Bildung sollten sie nach Aegypten tragen; auch versprach er den Soldaten, jeder solle so viel Beute vom Feldzuge mit heimbringen, daß er sechs Morgen Landes dafür kaufen könne. Was Civilisation ist, und wo Aegypten liegt, wußten die Soldaten nicht, aber sechs Morgen Feld, das begriffen sie! Mit Jubel empfingen sie solche Verheißungen und schifften sich freudig und hoffnungsvoll ein.

Drei Wochen darauf erschien die Flotte vor Malta und besetzte diese Insel, ohne Widerstand zu finden. Die auflauernden Engländer zu täuschen, segelte man sodann weit nach Osten, als gelte es, eine Landung in der Türkei oder in Griechenland zu bewerkstelligen. Diese List glückte. Unbehelligt legten die französischen Schiffe in der Nacht vom ersten auf den zweiten Juli eine Stunde nach Mitternacht in der Nähe von Alexandria an.

Der französische Oberfeldherr bedachte, welch niederschmetternden Eindruck es auf die Türken machen müßte, wenn er nun — sogleich mitten in der Nacht — die Stadt erstürmte, und wie seiner Soldaten Muth und Freudigkeit sich steigern würde, wenn er ihnen über Nacht zu einem raschen Siege verhülfe.

So wurde denn um 2 Uhr nach Mitternacht die Stadt angegriffen, die Mauern wurden erstiegen; nach einem kurzen Kampfe befanden sich die Krieger, von drei Seiten eindringend, in den Straßen Alexandria's. Die Kühnheit der Franzosen hatte Alle in solches Erstaunen gesetzt, daß der Widerstand, welchen sie fanden, kaum der Erwähnung werth ist; auch hatte die Einnahme der Stadt nur sehr wenigen Franzosen das Leben gekostet.

Mit dem größten Eifer wurde nun die vollständige Ausschiffung der Truppen betrieben und, sobald die ganze Armee marschfertig war, nach Süden vorgerückt. Eine Besatzung unter dem General Kleber blieb in Alexandria zurück; am 5. und 6. Juli zog das Hauptheer weiter. Der Heereszug ging nicht den Nil entlang, sondern von Alexandria südlich nach dem Thale der Natronseen (S. 30) und dann durch dieses der Hauptstadt zu.

Allein jetzt begannen für die armen Soldaten Leiden, von welchen sie bisher noch keine Vorstellung gehabt. Ein Offizier der Armee, welcher den Zug selbst mitgemacht hat, spricht sich folgendermaßen darüber aus:



Angriff der Mameluken.

„Nicht lange, so verursachten die drückende Hitze, der Hunger und ein noch peinlicherer Durst den Soldaten unsägliche Drangsale, denen mehrere erlagen. Das Unglück zu vollenden, stellte eine in unseren Gegenden unbekannte Lufterscheinung (Fata Morgana), die eine Wirkung des Lichtes ist, ihren verblendeten Augen einen unermeßlichen See dar, worin die Sandhügel und alle Ungleichheiten des Bodens sich abspiegelten. Die Täuschung dieser Lufterscheinung ist so groß, daß man dadurch das zehnte Mal so gut wie das erste Mal getäuscht wird, und da sie hauptsächlich Morgens eintritt, so verdoppelten die erschöpften Franzosen ihre Schritte — ließen aber den Muth sinken, nachdem die Sonne in voller Kraft das Dunstgebilde des Gewässers, an dem sie das Ziel ihrer Leiden zu finden wähnten, zerstreut hatte. Die Sonne flammte gleichsam; man mochte auf diesem Glutherde still stehen

oder sich fortbewegen — die Pein blieb stets dieselbe. Die Nacht, statt Ruhe herbeizuführen, brachte andere Qualen mit sich — es fiel ein kalter Thau, der die Glieder erstarren machte und selbst die Gebeine zu durchdringen schien. Das Murren wurde allgemein, und diejenigen, deren Selbstverleugnung keine Grenzen hatte, gaben jetzt beinahe Zeichen von Verzweiflung.

„Nur der Oberbefehlshaber verlor die kalte Ruhe nicht, womit man am sichersten drohende Gefahren beschwört. Er sprach den erschöpften Kolonnen frischen Muth zu, richtete die Wankenden wieder auf und machte den Standhaften neue Verheißungen. In Damanhur (Demi-n-Har, Gemeinde des Horus) gab es eine kleine Rast und Erholung. Allein kaum hatte man diesen Ort verlassen, so begannen die Leiden der Soldaten von neuem, und wieder ertönte Murren und lautes Aufruhrgeschrei. Der General that diesmal, als höre und merke er nichts, und ritt an der Spitze der Armee ruhig weiter.

„Endlich wird man des Nils mit seinen beiden, von üppigen Ernten bedeckten Ufern ansichtig. Das erste, was unsere Soldaten vornehmen, ist, sich in den Fluß zu stürzen, der jetzt auch für die Franzosen zum Gotte wird.“

So spricht der oben erwähnte Theilnehmer am Zuge.

Erquickt, gestärkt und getröstet, begiebt sich das Heer wieder auf den Marsch. Aber binnen vier Tagen muß es zwei Schlachten liefern. Die französische Kriegskunst behält jedoch die Oberhand über die Mameluken, die sechshundert Todte auf dem Platze lassen und in wilder Hast die Flucht ergreifen.

Ach, der Kampf mit dem Feinde war das leichteste, und den in der Schlacht erprobten Soldaten hätte davor nicht gegraut, aber der Leiden des Marsches war kein Ende, und dagegen waren sie nicht gewappnet! Denn Aegypten war nicht mehr der herrliche Lustgarten, von Berg zu Berg mit saftigen Pflanzen bedeckt, Stadt an Stadt und Dorf an Dorf. Seit die Türken Herren des Landes geworden, waren fast alle Kanäle verschwunden; sie hatten sich mit Schlamm gefüllt, und Türken und Araber waren viel zu träge, sie wieder herzurichten und im Stande zu halten. So war aus dem blühenden Kemi eine Wüste geworden, und nur unmittelbar an den Ufern des Nils war noch die alte Pracht zu erkennen. Nach der allgemeinen Ueberschwemmung treibt auch jetzt noch der Boden überall, so weit das Wasser gereicht hat, üppige Saaten; allein man war jetzt im Monat Juli, gerade vor der Ueberschwemmung — der Marsch durch das Delta zeigte nur eine baum- und schattenlose Ebene ohne Vegetation, ohne Quellen und Brunnen, ohne alles Leben. Denn sämtliche Ortschaften liegen nur am Wasser, die Armee aber marschirte nicht diese Straße.

Die Soldaten schalten den Feldherrn, der sie in ein unwirthbares Land geführt, verwünschten ihn und den Tag, da sie ihr schönes Frankreich verlassen, und endlich bemächtigte sich ihrer unwiderstehliche Traurigkeit und Melancholie. Sie waren lebensmüde, ließen die Arme sinken, blieben zurück — und viele fanden ihren Tod. Die Offiziere hatten einen schweren, schweren Stand.

In der Nacht nach dem 21. Juli bricht die Armee von dem Dorfe Omdinar auf. Am folgenden Tage mittags gegen 2 Uhr trifft sie bei dem Oertchen Embabeh in der Nähe der Pyramiden auf das Hauptheer des Feindes. Jetzt gilt es, die Entscheidungsschlacht zu schlagen!



Bonaparte in der Schlacht bei den Pyramiden.

Dem rechten Flügel der Franzosen stehen gegenüber 10,000 Mameluken, tapfere Krieger mit glänzenden, strahlenden Waffen, trefflichen Pferden, schnell wie der Blitz. Ihrem linken Flügel gegenüber haben die Franzosen ein verschanztes, mit vierzig Kanonen besetztes Lager und 20000 Mann Janitscharen. Hinter diesem Lager wälzt der Nil seine gewaltigen Fluten, und über diesen hinaus sieht man Kairo mit seinen dreihundert Minareten. Hinter den Mameluken erheben sich ernst und majestätisch die ewigen Pyramiden.

Bonaparte reitet wieder durch die Reihen seiner Soldaten, stachelt ihren Ehrgeiz und feuert sie zu großen Thaten an. „Soldaten!“ ruft er. „Ihr greift jetzt die Tyrannen von Aegypten an. Bedenkt, von den Gipfeln dieser Pyramiden schauen vierzig Jahrhunderte auf euch hernieder!“

Die „Tyrannen“ und die „Pyramiden“ verfehlten ihre Wirkung nicht. Es war ein heißer Kampf, in dem von beiden Seiten mit Löwenmuth gefochten wurde, aber die Franzosen blieben Sieger. Tausende der Feinde fanden ihren Tod, viele wurden in den Nil gesprengt; Murad-Bei, der Anführer der Mameluken, ergriff die Flucht mit 2500 Mann — das war Alles, was ihm noch geblieben. Die Franzosen hatten nach dem eigenhändigen Berichte des Generals Bonaparte, den er an die Regierung nach Paris schickte, „nur zwanzig bis dreißig Todte.“ Es ist jedoch möglich, daß sich derselbe etwas verzählt hat.

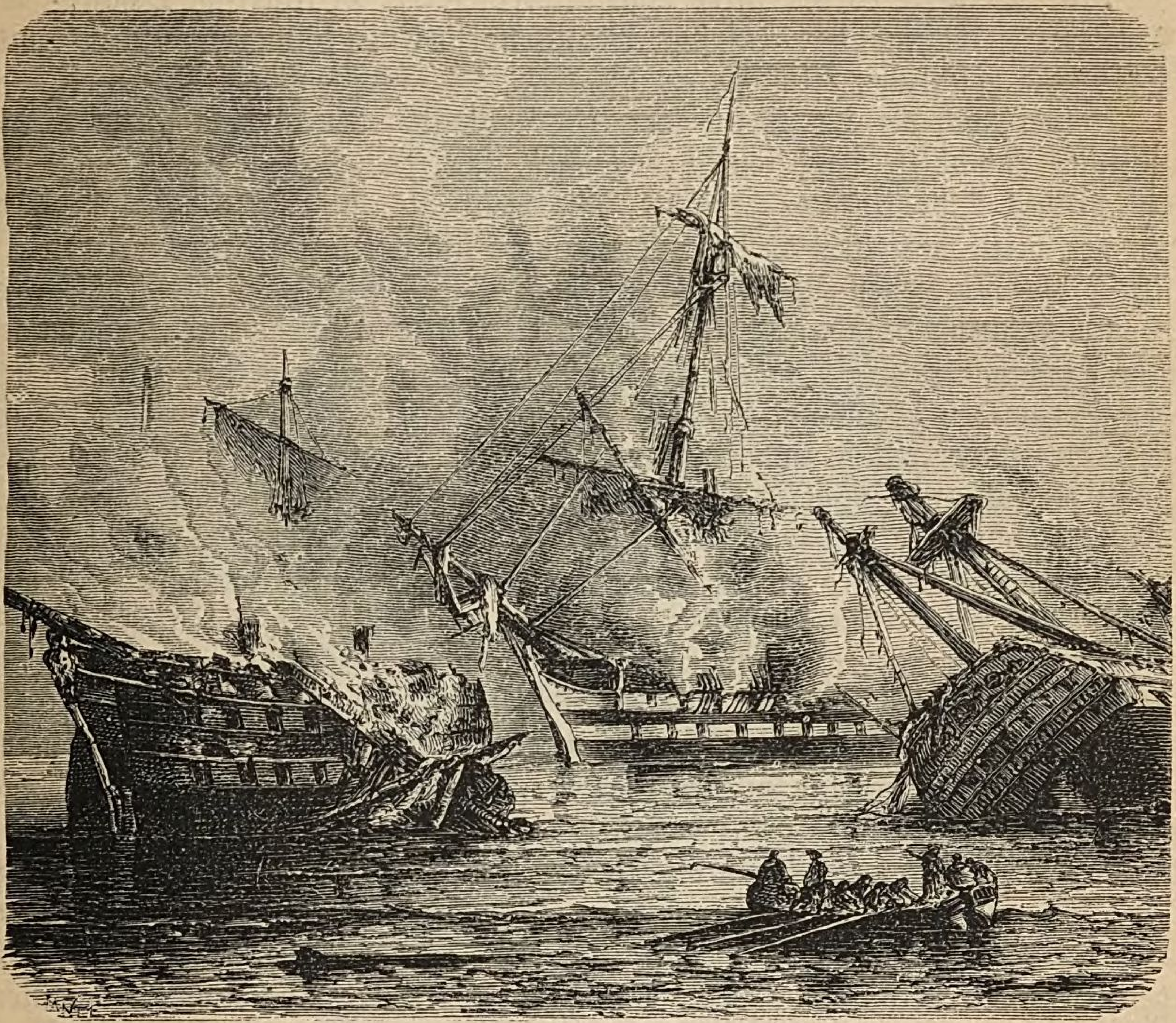
Das ganze Lager fiel in die Hände der Sieger samt allen Kanonen, Lebensmitteln, Schätzen und dreihundert Kameelen. Die Soldaten machten reiche Beute, besonders indem sie die gefallenen Mameluken plünderten, sie ihrer kostbaren Waffen, Kleider und ihres Geldes beraubten. In dem soeben angeführten Berichte heißt es: „Es gab keinen unter ihnen, bei dem unsere Soldaten nicht vier- bis fünfhundert Louisd'or erbeutet hätten.“

Der Hauptvortheil der gewonnenen Schlacht aber war der, daß sich die Hauptstadt des Landes ohne Schwertstreich unterwarf; am 25. Juli hielt Bonaparte seinen Einzug in Kairo. Allein während der Eroberer nun beschäftigt war, die Städte Unterägyptens durch einzelne Korps seiner Armee besetzen zu lassen, eine regelmäßige Verwaltung einzurichten und namentlich Abgaben einzutreiben, brach ein furchtbares Unglück über ihn herein, infolge dessen er und sein ganzes Heer leicht in Aegypten hätten ihr Grab finden können.

Die französische Flotte hatte sich auf der Rhede von Abukir aufgestellt. Da erschien am 1. August gegen 3 Uhr nachmittags der englische Admiral Nelson mit vierzehn Linienschiffen und zwei Briggs in Sicht. Um 6 Uhr ist der unversöhnliche Feind da und zeigt seine Ankunft durch den Donner der Kanonen an. Schon nach einer halben Stunde gelingt es einem Theile der englischen Flotte, sich zwischen das Land und die französischen Schiffe zu legen, diese somit abzuschneiden und zwischen zwei Feuer zu bringen.

Mit welchem Heldenmuthe wird gekämpft! Die Nacht bricht ein — der Kampf ruht nicht; unaufhörlich brüllen die Geschütze, und das Feuer von 1200 Kanonen beleuchtet dieses schreckliche Schauspiel. Der Admiral Brueys war einer der Ersten, die verwundet wurden. Mit kaltem Kriegermuthe führt er das Kommando, als ob nichts vorgefallen wäre. Um 8 Uhr reißt ihn eine Kanonenkugel zu Boden; man will ihn wegbringen und Versuche zur Rettung machen.

„Nein“, spricht er, „hier ist mein Platz; ein französischer Admiral muß auf seinem Ehrenbette sterben!“ In einer Viertelstunde war er nicht mehr. Dem Kapitän Du Petit Thouars waren die beiden Schenkel abgeschossen worden; er blieb an seinem Platze. Jetzt riß ihm eine feindliche Kugel den Arm weg. „Schießt!“ ruft er. „Schießt und ergebt euch nicht! — Und wenn ein Engländer seinen Fuß auf unser Schiff setzt, dann werft meinen Körper ins Meer! Schießt! Schießt!“ Das waren seine letzten Worte.



Vernichtung der französischen Flotte in der Seeschlacht bei Abukir.

Aber den Engländern waren die Franzosen auf dem Meere nicht gewachsen. Kurz vor 10 Uhr wird das französische Admiralschiff („Der Orient“) in Brand geschossen; eine Viertelstunde später fliegt es mit furchtbarem Donnergekrach in die Luft. Der Kampf dauert die ganze Nacht, er dauert mit gleichem Ungestüme den folgenden Vormittag; — am 2. August mittags 2 Uhr waren sämtliche französische Schiffe zertrümmert oder von den Engländern genommen — das Schlachtgetöse schwieg und Bonaparte hatte keine Flotte mehr!

Das war eine verzweifelte Lage! Denn wenn die Türken und Araber den ernsten Willen und das Geschick dazu hatten, so mußte es gelingen, die Franzosen aufzureiben. Der Feldherr sah dies wohl ein und fürchtete die Folgen.

Er gab sich daher alle Mühe, einmal, die Einwohner für sich zu gewinnen, und dann, den Muth und die Zuversicht seiner Soldaten wieder zu heben.

Dazu bot sich ihm verschiedene Gelegenheit dar.

Es kam die Zeit der Nilüberschwemmung, und diese wurde wie in alten Zeiten mit großen Festlichkeiten begangen. Der französische Feldherr wohnte selbst allen Feierlichkeiten bei, warf mit eigenen Händen Goldstücke unter das versammelte Volk und vertheilte kostbare Festgewänder an die Vornehmsten der Stadt. Das war vierzehn Tage nach der Schlacht bei Abukir.

Kurz darauf war der Geburtstag des Sultans, und die Franzosen feierten ihn mit, als wäre es der ihres eigenen Gebieters! Militärische Schauspiele, Feuerwerke, Gastmähler, Aufzüge, Musik, Vertheilung kostbarer Geschenke und Spendung reichlicher Almosen an die Armen — nichts wurde vergessen.

Aber auch der 22. September, der Jahrestag der Gründung der französischen Republik, ward festlich begangen. Auf dem Hauptplatze Kairo's ist ein großes Amphitheater errichtet, mit mehr als hundert Säulen geziert. In der Mitte desselben erhebt sich ein mit Inschriften bedeckter Obelisk, auf sieben Altären liegen Tafeln mit den Namen der gefallenen Krieger; Alles ist mit Fahnen, Standarten und Waffen aller Art aufs prächtigste geschmückt. Am Eingange steht ein mächtiger Triumphbogen, auf dem die Schlacht bei den Pyramiden abgebildet ist; darunter steht die arabische Inschrift: „Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet." Diese Unterschrift paßte freilich nicht im geringsten, Bonaparte wollte aber den Siegern und den Besiegten schmeicheln — so kamen Bild und Spruch zusammen. Bei dem glänzenden Gastmahle, welches er gab, wehten französische und türkische Fahnen vereint über den Gästen, neben dem Halbmonde prangte die Freiheitsmütze; an den Wänden hingen Tafeln mit der Verkündigung der „Menschenrechte" und mit Sprüchen aus dem Koran. Während die zweihundert Gäste in ausgelassener Fröhlichkeit tafelten, marschirte eine Abtheilung Militär hinaus nach dem Dorfe Dschiseh und pflanzte auf der höchsten Pyramide die dreifarbige französische Fahne auf. Auf das Festmahl folgten Pferderennen, Wettläufe und andere Volksbelustigungen; den Abend erleuchtete eine brillante Illumination.

Am folgenden Tage wurde das „Aegyptische Institut" gegründet, und das ist der eigentliche Gewinn, den die Welt aus der Expedition nach den Ufern des Nils gezogen hat. Das Institut vereinigte die ausgezeichnetsten Geographen und Geschichtsforscher, Archäologen, Sprachkenner, Physiker, Anatomen, Mineralogen, Botaniker, Zoologen, Astronomen und Geometer, — kurz, die ersten Gelehrten Frankreichs. Während der regelmäßigen Sitzungen arbeiteten diese Mitglieder des Instituts um die Wette, des Landes frühere und jetzige Beschaffenheit, Geschichte und Sprache zu erforschen.

Professor Monge war Vorsitzender; sich selbst machte Bonaparte zum Vizepräsidenten. Es wurden eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium und eine Sammlung von Alterthümern errichtet.

Aber noch in anderer Weise machte sich die außerordentliche Thätigkeit des energischen Feldherrn bemerkbar, der an Alles dachte und Alles that. In der Hauptstadt wurden Werkstätten aller Art, Gießereien, Manufakturen und Fabriken angelegt; auch ein paar Windmühlen ließen bald zum großen Erstaunen der Bewohner ihre Flügel durch die Lüfte sausen.

Allein es kamen auch Dinge vor, welche dem Volke nicht gefielen, wodurch es im Gegentheil aufs neue erbittert wurde. Das Heer mußte ergänzt werden — man steckte die jungen Leute von sechzehn bis vierundzwanzig Jahren unter die Armee. Man brauchte Geld — es wurden neue, ungeheure Brandschatzungen ausgeschrieben. Das Volk wollte nicht bezahlen — man erschoß die Widerspenstigen. Hier und da wurde rebellirt — man brannte die Dörfer nieder, welche sich widersetzt hatten.



Eine Sitzung des Aegyptischen Instituts.

Rechts an der Ecke General Bonaparte; neben ihm auf dem Sessel Professor Monge als Präsident; vorn links eine Mumie in offenem Sarge; am Fuße desselben ein kleines hölzernes Gestell, das die alten Aegypter als Kissen unter den Kopf stellten, wenn sie sich niederlegten.

Dazu kam, daß die Engländer verkleidete Sendboten umherschickten und zur Empörung aufstacheln ließen. Der Sultan hatte eine Verkündigung erlassen, in welcher es hieß: „Das französische Volk ist eine Nation von verstockten, zügellos lasterhaften Ungläubigen. Darum sammelt euch und ziehet aus zum Streite! Eure Säbel sind schneidend, spitzig sind eure Pfeile, eure Lanzen sind durchdringend, und eure Kanonen gleichen dem Donnerkeile. Euch ist es vorbehalten, den Anfang zur Vertilgung dieser Gottlosen zu machen. Gleich dem Staube, den die Winde zerstreuen, wird keine Spur übrig bleiben von diesen Ungläubigen."

In allen Städten brach der Aufruhr in helle Flamme aus.

Am 21. Oktober (1798) bilden sich murrende und drohende Gruppen. Mit Aufruhrschrei zieht das Volk durch die Straßen. Vereinzelte Franzosen werden verspottet, verhöhnt, und als die Volksmassen noch größer geworden sind und das türkische Militär sich mit ihnen vereinigt hat, werden die Ungläubigen überfallen und getödtet. Bald heult ein wildes Wuthgeschrei durch die Gassen. Ohne Gnade werden alle Franzosen — auf den Straßen, in den Häusern, wo man sie trifft — hingewürgt. Kairo zählte 300 000 Einwohner; alle hatten sich verschworen, keinen Franken am Leben zu lassen. Es war eine furchtbare Metzelei! Drei Generäle fanden in den Straßen der Stadt ihren Tod.

Als Bonaparte seine Regimenter um sich versammelt hatte, zog er nach und nach durch alle Gassen, von einem Platze zum andern; seine Kanonen spieen Tod und Verderben, und seine Soldaten gaben keinen Pardon — sie wußten wohl, daß sich's jetzt handelte um Tödten oder Getödtetwerden. Die Türken und die Araber fochten mit einer unvergleichlichen Tapferkeit, aber der französischen Kriegskunst konnten sie nicht widerstehen.

Niemand hatte die Tausende gezählt, die erschossen, durch einstürzende Häuser zerschmettert oder mit dem Bajonette niedergestoßen wurden. Trauernd wendet sich der Genius der Menschheit ab von solchem Bilde. Der Soldat in der Schlacht hört auf, ein Mensch zu sein, und der blutigste, der mörderischste Kampf ist der Straßenkampf.

Von Platz zu Platz, von Straße zu Straße wurden die Flüchtigen gejagt. Sie verschanzten sich in den Tempeln. Man stürmte die Tempel und scheuchte die Fliehenden weiter.

Endlich hat sich Alles, was noch die Waffen trägt, in der großen Moschee gesammelt. Und heran zieht das Franzosenheer. Die Moschee wird umstellt — von allen Seiten gähnen Feuerschlünde — die Bajonette sind aufgepflanzt, die Gewehre geladen; rachefunkelnde Augen bewachen die Ausgänge.

Der Obergeneral fordert die Eingeschlossenen auf, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, aber sie ziehen vor, das Glück des Kampfes noch einmal zu versuchen — und wieder ertönen die Kanonen, krachen die Gewehre und klirren die Säbel.

Da bedeckt sich der Himmel, die Luft verdunkelt sich, schwere Gewitterwolken ziehen herauf; schwarz stehen sie über der geängsteten Stadt. Ein Blitz — ein furchtbarer Donnerschlag! Die in ihrem Tempel Belagerten fallen zitternd auf die Kniee. In Kairo ist ein solches Gewitter nichts so Gewöhnliches wie bei uns. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag! Horch, wie grausig der Donner rollt! Aller Muth ist nun geschwunden; die Zagenden flehen um Gnade und wollen sich ergeben. Stolz antwortete Bonaparte: „Die Stunde der Milde ist jetzt vorüber; ihr habt begonnen, ich werde endigen, wenn es mir gefällt."

Die Thore der Moschee wurden mit der Axt eingehauen, die Mauern durch das Geschütz zertrümmert — alle Ausgänge waren besetzt, entfliehen konnte niemand, das Blut der Türken floß in Strömen; Alle büßten es mit dem Leben, daß sie sich gegen den fremden Eindringling vertheidigten. Das ist der Krieg.



Ein Fanatiker, seine Landleute zur Empörung aufrufend.

2. Fortgang und Ende der Expedition.

Zug nach Syrien. — Jaffa. — „Der Große." — Vergebliche Bemühung vor Saint Jean d'Acre. — Der Schlaftrunk. — Was das ist, ein Rückzug. — Der große Sultan Kubir. — Die zweite Schlacht bei Abukir. — Heldenmuth der Araber. — Bonaparte's Abreise. — Friedensschluß. — Die Engländer. — Klebers Tod. — Menou. — Schlag auf Schlag. — Ende. — Folgen der Expedition.

Während zu Anfang des Jahres 1799 Bonaparte nach Suês abgegangen war, um die Spuren des alten Kanals zu besichtigen, der einst den Nil mit dem Rothen Meere verband, hatte Dschezzar, Pascha von Syrien, die Feste El Arisch an der Grenze Aegyptens besetzt. Das war eine Herausforderung, und nun reifte bei dem französischen General ein Plan, der ihn schon einige Zeit beschäftigte und welchen er nun unverzüglich ins Werk setzte. Er verließ Aegypten und zog mit zehntausend Mann über die Landenge nach Syrien. Bei diesem Zuge in der Wüste, deren Gefahren schon

vor zweitausend Jahren das Heer der Perser kennen gelernt hatte, wäre er einmal beinahe verschmachtet, ein ander Mal fast einem feindlichen Hinterhalte in die Hände gefallen; doch kam er glücklich, auf seinem Kameele reitend, hinüber nach Asien.

Anfangs März 1799 steht das französische Heer vor der Festung Jaffa. Es wird ein Unterhändler in die Stadt gesandt mit der Aufforderung, der Kommandant möge sie sogleich übergeben. Statt irgend einer Antwort läßt dieser dem Boten den Kopf abschlagen und bereitet sich zur Vertheidigung vor.

Jaffa war aber eine feste Stadt und nicht so leicht einzunehmen. Hohe Mauern, starke Thürme, ein auserlesenes Heer und zwölfhundert der geschicktesten Kanoniere mit einer furchtbaren Artillerie vertheidigten sie. Nach drei Tagen sind die Mauern hier und da durch die französischen Geschütze zertrümmert, und nachdem der Feldherr seine Soldaten angefeuert, sie an alle vollbrachten Heldenthaten erinnert und wiederholt mit den alten Römern und den unwiderstehlichen Scharen des großen Alexander verglichen hat, wird die Stadt gestürmt.

Fern sei es, die Schauderscenen zu schildern, die sich jetzt auf allen Punkten der Stadt dem Auge boten! Aber Eins sei gesagt — es darf nicht verschwiegen sein, denn es zeichnet den Mann, welchem seine Schmeichler den Beinamen des Großen gaben; es zeigt uns, wie der Krieg die Menschen wilden Thieren gleich macht — es zeigt uns den blutgetränkten Boden, aus welchem der Lorber des Feldherrn erwächst.

Zwei Tage und zwei Nächte hatte das furchtbarste Gemetzel angedauert; der Tod hatte reiche Ernte gehalten; alle Straßen waren bedeckt mit Leichen — es war selbst einem Bonaparte zu grausig. Er befiehlt, man solle die Todten ins Meer werfen, und schickt zwei seiner Adjutanten ab, daß sie jetzt der Wuth der Soldaten Einhalt thun. Bisher war kein Pardon gegeben worden; jetzt solle man Die, welche sich ergeben wollen, am Leben lassen und gefangen nehmen. Die Adjutanten, welche noch ein menschliches Regen in ihren Herzen fühlen, eilen hin und thun, unterstützt von anderen Offizieren, das Mögliche, die blutgierigen Soldaten zu besänftigen, und es gelingt ihnen, manchem armen Geängstigten, der schon das Bajonett auf der Brust fühlte, das Leben zu retten.

Viertausend Albanesen oder Arnauten (das sind die Bewohner der türkischen Provinz Albanien oder Arnaut am Adriatischen Meere), welche einen Theil der Besatzung ausmachten, hatten sich in eine große Karawanserei zurückgezogen, sich hier zu vertheidigen. Man hatte bereits Kanonen aufgefahren, die Mauern zu zertrümmern, und die Franzosen standen bereit, ihr blutiges Werk fortzusetzen — da erschienen Beauharnais und Croisier, die beiden Adjutanten, und brachten Pardon. Die Arnauten legten die Waffen nieder, ergaben sich als Gefangene, und Beauharnais und Croisier hofften, sich den Dank des Obergenerals verdient zu haben.

Allein dieser fuhr sie in heftigem Tone an: „Was soll ich mit all diesem Volke anfangen! Kann ich es füttern? Wie mag man mir solche Streiche machen!"



Kampf zwischen Franzosen und Mameluken.

Die Adjutanten rechtfertigten sich mit dem Auftrage, welchen sie erhalten hätten, aber Bonaparte grollte: „Man muß den Sinn meiner Worte recht auffassen! Greise, Weiber, Kinder kann man leben lassen; Soldaten müssen sterben. Was soll ich mit viertausend Gefangenen machen!“

Am 10. März 1799 wurden auf Befehl des Generals Bonaparte, nachmaligen Kaisers Napoleon I., 4000 wehrlose Albanesen gemordet. Sie waren in einer Karawanserei eingesperrt. Man stellte Kanonen an den Thören auf und schoß so lange in die dicht gedrängten Massen, bis auch der letzte Mann niedergestreckt war. „Das ist Kriegsrecht,“ sprach der große Napoleon.

Durch das Liegenbleiben der vielen Todten entstanden ansteckende Krankheiten, und bald wüthete die Pest unter den französischen Truppen. Alle Spitäler waren gefüllt, als das Heer abzog.

Am 16. März erschien die Armee vor der Festung Akka (Aca, Accon, Akra; die Franzosen sagten Saint Jean d'Acre, zur Zeit der Kreuzzüge hieß sie Ptolemais), und Bonaparte hoffte, nach wenigen Tagen sieggekrönt einziehen zu können. Allein hierin hatte er sich getäuscht. Er ließ die Mauern Tag und Nacht beschießen, ließ seine Truppen wiederholt Sturm laufen — aber Tag um Tag, Woche um Woche verging — es war unmöglich, Herr der Stadt zu werden. Die Besatzung, unterstützt von einer englischen Flotte, vertheidigte sich mit unglaublichem Muthe und einer unerschütterlichen Hartnäckigkeit. — Zwei Monate hatte diese Belagerung gedauert; mehr als tausend seiner Krieger hatte der Länderstürmer vor diesem einzigen Platze eingebüßt; — da mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen.

In einer Proklamation an seine Soldaten erinnert er diese an alle die Heldenthaten, welche sie vollbracht, überschüttet sie mit Lob und Schmeichelei, sagt ihnen aber auch, daß jetzt die Jahreszeit sei, in welcher die Engländer in Aegypten landen würden; deshalb müsse er schnell dahin eilen, obwohl nur noch einige Tage dazu gehört hätten, die Festung zu nehmen. „In wenigen Tagen hättet ihr den Pascha in seinem eignen Palaste gefangen genommen; allein die Einnahme des Kastells ist den Zeitverlust von einigen Tagen nicht werth.“ Dem Fuchse hingen die Trauben zu hoch; er fand sie deshalb sauer und zog ab.

Das geschah am 20. Mai. Am 24. war man wieder in Jaffa. Hier war natürlich des Bleibens nicht. Das Heer war auf dem Rückzuge und wurde täglich von den Feinden bedrängt. Also weiter! Immer weiter!

Allein nun sind noch sechzig Pestkranke in den Spitälern zu Jaffa. Was mit ihnen machen? Mitnehmen? Da könnten sie noch gesunde Soldaten anstecken. Zurücklassen? Wer weiß, wie es ihnen unter den Händen der Türken geht! Auch sollen diese keine französischen Gefangenen haben. Bonaparte läßt den Kranken einen Schlaftrunk eingeben, der sie in einen so tiefen Schlaf versenkt, daß sie nicht mehr daraus erwachen! Der Feldherr sagte: „Man hat sie von allen ihren Leiden erlöst“, — wir würden sagen: „Man hat sechzig Kranke mit Opium vergiftet, um ihrer los zu sein.“

Die Leiden und Entbehrungen des Heeres auf dem Rückzuge überstiegen zuweilen alle Vorstellung, und es war sehr natürlich, daß Unterordnung und Mannszucht sehr dabei litten. In der großen Noth dachte jeder nur an sich. Erblickte man in der glühenden Wüste den Ueberrest einer alten Mauer, so lief Alles in verzweifelter Hast darauf los, und wer zuerst da war, labte sich in dem Schatten und ruhte aus; es dachte aber kein Soldat daran, dem Herrn Offizier das gute Plätzchen zukommen zu lassen. Fand man in einer Höhlung etwas Wasser, so suchte jeder den Andern wegzustoßen und den köstlichen Fund für sich zu nehmen — Offizier oder Gemeiner, es war hier in solchen Dingen durchaus kein Unterschied mehr. Die Offiziere mußten sich Alles gefallen lassen, denn die Forderungen der Natur sind mächtiger als die Gesetze der Disziplin; die Soldaten waren ungehalten, gereizt, murrten beständig, und — das Heer war auf dem Rückzuge! Der Rückzug, das ist ein schlimmes Wort. 1800 Mann hatte man durch die Gefechte, 600 durch die Pest verloren, und trotz aller schönen Redensarten war denn doch nichts erzielt worden. Den erlittenen Verlust zu bergen, die errungenen Siege zu vergrößern, die Empörungslust der Türken und Araber zu dämpfen und den Muth seiner Truppen wieder zu entflammen, ordnete Bonaparte in Kairo einen Triumphzug des Heeres an.

Feste und Gelage füllten die nächsten Tage, die Rückkehr des großen Sultans Kubir (des Vaters des Feuers, wie sich Bonaparte von den Arabern nennen ließ) zu feiern, des Unwiderstehlichen, der abermals Städte und Länder und Völker unter seine Füße getreten. In einer überschwenglichen Proklamation verkündigte der Obergeneral selbst den Bewohnern von Kairo seine neuen Heldenthaten.

Die Franzosen schwelgten nun wieder in allen Lebensgenüssen und hatten bald die bösen Tage der Wüste vergessen.

Mitte Juli geht eine türkische Flotte von hundert Schiffen, nachdem sie Alexandria bedroht, bei Abukir vor Anker und landet 18000 Mann, die auch sogleich Dorf und Fort erstürmen und besetzen.

Bonaparte bedarf eines Sieges. Er erläßt eine Bekanntmachung an die Bewohner Kairo's, in welcher er sagt: „Achtzig Fahrzeuge haben sich unterfangen, Alexandria anzugreifen; allein, durch das Geschütz dieses Platzes zurückgetrieben, sind sie bei Abukir vor Anker gegangen, wo sie sich auszuschiffen beginnen. Ich lasse sie nahen, weil ich sie anzugreifen, Alle, die sich etwa nicht ergeben wollen, niederzumachen und die Anderen am Leben zu lassen gedenke, um sie zu Kairo im Triumphzuge aufzuführen.“ Dann zieht er ab, die Seeschlacht von Abukir bei Abukir selbst zu rächen.

Die Türken hatten sich trefflich verschanzt und eine tüchtige Artillerie unterstützte sie. Die Flotte lag, auf eine halbe Stunde vom Lande enfernt, im Meere.

Gleich anfangs gelang es dem Scharfblicke des französischen Oberfeldherrn und dem Ungestüm des Generals Murat, eine Abtheilung Türken von 3000 Mann so einzuschließen und von jeder Hülfe abzuschneiden, daß sie geradezu in das Meer gesprengt werden konnte. Ergeben wollte sie sich nicht.

Bonaparte sagt selbst in seinem Berichte, den er nach Paris schickte: „Wenn es eine europäische Armee gewesen wäre, würden wir dreitausend Gefangene gemacht haben; hier waren es dreitausend Todte.“

Allein damit ist der Sieg noch nicht entschieden. Lange wogt der Kampf hin und her, und unmöglich ist es den Franzosen, das Fort und die nächstliegenden Verschanzungen zu stürmen, obwohl sie dieselben mit der größten Heftigkeit bombardiren und berennen; die Türken leisten verzweifelten Widerstand. Da läßt man denn ab von dem nutzlosen Beginnen und wendet seine ganze Kraft gegen das Dorf. Siehe — siehe — auf einmal stürzen die Türken aus den Schanzen, werfen sich auf das verlassene Schlachtfeld und fangen ihrem Gebrauche gemäß an, den todten Feinden die Köpfe abzuschneiden! Das bemerkt Murat, der unübertreffliche Reiteranführer. Wie ein Sturmwind saust er mit seinen Schwadronen daher und wirft sich zwischen die Feinde und ihre Schanzen — die Türken werden niedergemetzelt, ihr Oberanführer, Mustafa Pascha, wird von Murat gefangen genommen — die Schanzen werden jetzt erobert, die Schlacht ist für die Franzosen gewonnen.

Aber das Fort von Abukir hatten sie noch nicht. 13000 Türken lagen auf der Walstatt oder hatten den Tod in den Fluten des Meeres gefunden, nur einige Mann hatten Pardon genommen; in dem Fort jedoch befanden sich noch fünftausend tapfere Streiter, die man nicht in das Meer sprengen konnte, und die auch nicht gesonnen waren, sich zu ergeben.

Diese vertheidigten sich noch acht Tage lang aufs tapferste gegen die fortwährend anstürmenden Feinde, aber — die Lebensmittel waren bereits aufgezehrt, das Pulver ging zu Ende; es blieb nichts Anderes übrig, man mußte kapituliren. Die Franzosen konnten ihren Gegnern das Zeugnis nicht versagen, daß sie wie Helden gefochten.

Ueberall im ganzen Lande tobte noch der Krieg. Namentlich in Oberägypten wehrten sich Türken und Araber aufs verzweifeltste. General Desaix, welcher hier befehligte, rückte kämpfend bis zur Südgrenze vor — er konnte aber den Frieden nicht erzwingen. Es wurden Wunder der Tapferkeit gethan. General Belliard schlug mit 1000 Mann eine zehnfach größere Heeresabtheilung des Feindes. Gleichen Heroismus bewiesen aber auch seine Gegner. In Benhut warf sich ein kleiner Rest der zersprengten Araber in ein Haus, das mitten im Dorfe stand und größer und ansehnlicher war als die übrigen Hütten. Hier verschanzten sie sich, hier vertheidigten sie sich, hier wollten sie mit Ehren fallen, aber sich nicht ergeben.

Mit dem Muthe der Todesverachtung schossen sie aus allen Fenstern, und jeder Schuß streckte einen Franzosen nieder. Belliard wußte sich nicht anders zu helfen: er ließ das Haus anzünden und gab die tapfere Heldenschar dem Feuer preis. Da stimmten die Araber mit Begeisterung einen religiösen Triumphgesang an — die Flammen schlugen von allen Seiten in die Höhe — an den Fenstern erschienen zwischen Flammen und Rauch hindurch die gebräunten Gesichter, die schwarzen funkelnden Augen der Araber — Schüsse krachten — voll und kräftig erscholl der feierliche Sang aus dem

Hause des Todes. Aber nach und nach wurden der Schüsse weniger; seltener erschien der schwarze Bart und das weiße Gewand eines der dem Tode Geweihten an einem Fenster; schwächer wurde der Gesang, immer schwächer — jetzt erlosch er ganz — und nur die Balken knisterten noch, die Flammen leckten gierig an dem Gebäude und dicker Rauch stieg gen Himmel — Belliard stand vor dem Grabe der Tapferen. — — —

So kamen die Franzosen nie und nirgends zur Ruhe, und Bonaparte sah ein, daß er sich unmöglich auf die Dauer werde halten können. Da er aber die Schmach nicht auf sich nehmen wollte, mit seinem Heere aus dem Lande hinausgejagt worden zu sein, verkündigte er seinen Offizieren, er sei jetzt durchaus nothwendig in Frankreich selbst. Den Oberbefehl überließ er dem General Kleber und begab sich nun zurück nach Paris.

Am 24. August 1799 befand sich Bonaparte auf dem Meere — und am 6. Oktober landete er glücklich zu Fréjus. — Durch seine Abreise änderten sich die Verhältnisse in Aegypten nicht wesentlich. Anfangs war das Heer im höchsten Grade ungehalten und murrte laut, daß es von seinem Feldherrn verlassen werde in einem fernen Lande, der glühenden Sonnenhitze und der Wuth der Feinde preisgegeben; allein bald sah man, daß Kleber ein ebenso tüchtiger General war als Bonaparte, und gab sich zufrieden.

Kleber hatte richtig erkannt, daß Aegypten nicht auf die Dauer zu halten war, wenigstens nicht mit den Streitkräften, welche Frankreich bis jetzt nach dem Lande der Pharaonen abgesendet hatte. Die vereinzelten Scharen der Feinde in allen Gegenden des Landes sammelten sich; weitere Heeresabtheilungen kamen von Syrien heranmaschirt, andere landeten auf englischen und türkischen Schiffen an der Nordküste — die französische Armee aber schmolz von Tag zu Tag mehr zusammen — jedes Gefecht kostete Menschenleben, und die Pest konnte durchaus nicht gänzlich vertilgt werden; stets waren die Spitäler angefüllt. Bald war das Heer gerade auf die Hälfte seines ehemaligen Bestandes herabgekommen; diese anderthalb Jahre der Besetzung Aegyptens hatten fünfzehntausend Franzosen das Leben gekostet.

Mit dem besten Willen konnte Kleber, der nicht die geringste Unterstützung von Frankreich zu erwarten hatte, sich nicht länger halten. Darum schloß er Frieden, so lange er noch einen ehrenhaften Frieden schließen konnte. Jetzt stand er immer noch achtunggebietend da; wäre sein Heer noch mehr zusammengeschmolzen, so hätte man ihn gar keiner Unterhandlung mehr gewürdigt. Am 24. Januar 1800 unterzeichnete er den Friedenstraktat, nach welchem die Feindseligkeiten sogleich eingestellt werden, die Franzosen aber das Land räumen und auf türkischen Schiffen in ihr Vaterland heimkehren sollten.

Man war mit der Ausführung der einzelnen Bestimmungen beschäftigt; ganz Oberägypten war bereits von den Franzosen verlassen und wieder von den Türken besetzt, Klebers Heer zog sich nach Alexandria hin zusammen — da meldete Ende Februar ein Brief des englischen Admirals Sidney Smith, seine Regierung bestehe darauf, daß sich die Franzosen auf Gnade und Ungnade den Engländern als Gefangene ergeben, und alle englischen Kriegsschiffe hätten strengen Befehl, jedes Schiff mit Franzosen feindlich anzugreifen.

Was nun machen? Der Friede war unter englischer Vermittlung, sogar auf einem englischen Schiffe abgeschlossen worden — und nun erhob mit einem Male Englands alte Feindseligkeit wieder ihr Haupt. Vor den Franzosen lag das Meer, auf welchem sie nicht heimkehren konnten, wollten sie nicht Gefangene der Engländer werden — hinter ihnen drängte ein mächtiges Türkenheer, welches die Ausführung der Friedensbedingungen verlangte. Sidney Smith rieth wohlmeinend, es möchten beide Theile friedlich ihre augenblicklichen Stellungen behalten, bis der Einspruch der britischen Regierung durch Unterhandlungen beseitigt sei.

Allein dazu waren weder die Franzosen, noch die Türken kaltblütig genug. Am 19. März eröffnete Kleber wieder die Feindseligkeiten — Schlacht folgte auf Schlacht, und die Franzosen besetzten siegreich wieder ganz Aegypten.

Unterdessen brach zu Kairo abermals eine gefährliche Empörung aus, bei welcher die Bewohner und Vertheidiger der Hauptstadt einestheils durch Muth, Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit Alles leisteten, was jemals für Vaterland und Religion geleistet worden ist, anderntheils durch Raub und Plünderung Schmach und Schande auf sich luden. Die unglückliche Stadt wurde von den Franzosen belagert, bombardirt — es dauerte einen vollen Monat, bis sie wieder in den Händen Klebers war. Ganze Quartiere hatten bei dieser Wiedereroberung die Franken niedergebrannt, um nicht jedes Haus einzeln stürmen zu müssen; Greuel wurden verübt, vor deren Schilderung uns graust. Der Krieg kennt kein Erbarmen.

Ueberall, in allen Städten erhoben sich die Einwohner gegen die schwachen Besatzungen — aber mit Blut wurde ihnen die Obmacht der Franzosen wieder ins Gedächtnis geschrieben.

Am 14. Juni des Jahres 1800 kehrte Kleber von einem Gastmahle zurück. Da wirft sich ein schmutziger Bettler vor ihm nieder, ihm eine Bittschrift zu überreichen. Der General beugt sich zu ihm herab; da springt Jener auf und stößt ihm einen Dolch tief in die Brust. „Ich bin ermordet!“ waren Kleber's einzige und letzte Worte. Der Bettler aber war Soleiman el Halebi, der eigens deshalb von Syrien nach Kairo gekommen war, um den feindlichen Feldherrn zu tödten. Schon über einen Monat hatte er sich in der Stadt aufgehalten, den General bespäht, seine Gewohnheiten ausgekundschaftet, bis er sicher war, sein Opfer nicht zu verfehlen. An dem Begräbnistage Klebers wurden die Priester, welche den Mörder verborgen hatten, öffentlich enthauptet; dem unglücklichen Soleiman wurde zuerst die rechte Hand, die den tödtlichen Stoß geführt, verbrannt, dann wurde er auf einen zugespitzten Pfahl gespießt.

„Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet!“ so sprach der Fanatiker. Erst nach vier Stunden unsäglicher Pein hauchte er sein Leben aus.

General Menou übernahm nun den Oberbefehl. Durch immer neue Steuern, welche er dem Lande auferlegte — unter allen nur erdenklichen Titeln wurden Abgaben eingetrieben — sowie durch eine ungeschickte Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Verwaltung und Rechtspflege

machte er sich bei den Einwohnern im höchsten Grade verhaßt. Nicht minder mißliebig wurde er bei dem Heere; seine steten Neuerungen waren Allen lästig; er verstand es durchaus nicht, den Geist der Einheit und Zusammengehörigkeit zu pflegen, wie Bonaparte und Kleber. Im allgemeinen war das Land jetzt ruhig, aber schon im folgenden Jahre erdröhnten die Kriegstrompeten wieder.

Es war am 8. März 1801, als eine englische Flotte bei Abukir vor Anker ging und etwa 16000 Mann an das Land stiegen. General Menou schickte eine so kleine Truppe ab, daß diese die Ausschiffung nicht verhindern konnte, vielmehr fünf Tage später geschlagen und zurückgetrieben wurde. Nun eilte er selbst mit allen verfügbaren Streitkräften herbei. Am 21. März kam es zu einer neuen Schlacht, welche aber infolge der Unfähigkeit des Obergenerals wieder verloren ging.

Jetzt folgte Schlag auf Schlag. Am 26. März segelten 57 türkische Schiffe mit 6000 Mann in den Hafen von Abukir. Ueber die Landenge von Suës her kam der türkische Großwessir mit 25000 gedienten Kriegern. Menou vertheilte ungeschickterweise sein kleines Heer. Auf allen Seiten geschlagen, zurückgeworfen, wurden die Franzosen endlich in Kairo belagert. Die Pest wüthete wieder in der Stadt. Die Zahl der Soldaten, welche täglich in die Spitäler kamen, stieg bis auf 150, während die ganze französische Besatzung nur 6000 Mann zählte. Trotz der Erfahrung und des Eifers der Aerzte starb beinahe die Hälfte der Kranken.

Von der Einwohnerschaft Kairo's erkrankten binnen vier Monaten über 40000, und von diesen starb weit über die Hälfte. Endlich ward am 28. Juni eine Uebereinkunft unterzeichnet, infolge derer die Franzosen nach zwölf Tagen die Stadt verließen, den nächsten Weg nach dem Meere marschirten und von dort aus auf englischen Schiffe nach Frankreich gebracht wurden.

Eine nennenswerthe französische Besatzung befand sich noch in Alexandria, wo Menou selbst kommandirte. Die unter diesem unfähigen Menschen dienenden Generäle geriethen in Verzweiflung, daß sie seine hirnlosen Befehle ausführen mußten, aber da war nichts zu machen. Am 22. September 1801 wurde endlich auch diese Stadt verlassen.

Ein solches Ende nahm die französische Expedition nach Aegypten, welche so großartige Erwartungen rege gemacht hatte. Drei Jahre hatte sie gedauert, vielen Tausenden von Menschen das Leben gekostet; das Wunderland des Nils zu einer französischen Kolonie zu machen, war nicht gelungen. Traurig kehrten die Ueberreste des stattlichen französischen Heeres wieder heim. Und doch war selbst der verunglückte Zug nicht vergebens! Araber und Türken wurden bekannt und vertraut mit unserer abendländischen Civilisation, und *wir* lernten eine Kultur der *Vergangenheit* kennen, deren sich das Volk Aegyptens schon vor Tausenden von Jahren erfreute. Die französischen Gelehrten brachten Sammlungen von unschätzbarem Werthe mit heim; sie hatten Beobachtungen angestellt, welche ein ganz neues Licht über längst vergangene Zeiten und über ein dahingegangenes großes Volk verbreiteten.

Bisher war das alte Aegypten ein Buch, mit sieben Siegeln verschlossen; jetzt ward es geöffnet. Die Kenntnis der Sitten und Gebräuche des weisesten Volkes des Alterthums, altägyptische Kultur und Geschichte — Alles ward uns klar. Ein sehr umfangreiches, daher natürlich auch sehr theures Prachtwerk, ausgestattet durch viele treffliche Abbildungen, ist von den französischen Gelehrten herausgegeben worden. Aus ihm lernte man erst kennen, wie das alte Aegypten dereinst beschaffen war und welch kostbare Denkmäler vergangener Zeit heute noch daselbst zu finden sind.

Seit jener Zeit wurde das gewonnene Material unablässig durchforscht, und nun eilten Jahr für Jahr andere Gelehrte an die Ufer des Nils, um neue Schätze zu heben; Deutsche, Engländer, Franzosen und Italiener machten sich den Rang streitig, wer am meisten leiste in der Ergründung ägyptischer Alterthümer. Sammlungen wurden allerwärts angelegt; nicht nur London, Paris, Turin, Rom, Wien, Berlin, Florenz, Leiden, Neapel — auch Petersburg, Mailand, München, Prag, Haag, Dresden, Leipzig, Cambridge, Kopenhagen, Frankfurt a. M., Genf u. s. w., selbst New-York haben ihre ägyptischen Sammlungen. Die Literatur über das alte Aegypten ist schon so groß, daß sie kaum mehr zu übersehen ist. Das große Kupferwerk der französischen Gelehrten ist durch ein anderes, noch prächtigeres eines deutschen Gelehrten, des trefflichen Lepsius in Berlin, schon weit übertroffen, aber — den Franzosen bleibt doch das Verdienst, zuerst das Zauberwort gesprochen zu haben: „Sesam, thu' dich auf!"

Das Interesse für Aegypten ist heutigen Tages so lebhaft, daß man sich einer näheren Kenntnis jenes Wunderlandes gar nicht mehr verschließen kann. Wer von den wanderlustigen Engländern das Geld dazu hat, zieht an den Nil, wie die minder Begüterten den Rhein befahren; deutsche Gelehrte sind jahrein, jahraus drüben in den Trümmern der so unendlich großen Verg angenheit. Wer von uns hinüber kommt — in den Ruinen der alten Temp el findet er Landsleute, denn auch bei uns ist es schon Mode geworden, daß die Reichen sich nicht mehr mit einem Ausfluge nach der Schweiz oder nach Italien begnügen; sie gehen jetzt bis zu den Katarakten des Nils.

Ebenso wahr wie schön sagt Professor Brugsch:

„Die französische Expedition, glorreicher für die Wissenschaft als für die Waffen Frankreichs, eröffnete von neuem Aegypten und lehrte den Reichthum der Denkmäler des höchsten Alterhums kennen, welche das Land des Nils in unermeßlicher Fülle theils über, theils unter der Erde birgt. Geweckt vom Donner der Kanonen unter den Pyramiden, erhob sich die Göttin des Nilthales aus ihrem tiefen, tausendjährigen Schlummer."



Sâis (Vorläufer) in Kairo.

Die Gegenwart.

1. Das heutige Aegypten.

Woran ein alter Aegypter sein Land wiedererkennen würde. — Die alte Sprache. — Ein Besuch in den Katakomben. — Antiquitätenhändler. — Die Fellahin. — Saïd Pascha und Mariette. — Ismaïl Pascha. — Das Museum in Bulak. — Wunderbare ägyptische Alterthümer. — Plombirte Zähne und Blitzableiter.

Wenn heute ein alter Aegypter wiederkäme, und wir führten ihn in das Land seiner Väter, in sein Land, und sprächen zu ihm: „Erkennst du es wieder, dein vielgeliebtes, dein herrliches Kemi?" dann würde er verwundert sein ernstes Haupt schütteln, uns staunend anblicken und antworten: „Hier ist nicht Kemi. Mein Kemi war ein prachtvoller Garten, wie es keinen zweiten gab auf Erden. Hier aber ist ja nur Armuth und Dürftigkeit. Und gar dieses Volk! Woher stammt und kommt dies fremde Volk? Das sind ja nicht einmal Kaschu." Mit Verachtung würde der alte Aegypter, der stolze Rut, sich abwenden.

Wir führen ihn weiter! Dort erscheinen die Minarete der Moscheen Kairo's am Horizonte. „Sonderbare, mir gänzlich fremde Stadt!" murmelt der Alte.

Aber nun wenden wir uns nach Südwesten, wo das Gebirge in eine hundert Fuß hohe Terrasse ausläuft. Da bleibt er plötzlich stehen; sein Auge sieht starr nach einem Punkte, er zittert, er fällt auf die Kniee. — „Die Pyramiden! Die Pyramiden!" ruft er aus und beugt das Haupt und küßt die heilige Erde.

Ja, die Pyramiden sind das Wahrzeichen, welches dem Fremden sagt, daß er wirklich im Lande der Pharaonen ist; alles Uebrige ist verwüstet oder liegt in Trümmern.

Am furchtbarsten hausten die Sarazenen. Was die Perser und Griechen übrig gelassen, was römische Wuth und christlicher Fanatismus verschont — das fiel unter den gewaltigen Streichen dieser Bekenner des Islam. So groß war die Zerstörungssucht dieser Weltenstürmer, daß unter ihren bluttriefenden Händen ganze Städte von der Erde verschwanden. Die Hauptstadt Memphis haben sie vollständig zerstört. Die Stätte, wo Moses seine Wunder verrichtet, wo der berühmte Tempel des Ptah gestanden, wo Psamtik, Uahabra und Aahmes gelebt, ist nur noch kenntlich als ein weites, ödes Feld, hügelig, bedeckt mit unzähligen zerbröckelten Steinen und einigen — allerdings immer noch großartigen — Trümmern, den Ueberresten der ehemaligen Prachtbauten, Paläste und Tempel der Hauptstadt. Mit den Steinen des zertrümmerten Memphis hat man drüben am östlichen Ufer Kairo gebaut.

Und die alten Einwohner, wo sind sie? Wo sind die Nachkommen des großen Sestura?

Als die Sarazenen vor jetzt tausend Jahren das Land eroberten, verschwand das Christenthum wieder und mit ihm die alte Sprache. Der Halbmond trat an die Stelle des Kreuzes und das Arabische an die Stelle des Aegyptischen. Nur wenige widerstandsfähige Muthige flohen mit ihrem Christenthume und ihren kirchlichen Schriften in den fernen Süden und erhielten sich da zwischen den Bergen, bis die Zeiten des Sturmes vorüber waren und — ihre Kindeskinder wieder zum Vorschein kommen konnten. Das sind die Kopten, die jetzt noch Christen sind und sich als Dolmetscher, Makler, Kommissionäre und dergleichen ihr Brot erwerben. Sie sprechen jetzt auch arabisch, können kein Wörtlein Aegyptisch mehr, und dennoch sind ihre ägyptischen, mit griechischen Buchstaben geschriebenen Bibeln und Gebetbücher eine Hauptquelle für die Sprachstudien der Aegyptologen. Das Koptische ist nichts Anderes als entstelltes Aegyptisch, mit entstellten griechischen Buchstaben geschrieben (S. 156 und 311). Aber, wie gesagt, die koptischen Priester lesen die Gebete vor, ohne ein Sterbenswörtchen davon zu verstehen.

Bei diesen Kopten ertönen also noch ägyptische Klänge. Sie selbst sind Nachkommen jener Bevölkerung, die vor tausend Jahren noch an den Ufern des Nils wohnte, aber sich damals schon mit den Griechen und Römern vermischt hatte. Daher gleichen sie in ihrer Gesichtsbildung auch durchaus nicht den Statuen und Bildern, die wir von alten Aegyptern besitzen.

So ist denn Alles dahingeschwunden, wodurch Kemi groß und berühmt war. Von der altägyptischen Pracht und Herrlichkeit ist nichts mehr zu sehen. An den Ufern des heiligen Jaro lebt jetzt ein anderes Volk, das keine Ahnung

hat von der hehren Vergangenheit seines Landes, von der hohen Kultur, die schon vor Tausenden von Jahren blühte, dort zwischen den gelben Bergen. Selbst die Todten ruhen nicht mehr in ihren Gräbern!

Wenn du jetzt kommst zu den Bergen im Westen, wenn du die Eingänge aufsuchst, welche die Pforten waren zur Wiedervereinigung mit Amun, dem Unbegreiflichen — dann siehst du davor sitzen ein schmutziges Fellahweib, und um dies her kauern drei oder vier Kinder, die — womöglich — noch schmutziger sind als ihre Mutter. Sie lassen dich eintreten, denn du bist ja ein Fremder, und die Fremden bringen Geld. Sie geben dir auch eine Fackel mit, und eines der Kinder begleitet dich.

Vorsichtig gehst du hinein. Schwarzer, kohlenähnlicher Staub bedeckt den Boden. Trittst du in das erste Gemach, so findest du dich in Gesellschaft von Schafen und Ziegen. Zwischen ihnen liegt ihr Besitzer, dessen Farbe kaum noch etwas heller ist als der Staub, auf dem er ruht. Träge hebt er sich empor, aber sein Auge siehst du funkeln bei dem Scheine deiner Fackel — du wirst ihm ja Geld geben. Und der Usurpator dieser Grabeshöhle fährt mit seinen Fingern in sein Gewand und bringt ein paar kleine Figürchen zum Vorschein — einen Ra, eine Isi, eine Sechet — welche er in dem Leibe der Mumie gefunden hat oder wenigstens gefunden haben will, und bietet sie dir zum Kaufe an. Dann führt er dich weiter hinein durch enge Gänge, durch weite Säle, bald waagrecht, bald schief abwärts tief unter den Boden. Aber sei vorsichtig, verlaß dich nicht zu ruhig auf deinen Führer; mit eigenen Augen sehen, daß man in keinen Schacht stürzt, ist sicherer. Wenn du dem Manne lange genug folgst und ihm ein besonders gutes Backschisch versprichst, führt er dich vielleicht an einen Platz, wo noch ein paar Mumien in ihren Särgen zu sehen sind. Viele lassen sich nicht mehr finden. Die Habgier hat schon sehr aufgeräumt. Aber was ist denn dieser schwarze Kohlenstaub, in welchen man oft fußtief einbricht? Das sind die zertretenen Leiber der Alten; das sind Mumien, welche mit frevelnder Hand zerbröckelt worden sind, damit für die in ihnen verborgenen Kleinodien Geld gelöst werde, und die man dann an den Boden geworfen. Das sind die zertretenen Leichen der Zeitgenossen eines Chufu, eines Ramessu, eines Pianchi. Hüte dich, hüte dich, daß nicht ein Funken deiner Fackel hineinfalle, er zündet augenblicklich, und rasch eilt die Flamme weiter in dem Pulverstaube; ehe du es nur denken und fürchten kannst, sind die Gänge mit Feuer gefüllt, und dann — wehe, wehe dir.

Du trittst hinaus und athmest tief auf in der frischen Luft. Der Bewohner der Grabeshöhle folgt dir bald nach und bringt eine noch unversehrte Mumie mit, die er in einem benachbarten Stollen geholt. Vor deinen Augen wird die Leiche mit geübter Hand zertrümmert, ausgeleert und — dann ins nahe Feuer gelegt. Mit der Mumie eines alten Aegypters kocht die Fellahmutter für sich und ihre Familie die Saubohnen (Ful auf arabisch), das gewöhnlichste und wichtigste Nahrungsmittel des Landvolkes. Die morschen Leichname waren für diese Leute Brennmaterial.

So sah es bis vor wenigen Jahren dort aus! Alles zerstört, Alles verwüstet, Alles in Trümmern! Die ganze Gegend glich einem Schlachtfelde, mit

Gebeinen und Fetzen von Leichentüchern bedeckt. Die schönsten Särge wurden rücksichtslos in Stücke zerschlagen, die Mumien mit der Axt zerhauen, zerrissen, zerwühlt, um einen Edelstein oder ein Blättchen Gold, womit die Nägel der Finger und Zehen bedeckt waren, oder einen Ring, ein Halsband oder ein Statuettchen von Bronze zu finden. Denn damit wird ein großer Handel getrieben. In Kairo sind ganze Magazine angefüllt mit solchen Dingen, die um vieles Geld an die Reisenden, namentlich an Engländer, verkauft werden.

Aber man fabrizirt auch daselbst sehr schöne Alterthümer; Töpfe, Schalen, Götterbilder, Armringe, Halskragen, alles nur Erdenkliche machen geschickte Fabrikarbeiter so täuschend nach, daß es selbst einem Kenner schwer fällt, die Täuschung zu entdecken. Fragst du einen Antiquitätenhändler: „Ist das aber auch echt?" so wird er dir antworten: „O mein Gebieter, was denkst du von deinem Knechte? Es giebt auch Nachgemachtes, freilich. Aber daß dieser Käfer echt ist, das siehst du doch auf den ersten Blick, und die Bastsandalen sind ja getragen und abgenutzt. Ich werde dir doch — bei Allah — nichts für alt verkaufen, was nicht alt ist! Uebrigens will ich es dir schriftlich geben, daß die Dinge echt sind. — Siehst du, ich war selbst bei der Ausgrabung — Allah hu akbar, Gott ist sehr groß. Du weißt, droben bei Gurnah, wo die alte Hauptstadt Theben gestanden hat, im Thale Biban el Muluk, wo die Königsgräber sind, ist gleich links ein Seitenthal. Von da zweigt sich ganz hinten ein sehr enges Thälchen wieder nach rechts ab. Dort haben wir vor zwei Monaten den Eingang eines bis dahin unbekannten Grabes entdeckt; Allah kerîm, Gott ist barmherzig." Und so weiter. Der Mann müßte sein Geschäft schlecht verstehen, wenn er dich nicht gründlich überführte, daß seine Waaren echt sind. Er beweist dir es sogar durch Zeugen aus der Nachbarschaft. Eine Hand wäscht die andere; morgen steht er wieder Zeuge zu Allem, wozu ihn sein Nachbar verlangt. — Ja, diese Geschäftsleute sind so verschmitzt, daß sie die Trümmer der durch die Fellah zerschlagenen Mumien wieder zusammenleimen, neu umwickeln und als unversehrte Mumien verkaufen.

„Du findest den Preis zu hoch?" fragt der Kaufmann erstaunt, wenn du auf seine Forderung nicht sogleich eingehst. „O Herr, weißt du denn, daß ich vielleicht für das Doppelte, ja Dreifache Gold und Kleinodien in der Leiche finden könnte, wenn ich sie nur öffnen wollte? Aber ich mag das nicht thun, weil wohlerhaltene Mumien jetzt sehr selten und sehr gesucht sind." Kurz, er überzeugt dich, und du kaufst die „wohlerhaltene, unversehrte, noch mit allen Binden umwickelte" Mumie. Lasse sie so eingewickelt und freue dich deines Erwerbes, denn wenn du sie untersuchtest, könntest du vielleicht finden, daß sie zwei rechte Beine hat, und daß ein großes Loch in der Brust mit Stroh ausgestopft ist. Dergleichen ist schon mehr als einmal vorgekommen. Wozu hätte auch Allah die Reisenden geschaffen, wenn man sie nicht betrügen dürfte!

Du suchst die alten Städte am Nil und findest elende Dörfer, die Bewohner in einem entsetzlichen Schmutze, eine Masse beißenden Ungeziefers, gegen das nur die Haut eines Fellah gefühllos auszuhalten vermag. Das Volk ist über alle Beschreibung faul, verschmitzt, diebisch und gleichgültig. Habe daher

ein wachsames Auge auf Alles, was du mit dir führst, lege nichts neben dich auf den Boden; wenn du dem Araber auf die Hände siehst, so stiehlt er mit den Füßen und vergräbt das Deine in den Sand. Bist du weg, so findet er's schon wieder.

Die Fellahin (Mehrzahl von Fellah) sind so arm, daß sie nur zweimal im Jahre Fleisch essen, am Kitschi=Beiram (Schluß der Fasten, also ungefähr entsprechend unserem Osterfeste) und am Kurbaan=Beiram, 70 Tage nach jenem; sonst sind rohe Zwiebeln, ein schlechtes Brot und Saubohnen jahrein, jahraus fast die einzigen Nahrungsmittel der Bauern. Glücklich schätzt sich, wer zuweilen etwas saure Milch, Käse, Honig oder Datteln haben kann.



Wohnungen ägyptischer Fellahin.

Die Wohnungen der Fellahin sind nur aus Erde gemacht und gleichen eher den Höhlen der wilden Thiere als menschlichen Häusern. Sie sind etwa acht Fuß hoch und haben vorn eine niedere Oeffnung, durch welche die Familie ein= und auskriechen kann. Fenster giebt es darin nicht. Von verschiedenen Zimmern ist keine Rede; das Ganze ist eine künstliche Erdhöhle, die man, da sie dieselbe Farbe wie der Boden hat, aus der Ferne nur selten von diesem zu unterscheiden vermag. Einige Töpfe sind der einzige Hausrath eines Fellah; Bett, Stuhl, Tisch und dergleichen sind ihm sehr entbehrlicher Luxus. Ein Fellahdorf sieht aus wie ein niedriger, unregelmäßiger, zerrissener Erdhügel, dessen Seiten von drei bis vier Fuß hohen Löchern durchbrochen sind. Mit dem Fellah wohnen nächtlicher Weile in demselben Raume seine Hühner, Gänse und Ziegen; nur der Esel bleibt die Nacht über im Freien, weil er zu hoch ist und nicht die Thür passiren kann. Bei Tage ist die Wohnung vollständig leer, und alle ihre Bewohner — vierbeinige und zweibeinige — kampiren im Freien.

Welch ein Unterschied zwischen dem früheren weltberühmten Reichthum der alten Aegypter und der Armuth dieser Elenden, welche nur noch auf und von den Trümmern einer ehrwürdigen Vergangenheit leben! Das zeigt sich namentlich in den größeren Orten, welche wirklich Häuser besitzen. Tritt in eine solche Hütte! — Die Treppen gehören zu einer mit Reliefbildern bemalten Tempelwand; der steinerne Tisch ist ein Stück von dem Palmenkapitäl einer Säule; der Klotz, auf welchem die Frau das bischen Knüppelholz hackt, ist das ehrwürdige Haupt einer Statue der Königin Haschop (S. 213).

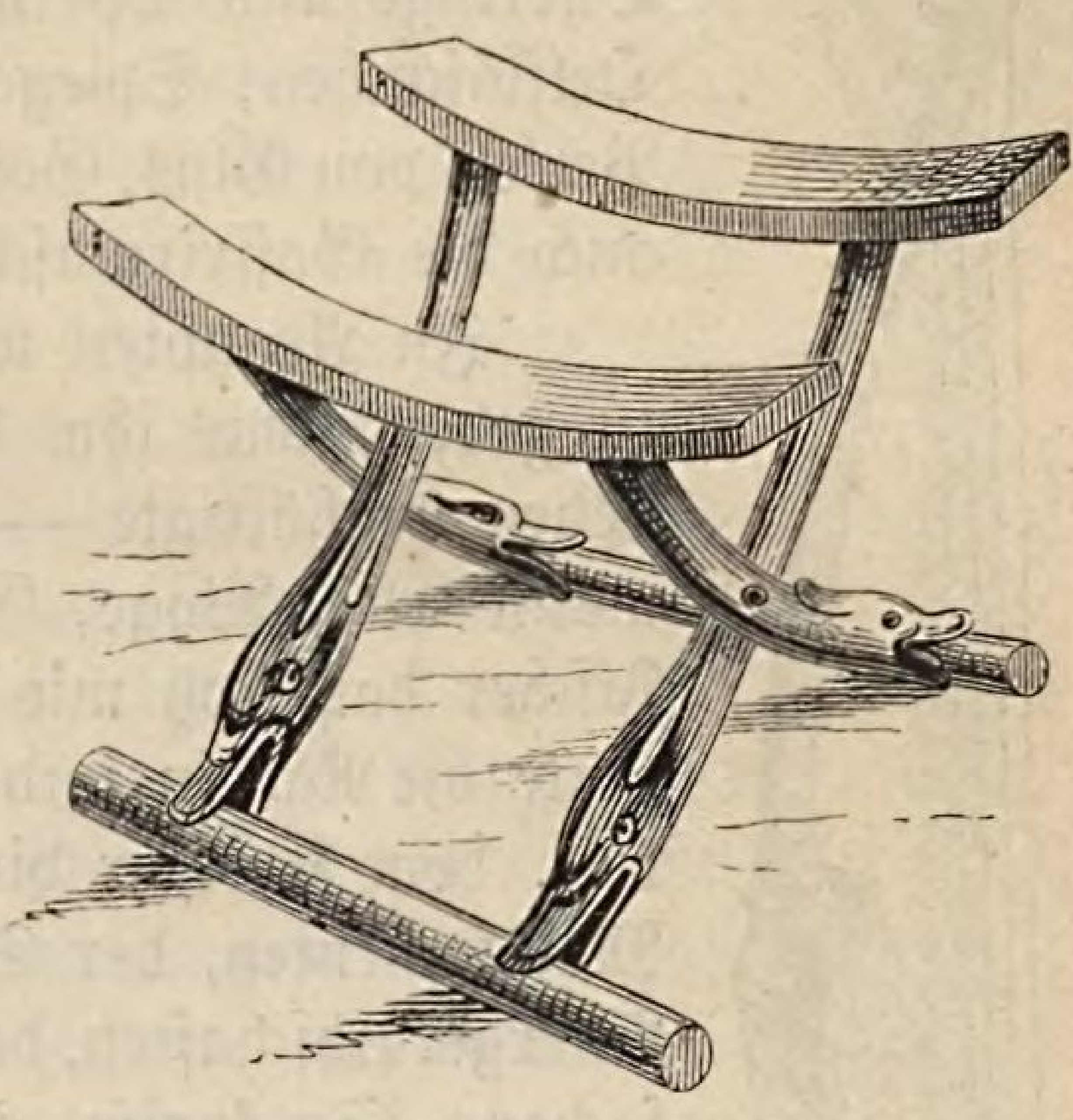
Die Tempelruinen waren zur Hälfte unter Flugsand begraben. Oben auf das flache Dach des großen Tempels von Atbo (S. 15), bei dem heutigen Edfu, wurde nach und nach ein ganzes Dorf gebaut. Was von dem Tempel noch aus dem Sande heraussah, diente als Damm bei den Ueberschwemmungen. In das Tempeldach, d. h. den Boden ihrer Hütten, brachen die Bauern Löcher, und da hinein warfen sie ihren Kehricht. Nur Trümmer und immer wieder Trümmer. — Die Obelisken sind umgestürzt oder in andere Länder ausgeführt — 23 stehen jetzt in den verschiedenen Hauptstädten Europa's — die Bildsäulen sind zerschlagen, den Sphinxen die Köpfe abgehauen, und diese grauenvolle Zerstörung nahm zu von Jahr zu Jahr! Die Europäer waren unermüdlich, in ihre Museen Alles zu führen, was irgend transportabel war; — hat man doch sogar ganze Gräber ausgebrochen und in Berlin wieder aufgestellt!

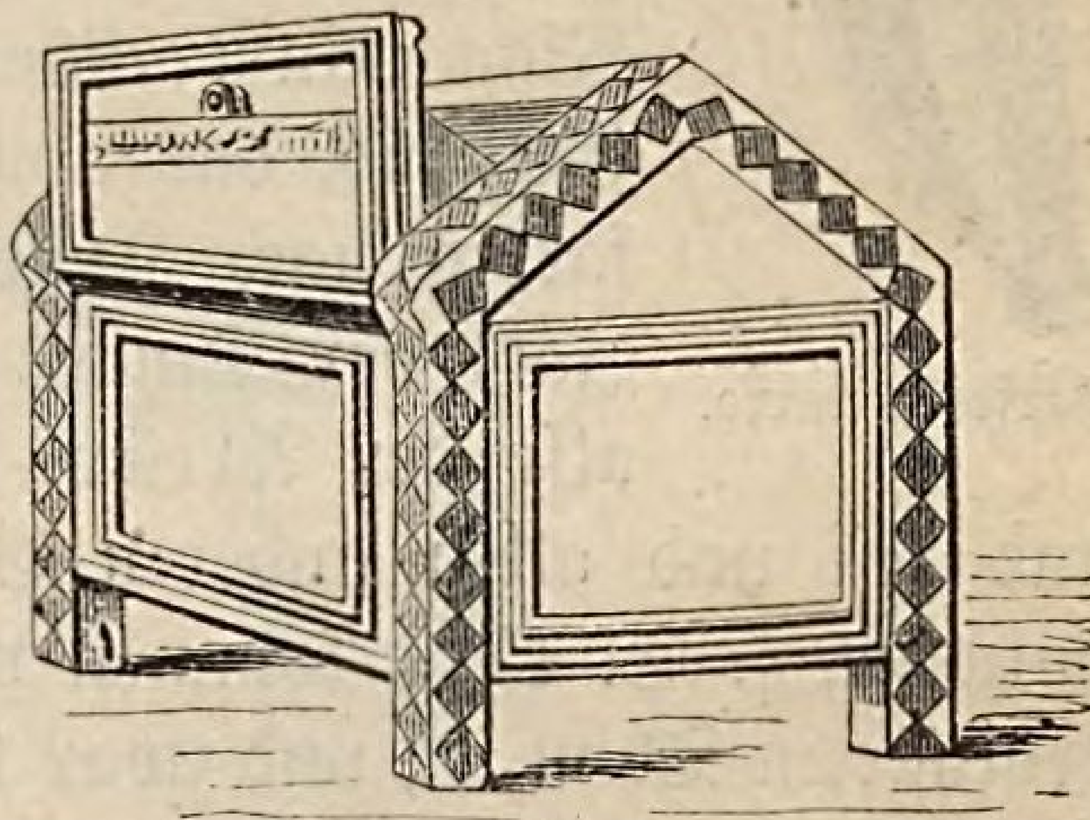
Endlich wurde diesem Vandalismus ein Ziel gesetzt. Angeregt von den Franzosen, faßte der vorletzte Vizekönig von Aegypten, Saïd Pascha, den Entschluß, zu retten, was von Alterthümern noch zu retten sei. In Bulak, der Hafenstadt Kairo's (siehe die Karte S. 99), hat er im alten Tempelstile einen Glaspalast errichten lassen, welcher aus einem Vorhof und vier Sälen besteht, deren größter allein 150 Fuß lang und 54 Fuß breit ist. Hier sollten alle transportablen Denkmäler, welche sich noch vorfinden, aufgestellt werden; was aber nicht zu transportiren ist, sollte vor jeder Beschädigung geschützt sein. Dem französischen Gelehrten Mariette gab er zur Ausführung seines Planes unbeschränkte Vollmacht; er konnte jeden Eingeborenen (aber freilich keinen reisenden Engländer), der etwas zerstören oder entwenden wollte, sofort einstecken lassen, konnte Hunderte von Arbeitern anstellen und — durfte Geld verbrauchen, so viel er wollte — der Vizekönig trug mit großer Bereitwilligkeit alle Unkosten.

Und August Mariette, der den Titel Bey erhalten hatte, machte von der ihm verliehenen Gewalt und den ihm gewährten Geldmitteln den umfassendsten Gebrauch. Er ließ Sphinxe und Bildsäulen, welche unter dem Sande begraben waren, wieder an das Tageslicht schaffen, Felsengräber öffnen, Tempel, die nur noch mit ihrem obersten Theile aus dem Boden sahen, wieder vollkommen frei legen. Das Dorf auf dem Dache des großen Tempels von Atbo (über 100 Hütten) ließ er abreißen und anderwärts wieder aufbauen. Für das neue Museum in Bulak sammelte er während der Jahre 1858 bis 1861 mehr denn 18000 Gegenstände an. Im letztgenannten Jahre kehrte er, freilich sehr leidend, vor der Hand wieder nach Frankreich zurück, um ein umfassendes gelehrtes Werk über seine großen ägyptischen Arbeiten herauszugeben.

In der ersten Hälfte des Jahres 1863 starb plötzlich der Vizekönig von Aegypten, und es stand anfangs zu befürchten, sein Nachfolger werde den Alterthümern weniger Aufmerksamkeit widmen, aber darin hatte man sich getäuscht. Ismaïl Pascha bewilligte, daß die Publikation des kostbaren Werkes, das die von Mariette-Bey zu Tage geförderten Alterthümer beschrieb und bildlich darstellte, auf seine Kosten fortgesetzt werde, erneuerte die Vollmacht, die sein Vorgänger dem französischen Gelehrten gegeben hatte, ernannte ihn zum „Generaldirektor der Pflege der ägyptischen Alterthümer“ und ermunterte ihn, in der umfassendsten Weise seine Ausgrabungen fortzusetzen.

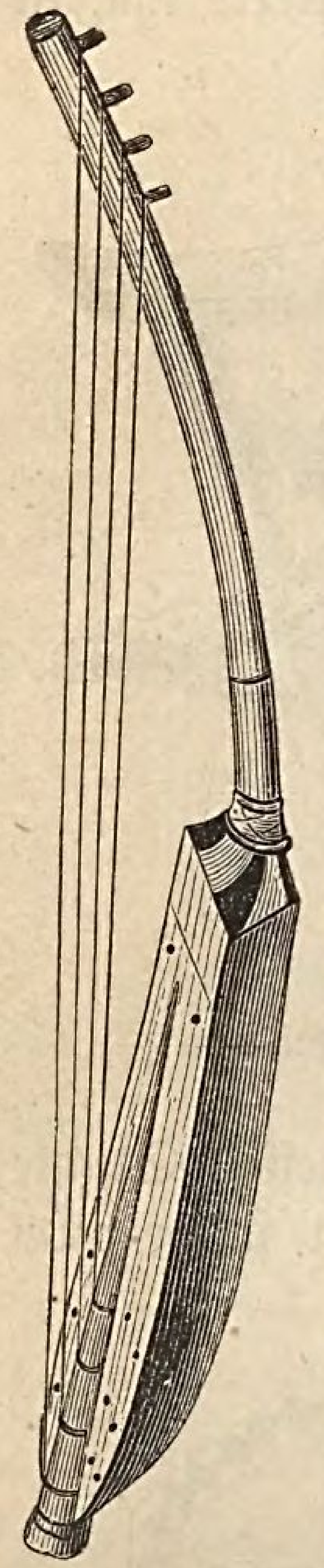
Auf drei Seiten des großen Hofes im Museum von Bulak stehen die großen Kolossalstatuen, die Sphinxe ꝛc., sodann in den Sälen 130 Statuen, 67 Mumien und Holzsärge, 16 Steinsärge, 32mal 4 Kanopen (verschlossene Vasen von Alabaster, deren je 4 in einem Sarge waren, und welche Gehirn, Herz, Lunge und Magen des Verstorbenen bargen), 420 Stelen (Steintafeln mit Hieroglypheninschriften); die sich täglich mehrenden kleineren Gegenstände sind gar nicht anzugeben. Da findet sich in der That alles nur Wünschenswerthe; das ganze Leben der alten Aegypter läßt sich aus diesen Dingen wieder konstruiren. Wir sehen da z. B. alle Arten von Stubengeräthen, Sessel, Stühle aller Art, auch dreibeinige, wie unsere Kontorstühle, desgleichen solche zum Zusammenlegen, wie unsere Feldstühle, hölzerne Schemel, Tische u. s. w. — allerlei Küchengeschirr, Töpfe, glasirt und unglasirt, Gefäße von Thon, Kupfer, Bronze, Glas, Löffel von Holz, Metall und Elfenbein, Messer, thönerne und metallene Lämpchen, Krüge u. dgl. — Weidenkörbe, große und kleine Kästchen, Schachteln, Kasten und Kisten, eiserne Schlüssel, Bohrer, Fliegenwedel, Farbenkasten, Malerpaletten, „Muschelkästchen“, d. h. Kästchen mit Herzmuscheln, in welche Farben eingerieben sind — Waffen, Standarten und Kriegszeichen der verschiedensten Art, fünf Fuß lange Bogen, Pfeile, Dolche, Aexte, Keulen, Schleudern, Schilde, Helme ꝛc. — musikalische Instrumente, Trommeln (siehe S. 177 und 265), Flöten, Leiern, Harfen (s. Frontispice), die sich von den unseren dadurch unterscheiden, daß sie nicht drei, sondern nur zwei Balken haben, deren festes Gestell also nicht ein Dreieck, sondern nur einen Winkel oder auch einen Bogen bildet. Sie haben vier bis zwanzig Saiten. Wir finden da ferner Instrumente, ähnlich unserer Laute oder Guitarre, und endlich eines, welches


Altägyptischer Feldstuhl.


Aegyptische Kiste.

eine Zusammensetzung oder Mischung von Harfe und Guitarre ist (s. S. 350). Die Sistren (s. S. 189) fehlen natürlich nicht.

Die ägyptischen Koffer (s. umstehend) haben die Gestalt eines europäischen Hauses mit schiefem Dache. Die beiden Seiten des Daches sind die Deckel, haben unten eine Angel, in der sie sich bewegen, und legen sich oben fest an einander. Jeder Flügel dieses dachartigen Deckels hat einen Knopf, mittels dessen er geöffnet und aufgehoben werden kann.

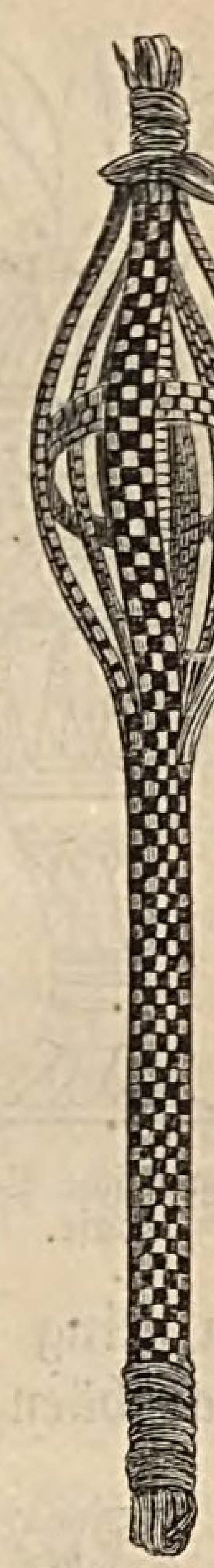

Harfenguitarre.

Groß, sehr groß ist die Zahl der Toilettenartikel (s. S. 243): Kämme, Nähnadeln, Stecknadeln und Haarnadeln, Fingerringe, Ohrringe und Springringe, Schminkbüchschen, Pomadetöpfchen, Oelfläschchen, Spiegel, Armbänder, Gürtel, prachtvolle Kragen, Perlen von Glas, Gold und edlen Steinen, Sandalen, Perücken ꝛc.; auch die Goffrirmaschine sei nicht vergessen.

In Aegypten war es Sitte, dem Todten mit in den Sarg zu geben, was ihm besonders lieb war, oder womit er sich im Leben beschäftigte — dem Feldmesser die Meßschnur, dem Kaufmann Elle, Wage, Gewichte, dem Jäger Bogen und Pfeil, dem Fischer das Netz mit dem Blei und den Korkstückchen, dem Wundarzte die Nadeln und Scheren, dem Maler seine Palette und Farben, dem Krieger die Waffen, dem Apotheker ein Körbchen mit Medikamenten, der Spinnerin die Spindel, dem Landmann seine Ackergeräthschaften, dem Holzhauer die Axt, dem Kinde seine Spielsachen. So kommt es, daß Dinge auf uns gelangt sind, an die wir sonst nie gedacht, die wir sicherlich nicht an den Ufern des Nils gesucht hätten, z. B. Schröpfköpfe, Steine für das Brettspiel, Stempel, um die Ziegel mit dem Namen des Königs zu zeichnen (siehe darüber S. 87), elfenbeinerne Würfel und Aehnliches. Nicht minder überraschen uns ein Panzerhemd, ein vollständiges Gewand, das noch getragen werden könnte, lederne Bälle, zweifarbig nach Kugelausschnitten abgetheilt ꝛc. Groß ist auch die Zahl der Dinge, welche sich auf Religion und Kultus beziehen, also der Altäre und Götterstatuetten. Statuetten von Osiri und Isi und allen anderen Göttern in Menschen- und Thiergestalt (Apisstatuette, s. S. 175) kommen vor in edlen Steinen, Gold, Bronze, Porzellan, ordinärem Thon ꝛc., und zwar 1 cm hoch bis zur natürlichen Größe; die großen sind dann von Granit, Marmor, Basalt, Sandstein, Kalkstein. Katzen, Ibisse, Sperber, Schakale und andere symbolische Thiere finden sich in allen Sammlungen in sehr großer Zahl.

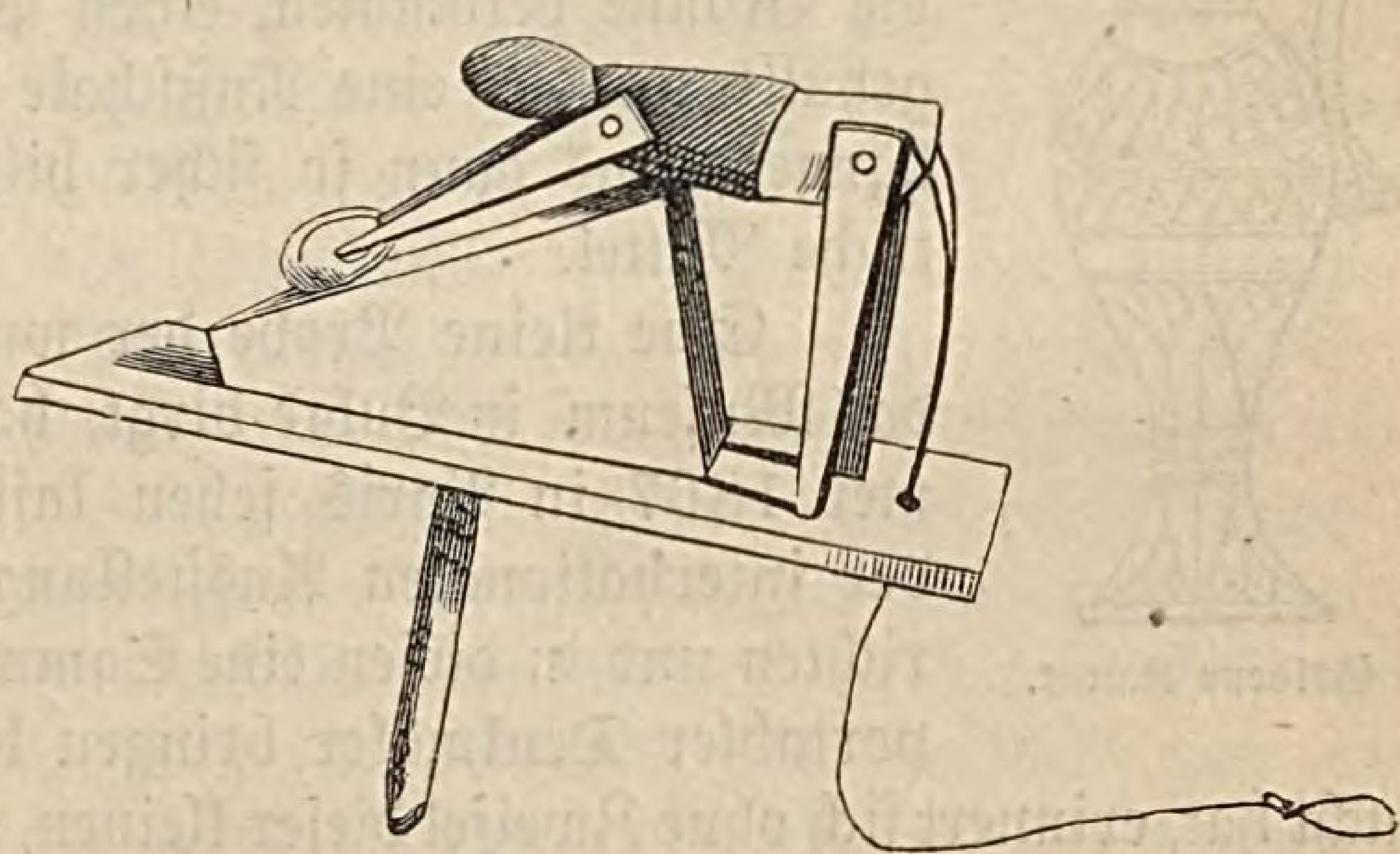
Ein ganz besonderes Interesse nehmen auch die Kinderspielsachen in Anspruch. Da sehen wir z. B. einen kleinen hölzernen Sarg, ganz dekorirt wie ein großer; in demselben liegt ein Holzpüppchen, mit Binden und Tüchern umwickelt, vollständig eingehüllt wie eine Mumie. Die einstige Besitzerin spielte damit „Begraben“. Mit den hölzernen Puppen war es gerade wie bei uns, es gab sehr sorgfältig und sehr schön geschnitzte, die dann auch ebenso sorgfältig und der Wirklichkeit entsprechend bemalt waren; es gab aber auch grob und

plump ausgeschnitzte, und diese waren in recht grellen Farben und bunt bemalt; auf die natürliche Farbe war dabei gar keine Rücksicht genommen. Jene feineren Puppen waren für ältere Kinder bestimmt; diese bunten sollten durch die Farbe das Auge kleiner Kinder ergötzen — wie wir auf unseren Jahrmärkten ja auch hölzerne Pferdchen sehen, die weiß mit rothen und blauen Flecken sind und Federn auf dem Kopfe haben. Auch Puppen mit beweglichen Gliedern hatten die kleinen Aegypterinnen; desgleichen waren die bei uns sogenannten „Hanselmänner" im Gebrauche, Holzfiguren, die Arme und Beine ausstreckten, wenn man an einem Faden zog. Auch mancherlei andere Bewegungen machten ähnliche für kleine Kinder berechnete Puppen. Ein solches hierneben abgebildetes, ziemlich rohes Exemplar besitzt das ägyptische Museum in Leiden. Es ist ein Mann, welcher Teig knetet, eigentlich platt macht; ein Zug am Bindfaden richtet ihn auf, durch sein eigenes Gewicht fällt er dann wieder nach vorn; zwischen den Händen hat er ein „Wälgerholz", d. h. eine Rolle oder Walze, mit welcher der Teig (zu dünnen Kuchen und dergl.) platt gewalzt wird. Das Uebrige ist aus der Abbildung verständlich. In derselben Sammlung findet sich auch ein kleines hölzernes Krokodil, welches durch einen Zug den Rachen öffnet und schließt.


Spindel von Geflecht.

Neben diesen manchmal recht scherzhaften Dingen sind es dann wieder die besonders kostbaren, welche uns fesseln. Zu diesen gehören größere und brillantere Vasen, Becken, Urnen, Kannen von Gold und Achatperlen und andere Seltenheiten, von welchen wir nachher sprechen werden.

Vorher soll jedoch noch eines Gegenstandes gedacht werden, der sich in größeren Sammlungen — nicht nur im Museum von Bulak — hundert-, ja tausendweise findet: — das sind die Käfer oder Skarabäen. Sie sind von Gold, Bronze, Edelstein, Granit oder gebranntem und glasirtem Thone gemacht, in der Regel ein bis drei Centimeter lang, und stellen einen Käfer vor (und zwar den heiligen Pillenkäfer, Scarabaeus sacer, schwarz und von der Größe eines Roßkäfers), welcher auf einer gleich großen, länglichrunden Platte sitzt, in der Weise, daß er sie fast mit dem Leibe berührt. Diese Platte, Unterlage, ist an der Unterseite glatt und glänzend polirt, und der Name ist hineingeschliffen oder -geschnitten, so daß die Käfer — wie unsere Petschafte — zum Siegeln benutzt werden konnten. Sehr oft ist die Platte der Länge nach durchbohrt, und man konnte den Skarabäus einfädeln und um den Hals hängen.


Spielzeug. Bewegliche Holzfigur.

Auch als Dekoration bei Bauten findet sich der Käfer häufig. So vertritt er z. B. oft die Stelle der geflügelten Sonnenscheibe (s. S. 59, 65, 67, 91, 95 2c.) über den Eingängen zu Tempeln, Palästen und Felsengräbern. Aus kleinen Skarabäen von Gold, Karneol und dergl. wurden ganze Halskragen (s. S. 129 2c., vor allem aber das Farbenbild: „Ramessu II. vor der Göttin Sechet") zusammengesetzt; die aus gebranntem Thone sind natürlich an und für sich werthlos, die großen aus Edelstein oder Gold hergestellten aber oft sehr kostbar. Der kleinen besitzt das überaus reiche ägyptische Museum in Turin etwa zweitausend, der großen achtzig. In der trefflichen Berliner Sammlung ist einer, 6 bis 7 cm lang und von entsprechender Breite und Dicke — aus reinem Golde. Das Britische Museum in London aber hat einen von grünem Serpentin, drei Fuß lang und mehrere Centner schwer; er gehörte wahrscheinlich zu den heiligen Gegenständen eines Tempels. Kleine Käfer aus Achat oder Jaspis wurden als Ringsteine getragen, und zwar in der Weise, daß sie um eine horizontale metallene Achse drehbar waren; trug man den Ring am Finger, so war der Käferrücken nach außen gekehrt; wollte man siegeln, so nahm man den Ring ab und drehte den Stein um. Etwas größere und werthvollere Skarabäen hingen (wie bei uns ein Medaillon) an Perlenketten.



Aegyptische Prachtvase.

Nach den neuesten Forschungen der Aegyptologen bezeichnete der Käfer die Cheperu, d. h. die früheren Metamorphosen des Menschen; es ist sehr wahrscheinlich, daß die Skarabäen bei den alten Aegyptern auch als Amulete, Schutzmittel gegen Krankheiten und andere Unglücksfälle dienten. Heute noch ist es bei den Kopten Gebrauch, Kindern, welche die Bräune bekommen, einen Pillenkäfer, in Baumwolle eingehüllt und in eine Nußschale verschlossen, an den Hals zu hängen, was dann so sicher hilft wie jedes andere sympathetische Mittel.



Goldene Kanne.

Eine kleine Probe der wunderbaren Schätze, welche jetzt das Museum in Bulak birgt, hat uns Ismaïl Pascha im Sommer 1867 in Paris sehen lassen, indem er dort als Theil der internationalen Ausstellung einen ägyptischen Tempel errichten und in diesen eine Sammlung verschiedener, leicht transportabler Denkmäler bringen ließ. Wer die Ausstellung besucht hat, erinnert sich ohne Zweifel dieser kleinen, aber merkwürdigen Sammlung.

Da waren unter den ausgestellten Bildsäulen die beiden weltberühmt gewordenen Statuen des Königs Chafra (S. 193). Ferner stand da die hölzerne Statue eines aufrechtstehenden Mannes, welcher den Befehlshaberstab in der Hand hält. Der lebhafte Ausdruck des Gesichts wird erhöht durch die überaus kunstvoll gearbeiten Augen. Die Augenlider sind aus Bronze, der Augapfel ist weißer undurchsichtiger Quarz, die Pupille ist ein durchsichtiger,

farbloser Bergkrystall, hinter welchem (im Mittelpunkte des Augapfels) ein dunkler Nagel angebracht ist, wodurch das Auge einen merkwürdigen Glanz erhält. Und diese Bildsäule ist 6000 Jahre alt! — Weiter sah man die lebensgroße Statue der Königin Ameniritis, der Gemahlin des Königs Pianchi (S. 257 u. 258), mit wunderbarer Feinheit in Alabaster ausgeführt, einen 3 Fuß hohen Apis von Serpentin, drei Frauen (Kalkstein), welche Brotteig kneten, u. s. f. In großen Glaskasten befanden sich kleinere Seltenheiten, unter welchen die Kleinodien der Königin Aahhotep (d. i. Mondsdienerin), der Mutter des Königs Aahmes I., des Befreiers seines Vaterlandes (S. 213), den ersten Rang einnahmen; eine prachtvolle goldene Kette, Armbänder von Gold und Perlen, goldene Dolche, fein geschnittene Siegelsteine, kostbare Halskragen von Gold und Edelsteinen, ein eben so kostbares Diadem, ein Armring in Gestalt eines Geiers mit ausgebreiteten Flügeln, bei welchem jedes einzelne Federchen ein mit Gold eingefaßter Edelstein ist; auch viele ähnliche Kostbarkeiten, unter Anderem ein gegen 2 Fuß langes Bootchen mit zwölf Ruderern. Die Ruderer sind von Silber, der Herr des Schiffchens, der Kapitän und der Steuermann von massivem Gold. — Wer diese Sammlung aufmerksamen Auges betrachtete, mußte staunen über diese Kunstleistungen der Aegypter — vor vierthalbtausend Jahren, da das gefeierte Griechenland noch gar nicht in der Geschichte existirte.

Mariette Bey, der nun wieder ganz in Aegypten lebt, hat mit unermüdlichem Fleiße das Unglaubliche geleistet und entwickelt heute noch eine bewundernswürdige Thätigkeit. Wer in unseren Tagen Aegypten besucht, hat einen ganz andern Genuß, eine viel reichere Belehrung, als er sie noch vor wenigen Jahren haben konnte. Wo noch vor fünfzehn Jahren nur ein Kapitäl aus dem Flugsande sah, steht jetzt eine ganze Säule frei da; statt des Daches eines Tempels sieht man jetzt das ganze Gebäude. Freilich, was zerstört, zertrümmert, zerschlagen ist, das ist hin und kann auch nicht wieder ersetzt werden.

Und dessen ist allerdings namenlos viel! Berechnet man doch die Zahl der unter Theodosius bei der gewaltsamen Einführung des Christenthums (s. S. 313) zerstörten Bildsäulen allein auf vierzigtausend! Aber es ist nun wenigstens dafür gesorgt, daß jetzt nichts mehr zerstört oder entwendet wird. Niemand darf irgendwo Ausgrabungen machen, ohne besondere Erlaubnis des Generaldirektors. Dieser aber läßt mit großer Sachkenntnis alle halb verschütteten Denkmäler wieder bloßlegen, öffnet unterirdische Tempel und Gräber, sammelt kleinere Alterthümer in das Museum und hat ein sehr wachsames Auge auf die diebischen Fellahin, die sonst ein großes Geschäft mit ägyptischen Antiquitäten trieben. Erst jetzt bekommt man ein Bild von altägyptischer Größe und Herrlichkeit. Wer die Reise an die Ufer des Nils unternimmt, wird sich reichlich belohnt finden für die Mühen und Unannehmlichkeiten, die mit jeder Reise verbunden sind.

Die Masse der angesammelten Alterthümer ist so groß, daß sie längst nicht mehr alle in dem Museum (S. 348) aufgestellt werden können; sie sind einstweilen in Magazinen untergebracht, bis ein neues, weit größeres Museum, welches auf der Südspitze der Insel Bulak (s. S. 99) errichtet wird, vollendet ist.

Zum Schlusse dieses Abschnittes noch zwei Notizen, welche Staunen erregen werden und geeignet sind, die Achtung vor den alten Rutu noch zu erhöhen.

Erstens: Im Jahre 1879 machte der Londoner Zahnarzt Finney bekannt, daß er in der Kinnlade einer ägyptischen Mumie einen plombirten Zahn gefunden habe.

Zweitens: Bei Tantarer (S. 19 und 20) stand dem Haupteingange gegenüber in der großen Umfassungsmauer ein stattlicher Pylon, welcher heute noch wohlerhalten bei dem Dorfe Dendera zu sehen ist. Eine Inschrift besagt, daß dieser Pylon mit vier hohen Masten geschmückt war, deren Spitzen mit Kupfer beschlagen wurden, „um zu brechen das Unwetter vom Himmel.“ Wir haben also hier unzweifelhaft die ersten Blitzableiter.

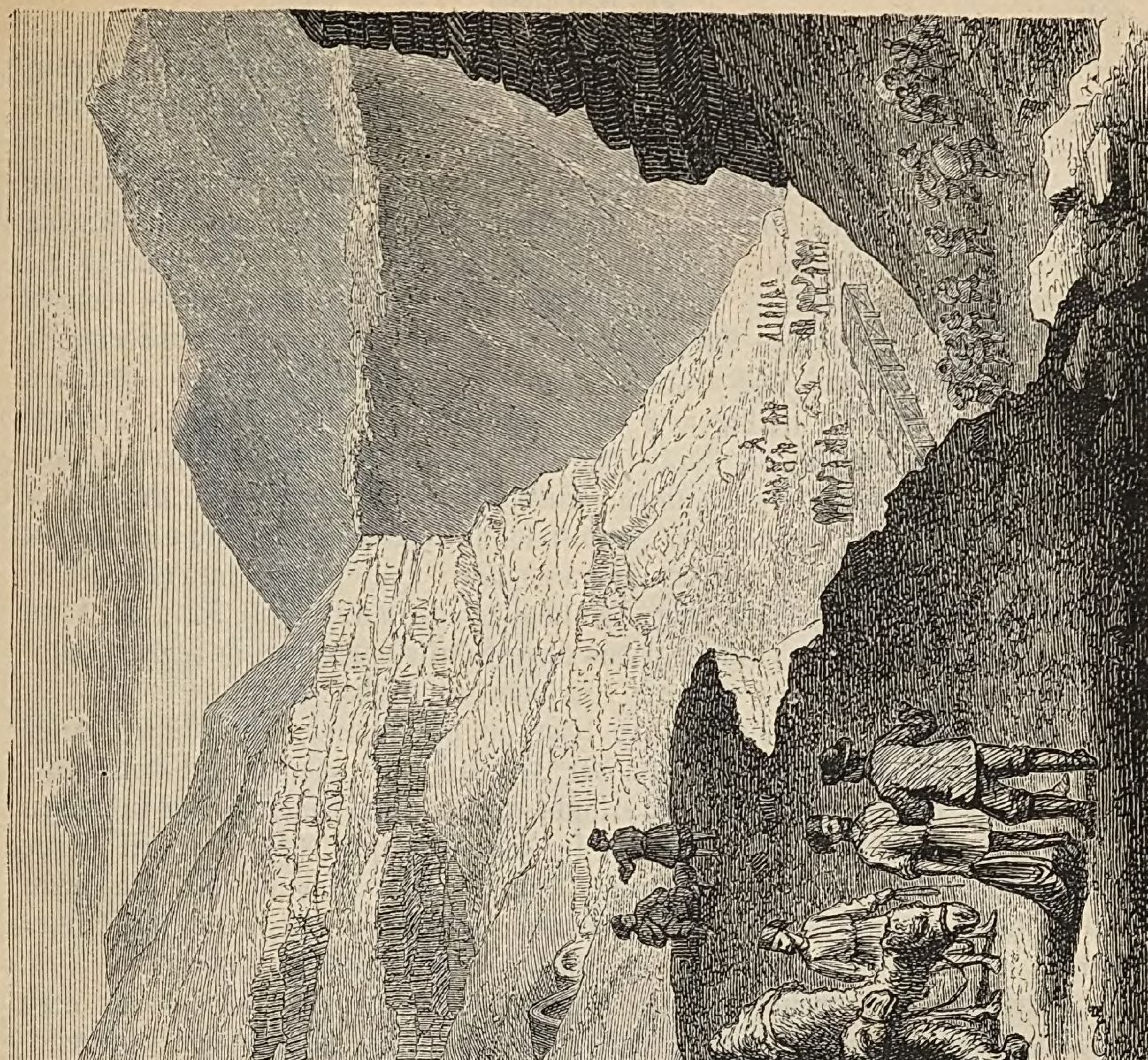
---

2. Der Suêskanal.

Lesseps. — Neu erstandene Städte. — Künstliche Steine. — Ismaïlia. — Ein Denkmal des Königs Darius. — Suês. — Bedeutung des Kanals.

Zunächst muß nun eines großartigen Werkes gedacht werden, welches vor zehn Jahren in Aegypten vollendet wurde. Die Alten hatten bereits eine Verbindung des Mittelländischen Meeres mit dem Rothen Meere hergestellt, und zwar durch Benutzung des östlichen Nilarmes; allein der Kanal wurde von Arabern und Türken nicht im Stande gehalten, versandete nach und nach, und die Verbindung war dahin. Die Neuzeit aber kam wieder auf die außerordentliche Bedeutung zurück, welche ein solcher Kanal hat, und zog die Wiederherstellung desselben in Betracht. Im Jahre 1846 trat eine Gesellschaft von Engländern, Franzosen und Oesterreichern zusammen und faßte den Plan, einen Kanal anzulegen, welche direkt von dem Mittelmeere durch die dreißig Stunden breite Landenge von Suês in das Rothe Meer führe. Allein es blieb bei dem Plane und kam nicht zur Ausführung. Acht Jahre später wurde der ausgezeichnete Ingenieur Ferdinand de Lesseps von dem Vizekönig von Aegypten nach Kairo berufen, um seine Ansicht über den genannten Kanal auszusprechen. So groß auch die Schwierigkeiten waren, der Franzose behauptete, sie seien sicher zu überwinden, er wolle selbst dafür eintreten, und seine Rede war so überzeugend, daß ihm Saïd Pascha sogleich die Leitung der ganzen Arbeit übergab und ihn mit allen nöthigen Vollmachten ausrüstete.

Es ist wohl zu beachten: nicht die Anlegung des Kanals an und für sich bot die größten Schwierigkeiten, sondern die Verwandlung einer unwirthbaren Sandwüste, welche kein grünes Blatt und keinen Tropfen Wasser aufweist, in ein bewohnbares Land, wo Zehntausende von Menschen leben und es aushalten können. Aber Lesseps hat alle Schwierigkeiten mit Geist und Energie überwunden; der Kanal ist 40 Stunden lang, 180 Fuß breit und 25 Fuß tief und am 16. November 1869, am 64. Geburtstage seines Erbauers, feierlich dem allgemeinen Verkehr übergeben worden.



Arbeiten am Suezkanal: Durchstich bei El Guisr.

Machen wir in Gedanken einen Ausflug nach diesem Riesenwerke, würdig der großer Thaten des alten Aegyptens und gewiß geeignet, den Namen seines Unternehmers auf die fernsten Zeiten zu bringen.

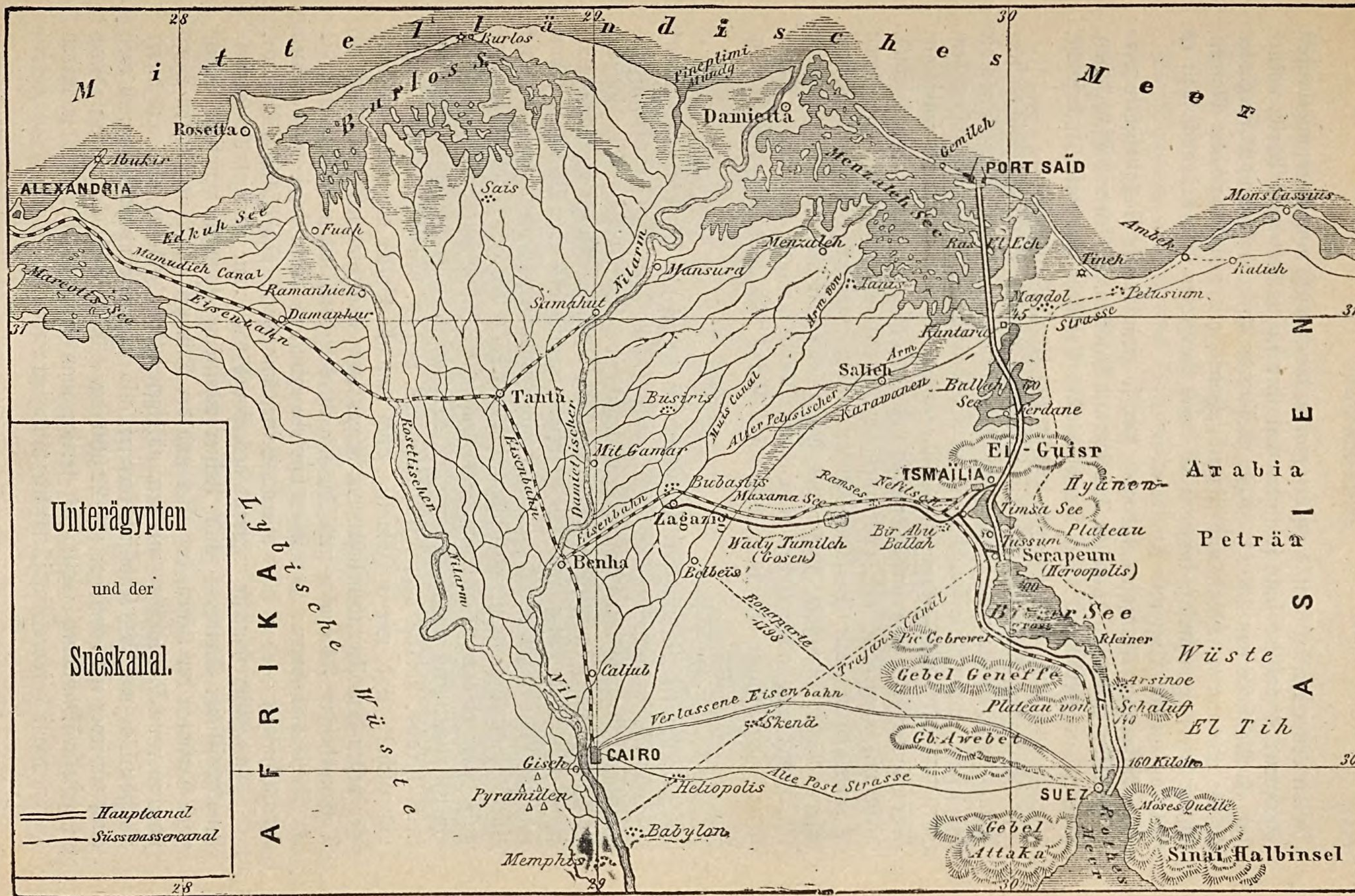
Von Kairo aus fahren wir auf der Eisenbahn gen Alexandria bis zur Station Benha. Hier führt eine Zweigbahn nach Zagazig an dem östlichen Arme des Nils. Zagazig ist aber an dem Punkte erbaut, wo ehemals die Stadt Pibast oder Bubastis stand, und die Spuren des alten Kanals, welcher von hier nach dem Rothen Meere führte (s. S. 32), waren leicht wieder aufgefunden. Lesseps ließ diesen alten Kanal vom Flugsande reinigen, vertiefen und erweitern, wo es nöthig war, und machte so die Wasserleitung daraus, welche den Arbeitern in der Wüste das süße Wasser des Nils zuführen mußte, damit diese überhaupt leben konnten. Einstweilen diente dieser „Süßwasserkanal" auch zur Verbindung der Hauptstadt mit dem Bauplatze, und es fuhren zahlreiche Nilboote auf demselben hin und her. Im ersten Halbjahr kostete die Versorgung der Arbeiter mit Trinkwasser allein 600 000 Francs; dann aber brachte der 15 m breite Kanal das unentbehrliche Element in reicher Fülle; die Arbeiter konnten leben und die Ufer wurden fruchtbar.

Das Dörfchen Tell el Kebir liegt an der Grenze der Wüste. Hier wohnt in einem arabischen Schlosse der Inspektor des Thales und des Süßwasserkanals, der dem Fremden gern erlaubt, auf das Dach seines Hauses zu steigen und von da nach Westen zu schauen in das ägyptische Paradies mit seiner orientalischen Vegetation — und nach Osten in die Sandwüste, die nun durch Zuführung des Wassers ebenfalls bewohnbar geworden und in wenigen Jahrzehnten an Fruchtbarkeit hinter dem Nilthal nicht zurückstehen wird.

Drei Stunden weiter kommen wir nach Kasanine. Bis hierher fuhr man während des Baues auf dem Kanale der Pharaonen; dieser bog dann rechts nach Süden ab, Lesseps hat aber von hier die Straße in gerader Richtung weiter nach Osten führen lassen. Zugleich ließ er von hier einen Kanal südwestlich nach Kairo abstecken, um auch von dorther süßes Wasser zuzuführen, und um zwischen der Hauptstadt und Kasanine eine direkte Verbindung zu haben. An der Vollendung dieser wichtigen Wasserstraße waren 80 000 Menschen thätig.

Etwa anderthalb Stunden östlich hat man bei dem Ausgraben drei riesengroße sitzende Bildsäulen von rothem Porphyr gefunden, welche den großen Ramessu nebst zwei Gemahlinnen vorstellen, kostbare Zeugen der hohen Vollendung der Bildhauerkunst in der schönsten Zeit des alten Pharaonenreiches.

Wieder nach ungefähr drei oder vier Stunden kommen wir nach Ismaïlia, der von Lesseps aus dem Sande hervorgezauberten Hauptstadt der Wüste. Vor zwanzig Jahren war hier nichts, gar nichts zu sehen, als Sand und Himmel, Himmel und Sand — und heute steht eine Stadt da von mehr als 10 000 Einwohnern. Hier ist der Palast des Vizekönigs, eine Moschee, eine christliche Kirche, das Administrationsgebäude, von welchem aus Lesseps das ganze ungeheure Werk leitete; hier stehen schon über tausend niedliche Häuschen, alle von hübschen Gärten umgeben, welche — freilich noch keine großen, alten Bäume, aber um so mehr Blumen und Gemüse und Salat die Fülle tragen.



Unterägypten
und der
Suêskanal.
Hauptcanal
Süsswassercanal
Mittelländisches Meer
ALEXANDRIA
Abukir
Rosetta
Burlos
Burlos S.
Damietta
PORT SAÏD
Gemileh
Menzaleh See
Mons Cassius
Ambeh
Tineh
Katieh
Pelusium
Magdol
Strasse
Kantara
Ballah See
Ferdane
El-Guisr
ISMAÏLIA
Timsa See
Tussum
Serapeum
(Heroopolis)
Bitter See
Kleiner
Arsinoe
Schaluff
160 Kilom.
SUEZ
Rothes Meer
Gebel Attaka
Moses Quelle
Sinai Halbinsel
Arabia
Peträn
Wüste
El Tih
ASIEN
AFRIKA
Lybische Wüste
Edkuh See
Mareotis See
Mamudieh Canal
Eisenbahn
Fuah
Ramanieh
Damanhur
Sais
Samahut
Tanta
Rosettischer Nilarm
Damiettischer Nilarm
Mansura
Menzaleh
Tanis
Salieh
Busiris
Mit Gamar
Bubastis
Zagazig
Benha
Belbeis
Caliub
CAIRO
Gisch
Pyramiden
Memphis
Babylon
Heliopolis
Alte Post Strasse
Verlassene Eisenbahn
Skenä
Gb. Awebet
Plateau von
Gebel Geneffe
Pic Gebrewet
Trajans Canal
Bonaparte 1798
Wady Tumileh
(Gosen)
Bir Abu Ballah
Ramses
Nefitsch
Maxama See
Hyänen Plateau
Karawanen
Alter Pelusischer
Muis Canal
Nil

Da die Leiter der Arbeiten Franzosen waren, die auch jetzt noch die tonangebenden Bewohner Ismaïlia's sind, so finden wir hier ein vollständiges Paris, natürlich im Maßstabe von 200 : 1. Aber es sind da Kaffeehäuser und Kaffeegärten (Cafés chantants), Läden und Bazare, Hotels mit wohlklingendem Namen, schöne Uferwege (quais), kurz: Alles, was Franzosen lieb ist; auch fehlt es nicht an Spital, Arzt und Apotheke.

Außer den Franzosen sind aber hier so ziemlich alle Nationalitäten vertreten: Engländer und Italiener, Deutsche und Griechen, Türken und Tscherkessen, Nubier und Berberiner; und Trachten aller Art sieht man hier, auch solche, die nur noch aus einem einzigen Lappen um die Hüfte bestehen.

Seit zehn Jahren ist nun die Eisenbahn an der Seite des Süßwasserkanals von Zagazig weiter bis Ismaïlia und von da nach Suês geführt; die bis dahin gebrauchte Eisenbahn direkt von Kairo nach Suês ist aufgegeben, da sie — weil durch unbewohnte Wüste führend — enorme Kosten verursachte. Der Süßwasserkanal versorgt Ismaïlia und alle südlich gelegenen Orte bis Suês, dieses mit inbegriffen, mit Trinkwasser; dem nördlich am Mittelmeer gelegenen Port Saïd und allen zwischenliegenden Stationen wird es durch zwei kolossale eiserne Rohre zugeführt; wegen des Menzalehsees konnte in dieser Richtung kein offener, nur in den Boden gegrabener Kanal genügen; die eisernen Rohre waren aber billiger als ein gemauerter Kanal und auch schneller fertig.

Betrachten wir nun den eigentlichen Seekanal von Norden nach Süden!

Am Mittelmeer ist eine Stadt geschaffen worden, Port Saïd, so genannt nach dem vorletzten Pascha, dem Gründer des Unterehmens. Eine schmale Landzunge, von beweglichem Sande gebildet, durch die Fluten überschwemmt, so oft der Wind heftig aus Norden blies, trennte den See Menzaleh von dem Mittelländischen Meere. Es war nicht einmal der Boden zur Erbauung einer Stadt vorhanden, und heute steht Port Saïd, der Hafen des großen Kanals, hier; es hat 12000 Einwohner, Zeughaus Schiffswerfte, große Magazine, einen Leuchtthurm und Fabriken aller Art; überall sehen die langen Schornsteine heraus, überall hämmert's, klappert's, pocht's, braust's, rasselt's, sägt's und zischt's. Und, wie in Ismaïlia, auch hier alle Völker der Erde und auch hier neben dem Unentbehrlichen das Angenehme; auch hier sieht man, daß die Tonangebenden Franzosen sind, die sich ihres Lebens freuen wollen, und die ihr Paris nachahmen; hier sehen wir ein grand magasin du Louvre, einen Jardin Mabille — es ist Alles wie am Seinestrand, nur — ein bischen kleiner.

Das Interessanteste während des Baues war ohne Zweifel die Herstellung künstlicher Steine — nicht kleiner Edelsteine, sondern mächtiger Blöcke zum Errichten der Häfen, der Ufer und der Dämme. Zwanzig Theilen Sand wurden neun Theile Gips mit dem nöthigen Wasser zugesetzt, und aus dieser Masse Blöcke von 280 Kubikfuß formirt, also sehr ansehnliche Steine; es wog auch ein jeder nicht weniger als 22000 kg. Solcher Blöcke wurden durch aufgestellte Maschinen täglich 35 fertig; man brauchte aber für die beiden Hafendämme deren allein fünfundzwanzigtausend.

Port Saïd hat bereits einen sehr merklichen Handel, täglich fahren Schiffe aller Nationen die beiden Häfen ein und aus; zwanzig verschiedene Dampfschifflinien führen hierher, und wenn auch vor der Hand noch Manches, ja sogar Vieles von auswärts bezogen werden muß — Port Saïd hat eine große Zukunft.

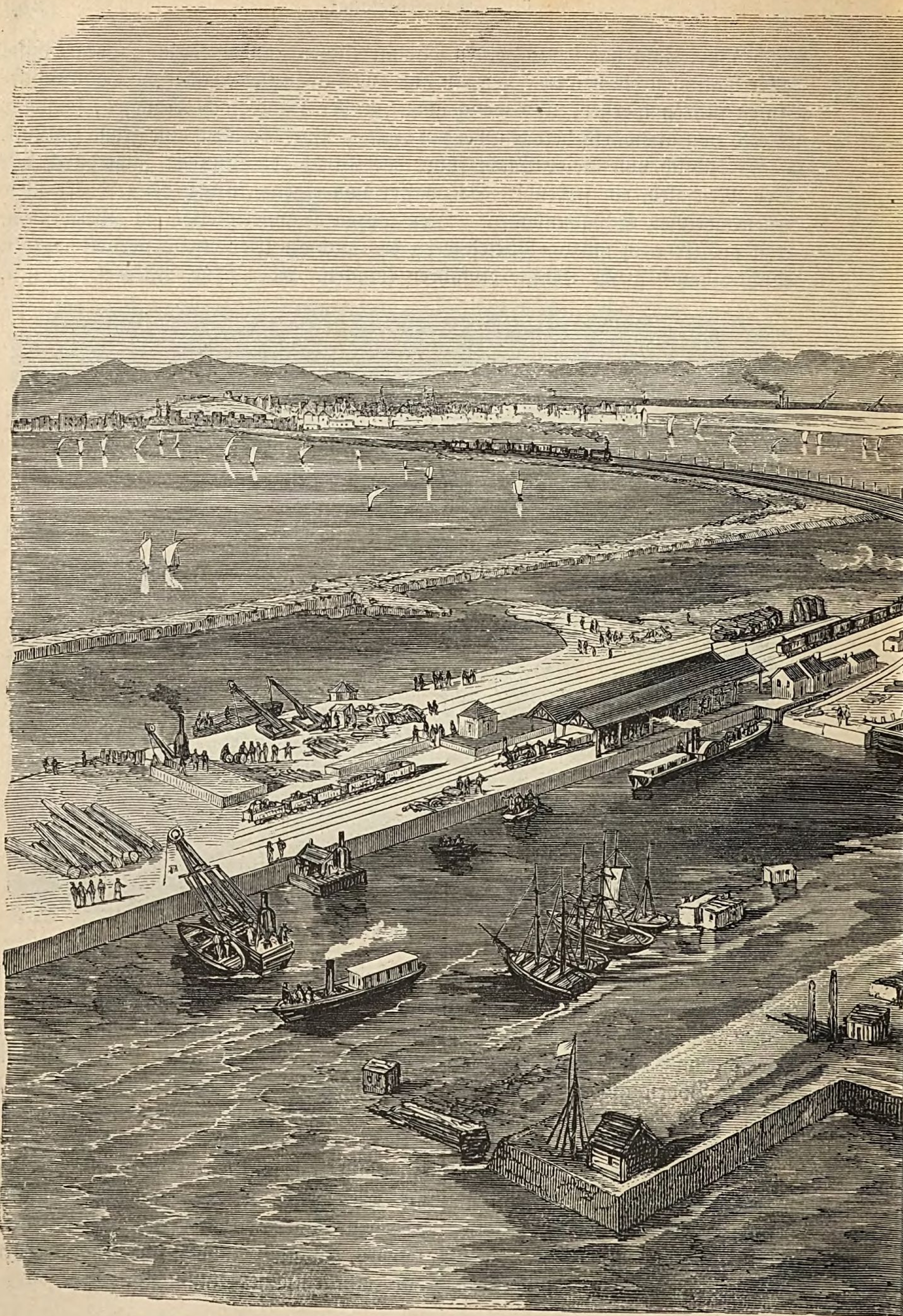
Südlich von dieser Stadt führt der Kanal elf Stunden lang durch den See Menzaleh, ein stehendes Salzwasser von einem einzigen Fuß Tiefe über einem weichen Schlammboden. Hier waren Schwierigkeiten zu überwinden, weit größer noch als am Mittelmeere, das auch am Ufer etwas vertieft werden mußte, damit große Schiffe einfahren konnten. Aber siehe, Alles ist geglückt.



Araberdorf in Westen von Port Saïd.

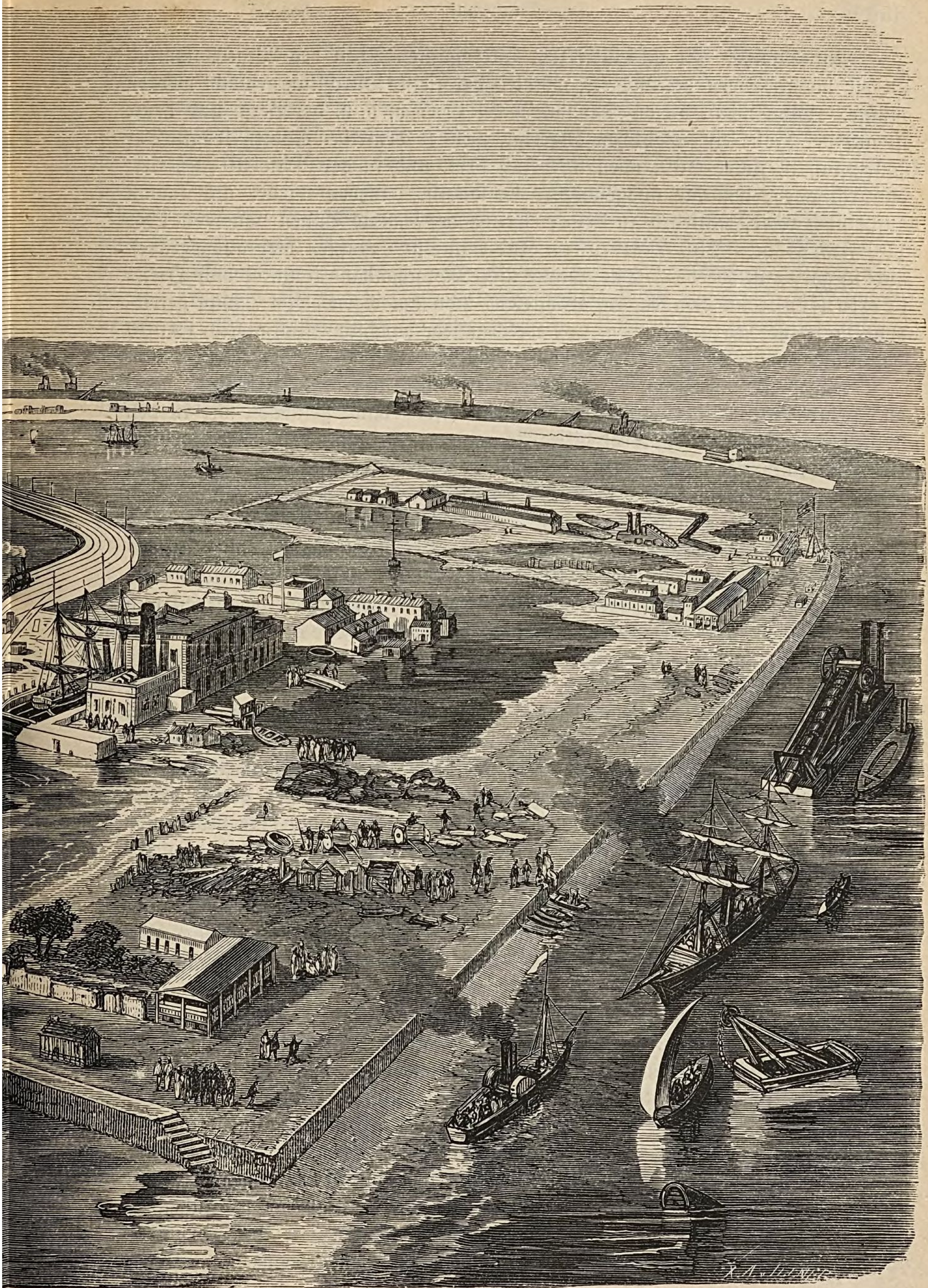
Mitten durch den See laufen in einer Entfernung von 180 Fuß zwei feste Steindämme, welche 6 Fuß über das Wasser heraus sehen, und welche so sicher sind, daß die schwersten Eisenbahnzüge über sie hingleiten, ohne daß eine Verschiebung oder Erschütterung dadurch entsteht. Und zwischen beiden Dämmen ist der Boden auf 25 Fuß Tiefe ausgebaggert. Bei der Arbeit selbst fand man, daß der Schlamm nur etwa 3 Fuß Dicke hatte und daß darunter ein sehr fester Lehmboden lag, der eine treffliche Grundlage für den Bau abgab.

Nachdem der Kanal eine schmale Landenge durchzogen hat, über welche der Karawanenweg nach Syrien führt, tritt er in den See Ballah, ebenfalls einen Salzsee, an dessen östlichem Ufer eine Stadt Kantara, d. h. die Brücke, entsteht. Am südlichen Ufer liegt Ferdane, das auch einmal eine Stadt werden wird, bis jetzt aber nicht viel mehr als eine einfache Station ist.



Stadt Suès.
Eisenbahn nach den Docks.

Hafenanlage von Suè



…s zur Zeit der Erbauung. Maritimer Kanal.

Nun kommen wir an einen sehr interessanten Theil des Weges, nämlich an die höchste Stelle des Bodens, wo also der tiefste Durchstich gemacht werden mußte. Man nennt diesen Sandhügel El Guisr, d. h. der Berg, und heute ist auf der Höhe ein Städtchen angelegt, welches denselben Namen trägt. Der Durchstich ist unten 200, oben 300 Fuß breit und in der Mitte 90 Fuß tief; dadurch aber, daß die ausgeschöpfte Sandmasse daneben wieder als Damm aufgeführt wird, entstehen zu beiden Seiten des Kanals Dünen von weit über 100 Fuß Höhe. 250 Millionen Kubikfuß Sand mußten hier ausgegraben und weggeschafft werden! Das konnte nicht Menschenhand thun, obwohl Hunderttausende an dem Kanale arbeiteten; man hat eigene, von Dampf getriebene Maschinen dazu erfunden, von welchen jede durchschnittlich täglich 19 000 Kubikfuß Sand aushob und daneben anhäufte.

Etwas südlicher kommen wir zuerst an die Villa des Vizekönigs, dann an Ismaïlia, Beides auf dem westlichen Ufer; dann gelangen wir in den kleinen See Timsah oder Krokodilsee, so genannt, weil in alter Zeit bei großen Ueberschwemmungen das Wasser bis hierher gedrungen und Krokodile mitgebracht haben soll, die dann in dem Seebecken zurückblieben. Südlich davon erhebt sich der Boden noch bis zu 54 Fuß; auch hier mußte ein sehr bedeutender Einschnitt gemacht werden. Die Tausende von Arbeitern, welche dabei beschäftigt waren, haben sich auf der Höhe ein Lager aus recht netten Hüttchen und sauberen Baracken aufgeschlagen, welches nun eine kleine Stadt geworden und nach den Ueberresten eines Serapistempels benannt ist. Sie heißt Serapeum.

Nun gelangen wir in den großen Bittersee, der über 7 m tief ist und, da seine Ufer noch nicht ganz 3 m über dem Niveau des Meeres liegen, schon von selbst eine Tiefe von 4 m darbot. Anfangs beabsichtigte Lesseps, zwei Dämme durch den See zu bauen und so den Kanal hindurch zu leiten; zu rechter Zeit aber noch bedachte er, wie vortheilhaft es für die ganze Gegend sein müßte, wenn der bisher trocken gelegene, drei Quadratmeilen große „See" ganz mit Wasser gefüllt würde. Es mußte dann nothwendig eine bedeutende Verdunstung entstehen und dadurch die ganze Umgegend fruchtbar gemacht werden. Am 18. März 1869 strömten die ersten Wasser des Mittelmeeres ein, am 16. August kamen von Süden her die Fluten des Rothen Meeres dazu, und bald waren die alten „Bitterseen" (ursprünglich ein großer und ein kleiner) mit Meerwasser gefüllt — am 20. August war die Schiffahrt im Gange.

Weiter gegen Suês hin kommt noch die Station Schaluf-el-Terraba. Hier gab es eine Arbeit, die man auf der sandigen Landenge nicht hätte erwarten sollen: eine Felsbank von Kalkstein hinderte die Weiterführung des Kanals, und 700 000 Kubikfuß Stein mußten erst durch Pulver weggesprengt werden, ehe die eigentlichen Kanalarbeiten beginnen konnten.



Hier fand man einen 2 m hohen Gedenkstein, der etwa 2400 Jahre alt war und — auf der Grenze von Asien und Afrika stehend — auf der östlichen Fläche in persischer Keilschrift, auf der westlichen in Hieroglyphen der Nachwelt verkündete, daß Darius, der Herr über Persien und Aegypten, den Kanal wieder hergestellt habe. Das letzte

Stückchen der neuen Wasserstraße hat zum Bette wieder den alten Kanal der Pharaonen, der je nach Bedürfnis vertieft und erweitert wurde.

Suês war noch vor fünfzehn Jahren ein armes, schmutziges Städtchen, nicht einmal unmittelbar an dem Meere gelegen; auch konnten die Schiffe nicht bis an das Ufer gelangen, sondern lagen eine halbe Stunde weit entfernt, so daß man erst mit flachgehenden Booten zu ihnen fahren mußte. Aber jetzt ist Alles verändert. Am Gestade des Meeres ist eine neue Stadt entstanden; da sind große steinerne Konsulatsgebäude, alle mit bunten Flaggen geschmückt; daneben stehen einige Gasthöfe in europäischem Geschmack; Läden und Magazine werden errichtet; Werkstätten und Fabriken entstehen, es hämmert, pocht und braust bereits, und hier und da ragen die langen Schornsteine hoch über die Häuser empor, und die Kompagnie der französischen Messageries hat ein bewundernswürdiges Bassin angelegt, in welches die größten Seeschiffe einlaufen, laden und ausladen, und in welchem zugleich etwa nöthige Ausbesserungen und Wiederherstellungen beschädigter Schiffe vorgenommen werden können. Heute steigt man unmittelbar vom Hafendamme in das Dampfboot.

Das alte Suês ist nur von Arabern bewohnt; die Neustadt aber beherbergt eine wahre Musterkarte aller Nationen, und wer in einen der großen Gasthöfe tritt, findet daselbst sicherlich irgend einen Landsmann. Suês wird in wenigen Jahren eine bedeutende Stadt sein — es besitzt jetzt in Fülle das unentbehrliche Lebenselement: trinkbares Wasser. Am östlichen Ufer der nördlichen Spitze des Rothen Meeres (Suês liegt auf dem westlichen) sieht man heute noch den Adschin Musa, d. i. Moses-Brunnen, die Quelle, welche einst Moses den Israeliten mit seinem Stabe aus einem Felsen geschlagen haben soll; aber er ist sechs Stunden von Suês entfernt, auch ist das Wasser heutzutage faul und ungenießbar, und doch war es das einzige Süßwasser, welches die Bewohner der Stadt in der Nähe hatten. Dieser Umstand allein genügte, die in alter Zeit sehr bedeutende Stadt allmählich zum armseligen Dorfe herabzubringen. In den fünfziger und sechziger Jahren wurde erst mit der Post, dann mit der Eisenbahn von Kairo aus Trinkwasser nach Suês gebracht; jetzt hat Lesseps eine ausreichende, unversiegbare Quelle erschlossen durch Herführung seines Süßwasserkanals.

Die Einwohnerzahl war auf 1500 herabgesunken, hob sich aber durch Errichtung der englischen Ueberlandpost auf 4000, von dem Tage an, da die Kanalarbeiten in Angriff genommen wurden, bis zur feierlichen Eröffnung am 16. Nov. 1869 auf 25 000, und die Stadt sieht einer großen Zukunft entgegen.

Die Hauptarbeiten, welche hier neben dem Süßwasserkanale, dem Seekanale und der Eisenbahn von Ismaïlia ausgeführt wurden, sind erstens ein großer Hafendamm oder Wogenbrecher, 800 m lang; zweitens ein Molo zur Absperrung des östlichen Hafens; drittens Ausbaggerung und Austiefung des schiffbaren Kanals, welcher vom Ankergrunde der Rhede in den Hauptkanal führt; viertens Aufdämmen eines über 20 ha großen Stücks Boden (mit dem bei der Ausbaggerung gewonnenen Materiale), um dem Meere Raum abzugewinnen zur Errichtung von Pack- und Lagerhäusern sowie von Docks; fünftens Errichtung des Eisenbahndammes von der Stadt bis zu den eine halbe Stunde

entfernten Docks. Die Stadt hat jetzt zwei Hafenbassins, eines für die Kriegsflotte, eines für die Handels- und Postschiffe, beide mit dem Bahnhofe durch einen Schienenstrang verbunden. Ein stattliches Gebäude, auf welchem man die schwarz-weiß-rothe Fahne aufgehißt sieht, ist das Kaiserlich deutsche Konsulat. Dieses Gebäude fällt selbst aus einiger Entfernung von der Stadt schon auf.

Die Hauptsache bei dem ganzen Unternehmen sind nicht die Einnahmen für Benutzung des Kanals, sondern ist die Abkürzung des Seewegs zwischen Europa und Indien, und nebenbei werden noch andere, sehr gewichtige Vortheile erlangt. Bisher führte die Eisenbahn zwischen Kairo und Suês zweimal täglich dieser letzteren Stadt trinkbares Wasser aus dem Nile zu; jetzt ist Suês durch den Süßwasserkanal reichlich versorgt mit dem flüssigen Lebenselemente. Das ist ein kleines Bild dessen, was der Seekanal im großen ist: Lebensspender in bisher unbewohnbaren Länderstrichen. Neun Städtchen sind bereits entstanden, wo bisher nur Wüstensand und Himmel zu sehen war; sie werden wachsen und zunehmen an Einwohnerzahl, und der ganze Raum zwischen Nil und Seekanal wird durch kleinere Kanäle bewässert und somit bewohnbar gemacht werden. Wie bedeutend aber durch Benutzung des Suêskanals der Weg nach Indien abgekürzt wird, und wie dadurch der ganze ostindische Handel eine andere Gestalt annehmen muß, sieht man deutlich aus folgender

Vergleichung der beiden Seewege: Um das Kap und durch den Kanal.

Seewege von	Entfernung bis Bombay um das Kap:	durch den Kanal:	Unterschied:
Konstantinopel	6100 Lieues,	1800 Lieues,	4300 Lieues.
Malta	5840 „	2062 „	3778 „
Triest	5960 „	2340 „	3620 „
Marseille	5650 „	2374 „	3276 „
Cadiz	5200 „	2225 „	2976 „
Lissabon	5350 „	2500 „	2850 „
Bordeaux	5650 „	2800 „	2850 „
London	5950 „	3100 „	2850 „
Liverpool	5900 „	3050 „	2850 „
Amsterdam	5950 „	3100 „	2850 „
New-York	6200 „	3761 „	2439 „

Triest und Marseille liegen heute 800 Lieues näher an Ostindien als London; das muß mit der Zeit einen gewaltigen Einfluß ausüben auf den Bezug der Waaren, denn Triest kann uns die indischen, chinesischen und japanischen Waaren nun billiger liefern als London und Amsterdam. Im Jahre 1877 betrug die Zahl der Fahrzeuge im Hafen von Suês 1168, im Hafen von Port Saïd 2159.

Eins aber steht fest: Der Chediw Ismaïl hat sein Aegypten um die Größe eines Königreichs erweitert, und dieses Land hat er keinem Menschen geraubt, er hat es der Wüste abgerungen. Das ist eine Eroberung, die nichts zerstört hat; sie hat nur aufgebaut, und Segenswünsche folgen ihr. Die Erbauung des Suêskanals ist ein Werk, würdig der Vergangenheit des Landes am Nil.



Taufik Pascha.

3. Der Chediw.

Vom Tabakskrämer zum Pascha. — Rücksichtsloses Vorgehen. — Mehmeds Nachfolger. — Der Chediw Ismaïl. — Sturz und Nachfolge. — Türkische und christliche Wirthschaft. — Urtheil.

Zu Chawala, einer kleinen Hafenstadt Rumeliens, ward dem dortigen Befehlshaber der Gendarmerie, Ibrahim Aga, im Jahre 1769 ein Sohn geboren, welcher den Namen Muhammed erhielt und später der berühmte Regenerator Aegyptens, Mehmed Ali Pascha, wurde. Da Mehmed früh seine Eltern verlor, nahm der Gouverneur des Städtchens sich des talentvollen Knaben an, zog ihn in sein Haus, gab ihm später seine Tochter zur Frau und machte ihn zum Gendarmeriehauptmann; nebenbei betrieb Mehmed noch einen Tabakshandel. Dabei kam er mit Christen vielfach in Berührung, streifte die Vorurtheile der Türken ab, befreundete sich mit europäischer Kultur und gewann namentlich eine große Zuneigung zu den Franzosen; der Kaufmann Lyon aus Marseille hatte ihm mannigfache Wohlthaten erwiesen, Mehmed war sein Leben lang dankbar dafür.

Im Jahre 1800 mußte der Gouverneur von Chawala auf Befehl des Sultans ein Kontingent nach Aegypten zum Kampfe gegen die Franzosen senden, stellte seinen Sohn Ali Aga an die Spitze und gab ihm den klugen,

umsichtigen und sehr energischen Mehmed als Berather mit. Ali Aga aber hatte den Krieg sehr bald satt, kehrte in die Heimat zurück, und Mehmed Ali war nun der Befehlshaber. Durch Geistesgegenwart und Muth zeichnete er sich so sehr aus, daß ihn der Gouverneur des Landes (als die Franzosen Aegypten verlassen hatten) zum Kommandanten der albanesischen Garde ernannte, wodurch Mehmed der mächtigste Mann nach dem Pascha wurde.

Sein Streben war damit nicht befriedigt, er bedurfte eines weiteren, größeren Wirkungskreises. Nachdem er sich seiner Albanesen vollständig versichert und sich auch andern Anhang zur Genüge erworben hatte, brach (auf sein Betreiben) eine Revolution aus, stürzte den bisherigen türkischen Statthalter und setzte Mehmed Ali an dessen Stelle. Was auch die Pforte gegen diese Rebellion unternahm — Mehmed Ali machte durch List und Gewalt jede Maßregel zu Schanden, und so sah sich der Sultan endlich gezwungen, die revolutionäre That zu sanktioniren, da er sie nicht ungeschehen machen konnte. Am 3. August 1805 ward Mehmed Ali zum Pascha von drei Roßschweifen und zum Statthalter von Aegypten ernannt.

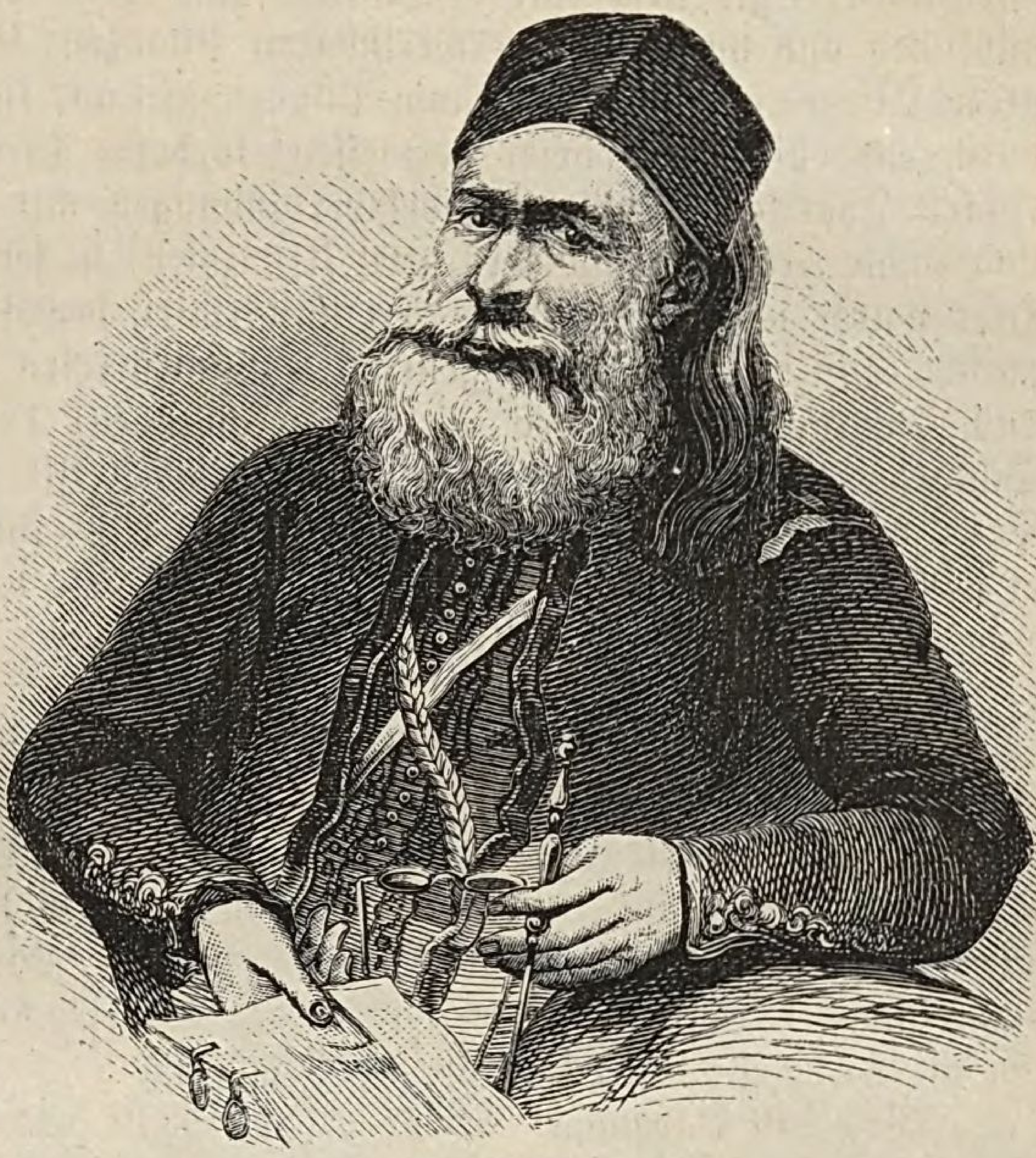
Die Engländer jedoch gaben sich nicht damit zufrieden, denn der neue Pascha war ein Franzosenfreund, und sie beschlossen, ihn zu verjagen. Eine mächtige Flotte erschien, besetzte Alexandrien und Raschid (Rosette) und erklärte Mehmed seines Amtes und seiner Würden verlustig. Allein dieser eilte schnell und muthig heran, schlug die Engländer bei Raschid, schlug sie noch einmal, und der General Frazer mußte zufrieden sein, daß er sich ungehindert einschiffen und im Herbste 1807 nach London zurückkehren konnte.

Die Mameluken, welche bisher jedes Paschah's Regierung durchkreuzten und erschwerten, ließ Mehmed Ali umbringen (s. S. 394) und war nun Herr in seinem Lande — aber freilich immer noch Vasall der Pforte. Auf Befehl des Sultans bekriegte und unterwarf er im Jahre 1811 und dann noch einmal im Jahre 1819 die Sekte der Wechabiten, welche sich fast ganz Arabiens bemächtigt hatte; unterstützte von 1824—1828 die Türkei während des griechischen Freiheitskampfes und machte nun, da sein Heer verstärkt und seine Truppen kriegsgeübt waren, den Plan, die unumschränkte Souveränität zu gewinnen.

Im Jahre 1832 mußte ein gesuchter Zwist mit dem Pascha von Akka den Vorwand zu kriegerischem Vorgehen abgeben; Mehmed sandte seinen Sohn Ibrahim mit einem Heere nach Syrien, und Held Ibrahim, ein Feldherrntalent von seltener Größe, führte Schlag auf Schlag, nahm eine türkische Festung nach der andern weg und lagerte nach Verlauf von zwölf Monden mit seinem siegreichen Heere mitten in Kleinasien, Konstantinopel bedrohend und dem Sultan Friedensbedingungen anbietend. Mehmed Ali verlangte durch den Mund seines Sohnes nicht weniger, als Abtretung sämtlicher eroberter Gebiete und die erbliche Herrschaft in Aegypten.

Auf Verwendung der europäischen Mächte wurde ein Uebereinkommen getroffen, welches zum Frieden führte: Mehmed Ali verzichtete auf die Erblichkeit seiner Würde, erhielt aber ganz Syrien bis an das Taurusgebirge zugesprochen.

Zufrieden war übrigens mit diesem Abkommen keiner der beiden Theile; der Pascha von Aegypten suchte seine Macht zu vergrößern, indem er in Süd-Arabien landete und da immer weiter um sich griff; und der Sultan wartete nur auf eine passende Gelegenheit, dem unbotmäßigen Vasallen wieder abzunehmen, was er mit Gewalt an sich gerissen hatte. 1839 schien der rechte Zeitpunkt gekommen zu sein; die Pforte ließ ein Heer vorrücken, um die Aegypter wieder aus Syrien zu vertreiben. Allein Ibrahim lieferte am 24. Juni des genannten Jahres den Türken bei Nisibi (östlich vom Haleb, gegen den Euphrat zu) eine Entscheidungsschlacht, in welcher die feindliche Armee fast ganz und gar aufgerieben wurde, so daß Mehmed Ali jetzt vollständig Herr der Lage war, und das um so freier, als der thatkräftige Sultan Mahmud II. acht Tage nach jener Schlacht starb und der türkische Admiral mit seiner ganzen Flotte zu Ibrahim überging. Der neue Sultan war verloren, wenn ihn nicht stärkere Mächte schützten.



Mehmed Ali.

Da ward dem kühnen Streben Mehmeds plötzlich Halt geboten. Die Existenz der Pforte zu wahren, landeten englische und österreichische Truppen in Syrien, schlugen Ibrahim im Libanon und trieben ihn über die Landenge von Suês nach Aegypten zurück; eine britische Flotte erschien vor Alexandrien, bedrohte den alten Löwen in seiner Höhle (Mehmed Ali war damals schon 70 Jahre alt), und zwang ihn, seine bedingungslose Unterwerfung unter den Sultan zu erklären. Am 1. Juli 1841 erfolgte der großherrliche Investitur-Firman, wodurch festgestellt wurde: 1) Die Herrschaft in Aegypten ist erblich in der Familie Mehmeds, und zwar je auf das älteste Familienglied; 2) jeder Pascha hat um neue Belehnung bei der Pforte nachzusuchen und der jährliche Tribut ist auf 60 000 Beutel (etwa 7 Millionen Mark) festgesetzt; 3) das Heer darf nicht über 18 000 Mann betragen und die Generäle werden von dem Sultan ernannt; dagegen 4) darf der Pascha nicht politische Verträge mit fremden Mächten abschließen und ernennt seine Beamten und die Offiziere des Heeres bis zum Oberst, diesen mit eingeschlossen.

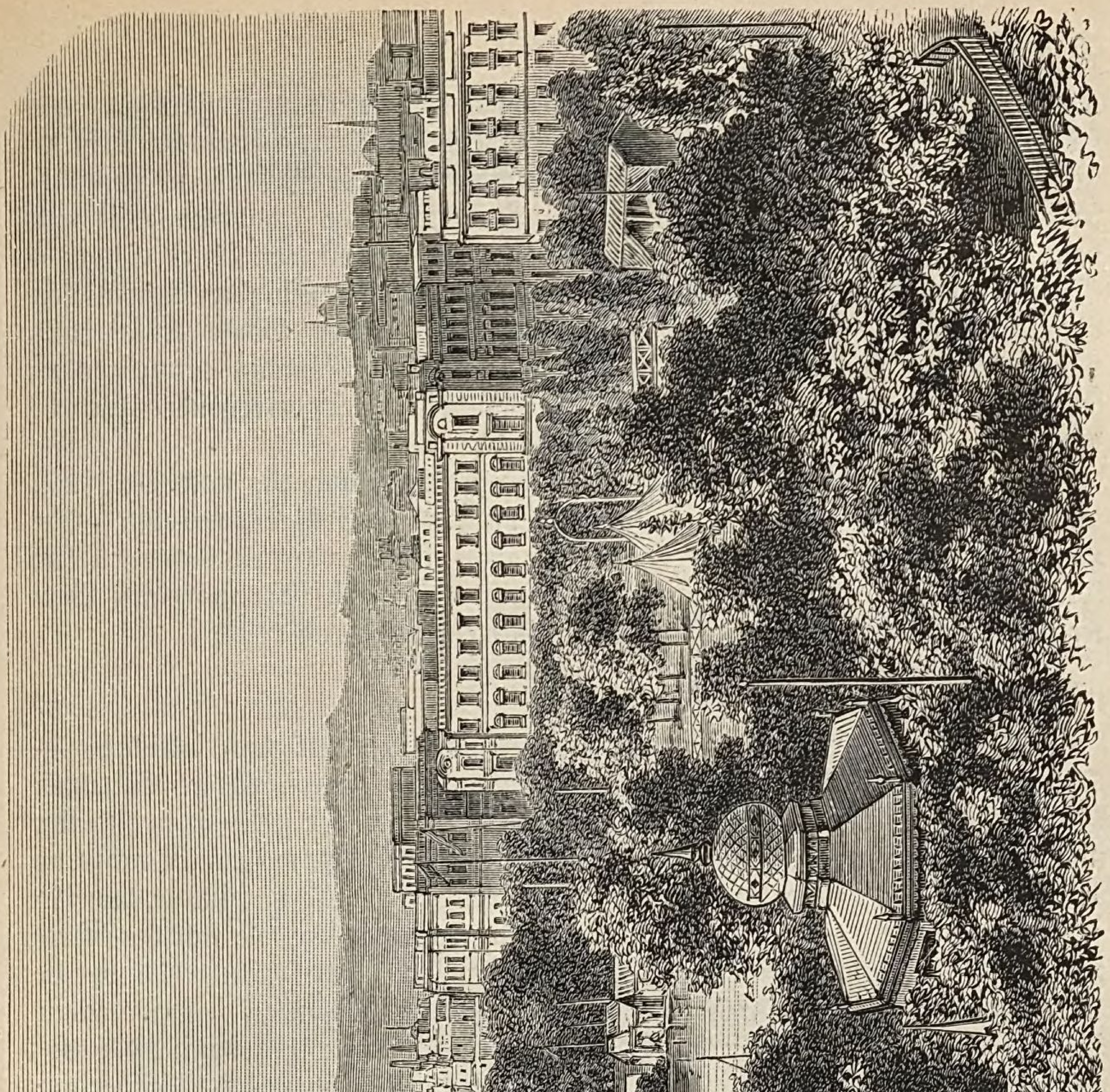
Als Mehmed Ali am 2. August 1849 achtzig Jahre alt starb, war der Aelteste in der Familie (Ibrahim war im November 1848 verschieden) Abbas Pascha, der Nachkomme Tusuns, des ältesten Sohnes Mehmeds, der kurz nach seinen Siegen über die Wechabiten gestorben war; und dieser Enkel Abbas folgte seinem Großvater in der Regierung.

Mehmed Ali war ein orientalischer Despot, welchem jeder Weg genehm war, wenn er zum Ziele führte; er fragte nur, ob irgend eine Maßregel zweckmäßig sei, das Uebrige kümmerte ihn nicht. Aber Aegypten verdankt ihm viel, unendlich viel. Zuerst förderte er in energischer Weise den Ackerbau, diese Grundlage des Volkswohlstandes. Er ließ versandete Kanäle wieder ausgraben, legte neue an, ermunterte zum Bau von Indigo und anderen nützlichen und im Handel verwerthbaren Pflanzen; legte auf eigene Rechnung große Oliven- und Maulbeerbaum-Pflanzungen an; ließ die bebauten Gegenden durch europäische Geometer vermessen; förderte Pferde- und Schafzucht; errichtete Fabriken, knüpfte Handelsverbindungen mit europäischen Völkern an und suchte Fremde (besonders gern Franzosen) in sein Land zu ziehen. Das Heer wurde nach französischer Art uniformirt, bewaffnet und eingeübt; europäische Offiziere wurden angestellt, Stückgießereien errichtet u. s. w. Aber auch Quarantäne-Anstalten, die ersten (optischen) Telegraphen und sehr viele Schulen verdanken ihm ihr Dasein. Mehmed Ali war für Aegypten, was Peter der Große für Rußland war. Durch seine stürmischen Reformen schuf er seinen Zeitgenossen viel Elend; aber er bereitete den Nachkommen die Segnungen abendländischer Kultur.

Abbas Pascha hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Schulen aufzuheben, Staatsfabriken zu schließen und das Heer aufzulösen, denn er sah nicht ein, wozu das viele Geld ausgegeben würde; Europäer jagte er aus dem Lande und führte nur ein Leben des Nichtsthuns und niederen Sinnengenusses in der Weise anderer orientalischer Despoten. Glücklicherweise regierte er nicht lange. Im Juli 1854 wurde er ermordet, und Mehmed Ali's vierter Sohn, Saïd Pascha, kam an die Regierung.

Was sein Vorgänger Abbas zerstört hatte, richtete er wieder her; unter ihm kamen die Eisenbahnen von Alexandrien nach Kairo und von da nach Suês zu Stande; er unternahm in seines Vaters Weise großartige öffentliche Arbeiten und brachte eine gerechtere Vertheilung der Steuern zu Stande. Das Werk aber, welches ihn unsterblich macht, ist der Suêskanal, dessen erste Stadien der Ausführung er in liberalster Weise unterstützte (s. S. 354).

Ihm folgte im Januar 1863 Ismaïl Pascha, ein Sohn Ibrahims, des Siegers von Nisibi. Er war geboren im Jahre 1830, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, wohnte lange in Paris und lebte sich hier ganz und gar in abendländische, hauptsächlich französische Anschauungen. Er sah ein, daß der Orient nicht bestehen könne, ohne sich die Errungenschaften europäischer Kultur anzueignen; und was er gethan und geleistet hat, davon sind unvergängliche Zeugen, die vielen Eisenbahnen (man werfe einen Blick auf die Karte S. 99 u. 357) und der Suêskanal, zu dessen Einweihung Europa's Herrscher nach dem Lande der Pyramiden gekommen waren.



Esbekiehplatz in Kairo.

Kanäle, Schleusen, Fabriken, Posten, Telegraphen — Alles ist im großartigen Stile eingerichtet. Er war es aber auch, der die Gerichte neu organisirte, die Wissenschaften in freigebigster Weise unterstützte (Mariette, das Museum in Bulak 2c. siehe S. 349) und für sein Land eine fast vollständige Unabhängigkeit und damit die Freiheit der Entwicklung erwarb. Er erhielt den Titel Chediw (Vizekönig) und das Recht der Thronfolge in gerader Linie der männlichen Nachkommen, in Gesetzgebung und Verwaltung völlige Souveränität, das Münzrecht, die Erlaubnis, sein Heer bis zu 30000 Mann zu vermehren 2c. Der Tribut an die Pforte wurde verdoppelt. Der betreffende Ferman datirte vom 8. Juni 1873.

So ausgerüstet, unternahm Ismaïl einen Eroberungszug nach Darfur, und im Dezember 1874 wurde dieses Land mit Aegypten vereinigt. Ein Krieg gegen Habesch fiel minder glücklich aus, in hohem Grade ehrenvoll für Ismaïl bleibt es aber, daß er am 5. August 1877 mit England einen Vertrag zur vollständigen Abschaffung des Sklavenhandels abschloß.

Die Erwerbung der — zwar nicht nominellen, aber doch faktischen — Souveränität und die großartigen Unternehmungen hatten riesige Summen verschlungen, das Land tief in Schulden gestürzt, und der Chediw wußte sich nicht mehr zu helfen. Es ging ihm, wie es allerwärts geht, wo man Wucherern in die Hände fällt, und, um eine drückende Schuld zu tilgen, eine doppelt so große kontrahirt. Er war überall von Schurken umgeben, die sich bereicherten und seinen besten Willen zu Schanden machten. Im Jahre 1875 bat er die englische Regierung, ihm einen höheren Finanzbeamten zu senden, damit Ordnung und Ehrlichkeit in die Geldverhältnisse komme; im August 1878 beauftragte er Nubar Pascha, seinen fähigsten Beamten, ein neues Ministerium zu bilden, zur Hälfte aus Europäern bestehend; alle seine Privatgüter trat er an den Staat ab, desgleichen mußten sämtliche Prinzen und Prinzessinen ihren Privatbesitz an das Land abtreten, und man konnte hoffnungsvoll in die Zukunft blicken.

Allein es waren ihrer zu Viele, die bei dem neuen Stande der Dinge ihre Rechnung nicht mehr fanden; diese drängten sich an den Chediw und stellten ihm täglich vor, daß es seiner unwürdig sei, nicht mehr frei und unbehindert schalten zu können; und er selbst, der gewohnt war, nicht zu rechnen, sondern nach Laune über unbegrenzte Summen zu verfügen, er selbst empfand es aufs drückendste, daß jetzt nichts mehr bezahlt werden sollte, was nicht der Minister angewiesen. Endlich konnte er den Druck nicht mehr ertragen, wollte sich der Fesseln entledigen, entließ das Ministerium und trat mit einem neuen Plane zur Regelung der Verhältnisse hervor. England und Frankreich, darüber aufs äußerste erbittert, riethen ihm, abzudanken und verwandten sich zugleich in Konstantinopel für seine Absetzung. Am 26. Juni 1879 kam des Sultans Befehl in Kairo an; Ismaïl dankte ab, und sein ältester Sohn wurde um 5 Uhr abends unter Theilnahme des ganzen diplomatischen Korps auf der Citadelle als Taufik I. zum Chediw ausgerufen.

Ismaïl ging zu Schiffe, fuhr nach Neapel und schlug am 4. Juli daselbst seine Residenz auf. Taufik verzichtete auf die Hälfte seiner Civilliste, ermahnte zu allseitiger Sparsamkeit und Ehrlichkeit und läßt bessere Zeiten für das Land hoffen.

Kaum war Ismaïl gestürzt, als von allen Seiten die härtesten Urtheile über ihn gefällt wurden. Man stellte ihn dar als einen unwürdigen Verschwender, der nichts für das Land gethan und nur seiner Lust gelebt habe. Solches Urtheil aber ist im hohen Grade ungerecht. Allerdings war der Chediw ein orientalischer Herrscher und lebte und herrschte in orientalischer Weise; wäre er aber nicht allerwärts von Betrügern umgeben gewesen, und hätte er einen ehrlichen, tüchtigen Beamtenstand gehabt, so würde er heute noch an der Regierung sein und wohl von seinem ganzen Volke gesegnet werden.

Beispiele mögen sprechen:

Ein landläufiger Betrug wird in der Weise verübt, daß man das Getreide, ehe es in die Stadt gebracht wird, tüchtig wässert, damit es schwerer wiegt. Diesen Betrug zu verhüten, hatte der Pascha in jeder Provinz einen eigenen Beamten ernannt, welcher den ganzen Tag in einer Dahabijeh auf dem Nile umher fahren und die Barken mit Korn überwachen muß. Das geschieht. Die Boote mit Getreide liegen hier, da und dort, die Händler wässern mit Sorgfalt, der Beamte fährt von einer Barke zur andern, erhält sein Geschenk und fährt mit dankendem Gruße weiter. — So schrieb Brugsch im Jahre 1853; das war unter Abbas Pascha.

Der Hof verlangte für eines der Schlösser einen großen Spiegel, der natürlich aus Europa bezogen werden mußte. Der bestellte Lieferant besorgte ihn und legte eine Rechnung von 250000 Franken vor. Durch den Neid eines Konkurrenten wurde dem Pascha einige Tage später die Originalfaktura vorgelegt — sie lautete auf 15000 Franken. Der betrogene Fürst schrieb seinem Lieferanten einen Brief, worin er ihn einen Hallunken nannte, bezahlte aber die unsinnige Summe. — So schrieb Scherer zehn Jahre später; das war unter Saïd Pascha.

Im Jahre 1867 wurde Ottokar Dittmer von Berlin Direktor der ägyptischen Eisenbahnen. Sein Vorgänger, der Engländer Atk. (nur so nennt ihn Dittmer selbst) war in sechs Jahren ein Krösus geworden. Das ging so zu: Dittmer fand das Materialienlager bis unter das Dach mit allem Erdenklichen vollgepfropft, so daß nach seinem Dafürhalten die Borsig'sche Fabrik mit ihren 10000 Arbeitern drei Jahre lang vollauf daran zu zehren hätte. In Kairo aber wurde nichts davon verbraucht; dessen ungeachtet in jedem Monate neu geliefert — d. h. nur auf dem Papiere mit dem amtlichen Stempel des Direktors versehen. Von dem Betrage aller dieser Schwindelgeschäfte für verrechnete und nicht gelieferte Waaren erhielt der Kaufmann ein Drittel, Herr Atk. zwei Drittel. Dampfwagen wurden bei der geringsten Beschädigung, die mit einer Kleinigkeit hätte reparirt werden können, als unbrauchbar auf die Seite gestellt, damit alljährlich ca. 30 neue in England angeschafft werden konnten, für welche auch übermäßige Preise angesetzt

waren; denn Atk. bezog seine Prozente. Beim Ausladen in Alexandrien mußten auch jedesmal 5 oder 6 ins Meer fallen, damit wieder neue bezogen werden konnten. Als Dittmer das Register verglich, mußten sich 530 Lokomotiven vorfinden; es waren ihrer nur 210 da. Resultat der Untersuchung: Die 320 fehlenden waren nie nach Aegypten gekommen, nur auf dem Papiere geliefert worden, und wenn man eine jede zu 300000 Mark rechnet, war das Land um fast 10 Millionen auf diesen einen Posten betrogen worden. In den Gewinn hatte sich die ganze Gesellschaft getheilt, die um den Betrug wußte. Das war unter Ismaïl.

Der ganze Beamtenstand war käuflich; der Bestechung gelang Alles; darum konnten die Abenteurer so leicht in Aegypten Millionäre werden. Daß Ismaïl nicht das Unkraut vertilgen konnte, welches seit Generationen in üppiger Fülle in seiner Heimat wucherte, das war sein Verhängnis; schlecht aber war er nicht. Das letzte Wort über ihn möge ein Mann sprechen, an dessen richtigem Urtheil niemand zweifeln wird — es ist Ebers. Er spricht:

„Ismaïl war nicht ein träger Müßiggänger und wüster Genußmensch, den Schweiß seines Volkes gewissenlos verprassend; auch in den Tagen des höchsten Glanzes und Glückes ist er ein unermüdlich thätiger Regent gewesen, und von den zahllosen von ihm verausgabten Millionen hat er einen großen Bruchtheil für wahrhaft produktive Zwecke verwendet. Ohne seine Beihülfe wäre der Suëskanal unvollendet geblieben, zahlreiche Eisenbahnen sind von ihm gebaut, Telegraphenleitungen von ungeheurer Ausdehnung angelegt worden, die Verbesserung des Kanalnetzes hat viele Millionen gekostet, und andere das großartige Werk des neuen Hafens von Alexandrien. Große Summen wurden von ihm auf die Freilegung und würdige Konservirung der Alterthümer verwandt, und mit offener Hand, gutem Verständnisse und duldsamem Sinne ist er bestrebt gewesen, den öffentlichen Unterricht zu heben. Auch christliche Gemeinden unterstützte er reichlich beim Bau von Schulen und Kirchen, und zahlreiche wissenschaftliche Unternehmungen danken ihm willig und freigebig gespendete Hülfe. — Unter ihm sind die Grenzen Aegyptens beträchtlich erweitert worden, durch ihn ist die Zwangsarbeit im Prinzipe aufgehoben und die Sklaverei mit Ernst und Energie abgeschafft worden. Das sind bedeutsame Thaten und seine Thaten.“

Kein Land hat einen fruchtbarerern Boden, keines auf der weiten Erde liegt günstiger für den Handel, als Aegypten; — möge Taufik das Volk so glücklich machen, wie es in einem so hoch gesegneten Lande nur immer möglich ist!



Damm im Delta.

4. Auf, nach Aegypten!

Reisenotizen. — Wadi Halfa bis Philä. — Kambyses und Phanes. — Theben. — Des Lobes höchste Potenz. — Alexandrien. — Kairo. — Mehmed Ali. — Merkwürdige Gebäude. — Das Volk. — Der versteinerte Wald und andere Sehenswürdigkeiten. — Die ewigen Pyramiden.

Es ist natürlich, daß ein solches Land der Wunder, wie es Aegypten ist, ein Anziehungspunkt für alle Reisenden sein muß, und deshalb sollen hier noch einige Notizen für die Besucher Aegyptens folgen.

Die geeignetste Zeit zu einem solchen Besuche ist von November bis Februar. Man entgeht auf diese Weise dem europäischen Winter und ist in Aegypten, wenn dort Alles frisch ist und im schönsten Schmucke steht. Am besten thut man nun, sogleich nach Süden zu fahren, indem man die um diese Zeit herrschenden Nordwinde benutzt, und die Denkmäler erst bei der Rückfahrt zu besehen, wenn sich die Wasser der Ueberschwemmung vollständig verlaufen haben; später begegnet es dem Reisenden gar zu leicht, daß er wochenlang an einer uninteressanten Stelle liegen bleiben muß, weil ihn kein Wind den Strom hinauf treibt. Die angenehmste und bequemste Art der Reise ist noch immer die, ein eigenes Boot, genannt Dahabijeh (d. h. die Goldene), zu miethen; dann ist man Herr seiner Zeit und kann sich aufhalten, wo und wie lange man will. Eine solche Dahabijeh kostet für die Fahrt von Kairo nach Assuan, also bis zu der Insel

Philä, etwa 1800 bis 2000 Mark, wobei Verköstigung und alle Nebenausgaben mitgerechnet sind. Es giebt nämlich in dem ganzen Nilthale nirgends (die paar großen Städte abgerechnet) Gasthöfe oder Wirthshäuser; der Reisende muß also auch sämtliche Nahrungsmittel für die ganze Fahrt mit sich führen. Treten also mehrere Reisegenossen zusammen, so wird die Fahrt gar nicht besonders theuer. Wer die nöthigen Verbindungen hat, kann eins der acht kleinen Dampfboote des Pascha's geliehen bekommen, und mit solchem Vorspanne geht es bedeutend schneller, man gewinnt eine Woche Zeit. Einestheils verringern sich dadurch die Ausgaben für die Dahabijeh und deren Bemannung, anderntheils muß man aber dem Kapitäne des Dampfschiffes ein sehr ansehnliches Geldgeschenk geben; das Boot selbst kostet natürlich nichts. Der wirkliche Vortheil besteht nur in Zeitersparnis, und die Abkürzung der Fahrt an und für sich ist nur ein Gewinn für den, der mit seiner Zeit geizen muß, denn sie ist zugleich eine Abkürzung des Genusses.

Es fahren nun auch bis zu Ende des Monats Februar große englische Dampfboote bis Assuan; sie machen die Fahrt hin und zurück in drei Wochen und legen dabei an jedem interessanten Punkte an. Preis für die Fahrt mit Frühstück, Mittagstisch und Thee: 30 Pfund Sterling, 620 Mark. Das ist ohne Zweifel die billigste und leichteste Art, das Nilthal zu sehen; nur ist man dabei nicht mehr Herr seiner Zeit, denn man kann nicht mehr die Dauer seines Aufenthaltes am Lande bestimmen; wenn die Dampfschiffsglocke läutet, muß eingestiegen werden.

Weiter diene zur Orientirung des Reisenden noch Folgendes:

Eisenbahnfahrt von Wien nach Triest kostet 24, mit dem Eilzuge 17 Stunden Zeit, und man bezahlt in der zweiten Wagenklasse dafür 19½ Gulden, bei dem Eilzuge 23 Gulden österreichischer Währung. — Auf dem Dampfschiffe des Oesterreichischen Lloyd fährt man von Triest bis Alexandrien 6, zuweilen auch 7 Tage; der Preis eines Platzes in erster Kajüte nebst sehr guter Beköstigung beträgt 160 österreichische Gulden. — Die kürzeste Seefahrt ist auszuhalten, wenn man die englischen Dampfer benutzt, welche die Londoner Post von Brindisi nach Alexandrien bringen; sie legen den Weg in vierthalb Tagen zurück. Mit Verpflegung kostet die erste Klasse 300, die zweite 225 Franken die Person. — In Alexandrien kostet in einem guten Gasthofe der Tag 20 Franken; dafür hat man Logis, Kost und Bedienung; ob man nun wirklich da ißt oder nicht, ist gleichgültig, 20 Franken kostet es doch. Die Preise in Aegypten sind in den letzten zehn Jahren fabelhaft gestiegen; allerdings findet man nun aber auch eine andere Bequemlichkeit und namentlich Reinlichkeit, als früher, und die neuen Gasthöfe in Alexandrien und Kairo sind wirklich gut.

Von Alexandrien nach Kairo fährt man auf der Eisenbahn 6 Stunden und bezahlt für einen Platz zweiter Klasse 103 Piaster à 20 unserer Pfennige oder 6 Kreuzer österreichisch. Abfahrt morgens 9 Uhr; nach Zurücklegung der Hälfte des Wegs wird angehalten und zu Mittag gegessen. — Die Preise in Kairo sind etwa dieselben wie in Alexandrien; Alles, was man kauft oder sich leisten läßt, kostet das Doppelte gegen früher. Ein Reitesel kostete sonst 3 Piaster für die Stunde, jetzt einen Franken; eine Droschke, um von dem

Bahnhofe nach dem Gasthause zu fahren, ist unter fünf Franken nicht zu bekommen, und dabei muß man für Alles noch ein besonderes Backschisch (S. 102 und 104) geben, und diese ungezählten Backschisch machen im Laufe der Woche doch ein nettes Sümmchen aus. Der Reisende muß sich von vorn herein mit einem gewissen Gleichmuthe wappnen und sich sagen, daß diese Backschisch zum Leben in Aegypten gehören und unvermeidlich sind, sonst bringen sie ihn um die gute Stimmung. Giebt man dem Burschen, welcher etwa eine Reisetasche in den Gasthof trägt, vier Piaster, so erbittet er sich noch ein Backschisch und erhält einen weiteren Piaster. Will jemand aber den Noblen spielen und bezahlt das Doppelte — es hilft nichts, es wird ihm doch die offene Hand vorgehalten, und er wird um das Backschisch gebeten. Und gäbe man ein Goldstück — das Backschisch wird doch noch erpreßt; jenes ist der Lohn, dieses das Geschenk.

Du stehst andächtig in einer Tempelruine und zeichnest Hieroglyphen oder Wandgemälde ab — „Ana christian", klingt's an dein Ohr, das heißt: „Ich bin ein Christ;" aber das ist nur die Einleitung und soll der Hauptsache Nachdruck geben. Vor dir steht ein mit Lumpen behangener Fellah und bittet um ein Geschenk. Oder du fährst auf dem Strome und bist ganz versunken in die Pracht der Ufer — ein brauner Bursche stürzt sich in die Flut, schwimmt zu dir herüber und schreit: „Backschisch, ja Hawage!" — ein Geschenk, o Kaufmann — denn wir Europäer sind ein- für allemal „Kaufleute" und werden als solche behandelt vom Mittelmeere bis gen Philä. — Hast du dich eines Dragomans (Dolmetschers) bedient, entlässest ihn und giebst ihm seine Bezahlung, er wird sich bedanken, aber sogleich noch einmal die Hand ausstrecken und bitten: „Backschisch, ja Effendi" (o Gebieter).

Trinkgeldforderungen und kleine Insekten bringen den Abendländer am leichtesten außer Fassung; hat er sich aber mit Philosophie gerüstet, diese beiden ruhigen Gemüths zu ertragen, so wird er auch über alles Andere leicht hinaus kommen.

Auf, nach Aegypten! Auf nach dem herrlichen Lande, in welchem es so schön und so süß ist, nichts zu thun, als zu leben! Von Kairo bis Philä findet sich in dem ganzen Halbjahre von November bis Ende April auch nicht ein einziger trüber oder stürmischer Tag, oder ein so heißer, daß es unerträglich wäre. Aber Aegypten bietet uns nicht nur die Pracht der Natur, die unvergleichlichen Reize des Orientes, es stellt uns auch vor Augen die ehrwürdigen Zeugen einer grauen Vergangenheit, einer Geschichte, die so weit in die fernen Jahrtausende zurückreicht, wie bei keinem andern Lande. Der wissenschaftlich Gebildete, der Gelehrte findet hier in gleichem Maße seines Geistes Genüge wie der Freund der Natur, und kein Land der weiten Erde kann sich gleicher Reize rühmen, wie das gesegnete Nilthal.

Ueberblicken wir zum Schlusse noch die Denkmäler aus der Zeit der Pharaonen; machen wir im Geiste die Reise, wie sie praktischerweise in Wirklichkeit ausgeführt wird.

Etwa 88 Stunden südlich von Philä bildet der Nil ähnliche Wasserfälle, wie wir sie in der Nähe jener Insel gesehen und Seite 8 beschrieben haben;

man nennt sie gewöhnlich den zweiten Katarakt des Nils. Wenn man sagt „der zweite“, so ist dabei von der Mündung des Flusses an gezählt, denn von oben ist es der neunte. Er ist eine deutsche Meile lang, und sein Brausen und Tosen hört man eine halbe Stunde weit. Unzählige theils nackte, theils bewachsene Felsinselchen zeigen durch ihre abgerundeten Ecken und tiefen senkrechten Furchen, daß sie bei Hochwasser alle überflutet werden. Dieser zweite Katarakt ist viel trauriger, öder und wilder als der erste; die spärlichen Durrha-Pflanzungen, Bohnen- und Erbsenfelder und die wenigen Baumgruppen vermögen die kahle Wildnis nicht zu beleben. Die Araber nennen ihn Batn el Hadschar, „Bauch der Steine“; in der Nähe liegt das Wadi Halfa, Thal Halfa. Es ist ziemlich lang, birgt aber nur wenige im Gebirge versteckte Hütten; ein Dorf, einen Tempel oder einen Ueberrest aus dem Alterthume findet man in dem Thale nicht.

Das Wasser schießt mit Blitzesschnelle dahin, und wenn noch ein halbes Dutzend rüstiger Ruderer den Lauf des Bootes beschleunigen helfen, hat der Reisende von Tagesanbruch bis zum Mittag 20 Stunden zurückgelegt und ist bei Abu Simbel angekommen. Hier findet er zu beiden Seiten des von Wüstensand angefüllten Thales die beiden Felsentempel, welche wir mit einander bei einem Feste des großen Gottes Ra besucht haben. Der Sand quillt hier zwischen den Felsen hervor, wie in der Schweiz die Gletscher zwischen den schneebedeckten Bergen hervordringen. Beschreibung und Grundriß dieser beiden Tempel befinden sich Seite 114 bis 120. Seite 117 zeigt, wie der Eingang heute aussieht. — Der Reisende Taylor sagt über den Eindruck, welchen dieser Bau macht: „Karnak mit seinen Trümmern Thebens ist großartig, aber seine Größe ist eine menschliche. Der Tempel von Abu Simbel dagegen gehört den übermenschlichen Phantasien des Morgenlandes an, den Hallen der Geister, oder den Reichen der entthronten Titanen der altgriechischen Mythologie.“

Die Inschriften an den Innen- und Außenwänden erzählen uns die Feldzüge des großen Ramessu, seine Siege, die Schlacht bei Kadesch (S. 224) und seine persönlichen Heldenthaten; die Wandgemälde liefern die effektvollsten Illustrationen.

Nachdem wir rechts an einer steilen Felswand, auf deren Höhe die Festung Ibrim (Brim) liegt, vorbeigefahren und nur flüchtig die Eingänge der vielen Felsengräber beachtet haben, kommen wir an einen herrlichen, viele Meilen am Ufer sich hinziehenden Palmenwald, und endlich — 30 Stunden von Abu Simbel — nach Derr (Derri, auch Dirr ausgesprochen). Hinter dem Orte findet sich ein Felsentempel, 110 Fuß tief, dessen Eingang durch vier Säulen geziert ist. Die Vorhalle ist von sechs mächtigen Pfeilern getragen; an den Hauptsaal schließen sich rechts und links kleine Kammern. Der Tempel ist ebenfalls von Ramessu II. erbaut und dem Gotte Ra gewidmet; wegen der schlechten Textur des Steines aber konnten Wände und Pfeiler nicht mit der sonst gebräuchlichen Genauigkeit geradlinig gezogen werden, und dies ist auch wahrscheinlich der Grund davon, daß die Decke der vorderen Halle eingestürzt ist.



Insel Konosso. (Siehe S. 382.)

Ueber einem Bilde, welches dargestellt, wie der König einen Feind an den Haaren zu Boden reißt, stehen die Worte: „Deinen Feind sollst du zerschlagen und deinen Sieg tragen über die Erde, so spricht Osiri. Der mir dienet, dem will ich geben alle Siege und zweimal ewiges Leben.“

Die Gegend von Derr ist berühmt durch ihre Datteln; hier findet man im buchstäblichen Sinne Dattelwälder, und im erquicklichsten Schatten wandert man eine Stunde weit vom Flusse bis zum dreitausend Jahre alten Sonnentempel.

Die Verbindung der beiden Ufer wird hier durch eine Fähre vermittelt. Benutzen wir diese! Wenige Stunden nördlich finden wir auf dem linken Ufer bei Amada die noch recht wohl erhaltenen Reste eines 80 Fuß langen und 30 Fuß breiten Tempels. An einer aufgesetzten Kuppel sieht man, daß er eine Zeit lang als christliche Kirche diente; auch waren innen die Wände mit Lehm beworfen und mit Heiligen bemalt. Der Bewurf ist aber zum größten Theile wieder abgefallen. Dieses Denkmal alter Zeit ist ausgezeichnet durch die Einfachheit seiner Anlage und die große Schönheit der Wandgemälde und Hieroglyphen. An zwei kleine Pylonen schließt sich ein Säulensaal von sechzehn Säulen, und auf diesen folgen noch sechs kleine Gemächer, von welchen fünf ihr Licht durch schmale Deckenöffnungen erhalten.

Bei Wadi-Sebua (Löwenthal, vergleiche Seite 77 und 79) erblicken wir noch eine 30 Fuß breite Sphinxallee, die uns besonders deswegen interessant ist, weil wir hier die menschenköpfigen Löwensphinxe sehen. Ihre Länge von dem Barte bis zum Schwanze beträgt 3 Meter. Ihre Zahl ist sehr groß, aber sie sind fast alle unter dem Flugsande begraben; nur wenige schauen noch daraus hervor. Am Anfange und am Ende der Allee standen je zwei Kolossalstatuen; die Trümmer des vorderen Paares ragen noch 15 Fuß aus dem Sande hervor; von dem hinteren liegen nur noch Stücke umher. Der Tempel selbst ist noch ziemlich gut erhalten und gehört zu den größten Anlagen in Nubien; er besteht theils aus freistehenden Bauten, theils aus Felsenkammern. Wir haben hier sechs Säle in dem Fels; vor dem Eingange eine Halle von zwölf Säulen, vor dieser zwei kleine Pylonen, abermals vor diesen eine Halle von sechs kolossalen Pfeilerstatuen und endlich die zwei großen Pylonen. Von diesen führt die Sphinxallee in gerader Linie an den Fluß, und von diesen Löwensphinxen hat das Wadi (Thal) und der darin liegende Ort den Namen Sebua.

Bei Maharraga beginnt eine Reihe von zwölf Tempeln, die sämtlich auf der linken Seite des Flusses und oft nur eine bis zwei Meilen von einander liegen; diese Reihe geht bis Philä. Die Säulen des Tempels von Maharraga sind unvollendet, die Kapitäle nur aus dem Groben gearbeitet; Hieroglyphen sieht man hier nicht, dagegen die ersten griechischen Inschriften an den Tempelwänden. Es scheint, das dieses der südlichste Punkt war, bis zu welchem Griechen und Römer gedrungen.

Bei Korti sind die Ruinen des kleinsten, weiterhin bei Dakke aber die wohl erhaltenen des schönsten ägyptischen Tempels in ganz Nubien (Aethiopien). Die Pylonen sind über 50 Fuß hoch.

Das Tempelchen von Korti (Kesseh) besteht nur aus drei Zimmern; an dem Tempel zu Dakke ist, wie man deutlich sieht, lange und zu sehr verschiedenen Zeiten gebaut worden; er scheint überhaupt nie wirklich vollendet worden zu sein. Noch führen die alten Treppen auf das Dach des Tempels und auf die beiden Pylonen, von welchen aus man einen reizenden Blick hat in die dunkelgelbe Wüste und nach dem segenbringenden Nil. — Auf einer Säule dieses Tempels findet sich die merkwürdige, Seite 290 wiedergegebene Inschrift, betreffend den „verruchten" Kambyses.



Trümmer des Tempels bei Kardassy.

In dem Wadi Dschirscheh treffen wir bei Tulzis einen kolossalen Tempel, der halb in den Felsen gehauen, halb davor angebaut ist. (Grundriß und ausführliche Beschreibung siehe Seite 89.) Wer hier im Sande nachgraben will, kann noch manche schöne Antiquität finden. — Wir kommen nach Dandur (Garba Dandur). Hier treten jenseit des Tempels, der unvollendet ist, aber sich noch im leidlichem Stande befindet, zum ersten Male aus den Sandsteinbergen einzelne Granitfelsen hervor. Bis Dandur hatten wir rechts und links nur Sandstein; hier aber ist ein deutlicher allmählicher Uebergang, und fünf Stunden weiter, bei Kalabsche (Kalaptsche, Galabsche) sind wir mitten im Granit. Zu beiden Seiten des krystallhellen Flusses grünende, blumenreiche Gefilde, herrliche Akazienwälder, das weite Thal kesselförmig eingeschlossen von den schwärzlichen Felsen — ein prachtvoller Anblick! Viele Hütten des Dorfes Kalabsche, von welchem das ganze Thal den Namen Wadi Kalabsche hat, sind aus Steinen erbaut, die ganz mit Hieroglyphen bedeckt sind. In der

Umgegend liegen weit und breit nach allen Seiten hin Trümmer aller Art; in der Mitte des Dorfes ein alter Tempel, welcher ohne Zweifel zur Zeit der höchsten Blüte ägyptischer Kunst errichtet worden ist. Eine lange Treppenflucht führt von den 31 m hohen Pylonen zu einer fest gemauerten und geplatteten Terrasse am Nil. Sie ist noch außerordentlich fest, der Tempel aber sehr zertrümmert. Hingegen sind die Farben der Wandmalereien noch so frisch, als seien sie erst aufgetragen worden. Der Tempel hat im Ganzen eine Länge von 152 m und ist 63 m breit. Unter den Steinen, mit welchen das Allerheiligste und die offenen Hallen des Säulenhofes gedeckt sind, finden sich solche, die 7 m lang, $1\frac{1}{2}$ m breit und 1 m dick sind. In den hintersten kleinen Zimmern sind die Decken blau mit weißen (früher vielleicht vergoldeten) Sternen.

Eine halbe Stunde weiter, nach Nordwesten zu, kommt man, immer zwischen zerschlagenen Kolossen, zertrümmerten Steinen und Ueberresten aller Art hinschreitend, nach dem kleinen Tempel von Dar-el-Wali (Bet Wali, auch Bert Oually). Dieser ist deshalb merkwürdig, weil in ihm ein Triumphzug des Sohnes der Sonne abgebildet ist mit vielen Gefangenen und wilden Thieren jeder Gattung, Löwe, Giraffe, Strauß, Gebirgsziege und verschiedene Antilopen. Namentlich die Affen, welche zum Theile auf den Köpfen ihrer Führer herumklettern, sind sehr treu und lebendig dargestellt. Auch ein Einhorn will man unter diesen Wandgemälden entdeckt haben. — Nicht minder interessant sind die übrigen Darstellungen, zum Theile halb erhaben, zum Theile vertieft, geistvoll aufgefaßt und fehlerfrei gezeichnet.

Von Derr bis Kalabsche sind 45 Stunden; wir haben also von dem zweiten Katarakt an schon einen Weg von 95 Stunden zurückgelegt. Noch fünf Stunden nördlicher liegt, ebenfalls auf dem linken Ufer, Tafa (Tafeh oder Teffa). Südlich von diesem Dorfe treten die Granitfelsen so weit hervor, daß sie von dem Wasser des Flusses bespült werden; die Bewohner von Tafa können also nur über die Berge hin oder zu Schiffe nach Kalabsche kommen; es giebt keinen Pfad längs des Nils. In dem Orte selbst sind die Ruinen eines kleinen Tempels und in den westlichen Bergen finden sich noch zwei Felsentempel, in deren Umgebung Alles mit Trümmern bedeckt ist, die wahrscheinlich zu einem größeren Gebäude gehörten. — Hier verschwindet der Granit wieder, und abermals sind die steilen Thalwände auf beiden Ufern Sandstein. Das Thal selbst aber erweitert sich und ist ganz und gar mit Erinnerungen an die altägyptische Zeit bedeckt. Da sehen wir Ueberreste fester Lager mit zehn Fuß dicken Mauern, Steinbrüche, Trümmer von Kolossen, Ruinen von Tempeln, vier Stunden stromabwärts bei Kardassy (Gartaas, Gertasse) noch ein 30 Fuß breites und 36 Fuß langes Stück einer zerstörten Säulenhalle.

Diese Tempeltrümmer sind hochinteressant dadurch, daß hier Säulen mit Pflanzenkapitäl und solche mit der Hathormaske neben einander stehen (wie das z. B. auch S. 95 zu sehen ist). Die Aegypter scheuten sich gar nicht, so verschiedene Säulen an demselben Bau zu verwenden, und die Harmonie des Ganzen ward auch dadurch in der That nicht gestört.

Nun betreten wir abermals die Granitregion, die uns nicht verläßt bis Suan. 15 Stunden nördlich von Kardassy ist die Grenze von Aegypten.



Assuan von der Insel Elefantine aus.

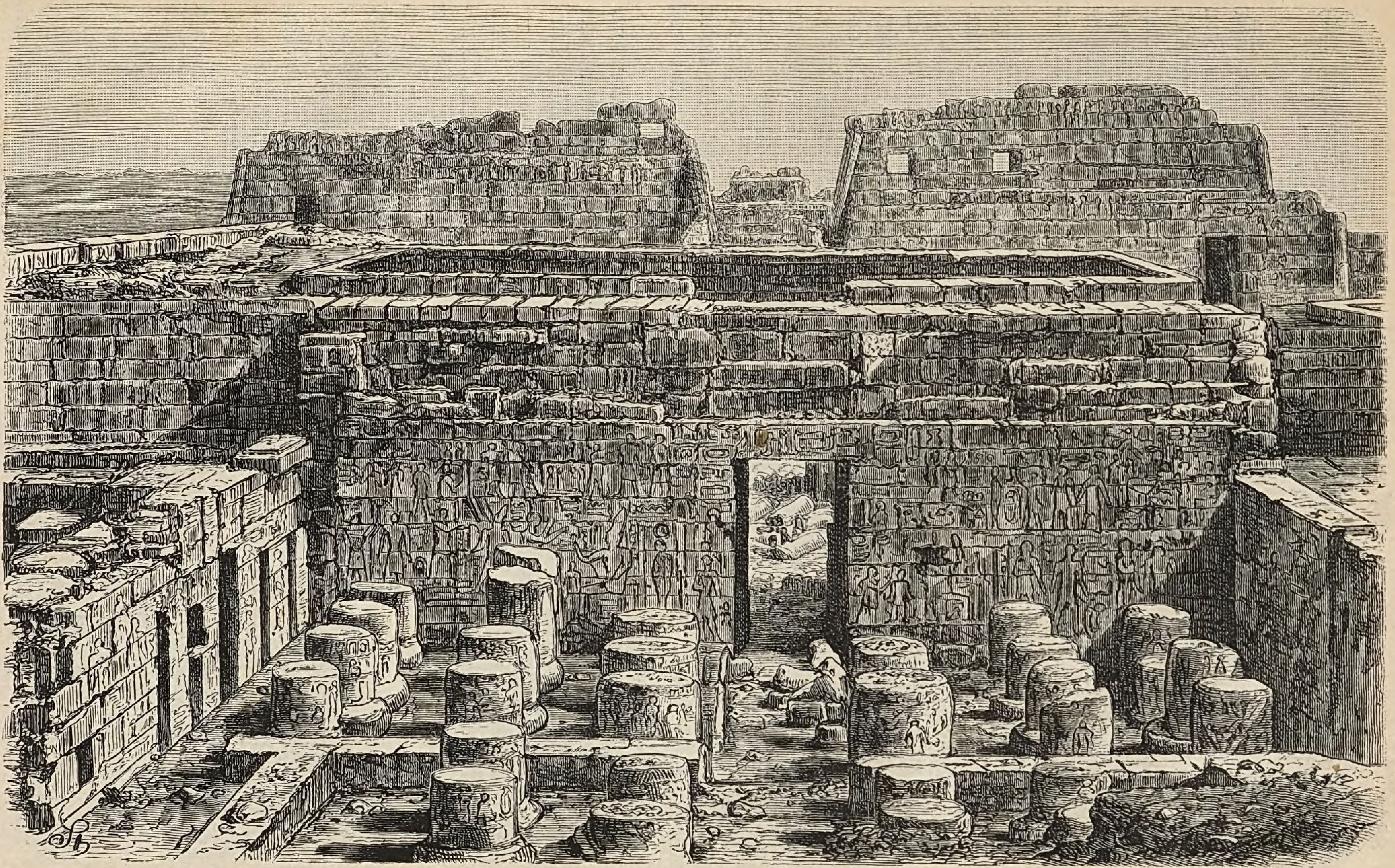
Der zweite Katarakt ist 70 Stunden südlich von dieser Grenze; der Weg zu Wasser beträgt 120 Stunden. — Jetzt sind wir wieder in bekannten Gegenden. Da kommt die Insel Philä, von den Arabern Dschesiret el Birbe, d. i. Insel der Tempel, genannt (s. S. 6 u. 7). Ihr Name bei den jetzigen Geographen Aegyptens ist Anas-el-Wogud, Versüßerin der Existenz. Philä hat drei Landungsplätze: Im Süden der Insel führt eine breite steinerne Treppe vom Flusse herauf, links davon sind zwei lange Säulengänge, die nach den Pylonen des großen Tempels leiten. Im Osten, gegenüber dem von Assuan kommenden Landwege, ist der zweite Landungsplatz; auf einer geräumigen Terrasse erhebt sich hier ein Portikus von 16 schlanken Säulen. Im Norden ist endlich der dritte, wohl zuletzt hergestellte Landungsplatz, worauf die hier errichteten Bauten, wohl aus römischer Zeit, hindeuten. Ueberdies führen am westlichen Ufer noch zwei schmale steinerne Treppen nach dem Flusse; doch wurden diese sicherlich nur von Tempeldienern benutzt, um Wasser zu schöpfen.

Die vielen Inschriften an den Tempelwänden geben dem Beschauer Veranlassung zu recht interessanten Betrachtungen: Neben dem alten Pharao erscheint ein Ptolemäer, ein römischer Imperator, ein Präfekt, ein Unterpräfekt, ein christlicher Bischof u. s. w., dann ist die französische Expedition von 1798 verewigt, und schließlich folgt das Heer neuerer Reisender, die doch alle gerne der Nachwelt berichten, daß auch sie an Osiri's Grabe gewesen.

Weiterhin, durch die Wasserfälle und die Stromschnelle Schellal (siehe S. 8 u. 9), gelangen wir zuerst an die Insel Konosso (S. 377) mit ihren schwarzen Felsen (rechts hinten auf dem genannten Bilde). Hier sehen wir den König Mentuhotep in Bild und Schrift verewigt, welcher 2550 Jahre v. Chr. Geburt lebte. Auch Thutmes IV., Amenhotep III., Psamtik I. und andere Heroen der Vorzeit haben hier ihre Namen hinterlassen.

Das Inselchen Scheïl weist eine Masse höchst interessanter Inschriften auf; von den vielen sei hier nur eine einzige (nach Dittmers Uebersetzung) wiedergegeben: „Phanes führte des Kambyses Heer in das Land Kemi und half vernichten die Macht des Pharao; doch als er seinen Lohn dafür von dem Prinzen Hat-sum-ider verlangte, führte ihn dieser vor den König, dort des Phanes Verlangen wiederholend. Der König ergrimmte über die Frechheit des Phanes, für seinen schnöden Verrath Lohn zu fordern, und vergalt dem Verräther nach seiner Weise. Er ließ ihn ergreifen, entkleiden, mit glühenden Ruthen peitschen, dann mit Salz einreiben, am nächsten Tage abermals mit glühenden Ruthen peitschen, nochmals mit Salz einreiben, wieder am nächsten Tage peitschen und ihn dann langsam verbrennen. Vor seinem Hinscheiden verfluchte Phanes den Kambyses, worauf ihm der König die Zunge ausschneiden ließ, diese eigenhändig zerstückelte und den Geiern zum Fraße hinwarf. — Dies berichtet der Prinz und erste Heerführer Ratesenes. So geschehen auf dieser Insel."

Das Urtheil war eines Kambyses würdig; aber man findet sich durch die diabolische Grausamkeit doch weniger verletzt, wenn man bedenkt: Es war Vaterlandsverrath, welcher den König zu einem solchen Befehle brachte; auch ein Kambyses entsetzt sich noch über den Verräther, benutzt ihn zwar, aber verachtet und verabscheut ihn.



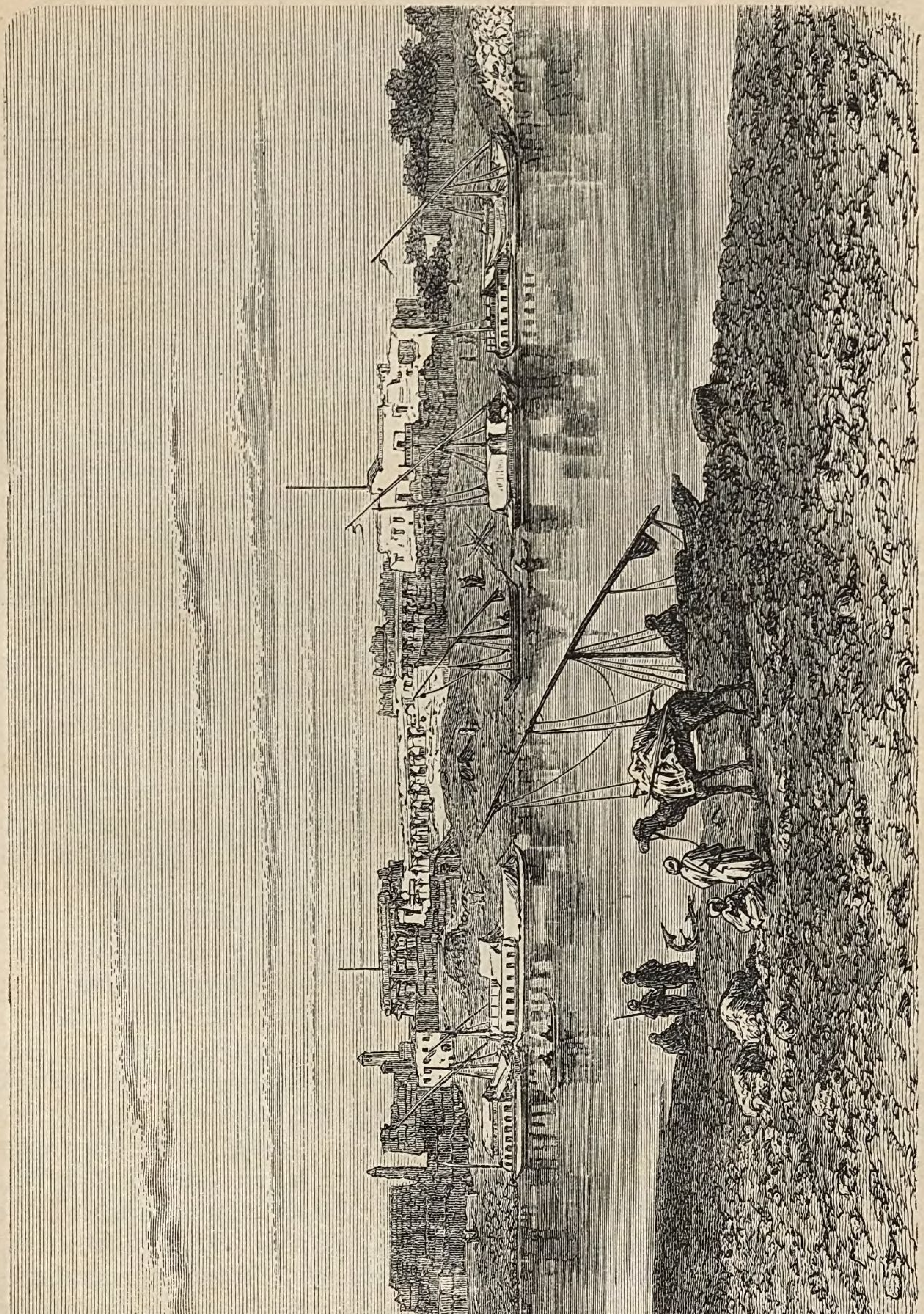
Trümmer des Säulensaales zu Medinet Abu.

Auf dieser Insel Scheïl, und zwar an ihrem Nordende, findet sich auch das S. 309 angeführte prophetische Wort des Königs Militis.

Am Ende des Granitgebirges sehen wir auf dem rechten, östlichen Ufer Assuan mit den großen Steinbrüchen und Mauerüberresten des alten Sun (S. 10 und 381). Hier liegt im Nile die Dschesiret el Sag, d. i. Blumeninsel, bekannter unter dem Namen Elefantine (S. 8), mit den Trümmern einer Stadt und den Ruinen zweier Tempel. Ganz neu ist die Entdeckung eines Tempels aus ptolemäischer Zeit bei Assuan; wir verdanken sie dem trefflichen Mariette-Bey, der sie Anfang des Jahres 1866 bei seinen Ausgrabungen gemacht hat.

Westlich liegen die größeren Inseln Bigeh und Hesseh. Auf Bigeh sind noch einige alte Säulen und Thürpfosten, über welche sich ein hoher, wahrscheinlich aus römischer Zeit stammender, Bogen wölbt. Neun Stunden weiter liegt auf dem rechten Ufer Ombu bei dem Kum (Berg) Ombu. Es ist ein armseliges Dorf, in dessen Nähe sich aber die Ueberreste eines großen und eines kleinen Tempels der alten Stadt Nubi (S. 14) befinden, beide aus feinstem Sandstein. Der größere ist besonders dadurch merkwürdig, daß er durch eine dicke Mauer, welche ihn seiner ganzen Länge nach durchzieht, in zwei symmetrische Hälften getheilt ist. Nichts Aehnliches mehr kommt in dem Nilthale vor. — Wir kommen an den ersten Engpaß, Dschebl Selseleh, wo die alten berühmten Steinbrüche sind (s. S. 14 u. 125). Auf dem linken Ufer liegen interessante, in die Felsen gehauene Grotten und Kapellen mit merkwürdigen Hieroglyphentafeln.

In diesem Engpasse wird die Fahrt oft durch heftige, von Norden kommende Windstöße aufgehalten; hat man ihn hinter sich, dann geht es munter voran, bis links bei dem Dorfe Edfu die mächtigen Pylonen des alten Tempels von Atbo gleich Kirchthürmen gen Himmel ragen (S. 15, 92 u. 348). — Die Fellah nennen den Tempel Kalla, d. h. Citadelle, weil er die ganze Gegend beherrscht. Hier giebt es viel zu thun für Den, der Säulen, Wandgemälde und dergleichen studiren will! Früher war es sehr beschwerlich, in das Innere dieses beinahe bis zur Decke mit Schutt gefüllten Tempels zu dringen; jetzt ist er vollständig geräumt und ohne Mühe zugänglich. 25 Grad nördlicher Breite liegt dem Orte Edfu gegenüber auf dem rechten Ufer Radesieh und in gerader Richtung nach Osten — 24 Stunden zu Kameel — in der Wüste der Tempel des Königs Seti I., von welchem Seite 16 die interessanten Inschriften mitgetheilt sind. Drei Stunden weiter liegt auf dem rechten Ufer El Kab (Eileithyia). Hier finden wir außer interessanten Tempelresten und sehr schönen Felsgrotten noch zwei Umwallungen, welche ohne Zweifel in alter Zeit als Festungswerke zum Schutze gedient haben. Die vier Seiten der einen sind zusammen etwa 2300 m lang; die Höhe der Mauer beträgt 8, die Dicke 10 m. In dieser einen Umwallung hätte allein eine Stadt von mehr als 10000 Menschen stehen können. Der Weg dahin vom Flusse aus ist sehr beschwerlich und eine volle Stunde lang, lohnt sich aber doch durch die lehrreichen und noch sehr gut erhaltenen Wandgemälde in den Felsengräbern.



Kairo.

Diese stellen unter Anderem verschiedene ländliche Arbeiten dar, sowie eine Gesellschaft, bei welcher der Besitzer des Grabes mit seiner Gemahlin auf einem prachtvollen Sofa sitzt, an welches ein Affe gebunden ist. — An dem Querthale nach dem Rothen Meere vorbei gelangen wir nach Esneh — auf dem linken Ufer — dem Sni der alten Aegypter (s. Seite 16). Hier steht noch, und zwar mitten in der Stadt, ein zwar sehr zerstörter, aber doch überaus prächtiger Tempel mit Säulen, 10 m hoch und $5\frac{1}{2}$ m dick. Mehr als 50000 Quadratfuß der Tempelwände sind mit erhabenen Bildern und Hieroglyphen bedeckt. Allein der Tempel sieht nur noch zum kleinsten Theile aus der Erde heraus, d. h. der Boden hat sich nach und nach so erhöht, daß man, um das Innere des Tempels zu sehen, eine Treppe hinuntersteigen muß; das Aeußere ist überhaupt nicht mehr sichtbar. Ballen Baumwolle und Säcke mit Getreide lagern um das noch aus dem Boden schauende Dach. — Eine Stunde nördlich davon findet sich noch ein kleinerer Tempel. — Die Griechen gaben der Stadt Sni nach ihrer Weise einen griechischen Namen und nannten sie Latopolis. Gegenüber, am östlichen Ufer, lag Contralatopolis, Contralato. Die Trümmer eines kleinen Tempels, welcher durch Feuer zerstört zu sein scheint, erinnern an Kambyses, der bei seinen Verwüstungen auch dieses Element zu Hülfe nahm. — Wieder links finden wir bei Armont oder Erment (an der Stelle des ehemaligen Hermonthis) einen Tempel, an welchem noch ein großes, mit Quadersteinen ausgemauertes Bassin zu sehen ist. Der Tempel mit diesem Weiher, der an jeder Seite 80 Fuß mißt, ist mit einem großen Mauerwall umschlossen, wie wir deren zwei bei El Kab gesehen haben. Neben dem Tempel liegt eine christliche Kirche. Sie ist aus Trümmern der alten verschwundenen Stadt aufgebaut. Die auf einander gesetzten Steine zeigen bunt durch einander gewürfelte Bilder und Hieroglyphen in den verschiedensten Richtungen. Auf dem einen Steine stehen die Köpfe der Figuren nach oben, auf dem andern nach unten, auf dem dritten nach der Seite — der Baumeister hat die Steine geschichtet, wie es gerade der Zufall gewollt hat. Und diese aus Trümmern errichtete Kirche ist jetzt noch weit mehr zertrümmert als der daneben stehende alte Tempel! Von dem Dache des Tempels aus kann man in der Ferne die Ueberreste der alten Hauptstadt Theben (S. 17) erblicken. An der Stelle der ehemaligen großen Königsstadt liegen jetzt nicht weniger als neun Dörfer; links vom Süden anfangend: El Akalteh, Abu-Hamud, El Bairat, Medinet-Abu und am nördlichen Ende Gurnah; rechts Luxor (ein recht ansehnlicher Ort mit etwa 3000 Einwohnern), Kafr, Karnak und Med-a-Mud.

Welcher Reichthum von Denkmälern! Bei El Akalteh befindet sich ein 6000 Fuß langer und 3000 Fuß breiter ummauerter Platz zu Wettrennen. Anderthalb Stunden braucht man, um nur einmal die Mauer zu umgehen! — Bei Medinet (d. h. Stadt) Abu stehen noch zwei Stockwerke eines Riesenpalastes. Ueberall zerbrochene Säulen, Sphinxe, Kolosse, Obelisken! Da stehen auch noch (nordöstlich von Abu) die 60 Fuß hohen sogenannten Memnonssäulen, Statuen des Königs Amenhotep III. (s. S. 81—84). Weiterhin ein gigantischer Prachtbau des großen Ramessu, wir nennen ihn deshalb das Ramesseum, früher wurde er Memnonium genannt, und Diodoros gab

ihn für das Grabmal des Königs Osymandias aus, obwohl keine Spur von einem Grabmale an dem Bau zu entdecken ist. Des Königs zertrümmertes granitenes Standbild, 35 Fuß hoch, liegt noch umgestürzt im vorderen Hofe. Von Schulter zu Schulter mißt die Statue 21 Fuß. Sie ist so kolossal, daß man erst in einiger Entfernung ihre Gestalt zu erkennen vermag. Aus diesem Ramesseum ist das Bild: „Ramessu vor der Göttin Sechet" genommen. Ganz im Norden bei Gurnah wieder ein Palast und herrliche Galerien, Zimmer und Säle in den Fels gehauen! Gegenüber auf dem östlichen Ufer der kolossale Tempel bei Karnak (S. 92—94, 207 u. 209). Von da führt eine Allee von ein Tausend sechshundert Sphinxen eine halbe Stunde weit nach Luxor.

Drüben in den westlichen Bergen, 300—400 Fuß hoch, mit vorspringenden, terrassenförmigen Anhöhen, sieht man unzählige Löcher. Es sind Eingänge zu den Gräbern. Südwestlich von Gurnah zieht sich eine Felsschlucht in die Libyschen Berge, welche zu den Königsgräbern führt; das ist das Thal Bab el Moluk oder Biban el Moluk (S. 122 u. 123), so öde und kahl, daß sich die Phantasie kaum eine Vorstellung davon machen kann. Das Auge erblickt keinen Grashalm, das Ohr vernimmt keinen Vogelton; nur zuweilen schleicht eine Hyäne durch diese Einsamkeit, und in den Gräbern hausen Millionen Fledermäuse.

Es ist nicht möglich, hier die einzelnen Denkmäler zu beschreiben; eine trockene Aufzählung aber wäre völlig werthlos; wir beschränken uns also auf folgende Fingerzeige. Auch der Nichtgelehrte braucht mindestens drei oder vier Tage, die Trümmer der alten Königsstadt zu besehen. Einen für die Paläste auf der Westseite des Nils, einen zweiten für die Königsgräber und die in dem benachbarten Assasif-Thale gelegenen Gräber (aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr.), von welchen eines 862 Fuß in den Felsen hineingetrieben ist; einen dritten für Luxor und Karnak, also die Ostseite des Flusses. Der vierte Tag reicht kaum aus, um die Trümmer des Riesenpalastes von Karnak genauer und mehr ins Einzelne gehend zu betrachten. Es ist rathsam, zur Besichtigung der Alterthümer einen Führer mitzunehmen, um keine Zeit durch zweckloses Hin- und Herlaufen zu verlieren; er erhält 10 Piaster für den Tag. Speise und Trank, also auch Wasser, muß man sich für den ganzen Tag mitnehmen; denn unterwegs ist auf nichts zu hoffen. Jedenfalls betrachte man den Tempel von Karnak zuletzt, denn er ist das Merkwürdigste und Herrlichste, was uns von dem alten Theben übrig geblieben ist, und gegen ihn sieht alles Andere klein aus. Seit Oktober 1867 ist auch ein Gasthof für Europäer durch einen Kopten eingerichtet.

Etwa 15 bis 20 Stunden weiter nach Norden liegen die Trümmer des alten Tantarer, in und bei dem heutigen Dorfe Denderah. Die Ueberreste der zerstörten Stadt bedecken einen Raum von einer halben Stunde in die Länge und von einer Viertelstunde Breite. Ein großer und ein kleiner Tempel sind die letzten größeren Denkmäler von Bedeutung. Eine Frontansicht des ersteren siehe Seite 19. So sah der Tempel noch vor wenigen Jahren aus, zum größten Theil unter dem Sande begraben. Heute aber ist er von

Mariette-Bey vollständig vom Sande gereinigt, steht wieder frei da und giebt dem Beschauer ein schönes Bild längst vergangener Zeit. Die Säulen sind 60 Fuß hoch und haben 25 Fuß Umfang; der Saal mit den sechsmal vier Säulen ist allein 100 Fuß lang und 70 Fuß breit; an ihn schließen sich nach hinten noch verschiedene Tempelgemächer und zuletzt das Allerheiligste. — Was jetzt noch folgt (die Pyramiden abgerechnet), ist nicht mehr viel. In dem mittleren und nördlichen Aegypten haben die Feinde Alles zu gründlich zerstört. Acht bis neun Meilen weiter zweigt sich links der große Kanal ab (S. 23), welchen die Araber Bahr Jusef nennen.

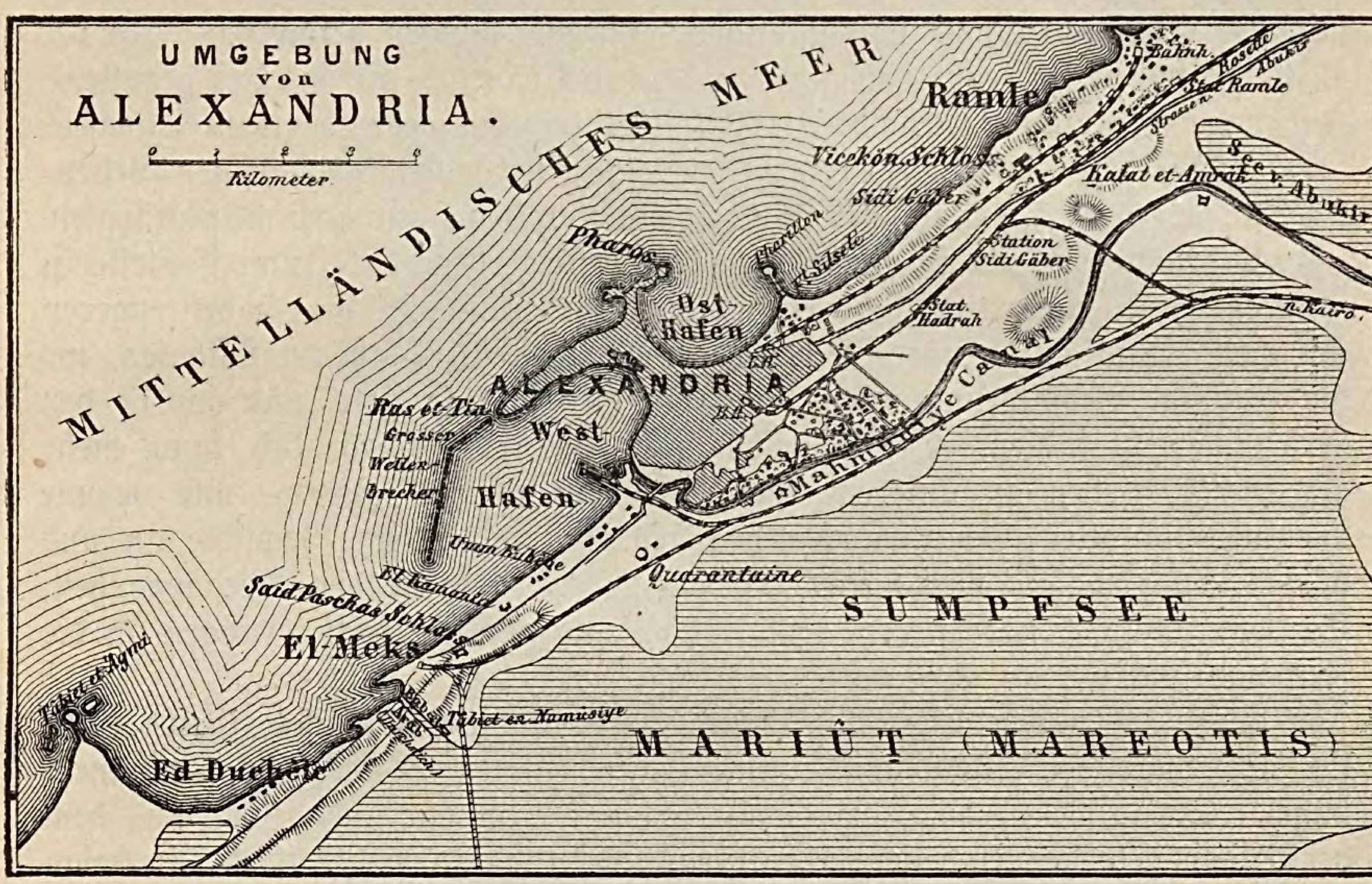
Bei El Kerbeh finden wir noch die Trümmer eines Palastes und eines Tempels der alten Stadt Abydos, von den Arabern jetzt „Arabat, el Matfun", die Begrabene, genannt. Die Palastruine ist namentlich wegen eines in Stein gehauenen Gewölbes merkwürdig und wegen der „Tafel von Abydos", das heißt eines historischen Basreliefs, welches die Namensschilder von mehr als 30 ägyptischen Königen giebt, also für die Chronologie von der höchsten Bedeutung ist. Viele Gräber in der Nähe sind jetzt geöffnet, und ein Besuch in ihnen ist sehr lehrreich. Siut ist das altägyptische Saut, liegt jetzt eine halbe Stunde vom Flusse; sein Hafen ist Hamra. Höchst interessant sind die vielen Gräber mit den Bildern und Inschriften. Die Decken sind meist blau mit goldenen Sternen. Von dem Statthalter der Provinz heißt es in seinem Grabe: „Er war der Weiseste aller Weisen, der Größte aller Großen, der Gelehrteste aller Gelehrten, der Frömmste unter den Frommen und ein Vielwisser in den Bücherrollen." Solches Lob will schon etwas heißen!

In dem heutigen Wasta auf der Ostseite erkennen wir das alte Ust (= weit, ausgebreitet). — Das Dorf Aschmunein liegt auf den Trümmern des alten Schmun (Hermopolis magna); hier steht auch noch ein Tempel, der aber, da er aus Kalkstein aufgeführt worden, sehr zerfallen ist. Jedoch geben selbst diese Reste noch ein lebendiges Bild ehemaliger Größe und Herrlichkeit. Aschmunein gegenüber auf dem rechten Ufer liegt Scheik-Abadeh an der Stelle, wo vor 1750 Jahren Kaiser Hadrian während seiner Nilreise die Stadt Antinoë gründete. In seinem Gefolge befand sich ein junger Mann, Antonius, von ganz besonderer Schönheit, der sich hier an dieser Stelle (um eine dem Kaiser drohende Sühne des Schicksals für geheime Verbrechen auf sich zu nehmen) freiwillig in den Nil stürzte. Hadrian erbaute, theils von dem Edelmuthe des jungen Mannes hingerissen, theils aber auch von seiner grenzenlosen Bauwuth getrieben, hier die Stadt Antinoë. Sie war im römischen Stile aufgeführt; jetzt ist aber kaum mehr etwas davon zu sehen. Bereits vor 50 Jahren ließ der Statthalter von Oberägypten die letzten 30 Säulen umwerfen, in Stücke zerschlagen und diese Stücke in seine Kalköfen bringen.

Die letzten bemerkenswerthen Reste altägyptischer Kunst sind die Felsengräber von Benihassan. Das Dorf selbst ist vor vierzig Jahren wegen steter Räubereien seiner Bewohner zerstört worden; etwas stromaufwärts davon liegen, eine halbe Stunde vom Ostufer des Flusses entfernt, die berühmten Gräber, welche namentlich wegen der in ihnen enthaltenen Wandgemälde für uns von der größten Wichtigkeit sind. (Die Ansicht eines Grabeinganges

s. S. 121.) Etwas weiter landeinwärts, als die Gräber von Benihassan, sind die Höhlen von Maabdeh, mit Krokodilmumien zu Tausenden und dazwischen einigen Menschenmumien.

Abermals steigen wir aus bei Benisuef mit seiner großen, 1826 gegründeten Fabrik für Seiden- und Baumwollenstoffe und wandern an der Seite des Kanales hin, der uns zu dem Bahr Jusef führt. Noch ein Stückchen weiter nördlich geht von diesem ein anderer Kanal westlich durch das Gebirge und geleitet uns in das Thal El Fayum (s. S. 24— 26). —



Alexandrien und Umgebung.

An dem Dorfe El Lahun (altägyptisch Lo Han = Mund des Kanals) vorbei kommen wir zu dem Trümmerhaufen der ersten Pyramide, des Labyrinthes und der zweiten Pyramide. Am höchsten Punkte des Thales liegt an der Stelle des alten Piom jetze Medinet el Fayum. Der See, welcher lange nicht mehr die frühere Größe hat, heißt Birket el Kerun. — Zehn Stunden nördlich kommt die Region der Pyramiden. Bei Mitraheni verlassen wir unser Boot wieder, besteigen ein paar kräftige Esel und reiten zur Stufenpyramide bei Sakkarah, wenn wir nicht vorziehen, direkt nach Kairo zurückzukehren, und die nähere Umgebung der Stadt bei einem besonderen Ausfluge zu besuchen.

Wenn man auch nicht die Zeit oder das Geld zu einer Nilfahrt aufzuwenden vermag und sich mit Alexandrien und Kairo nebst Umgegend begnügen muß, ist auch das schon die Reise nach Aegypten werth, und man kann an der Erinnerung zehren sein ganzes Leben.

Alexandrien, zwischen dem See Marjut und dem Mittelmeere gelegen, hat jetzt über 200 000 Einwohner, darunter 50 000 Fremde; zur Zeit seiner Blüte war es von mehr als einer halben Million Menschen bewohnt; aber auch heute noch besteht seine Bevölkerung wie damals aus Angehörigen aller Nationen um das Mittelmeer. Von hier aus gehen drei Eisenbahnen; mit Europa ist es durch zwei Telegraphenkabel verbunden; im Frankenquartiere wird man nichts vermissen: Großartige Gasthöfe, Kaffeehäuser, Zeitungen, Kunsthandlungen, Bäder, Gasbeleuchtung — Alles ist vorhanden. Den Mittelpunkt des Geschäfts und des Genusses bildet der Mehmed-Ali-Platz, mit zwei Springbrunnen und schattigen Baumpflanzungen geschmückt. In der Mitte desselben steht auf einem $6\frac{1}{2}$ m hohen Piedestale die aus Erz gegossene, 5 m hohe Reiterstatue Mehmed Ali's, des Stifters der gegenwärtigen Dynastie.

Höchst sehenswerth ist der westliche Hafen mit seinem großartigen Wellenbrecher; der östliche versandet immer mehr und dient nur noch als Nothhafen.

Alexandrien kann in einem Tage gesehen werden; das Interessanteste ist nicht das Frankenquartier, sondern das bunte Leben und Treiben in den engeren Straßen, hauptsächlich nördlich von dem Mehmed-Ali-Platz am Osthafen, wo die arabische Bevölkerung wohnt und wo wir uns so ganz und gar in den Orient versetzt fühlen. Die buntesten Trachten, reichlich, ärmlich, kaum mehr als nichts, ziehen an unserem Auge vorüber; weiße, schwarze und braune Menschen in allen Schattirungen drängen sich in dichtem Gewühle an uns vorbei; und wohin wir blicken, sehen wir Trümmer der Vergangenheit, Säulenkapitäle, Quadersteine, Schutthügel und ähnliche Erinnerungen an die Zeit vor uns.

Das Sehenswertheste von Alterthümern ist die Pompejussäule, südlich außerhalb der Stadt, auf einem flachen, kahlen Schutt- und Trümmerhügel. Sie ist 32 m hoch, der Schaft unten $2\frac{1}{2}$ m dick und besteht aus dem bei Assuan gebrochenen rosenrothen Granit. Zu Ehren des Kaisers Diocletian wurde sie (etwa 300 Jahre n. Chr. Geburt) von einem Präfekten Pompejus aufgestellt; daher ihr Name. — Zehn Minuten weiter nach Südwest liegen die Katakomben, unterirdische Gänge und Grabkammern, alle mehr oder minder eingestürzt, aus christlicher Zeit stammend, mit Wandgemälden, die Apostel und die Heiligen darstellend.

Westlich von der Stadt finden sich in den Kalksteinhügeln am Ufer Grabanlagen, die aber jetzt fast ganz vom Meere zerstört sind; sie führen den sonderbaren Namen Bäder der Kleopatra, sind aber nur dann eines Besuchs werth, wenn man Zeit überflüssig hat; zu sehen ist nichts an ihnen. Dem Alterthumsforscher bietet Alexandrien fast nichts, dem Abendländer aber den Reiz des Orients. In vielfach höherem Grade ist das aber der Fall bei Kairo.

Auch hier ist nicht gerade ein langer Aufenthalt zum Besehen der Merkwürdigkeiten nöthig; aber das Leben an und für sich ist voll Poesie und zieht uns unwiderstehlich an.

Ein Besuch der „großen Pyramide von Dschiseh" kann recht gut in einem halben Tage gemacht werden (s. S. 97—112).



Mehmed-Ali-Platz in Alexandrien.

Will man zugleich die Pyramide von Sakkarah besuchen, so muß man sich gehörig mit Lebensmitteln versehen — wobei Wasser nicht zu vergessen! — auch mit einer guten wollenen Decke — denn man bringt alsdann die Nacht in einem der offenen Gräber zu und wandert am Morgen des zweiten Tages den nächsten Weg nach Sakkarah.

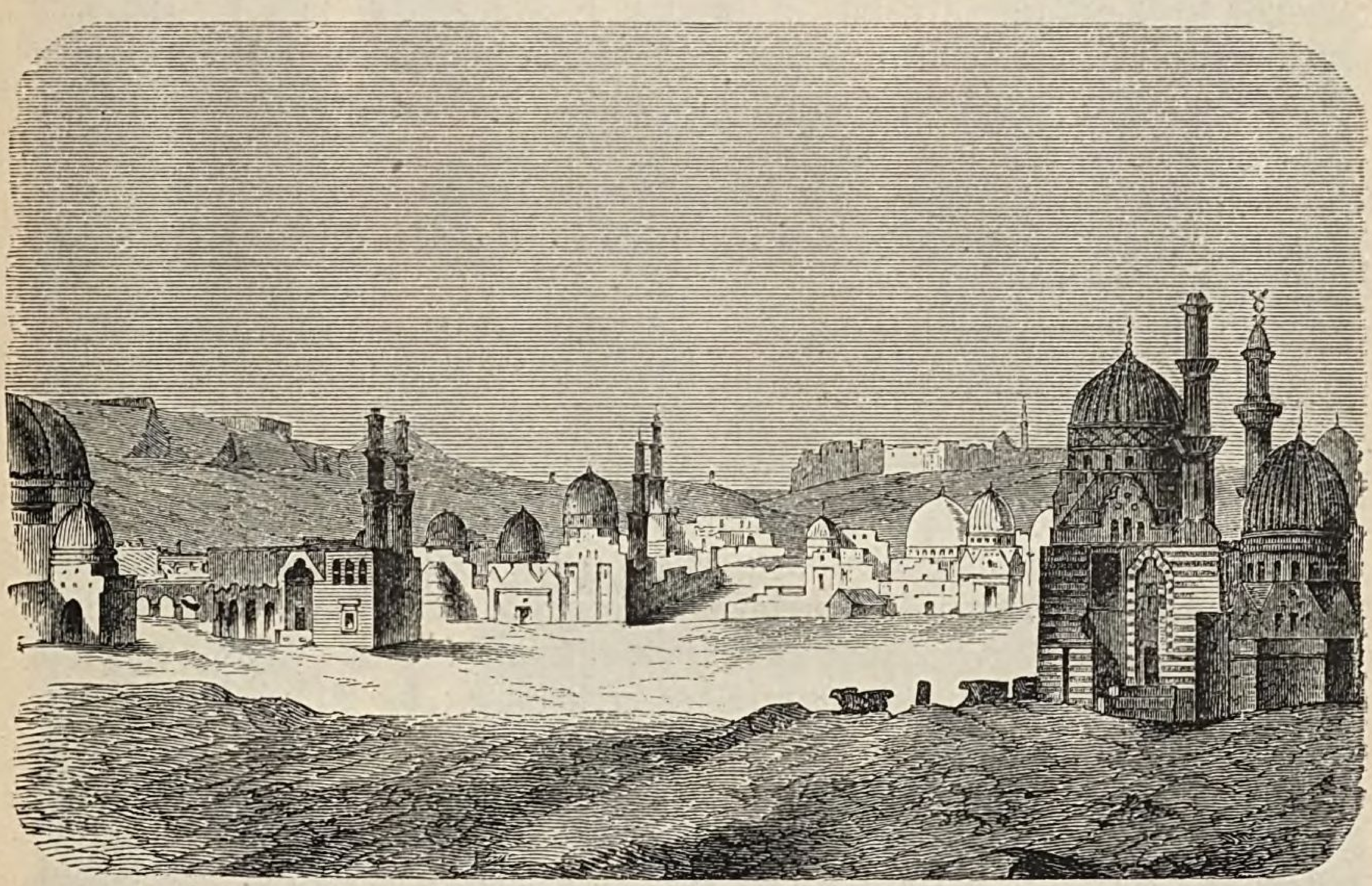
An der Südseite der dritten Pyramide stehen noch drei kleine Pyramiden, welche wahrscheinlich erst der Kern zu größeren sind, aber nie ausgebaut wurden; dagegen finden sich an der Ostseite der zweiten und dritten Pyramide die Ueberreste zweier Tempel. Gräber und Gruben, geebnete Pfade, Mauertrümmer und dergleichen sind noch nach allen Seiten hin zu sehen; was den Reisenden aber besonders anzieht, ist der große Sphinx, östlich von der mittleren Pyramide (s. S. 78—80). Von dem Sphinx aus führt eine gepflasterte Bahn nach einer Mauer, welche die Umfassung eines Hofes gewesen zu sein scheint, in dessen Mitte der Sphinx gelegen. Durch ein Thor in der Mauer kommt man in einen Tempel und von da auf schief abwärts gehenden Pfaden in verschiedene Gänge und Gemächer, die mit Alabaster oder Granit geplattet sind. In diesem Tempel entdeckte Mariette einen Schacht, welcher ganz verschüttet war; als er ihn aber ausräumte, fand er darin Statuen des Königs Chafra, deren bereits Seite 193 gedacht ist.

Hinter dem Sphinx sind große, in Pylonenform aufgebaute Gräber; unten am Fuße der Felsen sind von Osten her andere Gräber in den Stein gebrochen. Hier befindet sich das Nachtquartier. — Am Rande der Wüste hin reitet man sodann folgenden Tags an Abusir und seinen Pyramiden vorbei nach Sakkarah, wo wir aber die berühmte, aus sieben Stufen bestehende, oben abgerundete Pyramide besuchen. Eigentlich sind es Stufen mit Brustwehren, welche wie Schalen um einen Kern liegen. In den innern hohlen Raum ist sehr schwer zu gelangen; es sind verschiedene Kammern, von welchen einige mit grün, schwarz und blauer Porzellanmosaik ausgelegt sind, in welche man sich jedoch nur mit Hülfe eines Seils hinablassen kann. Man hält diese Pyramide für eines der ältesten Baudenkmäler und setzt sie in das vierte Jahrtausend vor unsere Zeitrechnung.

Etwas südlicher liegt die unvollendete Pyramide, welche die Araber Mustabat el Faraun, Thron des Pharao, nennen, von schönem Muschelkalk aufgeführt. Die Zahl der Pyramiden, welche von Dschiseh bis nach Fayum hin liegen, beträgt zwischen 60 und 70; die meisten haben jedoch nur für den Gelehrten ein Interesse. Dagegen ist das Serapeum, welches wir bereits früher beschrieben und in Abbildungen dargestellt haben (s. S. 29—31), höchst merkwürdig. Es liegt nicht fern von der großen Stufenpyramide und ist jetzt leicht und ohne Beschwerde zugänglich. Ferner sind noch sehr beachtenswerth die vielen Gräber, welche hier in Pylonenform aufgebaut sind. Die Thür ist eng, die Zahl der Gemächer verschieden; jedesmal findet sich aber ganz hinten ein ungefähr 70 Fuß tiefer Schacht, welcher unten in einen wagrechten Gang mündet. Dieser führt in ein kleines Gemach, in dessen Mitte endlich der Steinsarg steht. Auch diese Gräber stammen aus der frühesten Zeit, und ihre Wandbilder stellen meist landwirthschaftliches Leben dar. Bemerkenswerth

ist, daß sich als Hausthiere zwar Hunde, Esel, Ochsen, Affen, Gänse, Enten, Tauben u. s. w., ja sogar Störche, Kraniche und Antilopen abgebildet und aufgezählt finden, nirgends aber Schafe und Pferde.

Wir steigen hinab von der Höhe nach der Stätte des alten Memphis. Wo sonst lange, belebte Straßen mit hohen Häusern standen, herrliche Paläste und Tempel, Obelisken und Bildsäulen, da sieht man jetzt Getreidefelder, Baumwollen-Pflanzungen und einen Palmenwald. Wo sonst das laute, lebendige Treiben an dem Hafen und auf den Marktplätzen herrschte, da ist es jetzt still, feierlich still, und kein menschliches Wesen begegnet uns; nur hier und da steht auf einem kleinen Thürmchen mitten im Felde ein armer Fellahknabe als Vogelscheuche, um die ungebetenen Gäste von den Maisähren zu verjagen.



Die Sultansgräber bei Kairo.

An die alte Zeit erinnert hin und wieder ein kleiner Mauerüberrest und — die umgestürzte, 42 Fuß hohe Bildsäule des Königs Ramessu Mi-Amun. Sie wurde vor etwa zwanzig Jahren von Caviglia entdeckt, ausgegraben, stürzte aber in die durch die Ausgrabung entstandene Grube, und da liegt sie jetzt noch, das Gesicht gegen den Boden gekehrt, unter den Palmen des Dörfchens Mitraheni. Aber jeder Schutthügel birgt Alterthümer; überall, wo man in den Boden gräbt, findet man Fragmente von Säulen, Statuen, Skarabäen und Antiquitäten aller Art. Palmen werfen ihren Schatten auf die Fläche, der Pflug durchfurcht den Boden, aber tief innen verborgen schlummern die Zeugen einer großen Vergangenheit.

In und um Kairo selbst sind die Citadelle, die Gräber der Mameluken-Könige (Sultansgräber genannt) und der Nilmesser auf der Insel Roda die

Hauptsehenswürdigkeiten. (Siehe die Karte S. 99.) Von der Citadelle aus hat man einen unvergleichlichen Umblick: Vor uns Kairo mit seinen Thürmchen und Kuppeln, Palästen, Gärten und Hainen, ringsum begrenzt durch die endlose Ebene nach Nord und Süd, auf den gewaltigen Nil und im fernen Westen auf die ehrwürdigen Pyramiden. Die Citadelle ist weniger zum Schutze der Stadt als vielmehr zum Trutze erbaut; sie ist bestimmt, das Volk der Riesenstadt im Zaume zu halten. Hier vernichtete Mehmed Ali (S. 366) im Jahre 1811 die Mamelukenbey's und machte sich durch dieses Blutbad erst recht zum eigentlichen Herrscher Aegyptens. Diese Chefs der Mameluken (S. 320, 325 und 335) beschränkten, ja bekriegten sogar den Statthalter des Landes, und so beschloß dieser, sie durch einen blutigen Gewaltakt zu vertilgen. Er lud sie für den 1. März 1811 nach der Citadelle von Kairo ein; dort sollten sie den Festlichkeiten beiwohnen, welche zu Ehren des Abmarsches der Armee gegen die Wechabiten begangen werden sollten, und zugleich Zeuge sein der feierlichen Einsetzung von Mehmeds ältestem Sohne, Tussun Pascha, zum Oberfeldherrn des abziehenden Heeres. Sie fanden sich ein; die feierliche Uebergabe des Oberbefehls erfolgte; die Freude der Tafel vereinigte die Theilnehmer des Festes. — Jetzt wurde der Zug zurück zur Stadt angetreten; voran als Ehrengeleite ein Heerhaufen Albanesen, dann die Mamelukenbey's in ihrer blendenden, kostbaren Tracht auf ihren reich geschirrten Pferden, zum Schlusse eine andere Abtheilung Albanesen. Als man am Fuße des Berges an das Thor kam, welches nach dem Rumiliplatze führt, war dieses verschlossen, und Suley Kusch, der Anführer der Truppen, verkündigte diesen, sie hätten auf Befehl des Pascha's sämtliche Mameluken nebst deren Dienerschaft niederzuschießen; dafür sollten ihnen deren Waffen, Kleider, Sättel 2c. als Beute werden. In demselben Augenblick wurde auch das obere Thor verschlossen; die Albanesen erkletterten die Mauern und Felsen und — schossen nach und nach sämtliche Mameluken nieder, 470 Mann nebst ihren Reitknechten, zusammen gegen 1000 Menschen. Eingeengt zwischen zwei Mauern, konnten die Verrathenen nirgends Rettung finden. Nur Einer, Emim Bey, stieß seinem edlen Rosse die Sporen in die Seite, daß es hoch aufflog und hinwegsprang über die Mauer — sich zum Tode, seinem Herrn zur Rettung. Es zerschmetterte in dem Abgrunde. aber sein Gebieter war gerettet. Keine der nachgesandten Albanesenkugeln traf ihn; er kam heil auf dem Boden an und verkroch sich nun in ein benachbartes Grab. Nach drei Tagen ward er da entdeckt, hervorgezogen und vor den Pascha gebracht. Mehmed Ali bewunderte den kühnen Springer, sprach: „Der Eine schadet mir nicht", schenkte ihm das Leben und setzte ihm sogar einen Jahresgehalt aus. —

Das Wichtigste bei einem Besuche der Citadelle ist ohne Zweifel die unvergleichlich schöne Aussicht, mit der sich (nach Forchhammers Ueberzeugung) nur etwa die von Mexiko messen kann; wer aber Zeit übrig hat, kann da auch noch Anderes sehen. Mit besonderer Ehrfurcht betrachtet wird der Josephsbrunnen, ein 276 Fuß tiefer, senkrecht in den Fels gehauener Schacht, in welchem man auf 570 Stufen bis zum Wasserspiegel hinuntersteigen kann.



In den Straßen Kairo's.

Er ist oben 7 m lang, 5 m breit und besteht aus zwei Abschnitten. Etwa 40 m von unten ist der Absatz. Hier befindet sich ein Becken, und in einem daneben ausgehöhlten Raume treibt ein Pferd das große Rad, durch welches fortwährend wassergefüllte Eimer heraufgezogen und in das Becken ausgeleert werden. Ganz oben wird ein ähnliches Rad von Ochsen getrieben, und das Wasser wird von jenem Absatz aus abermals in Eimern, die an einer Kette befestigt sind, noch 42 m weiter hinaufgehoben.

Der Schacht war in alter Zeit gebrochen, dann aber verschüttet worden. Im zwölften Jahrhundert ließ ihn der Sultan Jusuf Salaheddin ausräumen und herstellen, und von diesem hat er auch den Namen: Josephsbrunnen. Die Juden nennen ihn mit dem hohen, thurmartigen Ueberbau Beth el Joseph und behaupten, der Schacht sei das Gefängnis gewesen, in welchem der biblische Joseph geschmachtet habe.

Ein Glanzpunkt ist die Alabastermoschee Mehmed Ali's, dieses Helden, der dem Lande einen hohen Grad von Unabhängigkeit und Selbständigkeit errungen und es gewaltsam auf die Bahn des Fortschrittes gedrängt hat. — In italischen Museen fanden sich alte hellgelbliche, durchsichtige, von leuchtenden Adern durchzogene Säulen; aber niemand wußte, woher dieser prachtvolle Alabaster seiner Zeit gekommen. Da wurden endlich durch Zufall bei Benisuef die alten Alabasterbrüche entdeckt, und nun ward aus diesem kostbaren Materiale die Grabmoschee des Begründers der neuen Zeit in Aegypten aufgeführt. Ein solches Gebäude existirt nicht zum zweiten Male auf der Erde. Der Hof mit den Säulenhallen, die maurischen Bogen, die vier hohen, schlanken, schneeweißen Minarets, die Arabesken in Roth und Grün, Blau und Gold, das blau und grün glasirte gewaltige Kuppeldach, die bunten Glasscheiben, welche das Licht dämpfen — das Alles hat etwas Magisches, Feenhaftes, und tritt man endlich vor das vergoldete Eisengitter, hinter welchem der mit schwerem Pupurdamast bedeckte Sarkophag Mehmed Ali's steht, so überkommt den Beschauer unwillkürlich ein Gefühl der Andacht; er steht an dem Sarge eines großen Mannes. — Die Alabastermoschee wurde erst im Jahre 1857 vollendet.

Bei der Rückkehr nach der Stadt vergesse man nicht, dem Löwenzwinger am Eingange der Citadelle noch ein Viertelstündchen zu widmen. Diese Löwen sehen etwas anders aus als diejenigen unserer Menagerien; sie haben Raum zur Bewegung, afrikanisches Klima und machen dem Fremdlinge auf einen Blick klar, daß sie mit Recht den Titel „König der Thiere" führen.

Die oben genannten Gräber, welche auch fälschlich mit dem Namen Khalifengräber bezeichnet werden, liegen eine halbe Stunde nordöstlich vor der Stadt und sind wohl eines Besuches werth. Sie sind mit kleinen Moscheen verbunden, mit Kuppeldächern gedeckt, haben meist wunderschöne Portale und zeigen überall die kunstvollste Arbeit. Das prächtigste von allen ist das Grab des Sultans El Aschraf, welcher im Jahre 1496 n. Chr. starb.

Aber noch tausendmal interessanter als alle diese Gebäude ist das orientalische Leben und Treiben auf den Straßen, in den Bazars und in den Kaffee-

häusern, ein wieder erwachtes Märchen der Tausend und einen Nacht. — Unwiderstehlich ist der Reiz, mit welchem dieses Leben jeden Reisenden fesselt. „Hier ist Alles, Alles anders, als bei uns“, schrieb im Januar 1871 Franz Wallner aus Kairo. „Natur und Menschen! Und wie gewinnt man sie lieb, diese gutmüthig naiven, von der Kultur noch gänzlich unbeleckten, genügsamen, schmutzigen Menschen — hier schmutzig von außen, wie bei uns die Mehrzahl von innen, bis in die tiefste Seele hinein. Man muß in diesem gottgesegneten Lande den warmen, sonnigen Winter durchlebt, eine mondbestrahlte Nacht in der Wüste, einen goldumflossenen Sonnenuntergang an den Pyramiden, einen Frühmorgen im Mokkatamgebirge gesehen haben, um zu begreifen, wie Tausende von Europäern, die der Zufall hierher geführt, nie mehr etwas von Europa wissen wollen. Freilich muß man den Orient nicht in der versumpften, pflanzenlosen, stagnirenden, fanatischen Türkei suchen, sondern hier im Lande der Sonne und der Märchen. Man lebt hier in dem steten Wechsel von Kultur- und Naturgenüssen wie im Traume; die Tage schwinden mit ungeahnter Schnelligkeit, das Dolce far niente (süße Nichtsthun) wird zum Kultus erhoben, dem man sich andächtig und schrankenlos hingiebt. — „Was werden wir morgen beginnen?“ „Gott allein weiß es“, sagt der Araber in seiner poetischen, oft tiefen Sinn bergenden Sprache. „Einen Berg voll Duft und Süßigkeit“ bietet die Apfelsinenverkäuferin an. — „Fremder, ich bitte dich, wahre deine Glieder!“ ruft der Vorläufer. — Der Wasserträger in einer engen Straße drückt sich an die Wand und sagt: „Entschuldige mich, Fremdling, ich gehe dir aus der Sonne, denn du bist mein Herr, ich dein Diener.“ Das sind alles landläufige Ausdrücke eines „ungebildeten“ Volkes, und der geistreiche Kenner des Orients, der gelehrte Baron Prokesch, der Gesandte in Konstantinopel, hatte Recht, als er einst zu mir sagte, da von einem dummen Orientalen die Rede war: „Ungelehrte, unwissende und ungebildete Menschen findet man im Orient, dumme aber muß man in Europa suchen.“ — Man muß hier ein großes Volksgedränge, eine Festlichkeit sehen, wo zahllose Massen, wie eine Mauer festgestaut, sich durch einander winden — man muß sehen, wie ungefährdet Weiber, Kinder, Krüppel sich in die dichtesten Haufen wagen, ohne daß ein Haar ihres Hauptes verletzt wird — und man muß sich an öffentliches Gedränge in Wien oder gar in Berlin erinnern, um zu wissen, auf wessen Seite die Wage fällt.“

Andere Länder, andere Sitten! Manches macht hier einen ganz eigenthümlichen Eindruck, so z. B., daß alle Welt, wenn irgend möglich, nicht steht, sondern sitzt. Käufer und Verkäufer sitzen im Lande, rauchen, trinken Kaffee und erledigen dabei ihr Geschäft; die Soldaten auf der Wache sitzen und stricken wohl dabei, und selbst der Scharfrichter sitzt, wenn er den armen Sünder hinrichtet. Er packt diesen, der neben ihm kniet, beim Kopfe, zieht ihn über sein Knie und trennt mittels eines sichelartigen Messers in einem einzigen gewandten Zuge das Haupt vom Rumpfe.

Eine große Rolle spielen in Kairo die Schlangenbändiger, Gaukler und Taschenspieler. Die giftigsten Schlangen winden sich diese Leute um den Hals, binden sie in Knoten, lassen sie auf Befehl steif werden und sich todt stellen, oder in den

Sack spazieren, ja, sie verzehren eine lebendige Schlange, wenn die Gesellschaft es wünscht. Von den übrigen Kunststücken läßt sich mit wenigen Worten sagen: Man sieht nichts wirklich Neues, aber Alles in unübertrefflicher Vollendung. Becherspiele sieht man bei uns zu Lande genug, aber nicht so wie dort. Da tritt z. B. ein Nubier auf, der außer einer kleinen Lendenschürze gar nichts von Kleidung am Leibe hat, also auch nichts einstecken und verbergen kann. Er stellt seinen alten Zinnbecher, den wir vorher beliebig untersuchen dürfen, auf irgend einen Tisch, eine Fensterbank oder dergleichen, bringt aus einem Körbchen eine Schlange, rollt sie zusammen und legt sie oben auf den Becher. Dann deckt er beide Hände darüber und nach einem Augenblicke ist die Schlange verschwunden — sie liegt jetzt unter dem Becher. Nun nimmt er eine ganze Hand voll Skorpionen und große Spinnen, legt sie ebenfalls auf den Becher, und im Nu sind sie darunter bei der Schlange. Endlich bringt er eine Stachelkugel, die Aehnlichkeit mit einem Stechapfel hat; die Stacheln sind Nadeln, hart und spitz, und man muß das Ding mit großer Vorsicht oben an einer Spitze packen, wenn man sich nicht blutig stechen will. Vorsichtig legen wir das gefährliche Spielzeug selbst auf den Becher, der Nubier bedeckt es mit seinen hohlen Händen — er rührt sich nicht, wir beobachten ihn genau, nicht die geringste Bewegung an ihm oder an dem Becher ist zu bemerken — auch die Stachelkugel spaziert denselben Weg. Dergleichen Leistungen sind total unbegreiflich. Gegen solche einfache Stückchen sind die Zaubereien unserer europäischen Taschenspieler mit glänzenden Dekorationen, blendendem Lichterglanz, brillanten Apparaten und irreführenden Nebendingen doch nur Kinderspiel. Und Gleiches gilt von den gymnastischen Leistungen der Künstler, die sich hier auf den Straßen produziren.

Ein viel genannter Ausflug von Kairo ist der nach dem „versteinerten Walde“. Man hat mehrere Stunden scharfen Eselritts durch die baum- und schattenlose Wüste in dem glühenden Sande zurückzulegen und kommt endlich südöstlich von der Stadt an den berühmten Platz. Daselbst findet sich ein Brunnen mit etlichen Bäumen, und stundenweit ist der Boden bedeckt mit versteinerten Baumstämmen, von den kleinsten bis zu 40 Fuß Länge. Der Baum ist die Nicolia aegyptiaca; deutlich erkennt man noch auf allen Stücken die Pflanzenfaser und die Jahresringe. Welche Katastrophe hat den Wald umgestürzt, die Stämme in Millionen Stücke zersplittert und diese, die doch auf der Oberfläche liegen, versteinert, daß sie aussehen, sich anfühlen und klingen wie Achat? Wohl zwei Stunden weit kann man über diesen niedergefallenen Wald reiten; der Hufschlag klingt wie auf Metall. In der Nähe des Mokkatamgebirges findet man noch viele versteinerte Muscheln, Seekrebse, Haifischzähne u. dgl., was wohl auch darauf deutet, daß hier eine gewaltige Revolution vor sich gegangen.

Wer die Ueberreste der einst so berühmten Stadt Anu oder Heliopolis (S. 32 und 76) besuchen will, reitet nach dem Dorfe Matarieh, drei Stunden von Kairo. Hier quillt der Sonnenbrunnen. Die fromme Sage berichtet: „Als Maria und Joseph mit dem Jesuskindlein auf der Flucht durch

die Wüste hier in das erste ägyptische Dorf kamen, gingen sie vergebens von Haus zu Haus, um einen Trunk Wassers zu erbitten. Betrübt und hoffnungslos ließen sie sich hier unter einem Baume nieder; da that sich der Boden auf, und frisch und lustig sprang ein Quell hervor — die heilige Familie labte sich, es wurde getrunken, gekocht, gewaschen. Jener Baum, die heilige Sykomore, jetzt in vizekönigliche Gartenanlagen eingeschlossen, steht nahe dabei. — Zehn Minuten weiter kommt man an die Schutthügel von Anu; Erdwälle, welche die ehemalige Stadtmauer bezeichnen, dürftige Ueberreste eines Tempels und ein 68 Fuß hoher Obelisk — das ist Alles, was heute noch von jener großen und angesehenen Stadt übrig ist; alles Andere haben die Araber zerstört. (Siehe die Karte S. 357.)

Bis jetzt hat nur Eines der Zerstörungswuth der Menschen getrotzt — das sind die himmelanstrebenden Pyramiden. Sie stehen noch hoch und erhaben in ihrer Majestät; allem Eifer und aller Mühe spottend, schauen sie stolz auf die sie umgebende Trümmerwelt nieder. Darum sagen die heutigen Bewohner des Nilthals mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Bewunderung: „Alles fürchtet sich vor der Zeit; aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden."

Zwar sind auch an ihnen die Folgen der Zerstörung schon sichtbar genug; zwar ist ihre frühere seltsame und erhabene Schönheit dahin; aber sie sind doch noch! Und wenn noch tausend Jahre um sind und das letzte Mäuerlein der alten Tempel zertrümmert und die letzte Säule zerschlagen ist, wenn keine Tempelhalle und kein Obelisk, kein Sphinx und kein Osiribild mehr zu sehen ist, wenn unsere Nachkommen alle diese Wunder nur noch in unseren Kupferwerken erschauen können: dann werden die Pyramiden noch stehen und dem Wanderer, welcher dorthin pilgert, sagen: „Ja, du bist im alten Kemi! Das ist heiliger Boden, auf dem du stehst, und hier sind auch wir noch, wir, die ägyptischen Pyramiden!"

Wie erinnern sie in ihrer stolzen Majestät an den alten König Surid! (S. 111.) Durch Menschen werden sie nie zerstört werden; aber den Einwirkungen der Zeit können sie nicht widerstehen. Ueber fünftausend Jahre haben sie gestanden, sie können noch fünftausend Jahre stehen; aber fallen müssen sie doch endlich, wie alles Entstandene. Wenn sich eines der alten Felsengräber öffnete, und langsam, feierlichen Schrittes träte ein ehrwürdiger Priester Kemi's daraus hervor, der würde in seiner Weise sprechen: „Alles Gewordene vergeht. Der alte Gott Sebak (die unendliche Zeit) lebt noch, und nichts ist, das seiner Macht widerstände! Tausendmal tausend Jahre sind vor ihm nur ein Augenblick; Alles, was geschaffen ist, vernichtet er, Alles muß fallen vor ihm, das Entstandene muß vergehen — ewig sind nur Sebak und Sechet, Nef und Net, die Unerschaffenen; ewig ist nur Amun, der Viereinige." — Er ist und bleibt, wenn Sebak längst den Spruch vergessen gemacht:

„Alles fürchtet sich vor der Zeit;
aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden."

Zeittafel

zur Geschichte Aegyptens.

	v. Chr. Geb.
Mena	um 4400
Bainuter	„ 4060
Bazai	„ 3970
Toser	„ 3900
Snofern	„ 3759
Chufu	„ 3730
Chafra	„ 3666
Menkaura	„ 3639
Assa	„ 3360
Pepi	„ 3240
Nitakert	„ 3100
Amenemhat I.	„ 2450
Usurtasen I.	„ 2430
Usurtasen III.	„ 2340
Amenemhat III.	„ 2300
Raskenen und Apopa	„ 1800
Aahmes	„ 1700
Thutmes III.	von 1625—1571
Thutmes IV.	um 1533
Amenhotep III.	„ 1500
Seti I.	von 1443—1392
Ramessu II.	„ 1392—1326
Ramessu III.	um 1200
Hirhor	„ 1095
Scheschenk I.	„ 949
Pianchi	„ 733
Taharaka I.	von 693— 667

	v. Chr. Geb.
Psamtik I.	von 654— 612
Neku	„ 612— 596
Psamtik II.	„ 596— 591
Uahabra	„ 591— 572
Aahmes	„ 572— 528
Psamtik III.	„ 528— 527
Kambyses	„ 527— 521
Darius	„ 521— 486
Xerxes	„ 486— 466
Artaxerxes	„ 465— 425
Alexander	„ 332— 323
Kleopatra	„ 52— 30
Octavianus von 30 v. Chr. Geb. bis 14 n. Chr. Geb.	

	n. Chr. Geb.
Die Perser	von 616
Die Araber	„ 640
Die Türken	„ 1516
Die Franzosen	„ 1798—1801
Mehmed Ali	„ 1805—1849
Abbas	„ 1849—1854
Saïd	„ 1854—1863
Ismaïl	„ 1863—1879
Taufik	„ 1879.

Sach- und Namenregister

sowie

Verzeichnis der dargestellten Gegenstände.

Die fetten Ziffern bezeichnen Artikel und Abbildungen.

Ende.

Oppel, Karl

Das alte Wunderland der Pyramiden geographische, geschichtliche und kulturhistorische Bilder aus der Vorzeit,der Periode der Blüte sowie des Verfalls des alten Ägyptens

Leipzig [u.a.] 1881